Tagebuchblätter

von

Moritz Busch

Dritter Band

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1899

Tagebuchblätter

III

Tagebuchblätter

von

Moritz Busch

Dritter Band

Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1880—1893
Anhang

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1899

Inhaltsverzeichnis zum dritten Bande

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Aus den Jahren 1880 und 1881 — Die Anfänge der Sozialgesetzgebung

Im Sommer und Herbst 1880 stand ich in ziemlich lebhaftem Verkehr mit Bucher. Am 3. Juni schickte er Material zu einem Artikel über das Verhalten der Kurie gegenüber der italienischen Regierung, der unter dem Titel: „Die Regierung und die Bischöfe in Italien“ in Nr. 24 der Grenzboten zum Abdrucke kam, und der mit den Worten schloß: „Aus alledem ergiebt sich, daß der Papst (unter dem auch der Vorgänger Leos verstanden war) seine diskretionäre Gewalt in Italien entgegenkommender handhabt als in Bezug auf Deutschland, woran wir uns in den nächsten Entwicklungsphasen des Streites der Kurie mit der preußischen Regierung erinnern wollen.“

Am 28. Oktober nachmittags kam er in meine Wohnung und diktierte mir im Auftrage des Chefs, der ihm in der Sache geschrieben hatte, folgende Korrespondenz für den Daily Telegraph:

„Es ist hier eine kritische Situation entstanden. Es fragt sich, ob der Reichskanzler im Amte bleibt oder nicht. Die Sache knüpft sich an die Besetzung der Staatssekretärstelle im Auswärtigen Amte. Die Schwierigkeiten sollen persönliche Fragen, keine sachlichen, zum Gegenstande haben. Als Führer der Opposition am Hofe wird der General Graf Goltz, der Bruder des frühern Botschafters in Paris, bezeichnet, der die Lorbeeren, die er auf dem Schlachtfelde nicht finden konnte, auf einem andern Felde zu suchen scheint, und als Kandidat für die Staatssekretärstelle von Radowitz, der gegenwärtig die Geschäfte der Pariser Botschaft führt. Es wäre seltsam und würde unberechenbare geschichtliche Folgen haben, wenn der Kanzler in dem Augenblicke, wo er für die europäische Politik im Besitz

einer glänzenden Autorität zu sein scheint, durch eine Hofintrigue zum Rücktritt gezwungen würde. Ich würde die Nachricht für sehr unwahrscheinlich halten, wenn meine Quelle minder glaubwürdig wäre; und wenn die Nachricht nicht von dem unterstützt würde, was man über die Charaktere der Hauptpersonen des Dramas weiß. Die frühere Erfahrung hat gezeigt, daß der Kanzler keine Widerwärtigkeit gegenüber einer so krankhaften Empfindlichkeit zeigt, wie bei Parteinahme des Hofes für Intriguen, die gegen ihn persönlich gerichtet sind. Man hat ähnliches in den konfessionellen Kämpfen, zur Zeit der Prozesse wegen Verleumdung gegen ihn und bei seinem Abschiedsgesuche im Jahre 1877 beobachten können. Man muß darin eine Schwäche erkennen, die aus der Tradition seiner frühern Jahre und aus seinem Verhältnisse zum Königtume entspringt, das wir mehr als ein karlistisches, denn als ein staatsmännisches bezeichnen möchten. (Hier begegneten sich die Augen zweier Auguren und lächelten schelmisch.) Wir bedauern behaupten zu müssen, daß seine Empfindungen für sein Vaterland und seine Nation denen eines Dieners seines Königs untergeordnet sind (hier schmunzelten die beiden Auguren abermals, und eine Stimme sagte: »Wahrhaft köstlich!«), und daß die Größe der Aufgabe, die ihm gestellt ist, ihn auch heute von dem Drucke der höfischen und dynastischen Einflüsse nicht emanzipiert. Er würde, wenn er Hannoveraner oder Bayer wäre, wahrscheinlich aus dynastischer Anhänglichkeit ein unverbesserlicher Partikularist sein und bleiben. Wir würden es nicht bloß aus politischen Gründen, sondern auch in seinem persönlichen Interesse beklagen, wenn er heute über Fäden stolpern sollte, von denen man leider weiß, daß sie in seinen Augen unzerreißbar sind."

Das war offenbar — nicht von Bucher konzipiert. Dieser fügte aber noch hinzu, der Kaiser wolle in die orientalische Frage selbst eingreifen, und er habe deshalb schon ohne Wissen des Chefs Telegramme abgehen lassen. Jetzt hätten wir in Konstantinopel Erfolge errungen, und da wollte der Fürst Hatzfeldt abberufen und ins Auswärtige Amt versetzen, sodaß er mit Glanz aus seiner bisherigen Stellung schiede. Später würde es doch wieder schlimmer werden, und dann würde das vorzüglich auf Hatzfeldt, den Doyen der Botschaft, fallen. Der Kaiser aber habe sich von Goltz einreden lassen, daß alles so vortrefflich wie jetzt bleiben

werde, und wolle deshalb Hatzfeldt in Konstantinopel festnageln. Der Artikel solle in den Daily Telegraph, nicht in den Standard, weil ihn Radowitz dort durch seine dienstbaren Geister hemmen könnte. „Der Ausdruck: »karlistisch« ist vom Chef selbst," bemerkte Bucher.

Ich schrieb der Redaktion des Daily Telegraph:

„Geehrter Herr!

„Der beiliegende Artikel stammt, wie ich zu verschweigen bitte, aus allerbester Quelle und zwar größtenteils wörtlich, und ich ersuche Sie, ihn so schnell wie nur möglich und ohne Änderung oder Zusatz zu bringen — auch den scheinbaren Tadel des Fürsten, der seinen bestimmten Zweck verfolgt. Ich denke, diese Korrespondenz wird allgemein großes Aufsehen machen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir sofort nach Empfang zu telegraphieren, daß sie unverkürzt in das Blatt aufgenommen werden soll. Es bedarf dazu nur die Worte: Request granted!"

Das am Donnerstag Abend abgesandte Manuskript war am Dienstag noch nicht gedruckt in meinen Händen, wohl aber hatte ich am Montag das gewünschte Telegramm erhalten, das die Aufnahme verbürgte. Ich ging damit Mittwoch, den 3. November zu Bucher, setzte ihm auseinander, wie ich der Redaktion Eile und Vollständigkeit empfohlen hätte, und überließ ihm auf seinen Wunsch das Telegramm zur Übersendung an den Chef. Ich erfuhr dann, daß die Krisis inzwischen ihre Erledigung gefunden hatte. Der Kanzler hatte dem Kaiser einen siebzehn Seiten langen Bericht erstattet, und der alte Herr, damals auf der Jagd in Ludwigslust, hatte ihm telegraphiert: „Ihre Auseinandersetzungen gelesen. Stimme damit überein. R(adowitz) soll nach A(then) gehen." Bucher setzte hinzu: „Er wird wohl heute hier eintreffen. An Stirum hat er geschrieben, er müsse dort mehr haben, als das gewöhnliche Gehalt. In Paris hat er neben seinem Gesandtengehalt noch Diäten, was die Oberrechnungskammer nicht in Ordnung findet, aber aus dem Welfenfonds gedeckt werden wird. Er möchte am liebsten, da es mit dem Staatssekretär nun nichts wird, gleich nach Konstantinopel." Ich erfuhr danach noch, daß Hatzfeldt nun bestimmt Staatssekretär und Busch Unterstaatssekretär wird, dieser mit sechstausend

Thalern jährlich. Bucher hat „alles in allem" bloß 3700. Schließlich empfahl mir Bucher, wenn es wieder einmal über Friktionen der Art zu berichten gäbe, Einflechtung der Stelle in Richard dem Zweiten (1. Akt, 3. Szene), wo Gaunt dem Könige auf dessen Ausruf: Why, uncle, thou hast many years to live, die Antwort giebt:

But not a minute, King, that thou canst give:
Shorten my days thou canst with sullen sorrow,
And pluck nigths from me, but not lend a morrow:
Thou canst help time to furrow me with age,
But stop no wrinkle in his pilgrimage:
Thy word is currend with him for my death,
But dead, thy Kingdom cannot buy my breath.

Am 4. November endlich bekam ich den am 2. gedruckten Artikel des Daily Telegraph und brachte ihn Bucher, der ihn sofort dem Chef übersandte. Er sagte, dieser werde ihn vermutlich in der deutschen Presse verwerten lassen. Es wäre übrigens gut, daß ich ihm in der Sache nicht telegraphiert hätte, da Telegramme von Wichtigkeit immer erst an den Staatssekretär oder an den Kanzler selbst, wenn er hier wäre, abgingen. Er äußerte, auch die Zeitungen hätten ganz recht, wenn sie darauf hinwiesen, daß Bleichröder Hatzfeldts Schulden bezahlt habe, da man leicht in die Lage kommen könne, dem Helfer in der Not nichts abschlagen zu können, wenn er einmal Gegengefälligkeiten beanspruche.

Über die Beendigung der Krisis schrieb ich an den Daily Telegraph: „Die kritische Situation in unsern obern Sphären, die es möglich erscheinen ließ, daß Fürst Bismarck seine Entlassung erbitten werde, ist in den letzten Tagen geschwunden, indem der Reichskanzler an maßgebender Stelle erreicht hat, was er beabsichtigte. Die ganze Angelegenheit spann sich folgendermaßen ab. Der Fürst wünschte den durch Bülows Tod erledigten, jetzt von dem Botschafter Fürst Hohenlohe interimistisch verwalteten Posten eines Staatssekretärs im Auswärtigen Amte dem Grafen Paul Hatzfeldt zu übertragen, der jetzt Botschafter des Deutschen Reiches in Konstantinopel ist. Andrerseits aber spekulierte auf diese Stelle Herr von Radowitz, der eigentlich Gesandter in Athen, in den letzten Monaten aber Vertreter unsers Botschafters in Paris war, und der am Hofe einen Fürsprecher in dem Generaladjutanten v. d. Goltz

hatte. Hatzfeldt sollte nach dem Wunsche des Reichskanzlers jetzt oder doch in allernächster Zeit, wo er mit einigem Glanze in Konstantinopel abtreten konnte, nach Berlin berufen werden. Am Hofe war man infolge des Goltzschen Einflusses andrer Meinung, der man in gewissen Schritten Folge gegeben zu haben scheint, und die dem Kanzler nicht zu dem Ellenbogenraum paßt, den er mit Recht beansprucht. Zuletzt wandte er sich mit einer ausführlichen Denkschrift an die entscheidende Stelle, und dieser Schritt hatte Erfolg. Man war mit der Eingabe einverstanden und erklärte das auf dem kürzesten Wege, d. h. durch den Telegraphendraht. Herr von Radowitz geht infolge dessen von Paris statt nach Berlin auf seinen alten Posten nach Athen. Er wird auch vorläufig nicht nach Konstantinopel gehen, um Hatzfeldts Stelle einzunehmen, was ihm bis auf weiteres auch angenehm gewesen wäre. Sein Ehrgeiz, der sich vielfach schon früher kundgegeben hat, z. B. in Zeitungsartikeln, die seine Leistungen ans Licht zogen, muß sich mit einer kleinen Gesandtschaft begnügen, die aber jetzt Gelegenheit bietet, seinem Chef und dem Frieden Europas nützliche Dienste zu leisten. Es wäre übrigens zu wünschen, daß am Hofe für die Zukunft solche Friktionen vermieden würden, denn sie stören nur die Geschäfte." Mittlerweile hatte ich auch der Wiener Montags-Revue eine Notiz über die Kanzlerkrisis zukommen lassen, aus der diese ein Sensationstelegramm folgenden Wortlauts zu verfertigen für erlaubt hielt: „Fürst Bismarck dürfte, obwohl in Friedrichsruh gesünder als seit Jahren, in diesem Augenblicke seine Entlassung bereits eingereicht haben. Jedenfalls ist er dazu entschlossen. Als Ursache giebt man die Intrigue eines Höflings und Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf die Besetzung des Postens eines Staatssekretärs des Äußern an." Auf die in der Presse erfolgenden Ableugnungen der in diesem Pseudotelegramm übertriebnen Thatsache antwortete ich in der nächsten Nummer des Wiener Blattes: „Die Dementis, die sich auf das Telegramm der Montags-Revue von dem Entlassungsgesuche des deutschen Kanzlers bezogen, hatten nur insofern Berechtigung, als dort eine Möglichkeit als eine vielleicht schon eingetretne Thatsache betrachtet wurde. Die Krisis bestand. Sie ist im Sinne des Fürsten beseitigt worden, und zwar schon Ende des vorigen Monats. Die Gegenpartei am Hofe ist unterlegen, an entscheidender Stelle

ist bestimmt worden, daß Herr von Radowitz nach Athen und weder als Staatssekretär nach Berlin noch sofort nach Konstantinopel zu gehen hat. Graf Hatzfeldt aber wird binnen kurzer Zeit den genannten hohen Posten im Auswärtigen Amte einnehmen."

Am 6. November schickte mir Bucher den Artikel des Daily Telegraph, der von Friedrichsruh an ihn zurück gekommen war, mit folgendem Schreiben Graf Herberts zurück, das ich behalten konnte:

„Verehrter Herr Geheimer Rat,

Anbei erhalten Sie Ihrem Wunsche gemäß die Anlage Ihrer gestrigen Notiz zurück. Mein Vater hat sie mit vieler Befriedigung gelesen und erhofft von ihr eine heilsame Wirkung. Es geht ihm, gottlob, wieder etwas besser, wenn auch der letzte Ärger ihm leider immer noch in den Gliedern steckt. Morgen wird Radowitz wohl herkommen, um über Griechenland instruiert zu werden.

Verehrungsvoll

Ihr H. Bismarck."

Tags vorher hatte mir Bucher Major Knorrs Buch: „Die polnischen Aufstände seit 1830" (Berlin, 1880) mit der wohl vom Chef herrührenden Weisung übersandt: „Das Material über die Priester zu benutzen. Anwendung auf Frankreich und Belgien. Von Deutschland nichts sagen." Ich mache aus der Schrift einen längern Artikel: „Die staatsfeindliche Praxis des ultramontanen Klerus," der in Nr. 48 der Grenzboten erschien und mit der Moral schloß: „Wir denken, diese Erinnerungen bedürfen keines Kommentars, und so können wir unsern Zweck, zu zeigen, was das eigentliche Wesen der Ultramontanen ist, und wie sie sich bei Krisen dem Staate gegenüber verhalten haben und immer verhalten werden, als mit ihrer bloßen Mitteilung erreicht ansehen. Aristokraten und Demokraten sind ihnen gleich liebe Bundesgenossen, wenn nur die Verbindung mit ihnen Vorteil für die Herrschaft des Papstes über die Staaten in Aussicht zu stellen scheint, und bei der Aktion nach diesem Ziele hin ist ihnen auch das verwerflichste Mittel nicht zu schlecht."

Sehr charakteristisch für Buchers Stellung einerseits zu der vernünftigen Fraktion der Sozialisten, anderseits zu der Bamberger-

Laskerschen Partei waren die „Aphorismen zur Anti-Bismarck-Verschwörung“ in Nr. 22 des Hamburger Blattes „Deutsche Volkszeitung,“ Organ des allgemeinen Arbeitervereins, die er mir am 15. November schickte, und die ohne Zweifel von ihm angeregt, wo nicht geschrieben waren. (Sie waren, wie er mir auf mein Befragen am 27. April 1881 gestand, durchgehends von ihm geschrieben. Ich lasse sie aus diesem Grunde folgen.) Sie lauteten:

„Die nationalliberalen Sezessionisten. Für diese neue Partei hat sich noch immer kein Name einbürgern wollen. Sezessionisten erinnert an »Secesh« aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege und hat deshalb einen übeln Geruch. Großliberal klingt zu groß, rein liberal zu reinlich.

„»Liberal« mit Gänsefüßchen hat keinen Kurs bekommen. Sagen wir also — Fraktion Lipke; denn im Hause des Abgeordneten Lipke hat sich die Couleur aufgethan, wie die Studenten sich ausdrücken. Ihre Chargierten sitzen aber noch nicht im Seniorenkonvent. Die Sache ist wohl eine Nachahmung eines Vorganges in England. Herr Gladstone macht den liberalen Philister mit Redensarten besoffen und baut dann ein Kabinett aus Freiströdlern, Fortschrittlern, Altliberalen, wie wir die betreffenden englischen Parteien mit deutschen Ausdrücken bezeichnen können, und Quäkern. Die Nationalzeitung sagt, lasse man die Fraktion nur einmal regieren, um zu sehen, wie sie es machen wird. — Aber man wollte nicht, und man wird noch weniger wollen, seit das Vorbild in England so Fiasko gemacht hat. Als die Fortschrittspartei 1863 in Blüte stand und von vier zu vier Wochen erwartete, zur Regierung berufen zu werden, hatte sie nicht nur die Ministerportefeuilles, sondern auch andre hohe Ämter im voraus verteilt. Am wenigsten blöde bei der Verteilung der Bärenhaut waren die Ost- und Westpreußen; es ist das so ihre Art. Komisch! Die Leute, die es nicht erwarten konnten, den preußischen Staat zu verwalten, konnten ihr eignes Vermögen nicht verwalten. Joseph Behrens, Zukunftsminister des Äußern — bankerott, von Hennig I., Zukunftspolizeipräsident von Berlin — bankerott, von Hennig II. ditto. Hoverbeck hielt sich für freisinnig; seine Gutsleute wollten ihn aber nicht als Demokraten anerkennen. Wenn wir eine Andeutung, die die Norddeutsche Allgemeine Zeitung einmal machte, richtig verstanden haben, so ist man auch

in dem engern Kränzchen der »Fraktion Lipke" mit der Verteilung der Ämter beschäftigt. Es soll nämlich in der Fraktion engere und immer engere Kreise geben, und wer in dem allerengsten Kreise steht, sollen allein die wissen, die ihn bilden.

„Vor dem »Secesh« beabsichtigte der Abgeordnete Bamberger ein wahrhaft liberales Blatt in Berlin zu gründen — mit dem Gelde andrer Leute. Seit der Nickel fünfzig Prozent im Preise gefallen ist, haben die Bergwerksaktien entsprechend im Werte verloren, die Herrn Bamberger verbliebnen andern Münzsorten in seinen Augen entsprechend gewonnen. Es war also sehr weise, dieselben nicht in einer Zeitung anzulegen; aber die Thüren, woran er klopfte, wollten sich nicht öffnen, wenigstens nicht weit genug. Er hat dann ein billigeres Mittel gefunden, wenn es auch etwas kosten mag. Die Nationalzeitung fährt noch immer unter nationalliberaler Flagge, und dem biedern Abonnenten wird es nicht ausdrücklich gesagt, daß die Ladung bambergerisch ist; er hat es also auch noch nicht gemerkt.

„Secesh hat auch seine besondre Diplomatie und auswärtige Politik. Die Nationalzeitung besitzt die Eigenschaft der Erwerblichkeit. Zur Zeit der Zusammenkunft in Alexandrowo wurde darauf aufmerksam gemacht, wie gut sie von der russischen Botschaft mit Nachrichten versehen wurde. Dafür macht sie jetzt ganz sanft englisch-russische Politik, in der Rußland Herrn Gladstone und seinen Schweif an der Nase führt. (Sehr sinnreich ist die Einrichtung, daß Herr Karl Blind, offiziöses Anhängsel dieses Schweifes, wieder die Tante Voß und durch sie die Staatsmänner der Bezirksvereine an der Nase zieht.)

„Welche Rolle mag wohl Herr Otto Michaelis jetzt spielen? Man liest selten etwas über ihn und nur gutes. Er hat viele Freunde; Katholik, in der Gegend zu Hause, aus der Waldeck stammte, wurde er durch die Ultramontanen zuerst in den Landtag gebracht. Vorher schon gehörte er zu dem Dreigestirn von Missionären, die dem deutschen Volke die Lehre von absoluten Schachermachai verkündeten. Faucher, von dem einmal in englischen Blättern zu lesen war, daß er für seine Mühe direkt von Manchester entschädigt werde, und Prince Smith sind tot. Andre Apostel sind für litterarische Leistungen von dem Freihandelsvereine einer norddeutschen Stadt honoriert worden, und es war nur billig, daß

Manchester zu der Kasse dieses Vereins beitrug.*) Doch auf Herrn Michaelis zurückzukommen. Bis Delbrück ihn ins Bundeskanzleramt berief, war er Börsenreferent und manchesterliche Seele der Nationalzeitung, und wer das Blatt von 1850 bis 1860 gelesen hat, erinnert sich, daß zuweilen zwei Seelen darin zu bemerken waren. Wenn der Londoner □-Korrespondent (Bucher) Thatsachen berichtet hatte, die zu der Manchesterlehre nicht paßten, oder umgekehrt, so wurden dieselben durch einen gewöhnlichen, in der Regel aus Adam Smith oder Bastiat abgeschriebnen Leitartikel — ja wie sollen wir uns Thatsachen gegenüber ausdrücken? — sagen wir, neutralisiert. Auch sonst pflegte die Redaktion gegen diesen Korrespondenten Partei zu nehmen, in diesem Falle wenig erkenntlich. Sie bleibt also nur in ihren Traditionen, indem sie jetzt Angriffe auf Bucher, die wohl in Berlin geschrieben sind, aus auswärtigen Blättern angelegentlich übernimmt. Es hat dies auch noch seinen besondern Vorteil, man schlägt auf Bucher und meint Bismarck, auf den man doch gedruckt nicht so schimpfen kann, wie in den Kränzchen und von publizistischen und belletristischen Judenjünglingen jeden Alters geschimpft wird. Der Fortschritt und die ultramontanen Freunde sorgen für weitere Verbreitung."

Am 18. Januar 1881 schrieb ich an den Chef, um für den Fall, daß er in der deutschen oder englischen Presse etwas ihm Wichtiges besprochen zu sehen wünsche, an meine Dienstwilligkeit zu erinnern und um Information zu bitten. Am 20. bekam ich daraufhin aus dem Büreau der Reichskanzlei die Antwort: „Der Herr Reichskanzler ersucht den Herrn Dr. Moritz Busch, ihn morgen, Freitag um ein Uhr mit seinem Besuche beehren zu wollen."

---

*) Grenzboten Jahrgang 1879 Nr. 1 S. 9 die Anmerkung: „Es ist lange ein Geheimnis gewesen, aber jetzt keins mehr, daß der Stettiner Freihandelsverein, der gewissen Herren für ihre schriftstellerischen Leistungen zu Gunsten des Manchestertums überreichliche Honorare zahlte, sehr erhebliche Zuschüsse aus England erhielt." Diese Anmerkung war von Bucher. Ebenso das Material zur Zurückweisung des Angriffs, den Dr. Wolff, Redakteur der Ostseezeitung, gegen diese angebliche Verleumdung richtete — eine Zurückweisung, in der es hieß: „Nach dieser Erklärung ist der Herr Dr. Wolff über die Kassenverhältnisse des Stettiner Freihandelsvereins weniger gut unterrichtet, als der Schatzmeister dieses Vereins, Konsul Gutike, bei dessen noch lebenden Freunden er sich erkundigen möge." Grenzboten von 1879 Nr. 3, S. 120.

Ich ging zu der angegebnen Zeit in das Palais des Kanzlers und fand im ersten Vorzimmer, da wo das Billard steht, den Rendanten Schulz von der Legationskasse, Roland und den Geheimen Legationsrat Stirum vor, die vor mir zu ihm gerufen wurden. Zehn Minuten nach ein Uhr kam die Reihe an mich, und ich blieb bis einundeinhalb Uhr. Der Fürst saß hinter seinem Schreibtisch und zwar so, daß er wieder der Thür das Gesicht zukehrte, und sah ungemein wohl und frisch aus. Er sagte: „Na, Sie kommen, um sich Stoff zu holen, es giebt aber nicht viel. Doch da fällt mir ein, wenn Sie mein neues Arbeiterversicherungsgesetz freundlich besprechen wollten, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.[1] Die Liberalen werden nicht recht daran wollen, und ihre Presse greift meine Vorschläge an. Die Regierung soll sich in solche Sachen nicht mengen, laisser aller. Die Sache muß aber angeregt werden, und der jetzige Vorschlag ist nur ein Anfang, ich habe mehr vor. Ich gebe zu, daß manches daran verbessert werden kann, und andres ist vielleicht nicht praktisch und darum zu beseitigen. Aber einmal mußte ein Anfang gemacht werden mit der Versöhnung der Arbeiter mit dem Staate. Wer eine Pension hat für sein Alter, der ist viel zufriedner und viel leichter zu behandeln als wer darauf keine Aussicht hat. Sehen Sie den Unterschied zwischen einem Privatdiener und einem Kanzleidiener oder einem Hofbedienten an; der letztere wird sich weit mehr bieten lassen, viel mehr Anhänglichkeit an seinen Dienst haben als jener; denn er hat Pension zu erwarten. In Frankreich sorgt auch der kleine Mann, wenn er rechtschaffen denkt und irgend etwas zurückzulegen imstande ist, für seine Zukunft: er kauft Rente. Etwas Ähnliches soll für unsre Arbeiter eingerichtet werden. — Man nennt das Staatssozialismus und denkt die Sache damit abgethan zu haben. Mag es das sein. Es ist notwendig, und was sind denn die jetzigen Einrichtungen mit dem Unterstützungswohnsitz? Gemeindesozialismus."

Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Derartige Pläne würden zu ihrer Ausführung große Summen erfordern,

[1] B. hatte am 16. November 1880 die Ausarbeitung eines Entwurfs für gesetzliche Regelung der Versicherung der Arbeiter gegen die Folgen von Betriebsunfällen angeordnet und am 15. Januar 1881 ihn dem Bundesrate vorgelegt. Bismarck-Reg. II, 216. 218.

wenigstens hundert Millionen Mark, wahrscheinlich aber zweihundert. Aber auch dreihundert Millionen würden mich nicht abschrecken. Es müssen die Mittel geschafft werden, staatlich freigebig zu sein gegen die Armut. Die Zufriedenheit der besitzlosen Klassen, der Enterbten, ist auch mit einer sehr großen Summe nicht zu teuer erkauft. Sie müssen einsehen lernen, daß der Staat auch nützlich ist, daß er nicht bloß verlangt, sondern auch giebt. Und wenn dieser die Sache in die Hand nimmt, der Staat, der nichts verdienen will, keine Verzinsung und keine Dividende erstrebt, so wird es schon gehen."

Wieder sann er ein paar Sekunden nach, dann sagte er: „Man könnte ja das Tabakmonopol dazu verwenden. Das Monopol würde dann gestatten, für die Armen eine Fideikommißrente zu schaffen. Sie brauchen aber das Monopol nicht in den Vordergrund zu stellen; es ist nur das Äußerste, der höchste Trumpf. Sie können sagen, auch den Ärmsten könne durch höhere Besteuerung von Genußmitteln wie Tabak, Bier und Branntwein aus ihrer Angst vor der Zukunft geholfen und ihnen ein kleines Erbe verschafft werden. Die Engländer, die Amerikaner haben kein Monopol, die Russen auch nicht, und doch gewinnen sie aus der höhern Besteuerung dieser Genußmittel sehr erhebliche Summen. Wir können als das niedrigst besteuerte Land in dieser Beziehung viel vertragen, und wenn wir das Ergebnis zur Sicherstellung der Zukunft unsrer Arbeiter verwenden, deren Ungewißheit der Hauptgrund zu ihrem Hasse gegen den Staat ist, so ist das eine Sicherstellung unsrer eignen Zukunft, so ist das eine gute Anlegung des Geldes auch für uns: wir beugen damit einer Revolution vor, die in fünfzig Jahren ausbrechen kann, aber auch schon in zehn Jahren, und die, selbst wenn sie nur für ein paar Monate Erfolg hätte, ganz andre Summen verschlingen würde, direkt und indirekt durch Störung der Geschäfte, als unser Vorbeugungsmittel. Die Liberalen sehen die Vernünftigkeit der Vorschläge auch ein — im stillen —, gönnen es aber dem Kerl nicht, der sie macht, wollen es selber thun und sich damit populär machen. Sie werden die Sache vielleicht in der Kommission zu begraben versuchen, wie sie es mit andern Entwürfen gethan haben. Es muß aber bald was geschehen, und es ist möglich, daß sie im großen und ganzen zustimmen; denn sie denken an die Wahlen. Die Schlimmsten sind die Fortschrittspartei und die Frei-

händler. Die einen wollen ihre Herrschaft, die andern wollen keinen Staat, es soll sich alles von selber machen."

„Ja — sagte ich —, gewiß, die Freihändler, die Sezessionisten sind die Schlimmsten, Bamberger, sprich Bambergé und Rickèrt."

„Ja, Bambergé," wiederholte er lächelnd. „Der hat in seinem Buche wieder eine Menge von Lügen vorgebracht. Ich soll mich von den Nationalliberalen getrennt und dann auf die Reaktion losgesteuert haben. Ich habe aber, seit ich Minister bin, nie einer Partei angehört, weder der liberalen noch der konservativen. Der König war mein einziger Fraktionsgenosse, und mein einziger Zweck war Herstellung und Weiterausbildung des Deutschen Reiches und Verteidigung der monarchischen Gewalt. Das sollte auch einmal hervorgehoben werden und weiter ausgeführt. Die Konservativen waren, soweit sie Reaktion wollten, immer gegen mich, weil ich keine wollte. Sie erinnern sich an die Angriffe der Kreuzzeitung beim Schulaufsichtsgesetz[1] und später, zur Zeit der großen Verleumdungen."

„Diest-Daber und Konsorten," sagte ich.[2]

„Ja, da haben sie sich ganz von mir losgesagt[3] — fuhr er fort — und mich auf alle mögliche Weise angegriffen, weil ich nicht mit ihnen zurück wollte. Ganz ähnlich war es 1877 mit den Nationalliberalen. Als das Ministerium Bennigsen nicht zustande kam, weil der Dinge verlangte, die ich vielleicht bewilligen konnte, die aber der König nicht bewilligt hätte, da ließen sie mich im Stiche, und ihre Blätter bliesen zum Sturme gegen mich.[4] So legen sie auch in die Veröffentlichung der Bülowschen Briefe jetzt allerlei hinein, was nicht darin ist. Sie sollten z. B. gegen Bitter gerichtet sein, woran ich nicht gedacht habe."

Er kam wieder auf die jüdischen Parlamentarier zu sprechen und sagte: „Ja, Bambergé, Laskère und Rickèrt, die Streber."

Ich bemerkte: „Lasker arbeitet jetzt wohl nur im stillen, in ihrem Kränzchen. Er hat erfahren, daß er nicht mehr gilt, was er galt. Dreimal bei der Wahl durchgefallen, der große Mann,

---

[1] im Februar 1872.

[2] 1876.

[3] G. u. E. II, 142 ff.

[4] G. u. E. II, 180 ff. Bennigsen verlangte auch den Eintritt der linksliberalen Parteigenossen Freiherrn von Stauffenberg und Forckenbeck.

und die beiden erstenmale in Judenstädten, in Breslau und Frankfurt, dann in Magdeburg."

Er erwiderte: „Ja, ich mache aber bei den Juden einen Unterschied. Die Reichgewordnen sind nicht gefährlich. Die gehen nicht auf die Barrikade und zahlen pünktlich ihre Steuern. Die Strebsamen sinds, die noch nichts haben, besonders die von der Presse. Doch sind auch hier wohl die Christen die Schlimmsten und nicht die Juden."

Ich: „Rickert will zwar kein Jude sein, ist aber doch wohl einer. Er steht im Parlamentalmanach als evangelisch verzeichnet."

Er: „Schlagen Sie nur mal in den ältern Jahrgängen nach, da steht weder über seine Herkunft noch über seinen Glauben was. Und ich habe Bleichrödern gefragt, der sagte mir, N. N. (Name unverständlich) sei kein Jude, wohl aber Rickert."

Ich: „Jüdisch genug räsonniert er jedenfalls."

Er (nach einigem Nachdenken): „Sie haben den Grenzboten ein Ansehen zu geben gewußt, daß sie wie der Staatsanzeiger betrachtet wurden. Hänel in der Kieler Zeitung behauptete, das Blatt sei durch und durch offiziös, Sie sagten nur, was ich dächte und wollte."

Ich: „Ich habe mich dessen nirgends gerühmt. Es kommt aber wohl davon, daß man in den Aufsätzen hin und wieder Ihrer Ausdrucksweise, Ihrem Stile begegnet, der anders ist als der andrer Leute. . . ."

Ich fragte darauf: „Darf man wohl wissen, wie es mit der äußern Politik beschaffen ist? Wie stehen wir, um einen zuweilen vorkommenden etwas komischen Interviewerausdruck zu gebrauchen, gegenwärtig mit Frankreich?"

„O, ganz gut! — antwortete er —, sie wollen den Frieden, wir auch, und wir sind ihnen vielfach gefällig, nur nicht am Rheine; das geht nicht. Auch mit England standen wir unter Beaconsfield gut. Aber der Professor Gladstone macht lauter Dummheiten, er hat sich die Türken entfremdet, er treibt Thorheiten in Afghanistan, am Kap, und er weiß nicht mit Irland zurecht zu kommen. Mit dem ist nichts anzufangen."

Er fragte dann noch, wie es mir, und ich, wie es ihm ginge. Er sehe, sagte ich, so wohl aus, wie ich ihn lange nicht gesehen habe.

„Je nun — erwiderte er —, es geht mir jetzt wirklich recht gut; nur hat sich eine Neuralgie eingestellt, daß ich oft schlaflos bin — nervöse Gesichtsschmerzen, Zahnweh und dergleichen. Auch rauche ich seit vierzehn Tagen nicht mehr."

Darauf empfahl ich mich und machte sofort den zuerst von ihm gewünschten Aufsatz, der dann unter dem Titel: „Das Arbeiterversicherungsgesetz" in Nr. 5 der Grenzboten von 1881 erschien. Hiernach ging ich an einen zweiten, der das Thema: „Der Reichskanzler und die Parteien" behandelte, und den ich dem Chef am 17. Februar in einer Korrekturfahne zur Durchsicht vor dem Druck übersandte. Zwei Stunden später ließ er mir ihn, nachdem er einiges gestrichen, andres umgeschrieben hatte, durch Tiedemann mit dem Bemerken wieder zustellen, der Artikel möge, da er von den Nationalliberalen jetzt mißdeutet werden könnte, erst acht oder vierzehn Tage später veröffentlicht werden; er werde persönlich noch mit mir darüber sprechen, und vielleicht gäbe es dann einige Zusätze zu machen. Der Aufsatz lautete, wie folgt:

„Immer wieder taucht in der Presse die Klage auf, Fürst Bismarck, der von 1866 an mit den Nationalliberalen gegangen, habe sich in den letzten Jahren von diesen getrennt, um das Staatsschiff in das Fahrwasser der Reaktion hinein zu steuern. Auch die Flugschrift Herrn Bambergers, die die Sezession rechtfertigen sollte, brachte diese Auffassung der Dinge vor. Der Beweis dafür ist ihr aber nicht gelungen. Der Reichskanzler hat sich von den Nationalliberalen nicht trennen können, weil er ihnen nicht angehört hat, und er hat sich der Reaktion in dem Sinne, wie man das Wort im liberalen Lager versteht, nicht zuwenden können, weil er keine Reaktion derart will. »Ich habe, so sagte er neulich zu jemand, mit dem er diese Klagen und Vorwürfe besprach, seit ich Minister bin, niemals einer Partei angehört, weder der liberalen noch der konservativen. . . .«

„Fürst Bismarck ist also kein Mann der Partei oder, was bei uns ungefähr dasselbe sagt, der oder jener Doktrin. Wie alle großen politischen Charaktere der Geschichte sich allezeit des rechten Weges wohl bewußt, sucht er sich die Majorität, wo er sie findet. Immer seine obengenannten beiden Hauptziele im Auge behaltend, ist er zu jeder Zeit bemüht gewesen, die beiden großen Parteien so zu lenken

und zu erziehen, daß sie der Erreichung dieser Ziele möglichst dienten, wobei er bald der einen, bald der andern, soweit die Umstände es gestatteten, also ohne Schaden für das Große und Ganze, Zugeständnisse machte, die im Vergleiche mit seinen nächstliegenden großen Zwecken wenig Bedeutung zu haben schienen und nach Erreichung jener anders reguliert werden konnten. In einer Reichstagssitzung der letzten Jahre erwiderte er auf die Bemerkung, daß er ja 1870 dem Grundsatze der parlamentarischen Redefreiheit zugestimmt habe: »Damals habe ich vor dem Bedürfnisse, die junge und zarte Pflanze der deutschen Einheit nach allen Seiten und mit allen Mitteln zu pflegen, manchem zugestimmt, was weit entfernt von meiner politischen Überzeugung war. Meine Aufgabe war es damals, ebensowenig, wie über wirtschaftliche Dinge nachzudenken, über dergleichen im Vergleiche mit der Konsolidierung des Deutschen Reiches kleinliche Fragen ängstlich zu sein. Jetzt können wir in Ruhe darüber diskutieren. Hätten wir damals das Deutsche Reich nicht befestigt, da hülfe jetzt keine Diskussion.«

„Als er sich zu jenem Zwecke nach einer Unterstützung in der Volksvertretung umsah, bot sich seinen Blicken naturgemäß die nationalliberale Partei dar. Mit dieser traf er in den nationalen Zielen zusammen, und mit ihr galt es deshalb nach ihrer andern, der liberalen Seite hin zu paktieren. Die Partei der Kreuzzeitung war darüber verstimmt, und zu Anfang des Jahres 1872 kam es zwischen ihr und dem Reichskanzler zum offnen Konflikte. Die Herren machten Front gegen den Ministerpräsidenten, indem sie im Bedürfnis gesinnungsvoller Opposition mit Herrn Windthorst die »Vindikation des monarchischen Prinzips gegen parlamentarische Majoritätswirtschaft« und die »Verteidigung des christlichen Charakters unsers Staates« auf ihre Fahne schrieben. Der Fürst hatte nach Versicherung ihres Blattes in einer Rede vom 30. Januar das, was die konservative Partei in Preußen seit zwanzig Jahren stets als ihre Fundamentalprinzipien proklamiert und verteidigt, direkt angegriffen oder aufgegeben. Die Stelle, in der dies entdeckt worden war, lautete: »Aber wie die Sachen augenblicklich liegen — in einem konstitutionellen Staate, da bedürfen wir Minister einer Majorität, die unsre Richtung im ganzen unterstützt.« Das sollte »nun unumwundne Anerkennung desjenigen Konstitutionalismus«

sein, den die Kreuzzeitungspartei bisher »mit Erfolg bekämpft habe, weil er in Preußen nicht verfassungsmäßig sei.«

„Mit vollem Rechte wurde auf diese Redensarten (s. ob.) damals geantwortet: »Nicht verfassungsmäßig. — Leben wir denn nicht in einem konstitutionellen Staatswesen? Haben wir eine Volksvertretung? Ist ihre Zustimmung erforderlich zur Giltigkeit der Gesetze? Wird diese Zustimmung durch eine Majorität erteilt? Da folgt doch mit unerbittlicher Konsequenz das Bedürfnis der Räte der Krone, sich eine Majorität für ihre Gesetze zu gewinnen, wenigstens soweit, daß sie, wenn auch nicht jede Vorlage ihre Beistimmung findet, die Richtung der Minister im ganzen unterstützt. Der Mann, den die Kreuzzeitung mit überlegner Weisheit kritisiert, hat in Sturm und Drang bewegter Tage bewiesen, daß er das für notwendig Erkannte keiner Majorität zu opfern gewillt ist. Aber derselbe Staatsmann sprach es aus, daß der Konflikt nicht eine regelmäßige Staatseinrichtung sein könne. Wo eine Volksvertretung besteht, und wo der Konflikt nicht stationär sein soll, da werden Majoritäten zu gewinnen sein. Entziehen die Männer der Rechten ihre Unterstützung, so fragt sich, ob die Regierung, die das Staatsleben im Gange zu erhalten hat, weiter links noch regierungsfähige Volksvertreter zu finden vermag, auf deren Unterstützung sie zählen kann. Schon einmal hat der Ministerpräsident die Rechte darauf aufmerksam gemacht, daß sie durch mutwillige Opposition den Schwerpunkt notwendig nach der andern Seite hinüberdränge. Die Warnung hat an Bedeutung nichts verloren. Etwas Gleichgiltiges kann die Majorität nur da sein, wo die Gesetze keiner Zustimmung von Volksvertretern bedürfen, im absolutistischen Staate.«

„Diese Worte waren gegen die Extremen auf der äußersten Rechten gerichtet. Von den übrigen Mitgliedern der Partei wurde gerühmt: »Die konservative Partei hat ihren Anhalt in der Regierung gesucht und auch gefunden. Das nennt die Neue Preußische Zeitung den Grund des Übels. Wir halten für richtiger, darin den Grund des Ansehens und der Geltung der Partei zu erblicken. Unter dem Adlerfittich einer starken und aufstrebenden Regierung ist dieselbe nach langen Jahren der Nichtachtung emporgekommen. Indem sie sich der von Sr. Majestät ergriffnen Politik mit Loyalität anschloß, hat sie nicht das Gelingen dieser Politik möglich

gemacht, wohl aber sich mit derselben, was nie zu vergessen ist, identifiziert und sich dadurch die Berechtigung auf vollen Anteil an Ruhm und Ehre erworben. Man kann nicht sagen, daß die Regierung irgend einen parlamentarischen Sieg in den letztverflossenen Jahren ihr allein zu danken hätte. Aber es ist der Partei zu statten gekommen, daß sie sich einer Regierung angeschlossen hat, die fähig war, zu leisten, was die Partei zu vollbringen außer stande war.«

„Beinahe ganz dasselbe, was hier von dem äußersten rechten Flügel der Konservativen gesagt wurde, galt von der Linken der Nationalliberalen, die jetzt aus der Partei ausgeschieden ist und wie der fabelhafte Sarg Muhammeds zwischen zwei Magneten, zwischen den alten Freunden und den ihr in den wesentlichen Punkten näher verwandten Herren vom Fortschritt, in der Luft schwebt. Es galt in der Zeit vor der Sezession, wo jene Linke vielfach dominierte, zeitweilig von der ganzen Partei. Auch die Nationalliberalen haben sich bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse nur insoweit, als sie sich der Politik des Reichskanzlers anschlossen, sich mit ihr identifizierten, ihren vollen Anteil an Ruhm und Ehre erworben. Sie mußten zu Anfange des innern Ausbaues des neuen Hauses den zunächst in Betracht kommenden Zügen ihres politischen Charakters nach dem Baumeister als besonders geeignete Arbeiter erscheinen, und sollte das Werk rasch vom Flecke kommen, so mußten sie sowie der Teil der Konservativen, der die Bestrebungen des Bundeskanzlers begriff und zu unterstützen gewillt war, bei demselben verwandt und während ihrer Arbeit weiter gewonnen werden. Es waren »gesinnungstüchtige« Liberale unter ihnen, die sich nur widerstrebend mit der Regierung zu gehen entschlossen, weil das bisher als für den echten Liberalen unschicklich, Intransigenz, Opposition unter allen Umständen vielmehr als das einzig Rechte angesehen worden war. Der Kanzler gewann sie durch Entgegenkommen, durch möglichst schonende Behandlung wirklich, einige ganz und für immer, andre bis zu einem gewissen Grade und vorübergehend. Er erwarb sich unter ihnen Freunde durch formelle Zugeständnisse an einige ihrer Lieblingsneigungen, die vorläufig als unschädlich betrachtet werden konnten. Aber so sehr er sich ihnen auch gefällig erwies, die Rechte der Krone, die Autorität derselben ließ er nicht schmälern.

„Der Liberalismus hatte bisher behauptet, die Regierung habe sich dem Willen der Volksvertretung zu unterwerfen oder zurückzutreten und einem aus der Mehrheit der letztern gebildeten Ministerium Platz zu machen. Bis 1866 hatte Bismarck die aus England importierte Lehre, die dort, beiläufig gesagt, nicht viel mehr als ein alter Brauch und keineswegs ein Gebot der Verfassung ist, für unanwendbar auf Preußen erklärt. Jetzt bemühte er sich bei verschiednen Gelegenheiten, die Liberalen zu Ansichten zu bekehren, die besser zu den monarchischen Institutionen stimmten. Er führte die Politik der Kompromisse ein, auf die die Nationalliberalen wie andre Gemäßigte in den meisten Fällen eingingen. Ferner suchte er den irrigen Glauben zu widerlegen und zu beseitigen, der, oben schon angedeutet, einen Gegensatz zwischen Regierung und Volksvertretung als selbstverständlich und unter allen Umständen wirksam annahm und die erste und oberste Pflicht der letztern in wachsamem Mißtrauen in betreff der Pläne und Vorschläge der erstern, die nächstfolgende aber in dem Bestreben der Parlamente erblickte, die angeblich erfolgte Übervorteilung der Regierten durch die Regierenden wettzumachen, die vermeintlichen Rechte des Volkes, Menschenrechte, Grundrechte u. a. allmählich zurückzuerobern und die Staatsbürger, die jetzt politische Bildung genug besäßen, von der »Bevormundung« durch die Staatsbehörden zu befreien. Die Bemühungen des Fürsten, die Nationalliberalen diese Verkehrtheiten als solche erkennen und aufgeben zu lassen, waren eine Zeit lang, wie es schien, nicht ohne Erfolg, sodaß sich im großen und ganzen ein recht freundliches Verhältnis zwischen ihm und der stärksten Fraktion der Liberalen herausbildete, bei dem diese mancherlei Zugeständnisse zu verzeichnen hatten. So auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Interessen, in der Frage der Verwaltungsreform und bei dem Kampfe mit den Ultramontanen und so ferner bei der Justizreform und dem Militärorganisationsgesetze. Immer erreichte der Kanzler hier seinen Zweck in der Hauptsache, indem er auf liberale Forderungen von geringerer Wichtigkeit einging, also auf dem Wege von Kompromissen.

„Bei der Schnelligkeit, mit der der innere Ausbau des deutschen Staates auf diese Weise vor sich gegangen war, konnte es nicht fehlen, daß sich, als man Zeit zur Betrachtung des Geschaffnen fand, Mängel am Werke herausstellten, die von liberaler Seite

hineingekommen waren und rascher Beseitigung bedurften. Ein Teil der Nationalliberalen erkannte das an, ein andrer nicht. Alle erinnerten sich mehr oder minder ihrer doktrinären Vergangenheit, alle nahmen mehr oder minder Rücksicht auf ihre Wähler, von denen sie irrtümlich voraussetzten, daß sie in der Mehrzahl die alten Prinzipien des Liberalismus für unantastbare Heiligtümer hielten, und so wurde die Unterstützung des Kanzlers durch die Partei immer fraglicher. Man setzte diese Unterstützung allerdings noch in sein Programm, die Thaten aber ließen zu wünschen übrig. Man lieh dem Fürsten mit einigem Sträuben und Abzwacken seine Mitwirkung bei der Verschärfung des von der modischen Humanität stark affizierten Strafgesetzbuches, und die betreffende Novelle ging aus den Beratungen des Reichstags verstümmelt hervor. Bei den Justizgesetzen machte man in dritter Lesung nicht unwichtige Zugeständnisse, aber vorher hatte man auch in dieser Angelegenheit ganz erheblich seinen doktrinären Liberalismus herausgekehrt, demonstriert, gefeilscht und gemäkelt.

„Die Reichstagswahlen von 1877 zeigten deutlich, daß man sich bei diesem Verhalten mit jener Rücksicht auf die Wählerschaften getäuscht und verrechnet hatte. Ein beträchtlicher Teil der letztern war für die Politik des Kanzlers, und infolgedessen kehrte eine gute Anzahl von Nationalliberalen nicht ins Parlament zurück, während die Fraktionen der Konservativen sich verstärkten.

„Ostern 1877 bat der Reichskanzler den Kaiser um seine Entlassung, worauf im Sinne der ungeheuern Mehrzahl des deutschen Volkes, soweit es an politischen Dingen Interesse nimmt, mit dem bekannten »Niemals« geantwortet wurde. Die Hauptmotive zu dem Abschiedsgesuche sind damals in diesem Blatte dargelegt worden. Aber auch Verdruß und Ermüdung vor der zunehmenden Opposition der stärksten unter den liberalen Parteien, die sich namentlich im Hinblick auf die Feindschaft der Ultramontanen gegen das Reich entschieden auf die Seite des Schöpfers des letztern hätte stellen sollen, statt dessen aber, um den Schein liberaler Gesinnungstüchtigkeit zu bewahren, dem Kanzler ihren Beistand niemals ganz und voll zu teil werden ließ, mit juristischer Spitzfindigkeit und Silbenstecherei hantierte, abzuhandeln und abzuschwächen suchte, spielten offenbar dabei ihre Rolle. Die Herren vom linken Flügel der

Nationalliberalen fühlten sich mehr zu Kritikern als zu Mitschöpfern berufen, und sie gewöhnten sich mehr und mehr zu ihrer angeblichen Aufgabe, Wächter der vermeintlich bedrohten Freiheit zu sein, zurück, sodaß sie bisweilen von der Fortschrittspartei kaum zu unterscheiden waren, ja in manchen Beziehungen den Anschauungen und der Redeweise des Zentrums sich näherten.

„Inzwischen waren die Pläne des Kanzlers zur Umgestaltung der wirtschaftlichen Einrichtungen des Reiches gereift, die auf Vermehrung der Einnahmen des letztern aus den Zöllen und indirekten Steuern, auf die Unterstützung der Industrie und Landwirtschaft gegen die Konkurrenz des Auslandes und auf die Erleichterung der mit direkten Steuern schwer belasteten Kommunen sowie der Mittelklassen der Bevölkerung hinausliefen. Zu diesem Zwecke suchte Fürst Bismarck sich den Beistand der Nationalliberalen zu verschaffen, die dafür einige Ministerposten haben sollten. Im Spätherbst von 1877 verhandelte er darüber mit Herrn von Bennigsen, dem Führer des rechten Flügels der Partei. Bennigsen konnte oder wollte sich nicht allein entscheiden. Er nahm die Vorschläge des Kanzlers einfach entgegen, um sich darüber mit den Parteifreunden zu besprechen. Dies geschah, und einige Tage nachher wurde von den Blättern der Nationalliberalen die Parole »konstitutionelle Garantien« ausgegeben. Es war ein Handelsgeschäft, das offenbar von Herrn Lasker angeraten war, der schon 1873 mit der Bemerkung, daß man auch endlich »Volksrechte« verlangen und gewähren müsse, ein Preßgesetz nach seinem Geschmacke gefordert hatte, damit aber vom Kanzler dahin beschieden worden war, das Volk seien wir alle, nicht bloß die liberal genannte, aber nicht immer wirklich liberale Partei. Jetzt, wo man mehr begehrt, als notwendig und unumgänglich erschien, war, wie Herr Lasker meinte, die Zeit gekommen, diese günstige Konstellation auszunutzen und der Regierung abzudrücken, was man wünschte. Über die »konstitutionellen Garantien«, die man sich gegen die Zusage der Unterstützung des Reichskanzlers bei der Ausführung seiner Pläne einzuhandeln gedachte, herrschte in der Partei freilich keine Übereinstimmung. Aber daß man solche Bürgschaften in Anspruch nahm, war der deutlichste Ausdruck des nie ganz geschwundnen und vom linken Flügel wiederholt schon geäußerten Gefühls, daß man in dem Kanzler nicht

sowohl einen Freund und Mitarbeiter als einen Gegner vor sich habe, dem man sich nur mit Vorsicht weiter nähern dürfe, und dessen Vorschläge man erst mit allerlei Kautelen durchspicken müsse, wenn sie ungefährlich sein sollten. Das Verlangen nach den Garantien schmeckte halb nach der Denkart eines Handelsmanns, halb nach der eines Advokaten. Das »Volk«, in dessen Namen es wie immer gestellt wurde, teilte es nicht, verstand es nicht einmal, trotzdem die liberale Presse es als Erfüllung einer heiligen Pflicht rühmte. Der Kanzler aber lehnte es aus Gründen, die zu Anfang dieser Betrachtung angedeutet sind, als unerfüllbar ab.

„Von dieser Zeit an verwandelten sich die Nationalliberalen in eine Oppositionspartei, die nur in den letzten Monaten teilweise wieder in die Bahnen einer erträglichen Kompromißpolitik einzulenken anfing, in denen sie hoffentlich nach dem Ausscheiden des linken Flügels aus dem Verbande verbleiben wird. Nicht der Reichskanzler hatte sich von ihnen, sondern sie haben sich durch Rückfall in ihre alte Politik vom Reichskanzler getrennt. Ihre Presse feindete ihn mit derjenigen der Fortschrittspartei um die Wette oft in widerwärtiger Weise an. Ihre Vertreter im Landtage lehnten so ziemlich alles ab, was die Regierung beantragte; die im Reichstage thaten desgleichen, indem sie u. a. das hochnotwendige Sozialistengesetz verwarfen und ihm erst dann ihre Stimmen gaben, als zwei Attentate aus den Reihen dieser Umsturzpartei das geheiligte Haupt des Kaisers bedroht und die Nation in eine Stimmung versetzt hatten, die die Mandate derer, die hier aus »Prinzipientreue« keine Remedur wollten, für die Zukunft unsicher erscheinen ließ. Die Herren wollten den Kanzler dadurch empfinden lassen, daß sie eine Macht seien. Er hat nur stärker empfunden, daß sie ungewisse Freunde sind, und im übrigen mit Hilfe andrer das Wesentliche seiner Absichten durchgesetzt, nicht soviel, als er mit dem Beistande der Nationalliberalen durchgesetzt haben würde, aber immerhin bis auf weiteres genügend viel.“

Am 19. Februar nachmittags 2½ Uhr durch eiligen Brief Sachsses zum Fürsten entboten, trat ich um vier Uhr bei ihm ein. Er war in Uniform und schien ausgehen zu wollen. Nachdem er mir die Hand gereicht hatte, sagte er: „Aus unserm neulich besprochnen Artikel über die Nationalliberalen kann nichts werden, wegen not-

wendiger Frontveränderung gegen die Partei, die darin zum Zielpunkt des Angriffs gemacht worden ist.*) Der Aufsatz war gut. Aber wir wollen ihn nicht drucken. Sie gelten nun einmal für offiziell. Aber ich möchte was andres besprochen wissen, die Debatte über den Steuererlaß nämlich, im Herrenhause, und die unrichtige Zusammensetzung des letztern. Es sind zu viele Berliner drin und zu viele höhere Beamte, a. D.s und i. D.s."

Er nahm das Staatshandbuch her und las: „Frühere Minister Bernuth, Borries — der war freilich in Hannover, nicht hier —, zwei Camphausen, der edle und der unedle, Friedenthal, Patow, Lippe, Manteuffel, Rabe, Rittberg — von dem ist mirs zweifelhaft, ob er Minister war, dann Sulzer, Unterstaatssekretär, siebzehn oder achtzehn Wirkliche Geheime Räte und andre höhere Beamte, die aus besonderm königlichen Vertrauen berufnen Mitglieder werden neunundsechzig oder siebzig sein. — Na, ich habe was darüber aufgesetzt, lassen Sie sich das doch von Rantzau geben, und benutzen Sie es, aber nicht wörtlich; man merkt sonst, daß es mein Stil ist. Machen Sie Ihren daraus!"

Ich sagte ihm, das werde geschehen, und äußerte dann meine Freude darüber, daß er mit großer Majorität gesiegt, und daß er bei der Debatte Camphausen so kräftig aus dem Sattel gerannt habe.[1]

Er lachte und erwiderte: „Sie hätten ihn sehen sollen und seine ganze Gesellschaft: zornige Gäule und verzerrte Gesichter. Und Camphausen, der mich sieben Jahre hingehalten, weil er nichts konnte, als mit Milliarden wirtschaften, die er nach Bestreitung der Kriegskosten übrig behielt — es blieben immer noch ein paar hundert Millionen übrig, die er nicht anzulegen verstand. Der erinnerte mich an den Witz über den König Ludwig und die Lola Montez." Er zitierte den Vers mit den Reimen: „Lola Montez" und selber habend „nie gekonnt es," dann fuhr er fort: „Wenn der im Ministerrate von zwei Millionen hörte, lächelte er bloß; wenn aber von hundert Millionen die Rede war, lachte er, daß ihm der Mund aufging und man seine zwei Zähne sah. Der Milliardenvater, der

*) Damit war vermutlich die Absicht gemeint, die sich einige Wochen später in dem Appell des Kanzlers an Herrn von Bennigsen öffentlich äußerte.

[1] Am 17. Februar 1881, Polit. Reden VIII, 274 ff. Camphausen war am 27. Februar 1878 zurückgetreten.

träge Mann, den ich immer bitten und betteln mußte um Vorschläge zu einer Steuerreform, und bei dem doch nichts herauskam, bis zuletzt, und das war was Unbrauchbares."

Ich erinnerte daran, daß ich in seinem Auftrage schon 1877 in den Grenzboten darauf aufmerksam gemacht hätte.*)

„Ei, das lassen Sie doch wieder abdrucken — versetzte er —, das wird gut sein; denn es bestätigt, was ich ihm jetzt sagte. Zuletzt kam er freilich und hatte was fertig und ging mit der nicht zu gebrauchenden Tabaksteuer vor, wollte auch in der Eisenbahnsache was thun; in jener stolperte er über Bamberger, statt ihn mit Verachtung zu strafen. Camphausen war der Führer bei dem Sturm im Herrenhause. Der hat die ganze Geschichte angeblasen, indem er sich mit andern Giftmischern und enragierten Freihändlern zusammenthat. — Aber ich muß gleich gehen. Sprechen Sie mit Rantzau, der soll Ihnen das Aufgeschriebne geben. Aber Sie dürfens niemand zeigen."

Er zog die Klingel, und Graf Rantzau kam mit dem Bogen. Er sagte, er habe sehr undeutlich nachgeschrieben und viele Worte abgekürzt; er wolle mirs daher drüben vorlesen. Der Kanzler versetzte lächelnd: „Ach, das schadet nichts, das Undeutliche. Da kann ers nicht gut rauskriegen und nicht wörtlich wiederholen."

Ich kriegte es aber, wenn auch mit einiger Mühe, zu Hause doch heraus und machte aus dem Diktat einen Artikel: „Das Herrenhaus," der in Nr. 9 der Grenzboten erschien, und den ich im folgenden mitteile. Das Eingeklammerte ist von mir, desgleichen die erste Anmerkung; das übrige gehört dem Chef an, und zwar größtenteils auch der Form nach. Nur Kleinigkeiten sind daran abgeändert, wie man Diktiertes korrigiert. Der Aufsatz lautete:

„[Die dreitägige Debatte über den Steuererlaß, die in voriger Woche im Herrenhause spielte, und bei der die vom Minister a. D. Camphausen angestiftete und geführte Opposition zuletzt unterlag, nachdem sie ihren Chef vom Kanzler unsanft aus dem Sattel hatte heben sehen,**) hat die Augen des Publikums wieder einmal auf das

*) In einem der Friktionsartikel, s. dreiundzwanzigstes Kapitel.

**) Der Verfasser dieses Aufsatzes hat auf das, woran der Fürst Herrn von Camphausen bei dieser Gelegenheit erinnerte, schon im Mai 1877 hingewiesen. Er sagte damals in dem Grenzbotenartikel „Andre Friktionen," außer der Hof-

Haus der preußischen Lords gelenkt, deren Verhandlungen sonst keineswegs mit besonderm Interesse verfolgt werden. Dies giebt uns Gelegenheit, einen Blick auf das Wesen und den Charakter dieser Körperschaft zu werfen und anzudeuten, was unsers Erachtens an der Zusammensetzung derselben und an ihrer Behandlung durch die Regierung anders zu wünschen wäre.]

„Es macht einen eignen Eindruck, daß das Herrenhaus, das doch ein mit dem Abgeordnetenhause gleichberechtigter Faktor der preußischen Gesetzgebung sein soll, auch in dieser Session wieder wie gewöhnlich unter dem Drucke größter Eile zusammentritt, um hastig hochwichtige Fragen, diesmal u. a. neben der wichtigsten, dem Budget, das Zuständigkeitsgesetz zu erledigen. Die Beratung des Budgets ist die einzige, bei der das Haus Gelegenheit findet, gleich dem Hause der Abgeordneten seine Meinung über bedeutsame politische Angelegenheiten zu äußern. Allerdings ist sein Anteil an der Feststellung des Budgets von der Verfassung geringer bemessen als der des andern Hauses. Aber gerade bei der Allgemeinheit der Berechtigung, die unserm Oberhause in betreff des Budgets zusteht, weist die Verfassung darauf hin, daß es den Etat nicht sowohl in den Einzelheiten beraten als ihn, an den oder jenen seiner Titel anknüpfend, in seiner gesamten politischen Bedeutung benutzen soll, um jener Auffassung unsers Staatslebens öffentlich zum Worte zu verhelfen, die in den Klassen herrscht, die diese Körperschaft vertritt. Nun hat man aus den Kreisen der letztern noch nie eine Klage darüber vernommen, daß sie nach dem bis jetzt üblich gewesenen Geschäftsgange an dem ihr gebührenden Anteile an der Beeinflussung der Politik der Regierung verkürzt werde. Nirgends scheint es im Herrenhause schon empfunden worden zu sein, daß die Beratung des Budgets, zu der das Haus der Abgeordneten viele Wochen gebraucht hat, dort in einigen Stunden abgethan worden ist, nachdem man vorher Zeit gefunden, der verhältnismäßig untergeordneten

---

opposition gebe es noch andres, was den Kanzler verstimme, seine Kraft aufreibe und so Veranlassung zu seinem Verlangen nach Entlassung aus seinen Ämtern geworden sei, und fuhr dann fort. — Nun folgte aus jenem Aufsatz (s. oben) die Stelle kurz nach dessen Anfange, die mit „Wir greifen davon" beginnt und mit „wie es nicht geht" endigt.

Frage des Steuererlasses innerhalb der letzten Dekade der Geschäfte drei ganze Sitzungen zu widmen.

„Das Befremden über den Charakter der Angriffe, die die Regierung bei diesem Meinungskampfe erfuhr, wird durch den Hinblick auf die kurze Spanne Zeit, die dem Hause zur Beratung der obengenannten viel wichtigern Vorlagen der Session verblieb, erheblich gesteigert. Der letzte Grund zu dieser Opposition ist ohne Zweifel einerseits in der Unruhe, andrerseits in der Arbeitslust früherer hochgestellter Beamten zu suchen, die im Herrenhause Sitz und Stimme gefunden haben. Ehemalige Minister, die wie von Bernuth, Graf Lippe, Friedenthal und Camphausen freiwillig zurückgetreten sind, haben zum Teil die Neigung, die gewohnte ministerielle Thätigkeit als Parlamentarier fortzusetzen, zum Teil die verdrießliche Empfindung, nach ihrer Verabschiedung nicht wieder ein Portefeuille erhalten zu haben oder sonstwie verwandt worden zu sein. Sie müßten sich einer ungewöhnlich vornehmen Denkart erfreuen, wenn sie Erfolge derer, die jetzt ihre Posten einnehmen, frei von jeder Mißgunst betrachten oder gar herbeizuführen geneigt sein sollten, und es ist nur menschlich, nur natürlich und gewöhnlich, wenn bloße Durchschnittsnaturen der Versuchung, den Eindruck hervorzurufen, daß ihr Rücktritt eine unausfüllbare Lücke in die Regierungsmaschine gerissen habe, keine höhern patriotischen Rücksichten entgegenzustellen imstande sind.

„[Wie schon anfangs bemerkt worden] ist der Plan zu dem Feldzuge gegen die Steuererlaßvorlage des Fürsten Bismarck im Herrenhause von Herrn Camphausen entworfen worden, und derselbe ehemalige Kollege des Kanzlers hat das Hauptmanöver dieser Kampagne in dem betreffenden Ausschusse durch Einwirkung auf dessen Mitglieder vorbereitet. Dabei wurde offenbar die Absicht verfolgt, die fast völliger Vergessenheit anheim gefallnen guten Freunde von der eingeschlafnen altliberalen Partei, durch die Herr Camphausen einige Bedeutung erlangt hatte, wieder in den Vordergrund zu ziehen und an ihre Verdienste zu erinnern, und dies konnte wirksam nur geschehen, wenn man der jetzigen Regierung die Erfüllung ihrer Aufgabe nach Kräften erschwerte und sie durch übelwollende Vergleiche zwischen der gegenwärtigen und der frühern Verwaltung als jener Aufgabe nicht gewachsen hinstellte[, wobei

man sich billig verwundern kann, daß Herr Camphausen so wenig Selbsterkenntnis und Gedächtnis besaß, sich nicht zu erinnern, welch ein Rabenvater er den von der französischen Kriegsentschädigung übriggebliebnen, unter seiner geringen Befähigung zu nutzbarer Anlegung dieser ungeheuern Summe vertrockneten und verflüchtigten Millionen gewesen war. Auch daran konnte er denken, daß er, nachdem er den Kanzler jahrelang mit dessen Anregung zur Steuerreform hingehalten, zuletzt mit einer Tabaksteuer kam, die nicht zu gebrauchen war und nur von neuem seine schwache Befähigung in wirtschaftlichen Dingen darthat.

„Aber lassen wir ihn liegen, wo ihn die Erwiderung des von ihm Angegriffnen hingeworfen, und sehen wir uns einige andre Gegner des Fürsten bei der großen Debatte an.] Graf Lippe war der erste, der der Versuchung, sein Mütchen zu kühlen, unterlag und mit größter Schärfe, Bitterkeit und Gehässigkeit gegen die Regierung in die Schranken ritt, der er ehedem angehört hatte. Ihm folgte auf gleicher Bahn der frühere Finanzminister von Bodelschwingh, der sich dadurch ein langdauerndes Andenken gesichert hat, daß er bei Beginn des letzten Krieges mit Österreich erklärte, die Mittel zur Löhnung der Armee seien nur bis Ende der nächsten Woche vorhanden. Ähnliche Wege wandelte der ehemalige Ministerpräsident von Manteuffel. Daneben suchten Unterstaatssekretäre a. D. durch die Schärfe ihrer Angriffe der Regierung nahe zu legen, daß ihre Befähigung zu noch höhern Stellen von ihr verkannt worden sei. Die Minister Camphausen und Friedenthal haben diese Tradition in betrübender Weise wieder aufleben lassen, nachdem dieser wie jener aus eignem Entschlusse unter schwierigen Verhältnissen aus dem gegenwärtigen Kabinette ausgeschieden war, und dem letztern die Weiterführung der von ihm selbst angefangnen Werke und die Verantwortlichkeit für das Gelingen derselben überlassen hatte.

„Harte Worte für ein solches Verfahren drängen sich uns in die Feder. Wir wollen sie nicht gebrauchen, [das Publikum mag die rechte Bezeichnung für eine solche Handlung selbst finden, und es wird sie finden; denn] es gilt im gewöhnlichen Leben nicht für ein Zeichen edel angelegter Naturen, denen Steine in den Weg zu legen [und in die Räder zu greifen], die schwerwiegende Aufgaben

zu bewältigen haben, zu deren Lösung die Hemmenden selbst sich unfähig fühlten.

„Die neununddreißig Mitglieder des Herrenhauses, die die Minorität bei der Abstimmung über den Steuererlaß bildeten, setzen sich, wenn wir von einigen zornschnaubenden alten Herren absehen, die zu allem, was vorkommt, nein sagen, aus Reaktionären der äußersten Rechten wie Graf Lippe, Graf Brühl, Freiherr von Tettau, Herr von Rochow und Herr von Oldenburg, ferner aus fortschrittlich verblendeten Politikern wie die Herren von Forckenbeck und Forchhammer, dann, wie bemerkt, aus unzufriednen und frondierenden Beamten höherer Klasse und deren Eideshelfern und schließlich aus einer Anzahl fanatischer Freihändler unter den Bürgermeistern zusammen, die von ihrem doktrinären Standpunkte aus die angeblich schutzzöllnerische Regierung bekämpfen zu müssen meinen.

„Die Minorität stellt also ein Konglomerat der heterogensten Elemente dar. Sie sind mit einander nur durch die aus den allerverschiedensten Motiven hervorgerufne Feindschaft gegen den Fürsten Bismarck und seine Politik*) verbunden. Ganz besonders lebhaft und auffällig äußert sich diese Stimmung bei solchen Herrenhausmitgliedern, bei denen ein besondres königliches Vertrauen den Beweggrund zu ihrer Ernennung und die Basis ihrer Stellung im Hause bildet. Sie glauben [verwundersamerweise] jenes Vertrauen am geeignetsten dadurch zu rechtfertigen, daß sie der Regierung des Königs, der ihnen ihr Mandat erteilt, thunlichst viel Schwierigkeiten zu bereiten bemüht sind.

„Daß eine infolge ihrer Zusammensetzung notwendig unfruchtbare Opposition dieser Art dem Herrenhause drei volle Tage von der Woche, die demselben zur Erledigung der obengenannten wichtigen Fragen überhaupt übrig blieb, wegnehmen konnte, zeigt einen Grad von Nachsicht auf seiten der Mehrheit, den wir mit zu den

---

*) In wie weite Kreise wenigstens ein Anhauch dieses Gefühls geht, ersieht man aus der Haltung der Post, die über die Sache Artikel von süßsauerm Geschmack brachte. — Diese Anmerkung wurde auf Wunsch des Chefs hinzugefügt, den mir Graf Rantzau am 21. Februar aussprach. Der Fürst wollte dabei „Friedenthal als Zukunftsminister" genannt und als Ursache der Haltung der Post bezeichnet haben, Rantzau und Holstein widerrieten mir das jedoch, da Friedenthal auf das Blatt keinen Einfluß mehr habe.

Ursachen der mangelhaften praktischen Beteiligung jener Körperschaft an unsrer Politik zählen dürfen. In der kurzen Zeit, die demzufolge dem Hause noch geblieben ist, hat es den Staatshaushalt und das Zuständigkeitsgesetz noch zu bewältigen. Daran aber, daß es überhaupt bis auf die letzten beiden Wochen der Session neben den vielen und meist sehr lebhaften Debatten des andern Hauses unthätig bleiben mußte, ist unsrer Ansicht nach das Herrenhaus selbst nicht schuld; mindestens dürfen wir die Quelle dieses Übelstandes nicht in ihm allein suchen. Allerdings fällt dabei ein gewisser Mangel an Interesse für staatliche Angelegenheiten, der bei einem großen Teil unsrer Lords zu beobachten ist, erheblich ins Gewicht. Die Hauptschuld trägt jedoch unsers Erachtens die Staatsregierung, und zwar deshalb, weil sie nicht nur die finanziellen Vorlagen, sondern gleichzeitig auch alle wichtigen und Interesse erweckenden andern Vorschläge und Entwürfe zuerst an das Abgeordnetenhaus bringt. Jenes ist durch die Verfassung geboten, dieses nicht.

„Wir wissen, um ein Beispiel für das Gesagte anzuführen, nicht [und können auch nicht erraten], aus welchen Rücksichten sich die Regierung bewogen gesehen hat, sämtliche Organisationsgesetze, sowohl die, die für die ganze Monarchie, als auch die, die für einzelne Provinzen bestimmt waren, regelmäßig und ausschließlich zunächst dem Abgeordnetenhause vorzulegen, welches dieselben entweder in seinen Kommissionen liegen oder sie wenigstens nicht vor der Schlußwoche der Session dem Herrenhaus zukommen ließ. Manchen Leuten kann dabei eine Variation des bekannten Schillerschen Pentameters einfallen, die ungefähr lauten würde: Wenn das Laster satt ist, setzt sich die Tugend zu Tische. Mit andern Worten: Der bescheidne Teil wird seiner Bescheidenheit gemäß hintangesetzt und übel behandelt. Sollen wir uns die Sache damit erklären, daß wir sagen: Vor dem Abgeordnetenhause fürchtet sich die Regierung, vor dem Herrenhause nicht?

„Wir sind der Meinung, daß diese Politik weder recht würdig noch recht praktisch ist. Ja, man kann dieses Verfahren kaum als Politik bezeichnen; denn mit diesem Ausdruck pflegen wir doch in der Regel den Begriff einer Thätigkeit zu benennen, die weiter schaut als auf leichte und bequeme Befriedigung einzelner Bedürfnisse der Verwaltung. Wir können uns der Befürchtung nicht erwehren, daß

spätere Regierungen den Fehler zu büßen haben werden, den die gegenwärtige mit einem Verhalten begeht, das einer Nullifizierung des preußischen Oberhauses nahekommt.

„Der erwähnte Mangel an Teilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten, der die größere Anzahl der Mitglieder des Herrenhauses charakterisiert, ist zweifelsohne teilweise Folge unzweckmäßiger Einrichtungen, die jene Körperschaft ihrer Entstehung und Ergänzung zu verdanken hat. Infolge deren fehlt den meisten Mitgliedern des Hauses eine lebendige Beziehung zum öffentlichen Leben. Der warme Pulsschlag desselben erreicht sie nicht. Es wird Politiker geben, die sich noch der ebenso lebhaften als wirksamen Thätigkeit erinnern, in der die ehemalige erste Kammer, die durch das Herrenhaus ersetzt worden ist, in das staatliche Leben eingriff, und der solcher Lebhaftigkeit entsprechenden Teilnahme, die die öffentliche Meinung damals gerade vorzugsweise für die Verhandlungen dieser Kammer an den Tag legte, weil sie in Wahrheit inhaltreicher waren und mehr geistige Kapazität gewahren ließen als die Debatten der zweiten. Wem dies noch gegenwärtig ist, der kann nicht ohne Bedauern damit das Gewicht und die Wirksamkeit vergleichen, die dem Herrenhause, dem umgestalteten Nachfolger jener Körperschaft, verblieben sind.

„Der Fehler, dem wir hier begegnen, liegt aber nicht lediglich an den unzureichenden Wurzeln, die das Herrenhaus nach seiner Ergänzung mit dem Lande verbinden; denn auch so, wie der jetzige Senat Preußens entsteht und zusammengesetzt ist, würde er mehr Bedeutung haben, wenn die Regierung ihm mehr Bedeutung beilegen wollte und nicht durch die Art und Weise seiner Beteiligung an den Landtagsgeschäften und durch die Auswahl bei den Ernennungen dazu beitrüge, daß das Haus auf einen nur geringen Anteil an den gesetzgeberischen Arbeiten beschränkt ist und beschränkt bleibt. Die Form, in der unser Oberhaus seine Beteiligung an den gedachten Arbeiten hinzunehmen genötigt ist, hat zur Folge, daß die Vorbereitung in den Kommissionen und die laufenden Geschäfte im wesentlichen von den Mitgliedern in die Hand genommen werden, die ihren Wohnsitz in der Hauptstadt haben, und letztere sind großenteils zurückgetretne und mit ihrem Rücktritte mehr oder weniger unzufriedne Beamte. Wir glauben nicht zu hoch zu greifen, wenn wir annehmen, daß diese Berliner mit Hinzurechnung einiger Vertreter

großer Städte die zur Beschlußfassung erforderliche Zahl 60 stellen. Die Vertreter des großen Grundbesitzes in den Provinzen, denen das Hauptgewicht in dieser Versammlung zugedacht war, erscheinen neben den Genannten nur bei den seltnen Gelegenheiten, wo der Abstimmungsapparat im Verlaufe weniger Tage die Ergebnisse der Session sanktionieren soll, und das ist entschieden ein Nachteil.

„Die erste Frage bei vielen der zu diesem Zweck Eintreffenden ist gewöhnlich die: Wann wird man wieder heimreisen können? Bei der Beratung des Gesetzes, das gerade für den Großgrundbesitz von höchster Bedeutung war, und das denselben mit unerträglicher Vexation bedrohte (wir meinen das Feld- und Forstpolizeigesetz), sind, wenn wir recht zählten, nur etwas mehr als achtzig Herrenhausmitglieder erschienen, von denen kaum zwanzig den durch dieses Gesetz gefährdeten Grundherren aus der Provinz angehörten.

„[Wir kommen zum Schluß und zur Moral dieser Betrachtungen, und diese lautet wie folgt.] Wenn die Regierung wirksame Politik treiben und nicht bloß einzelne Ressorts verwalten will, so wird sie die Notwendigkeit einsehen müssen, den Versuch zu unternehmen, ob eine bessere, mehr auf dem Fuße der Gleichheit mit dem Abgeordnetenhause sich bewegende Behandlung des Herrenhauses nicht bewirken kann, daß dessen Mitglieder sich lebhafter und regelmäßiger an den Landtagsgeschäften beteiligen. So wie der Geschäftsgang bisher war, darf es fernerhin nicht gehalten werden, wenn die wünschenswerte Regeneration des Hauses sich vollziehen soll. Denn wer wollte jetzt etwas Stichhaltiges und Überzeugendes gegen die Ausrede vorbringen, mit welcher die Mehrzahl der 133 Herrenhausmitglieder, die von den 300 bei der letzten namentlichen Abstimmung zugegen waren, auf den Vorwurf antworten konnten, daß sie erst in den letzten beiden Wochen in der Mitte der andern erschienen seien, gegen die Frage nämlich: Was hätten wir denn früher hier gesollt? Etwa an der Thür des Abgeordnetenhauses warten, bis es den dortigen Herren beliebte, uns den Abhub ihrer Leistungen zukommen zu lassen? Oder auf die Minister warten, bis die für uns Zeit haben? Wir können das ganz und gar ebenso gut zu Hause abwarten.

„Wir meinen, es wird nicht leicht sein, den Gegenvorwurf, der hierin für das bisherige Verfahren der Regierung gegen das Herren-

haus liegt, zu entkräften [und so kommen wir auf unsre Forderung zurück, daß hier eine Remedur eintreten sollte und bald]."

Am 27. April 1881 erinnerte ich den Chef für den Fall, daß er nach Wiedereröffnung der Reichstagsverhandlungen etwas für mich zu thun hätte, an meine Dienstwilligkeit. Der betreffende Brief wurde früh elf Uhr Theiß zur Bestellung übergeben.

An demselben Tage machte ich Bucher in seiner Wohnung einen Besuch. Er erzählte, daß „der Ring im Auswärtigen Amte," dessen Seele Bülow gewesen war, jetzt „gesprengt" sei. Bülow würde entfernt werden, er solle eine kleine Gesandtschaft, Weimar oder Stuttgart, erhalten. Auch mit Tiedemann gehe es zu Ende, und er wäre wohl schon beseitigt, wenn er nicht in betreff anderweiter Versorgung zu hohe Ansprüche machte und durchaus Oberpräsident werden wollte, während er höchstens Regierungspräsident werden könne. Der Fürst wisse von diesen Ansprüchen und habe sich spöttisch darüber geäußert. Lindau, der für Preßsachen sorgen solle und jetzt vortragender Rat sei, leiste nicht viel, da er „keine Schulbildung habe." Er, Bucher, müsse daher oft für die Zeitungen thätig sein. So habe er unter anderm im Auftrag und nach Angaben des Fürsten mehrere größere Aufsätze für die Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart (herausgegeben von R. Fleischer, verlegt von O. Janke in Berlin) zu schreiben gehabt, die er mir gab. Der eine, für das Maiheft bestimmt und mir in der Fahne zugestellt, besprach unter der Überschrift: „Macht ohne Verantwortlichkeit" vorzüglich Gladstones und Gambettas jüngste Politik. Der andre, im Aprilheft des sechsten Jahrgangs abgedruckt und „Fürst Bismarck im Staatsministerium" betitelt, enthielt interessante Aufschlüsse über den Rücktritt des Ministers des Innern, Grafen (Botho von) Eulenburg, der nicht bloß infolge des Zusammenstoßes mit dem Chef am 19. Februar im Herrenhause erfolgt war.

Am 3. Mai empfing ich aus der Reichskanzlei Antwort auf meine Zeilen vom 27. April in Gestalt einer Einladung, den Fürsten am nächsten Tage zu besuchen. Ich traf Bucher im Vorzimmer, der, vor mir hineingerufen, etwa eine Viertelstunde bei ihm blieb. Als der Fürst darauf mich empfing, sagte er: „Sie wollten Futter haben. Ich habe aber jetzt keins. Ich habe mich vorhin im Garten

besonnen, was ich Ihnen sagen sollte, fand aber nichts. Nun könnte ich mit Ihnen was besprechen, worüber ich in diesen Tagen im Reichstage reden werde, aber dann würden sie sagen: Der hat die Grenzboten mit Nutzen gelesen. Indes könnte man ja immer noch einmal auf das zurückkommen, was ich neulich über das Berliner Stadtregiment und den Klüngel und Ring des Fortschritts bemerkt habe, und über die Mietsteuer und die Abschätzung. Auch über die Verlegung des Reichstags, der ja nicht unbedingt in Berlin zusammenkommen muß. Man will nicht, daß ich mich als Anwalt des kleinen Mannes, des Armen betrachte. Ich hätte kein Recht dazu, keine Veranlassung, während doch hier erst neulich wieder Leute verhungert sind. Die Rede wegen der Mietsteuer vertrat die Interessen dieser Klasse der Bevölkerung, die Billigkeit. Die Fortschrittspartei und Clique der Manchesterpolitiker, der Vertreter des mitleidlosen Geldsacks, sind immer unbillig gewesen gegen die Armen, sie haben immer nach Kräften dahin gewirkt, daß der Staat verhindert werde, sie zu schützen. Laissez faire, möglichst viel Selbstregierung, Unbeschränktheit, Gelegenheit zur Aufsaugung des kleinen Geschäfts durch das Großkapital, zur Ausbeutung der Unwissenden und Unerfahrnen durch die Klugen und Geriebnen. Der Staat soll bloß Polizei sein, besonders für die Ausbeuter."

Er besann sich einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Ich verwerfe eine weitgehende Selbstregierung der Gemeinden dem Staate gegenüber nicht. Sie hat ihre Vorzüge, aber auch ihre Nachteile. Wenn sie nicht immer dasselbe Gerechtigkeitsgefühl zeigt wie das staatliche Beamtentum, so liegt das in der menschlichen Natur, die eben nicht vollkommen ist, sondern mangelhaft. Man wird immer geneigt sein, Verwandte, Kunden, Freunde, Parteigenossen zu bevorzugen, und das wird in vielen Fällen wirklich geschehen, auch wenn man sich vorgenommen hat, unparteiisch zu sein; man sieht die Dinge, die Menschen dann eben anders, als sie sind. Es ist ganz begreiflich, daß der Krämer seine Kunden bei Abschätzungen, selbst gegen seinen Willen, nicht mit derselben Elle mißt, wie die Nichtkunden, und wenn dann noch Parteihaß oder Glaubenshaß dazu kommen und Rücksicht auf Parteigenossen, so sind Unbilligkeiten kaum zu vermeiden. In einer großen Stadt, wo eine Partei sich des Regiments bemächtigt hat, kann das zu sehr ernsten Übelständen

führen, zumal da es nicht bei ungerechten Abschätzungen zu bleiben pflegt, sondern der Parteigeist oft auch die städtischen Ämter und Arbeiten vergiebt. — Die Selbstregierung der Städte muß ihre Grenzen haben, der Staat muß die, die nicht zu der Partei gehören, die in der Gemeinde herrscht, vor der Willkür und der Unbilligkeit schützen, mit der die von jener Partei gewählte und fortwährend beeinflußte Gemeinderegierung sie bedroht. So war es ein Mißgriff, wenn Eulenburg — ich meine den letzten — dem Berliner Stadtregiment so viele Rechte einräumte. Der war ja eigentlich konservativ, hatte aber das Bedürfnis, populär zu sein, was er denn auch, wie Sie aus den Zeitungen ersehen haben werden, erreicht hat. Auch war er mit Forckenbeck befreundet, und so mag auch der auf ihn eingewirkt haben, Zugeständnisse zu machen, die den Ansichten des fortschrittlichen Ringes entsprachen. Das betraf aber nicht bloß Berlin. Wir waren auch im allgemeinen verschiedner Meinung hinsichtlich der Provinzial- und Kreisordnung. Ich wollte die nochmals geprüft wissen und teilweise abgeändert; denn es waren gefährliche Konzessionen darin. Eulenburg aber hatte Eile mit der Sache und wollte rasch den Rahmen fertig gestellt sehen, der für alle Provinzen bestimmt war. Ich hätte meine Unterschrift versagt, wenn man mirs vorgelegt hätte. Auch dem Könige mißfiel diese Nachgiebigkeit, die ihm an seine monarchischen Rechte ging und die Staatsgewalt zerbröckelte. Das sah man z. B. bei den Einzugsfeierlichkeiten neulich,*) wo die Stadtverwaltung Maßregeln getroffen hatte, ohne sich vorher mit Madai zu benehmen und durch den die Meinung des Königs zu erfahren, die eine ganz andre war. Daraus erklärt sich zum Teil auch der Rücktritt Eulenburgs. Er benutzte den Vorgang im Herrenhause, um sich aus einer ihm nicht mehr bequemen Stellung zurückzuziehen. Die in Berlin regierende Demokratenklique aber machte sich die ihr eingeräumten Rechte zu nutze, sie pochte darauf und verfuhr, als könnte sie thun, was sie wollte. Auch der Übergang der Straßen der Stadt in das Eigentum derselben mußte ihren Zwecken dienen, zum Nachteil vieler Leute. Ein Beispiel ist die Pferdebahn, von der man sagen kann, seit die Ver-

*) Nach dem Attentate Nobilings und der Erholungsreise des genesenen Kaisers 1878.

waltung das Recht des Staates an den Straßen der Stadt abgetreten hat, ist geradezu das mittelalterliche Geleitsrecht hier wieder aufgelebt. Maybach aber hat ihnen, als die Bahn über die Jerusalemer Straße gelegt werden sollte, noch einmal gezeigt, was eine Harke ist."

Er schwieg einen Augenblick, dann bemerkte er weiter: „Ich will also keine Staatsomnipotenz, aber auch keine Zersetzung des Staats, keinen Zerfall in kommunale Republiken nach dem Geschmacke Richters und Virchows. Wie weit man mit derartiger Selbstregierung kommt, haben wir in Paris gesehen. Jetzt wird es wieder versucht. Lesen Sie doch die Reden, die Andrieux, der Polizeipräfekt, in der Kammer und vor seinen Wählern in Arbresle gehalten hat. Es geht daraus hervor, daß verständige und charaktervolle Männer auch in republikanischen Staaten kein unbeschränktes Selfgovernment gewähren wollen. Sie finden sie in den letzten französischen Zeitungen. Es ist viel Gutes darin, was auch auf unsre Verhältnisse paßt." —

„Und dann, was ich über den Reichstag und seine Verlegung von Berlin weg gesagt habe, darüber läßt sich noch viel mehr bemerken. Sagen Sie, es wäre kein Schreckschuß, sondern ein ernstgemeinter Gedanke. Vieles empfiehlt ihn. Der Kaiser kann den Reichstag berufen, wohin er will; denn in der Verfassung ist nichts über den Ort bestimmt, wo er sich zu versammeln hat. Die alten Kaiser Deutschlands hatten keine Reichshauptstadt, sie versammelten die Vertreter des Reichs, Fürsten und Stände, wo es ihnen gerade paßte, bald im Norden, bald im Süden oder Westen. Bei Bedrohungen vom Westen her wäre es heutzutage indiziert, daß der Reichstag in Berlin oder Breslau tagte, während er bei Unruhen im Osten nach einer bayrischen, rheinischen oder hessischen Stadt berufen werden sollte, etwa nach Köln, Nürnberg, Augsburg oder Kassel. Auch gegen Hamburg oder Hannover würde unter Umständen nichts einzuwenden sein. Die Herren würden an allen diesen Orten sehr günstig aufgenommen werden, und es würde ihnen aus der Sache noch ein Vorteil erwachsen: Luftwechsel; sie würden in ihrer Gesamtheit mit andern Sphären der Nation, andern Leuten, andern Verhältnissen in Berührung kommen, anders beeinflußt werden als bisher. Der Berliner ist so wenig mit dem Deutschen zu ver-

wechseln, wie der Pariser mit dem Franzosen; es sind hier wie dort zwei ganz verschiedne Nationen. — Auch sonst sprechen sehr beachtenswerte Gründe für den Plan. Die Unabhängigkeit der Boten und die Redefreiheit ist in Mittelstädten besser gewahrt als in einer großen Stadt mit mehr als einer Million Einwohnern. Man hat das 1848 gesehen, wo die Radikalen, die Demokraten, die jetzt Fortschrittspartei heißen, die Gewalt an sich gerissen hatten. Volkshaufen bedrohten die Abgeordneten, deren Haltung ihnen nicht gefiel, belagerten sie einmal geradezu, und auch hier konnte ein Auerswald und ein Lichnowsky totgeschlagen werden,[1] und noch viel leichter. Die Reichstagsmitglieder haben dort die Berliner Schmutzpresse nicht zu fürchten. Wie viele von ihnen sind fest gegen solchen Zeitungspöbel? Wie viele würden in revolutionären Zeiten fest sein gegen Einschüchterung und Bedrohung ihres Lebens und ihrer Ehre? Solche Zeiten können wiederkommen. In kleinern Orten sind sie viel leichter zu schützen als hier, wo die Fortschrittsleute, die Jakobiner, mit den Sozialisten künftig das enge Bündnis schließen werden, auf das die demokratischen Ziele hinweisen, die sie gemeinsam im Auge haben. Ihre Verwandten in Paris hatten es 1871 geschlossen. Wenn diese beiden Parteien aber in Berlin einig sind, so bilden die Ordnungsfreunde und die Monarchischgesinnten die Minorität und können ihre Meinung nicht zur Geltung bringen, selbst wenn alle ihre Schattierungen zusammengehn. Auch anderswo hat man das begriffen. In den Vereinigten Staaten versammelt sich der Kongreß nicht in Newyork, Philadelphia, St. Louis oder Chicago, sondern in Washington, einer mäßig großen und für gewöhnlich stillen Stadt, und die Legislaturen der Einzelstaaten tagen in Mittelstädten, ja in ganz kleinen Orten. Sehr gute Gründe sprechen für das Verbleiben der französischen Kammern in Versailles, und es wäre fast ein Wunder, wenn ihre Rückkehr nach Paris sich nicht einmal rächte. — Schon die Verlegung des Reichstags nach Potsdam würde gegen Unzuträglichkeiten und Gefahren, wie ich sie auseinandergesetzt habe, eine gewisse Sicherheit bieten. — Endlich würden, wenn der Reichstag nicht in Berlin domiziliert wäre, nicht so erstaunlich viele Berliner darin sitzen."

---

[1] Wie in Frankfurt a. M. am 18. September 1848.

Er klingelte und ließ sich das Verzeichnis der Reichsboten bringen, das er dann nach dem Alphabet von Bamberger, Benda, Bernuth und Beseler bis zu Weber und Wehrenpfennig auf der Suche nach Berlinern durchging, wobei ich die Gefundnen aufschrieb. Als er zu Radziwill kam, bemerkte er: „Ferdinand, einer der größten Verschwörer, aber glücklicherweise sehr dumm.“ Bei Struve äußerte er: „Das ist der Lümmel.“*) Zuletzt sagte er: „Nun zählen Sie einmal. — Wieviel sinds?“ — Es waren sechsundvierzig. Er versetzte: „Die dürfen Sie aber nicht nennen; denn es sind gute Freunde und sehr monarchisch gesinnte Leute darunter.“

Er sprach jetzt langsam und wie diktierend und ging dabei im Zimmer auf und ab. Ich schrieb nach: „Die Präsenzziffer schwankt dicht unter zweihundert, und von denen sind die sechsundvierzig wahrscheinlich immer zugegen. Dann aber kommen wir zu dem ungeheuerlichen Verhältnis, daß die einzige Stadt Berlin nicht weniger als ein Fünftel, ja fast ein Viertel der effektiv wirksamen Vertretung Deutschlands mit Einschluß Elsaß-Lothringens liefert, und wenn man die höchste Präsenzziffer von etwa dreihundertundzehn nimmt, bleiben immer fünfzehn Prozent Berliner. Auf jede Million der Seelenzahl des Deutschen Reichs kommt mehr als ein Hiesiger, und wenn der Überdruß an den Reichstagsverhandlungen, der bei vielen Abgeordneten durch den Zwang erzeugt wird, zwei- und mehrstündige Reden der Herren Richter und Lasker anzuhören, so zunimmt wie in der letzten Zeit, so kann man es für richtig halten, wenn prophezeit wird, daß künftig wenigstens ein Fünftel der Reichsvertretung bei den Abstimmungen oder der Präsenzzahl r e g e l m ä ß i g aus Berlinern bestehen wird. Die sind immer am Platze, und wenn sich zu den Demokraten unter ihnen nur die gleiche Zahl von Nichtberlinern als Gesinnungsgenossen findet, so haben wir schon nahezu die geborne Majorität der üblichen Präsenzziffer von Zweihundert. Dabei findet sich in der Stadt ein erhebliches Kontingent solcher Kandidaten, die aus gewerbsmäßiger Ausübung der Volksvertretung, kombiniert mit der Redaktion von Zeitungen, ein Geschäft machen. Beides arbeitet einander in die Hand, um den wirtschaftlich un-

*) Mit Beziehung auf einen frechen Ausdruck seiner Mißbilligung im Parlament.

produktiven Klassen, den fruges consumere nati ein Übergewicht in der Gesetzanfertigungsanstalt zu verschaffen. Mit Hilfe der von Besoldung und Honorar lebenden Beamten in Berlin und außerhalb, für die die Parlamentszeit eine angenehme Ferienzeit im Vergleiche mit der sonstigen dienstlichen Thätigkeit ist" — Er vollendete den Satz nicht, lächelte und sagte: „Für die ists, wenn sie hier sind, wie mit den jungen Leuten, die auch froh sind, wenn sie nicht in die Schule gehen müssen, und die den Kopf hängen, wenn sie nach den Feiertagen ins Gymnasium oder Pensionat zurückmüssen. — Hier im Reichstag oder im Abgeordnetenhause giebt es keinen strengen Dienst, keine groben Vorgesetzten, keine Unterordnung und keine Rüge. Sie sind die Träger des Volkswillens und können sich als solche fühlen und sich mit Reden bewundern lassen. Mit denen zusammen giebt das eine Majorität genau, wie sie nicht sein sollte. Dem muß abgeholfen werden. Das deutsche Volk hat ein Recht darauf, zu verlangen, daß der Reichstag nicht verberlinert wird."

Er sann alsdann ein Weilchen nach, worauf er sagte: „Auswärtiges? Da giebt es jetzt auch nicht viel, worüber man schreiben könnte."

Ich bemerkte: „Tunis. Darüber habe ich einen längern Aufsatz für die Grenzboten gemacht, aber er ist mehr geographisch und geschichtlich; nur wenig Politisches drin."

Er erwiderte rasch: „Das ist gefährlich. Da lassen Sie, bitte, doch lieber die Hand vom Spiele. Sie wissen, daß man denkt, wenn Sie was sagen, ich stehe dahinter."

Ich erklärte ihm nun, daß ich nur referiert und vermutet habe, und daß der Artikel andeute, er sehe dem französischen Unternehmen[1] mit aufrichtigem Wohlwollen zu, es würde ihm lieb sein, wenn die Franzosen sich zufrieden fühlten."

Er versetzte: „Ja, das läßt sich hören, das ist gut gesagt. Auch wäre noch zu bemerken, daß es uns freuen würde, wenn diese vernachlässigten Gegenden, die ehemals fruchtbar und gut angebaut gewesen wären, in die Hände eines großen Kulturvolkes gelangten und wieder in Kultur genommen würden. Aber nicht zu viel Wohlwollen zeigen," fuhr er fort. „Die Franzosen denken

[1] Die Besetzung Tunesiens im Mai 1881.

sonst, wir erlaubten ihnen den Krieg, und nehmen das übel. Und von England und Italien sagen Sie nichts. Es ist in unserm Interesse, wenn die sich mit den Franzosen entzweien, und wenn diese wieder in Tunis Geschäfte machen, denken sie nicht an die Rheingrenze. Aber das alles darf nicht einmal angedeutet werden. — Eher ließe sich etwas über Rußland sagen. Hier muß man den Bauern Privateigentum geben, persönlichen, vererbbaren Grundbesitz. Jetzt, wo die Feldmark Gesamtbesitz des Dorfes ist, der von Zeit zu Zeit neu verteilt wird, hat der Faulenzer und Trunkenbold dasselbe Recht wie der fleißige Mann, der nicht in der Schenke liegt. Die Samtgemeinde[1] muß aufhören. Die aber, die die Revolution wollen, die danach streben, den Bauer vom Kaiser zu trennen, kämpfen für Beibehaltung dieses Kommunismus wie für ein Palladium. Er soll echt national, urrussisch sein. Die Herren bekunden damit eine krasse Unwissenheit. Der Gemeinbesitz der Feldmark war früher auch hier bei uns mit Ausnahme weniger Gegenden, z. B. Teilen von Westfalen, Gebrauch und Herkommen bis auf die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung. Ebenso verhielt sichs mit Frankreich bis auf die erste Revolution. Die Russen aber haben die Einrichtung wahrscheinlich, wie später andre europäische Sachen, von uns, von dem germanischen Rurik bekommen."

Hier wurde der Minister von Bötticher gemeldet, und der Fürst verabschiedete mich mit den Worten: „Ich muß hier abbrechen. Der darf nicht warten. Auf Wiedersehen. Aber recht vorsichtig mit Tunis." Ich war über eine halbe Stunde bei ihm gewesen.

Die Andeutungen des Kanzlers in Bezug auf die tunesische Frage und auf Rußland wurden in den betreffenden Artikeln beachtet. Was er mir in der Unterredung vom 4. Mai mitgeteilt hatte, wurde, größtenteils wörtlich, zu einem Aufsatze: „Fürst Bismarck und Berlin" benutzt, der in Nr. 20 der Grenzboten erschien, und von dem ich ihm nach der Veröffentlichung des Artikels einen Abdruck schickte. Ich fügte einen Ausschnitt aus dem Daily Telegraph hinzu, der einen Leitartikel enthielt, worin der kurz vorher verstorbne Graf Harry Arnim stark herausgestrichen und u. a. be-

[1] Der sogenannte mir, der auch für die Steuersumme bürgt, vermutlich keine alte slawische, sondern eine spätere grundherrliche Einrichtung.

hauptet war, er habe als Gesandter bei der Kurie 1870 einen Plan gehabt, der, wenn er zur Ausführung gelangt wäre, den ganzen Streit Preußens mit dem Vatikan verhindert haben würde. Dieser geniale Gedanke sollte darin bestanden haben, daß Preußen empfohlen worden sei, seine Bischöfe für die Gründung einer deutschen Nationalkirche zu gewinnen und im Bunde mit ihnen dem Papste Widerstand zu leisten. Das Berliner Tageblatt brachte ähnliche Historien und Urteile auf den Markt. So fragte ich beim Fürsten an, ob nicht eine Widerlegung erfolgen solle. Der Brief mit den Beilagen ging am 22. Mai an ihn ab, und am 24. abends bekam ich die Beilage mit einigen Zeilen Tiedemanns zurück, in denen es unter anderm hieß: „Seine Durchlaucht äußerte, es wäre ihm angenehmer gewesen, wenn der Artikel »Fürst Bismarck und Berlin« ihm vor dem Abdruck vorgelegt worden wäre, da mehrere Sätze desselben an höchster Stelle Anstoß erregen müßten. Bezüglich des Artikels im Daily Telegraph äußerte der Fürst, daß er ihm keine Widerlegung zu verdienen scheine."

In dem Abdruck des Grenzbotenaufsatzes hatte der Chef zunächst auf Seite 291 den kurzen Satz: „der ursprünglich konservativ war" bis „sich stützen zu müssen meinte," dann einige Zeilen weiter die Worte: „der monarchistischen Denkweise des Königs gegenüber," ferner die längere Stelle: „Andrerseits mißfiel dem Könige an der Eulenburgschen Politik" bis „nicht mehr zu tragen vermochte," endlich auf Seite 292 die Worte „nach Ostpreußen" gestrichen. Diese Stellen gründeten sich aber teils auf die obigen Mitteilungen des Chefs mir gegenüber, teils auf Buchers Aufsatz im Aprilheft der Deutschen Revue. Der Artikel des Daily Telegraph aber scheint dem Kanzler zuletzt doch als der Widerlegung bedürftig vorgekommen zu sein; denn einige Tage nach Eingang der Tiedemannschen Zuschrift brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung folgende augenscheinlich inspirierte Mitteilung, die ihr von andern Blättern nachgedruckt wurde:

„Ganz gewiß wäre vom staatlichen Standpunkte eine solche Entwicklung (wie sie Graf Arnim vorgeschlagen haben sollte) eine erwünschte gewesen; sie hatte nur den Fehler, daß kein einziger Bischof, auch selbst der mildeste nicht, geneigt war, einer solchen staatlichen Berufung zum Kampfe gegen den Papst Folge zu leisten.

Selbst die Bischöfe der Nationen, deren Nationalgefühl sehr viel entwickelter ist als das deutsche, die französischen, englischen, slawischen haben jede Versuchung der Art a limine von sich gewiesen. An der Spitze der preußischen Bischöfe aber, oder mit Ledochowski [von Posen-Gnesen], Melchers [von Köln], Martin [von Paderborn] hinter sich, eine deutsche Nationalkirche gegen den Willen des Papstes zu bilden, sei ein so kindisch einfältiger Gedanke, daß ein so kluger Mann wie Graf Harry Arnim ihn sicherlich niemals gehabt hat. Er kannte die teils dem Papste gegenüber willenlosen, teils jesuitischen, teils furchtsamen Bischöfe zu genau, um jemals glauben zu können, daß sie sich als Mauerbrecher gegen den Papst benutzen lassen würden. Er hat unsers Wissens auch einen ähnlichen Gedanken nicht gehabt und nicht geäußert."

Sonntag, den 26. Juni. Mittags $1^1/_2$ Uhr schickte der Chef zu mir und ließ mich auf 4 Uhr zu sich bitten. Ich fand ihn im Zivilanzug und ziemlich elend aussehend mit Säckchen unter den Augen. Er ließ sich den vollen Bart wachsen, wie gewöhnlich, wenn ihn sein Nervenübel besonders quält. Er erkundigte sich, wie mirs ginge. Ich antwortete: „Gut, Durchlaucht, aber Sie braucht man nicht zu fragen, man weiß aus den Zeitungen, daß es Ihnen in der letzten Zeit mit der Gesundheit schlecht gegangen ist."

„Ja — sagte er —, recht schlecht; Schwäche und Beklemmung und Schmerzen überall, im Leibe, in der Brust, im Gesicht. Bis zum sechsundsechzigsten Jahre hatte ich gute Zähne, aber jetzt thun sie alle weh, es zieht und reißt oben und unten und ringsherum." Er fuhr sich dabei über den einen Backen herunter und am andern wieder hinauf. „Das kommt aber von starker Gemütsaufregung, diesmal nicht aus politischen Gründen, sondern aus andern, von denen wir aber nicht sprechen wollen. Und dabei muß man arbeiten, unaufhörlich. Der König weiß, wie es mit mir steht, und doch schickt er mir alle Tage Billets, die beantwortet sein wollen. Die Krankheit ist schon mehrmals gekommen, zuerst in Petersburg, als ich die Nachricht erhielt, daß sie die Dummheit begehen wollten, für Österreich in der italienischen Sache mobil zu machen, wo die sie hätten in der Tinte sitzen lassen; dann vor und nach dem Kriege von sechsundsechzig, in Putbus, dann

wieder in Versailles, vierundsiebzig bei den Verleumdungen,*) wo alte Freunde mich verließen und der Hausminister auf zehn Exemplare der Reichsglocke abonniert war, und siebenundsiebzig, wo die am Hofe Augustas gegen mich intrigierten. Aber um was ich Sie bitten möchte: die Fortschrittspartei thut jetzt, als ob sie alles gemacht hätte, als ob wir ihr die Einheit und das Reich zu danken hätten. Da möchte ich, daß ein geschichtlicher Rückblick gemacht würde, der zeigte, daß sie das gerade mit allen Kräften und Mitteln zu hintertreiben bemüht gewesen sind. Schon 1848 und im nächsten Jahre, wo sie die gute Stellung Preußens soweit verdarben, daß daraus die elende Manteuffelei wurde, Olmütz und hernach das Kanossa in Paris, wo unser Bevollmächtigter erst stundenlang im Vorzimmer warten mußte, ehe er dabei sein durfte, und wo Preußen überhaupt nicht mitgerechnet wurde.[1] Dann unter den Ministern der neuen Ära, wo sie mit ihrer Rechthaberei und ihrer Opposition gegen die königliche Armeereorganisation schuld waren, daß ein Ministerium Bismarck kam. Da hätten sie am liebsten eine bloße Miliz gehabt, während sie doch große Pläne gegen den Bundestag und Österreich im Schilde führten — oder vielmehr große Velleitäten. Sie dachten ihn wohl mit ihrem stinkenden Atem umzublasen wie die bei Jericho mit den Trompeten. Das ist nicht von mir, der Atem, sondern von Shakespeare."

„Julius Caesar," sagte ich.

„Nein — versetzte er —, Coriolan, Menenius, der Atem der Knoblauchfresser, der die Luft verpestete, als sie die schweißigen Mützen in die Höhe warfen und Coriolan mit Geschrei verbannten.**) Und dann mir gegenüber, wo sie alles Böse gegen uns im Sinne hatten, bis zum Schafott. Immer wars nur ihre Lust, das Ministerium zu stürzen und an seine Stelle zu kommen. An den Staat, an Deutschland haben sie nie gedacht bei ihrem Auftreten, das heißt, manchmal mit Redensarten, niemals ernstlich, und immer haben sie mit ihrem Auftreten die Zwecke der auswärtigen Gegner gefördert. Sie waren für Österreich, wenn ich gegen Österreich war, und umgekehrt. Sie arbeiteten Frankreich in die Hände wie ihre

*) Diest-Dabers.

[1] Beim Pariser Kongreß 1856.

**) Coriolan 4. Akt, 4. Szene.

Gesinnungsverwandten Mayer und Sonnemann, die geradezu als französische Beamte anzusehen sind. Sie wollten keine Armee, keine Flotte, kein starkes Preußen, sie wollten die Herrschaft der Demokratie. In der schleswig-holsteinischen Sache waren sie gegen meinen Plan — »diesem Ministerium keinen Groschen« —, obwohl ich Ursache habe, auf den besonders stolz zu sein; denn es war ein Intriguenspiel wie in Scribes »Glas Wasser«. Es sollte, wie sie sagten, des Rechtes der Augustenburger wegen in Schleswig-Holstein ein neuer Mittelstaat geschaffen werden, der bei jeder Gelegenheit gegen Preußen gestimmt hätte. Noch jetzt ist Kiel einer ihrer Hauptsitze, von wo sie dirigiert werden."

„Ja, Hänel — sagte ich —, der damalige Justizminister des Herzogs Friedrich, der mit Napoleon gegen Preußen anbändeln wollte. Ich kenne die Verhältnisse von damals ziemlich genau und habe, als ich die Kieler Intriguen in den Preußischen Jahrbüchern aufgedeckt hatte, bei Mommsen, der damals vernünftig werden wollte, einer von diesem geladnen Gesellschaft von Fortschrittlern die Sache auseinandergesetzt und ihnen ins Gewissen geredet; es half aber nichts, sie blieben dabei, es wäre wider das Recht."

„Mommsen?" sagte der Chef. „Der ist immer und vorzüglich jetzt ganz einfältig, wenn er sich in Politik mengt."

„Einer von den neunmal klugen Professoren, die alles besser wissen als andre Leute," bemerkte ich.

„Und als es sich um die Erwerbung Lauenburgs handelte — fuhr der Kanzler fort —, da waren sie wieder dagegen, und als der Krieg mit Österreich vor der Thür war, wollten sie »Preußen den Großmachtskitzel austreiben« und organisierten überall Volksversammlungen, die Resolutionen gegen den Bruderkrieg faßten. Sie haben in dieser Zeit ganz unverkennbar den Sieg der Feinde herbeigewünscht und gehofft, landesverräterisch. Ihre Gedanken waren am deutlichsten von dem Abgeordneten, der hernach in Wien in der Presse gegen Preußen hetzte, repräsentiert — wie hieß er gleich? — der mit dem breiten, glatten Gesichte?

„Frese?" riet ich.

„Ja, den meinte ich," erwiderte er. „Hätten wir das gewußt, sagten sie hinterher. Aber es war eine faule Entschuldigung. Im Grunde ärgerte sie unser Sieg. Es war ihnen nicht um die Einheit

zu thun, sondern um die Freiheit, wie sie ihre Partei wollte, um die radikale, ihre Herrschaft. Sie waren nach sechsundsechzig und nach siebzig immer Freunde oder Feinde jeder fremden Macht, umgekehrt, je nachdem ich mich gegen oder für diese Macht ausgesprochen hatte. In allen großen Angelegenheiten bestimmte ihr Haß gegen mich ihre Parteinahme. Sie betonten, daß der äußere Friede bedroht sei durch die Mißgunst der Mächte gegen die neuste Gestalt Deutschlands, und doch waren sie in der Militärfrage mit dem Zentrum bemüht, die Widerstandskraft Deutschlands nicht stärker, sondern schwächer werden zu lassen. In allen Fragen widerstreben sie der Konsolidation des Reichs. Erst waren sie gegen Rußland, besonders 1863, dann, als unser Verhältnis zu denen sich trübte, waren sie für sie, und als wir wieder besser mit ihnen standen, traten sie wieder gegen sie auf. Erst waren sie Gegner der Sozialisten, dann beim Sozialistengesetz halfen sie ihnen, und als ich zuletzt mit dem Staatssozialismus kam, bekämpften sie den aufs äußerste, weil er ein Mittel gegen die Revolution ist, die sie wollen. Ihr Bedürfnis ist Unzufriedenheit, das ist ihr Lebenselement und ihr Fahrwasser. Diesem Bedürfnis opfern sie alles. So wars in der Frage der Zölle und Steuern, in der wegen Milderung in der Handhabung der Maigesetze, gegen die sie anfangs auch gewesen waren, so in der Hamburger Sache, wo sie echte Partikularisten waren wie früher hinsichtlich Schleswig-Holsteins, und so in der Frage wegen Verstaatlichung der Eisenbahnen, die recht gute Resultate geliefert hat, und mit der das Publikum ganz zufrieden ist. Immer, in der ganzen Reichsgeschichte ist die Fortschrittspartei der advocatus Diaboli gewesen. — Sie wissen, was ich meine bei der Heiligsprechung in Rom. Glücklicherweise aber warens nur Sprühteufel," setzte er lächelnd hinzu.

„Püstriche — sagte ich —, wie Mephisto sie nennt, als er Teufel vom geraden und vom krummen Horne am Grabe Doktor Fausts versammelt hat."

„Ja," erwiderte er. „Sie können nur lügen wie der Vater der Lüge. Aber auf die Dauer werden sie damit nicht durchkommen. Bei uns in Deutschland haben die Lügen kurze Beine, und für immer lassen sich die Deutschen den Kopf nicht verkeilen wie andre Völker, wo die Phrase mehr gilt, die Franzosen z. B."

Ich erkundigte mich dann, was er von den nächsten Wahlen erwarte, und er antwortete: „Da werden die Mittelparteien schwächer werden und die Fortschrittspartei wahrscheinlich etwas stärker, aber auch die Konservativen. Diesmal aber sehen wir es nicht mit an, daß unsre Absichten scheitern. Auflösung, wenn wir unsern Staatssozialismus nicht durchbringen — das praktische Christentum. Jetzt verlohnte es sich für die drei Monate nicht."

Ich fragte: „Hörte ich recht — das praktische Christentum, Durchlaucht?"

„Ja, gewiß," entgegnete er. „Mitleid, hilfreiche Hand, wo Not ist. Der, welcher uns am leichtesten Geld aufbringen kann, der Staat muß die Sache in die Hand nehmen. Nicht als Almosen, sondern als Recht auf Versorgung, wo der gute Wille zur Arbeit nicht mehr kann. Wozu soll nur der, welcher im Kriege oder als Beamter erwerbsunfähig geworden ist, Pension haben, und nicht auch der Soldat der Arbeit? Diese Sache wird sich durchdrücken. Sie hat ihre Zukunft. Es ist möglich, daß unsre Politik einmal zu Grunde geht, wenn ich tot bin. Aber der Staatssozialismus paukt sich durch. Jeder, der diesen Gedanken wieder aufnimmt, wird ans Ruder kommen. Und die Mittel haben wir, z. B. im Ertrag einer bessern Tabaksteuer. — Da fällt mir ein: mein Sohn sollte neulich in einem Vereine eine Rede halten, gegen die Fortschrittler. Da habe ich ihm empfohlen, den Ausdruck einzuflechten: »Das Stimmvieh aus den Richterschen Ställen mit dem Fortschrittsbrette vor dem Kopfe«; er war ihm aber doch zu stark."

Wir sprachen darauf von dem Deutschen Tageblatt, das er bei den letzten Worten in die Hand genommen hatte. Er lobte es als gut redigiert. Ich bemerkte, der Verleger, den ich neulich auf der Leipziger Buchhändlermesse kennen gelernt hätte, habe mir gesagt, es zähle bereits gegen achttausend Abonnenten. — Er versetzte: „Schon zehntausend, höre ich." — Ich bemerkte: „Die Nationalzeitung hat jetzt, wie behauptet wird, kaum noch siebentausend, das langweilige Organ der Sezessionisten, Bamberger und Kompagnie."

„Ja — sagte er —, das war immer ein Judenblatt. Besitzer und Redakteur sind Semiten." — „Und geschwollne Schulmeister," erlaubte ich mir hinzuzufügen.

Wir kamen hiervon auf die Juden und ihren Zusammenhang

mit dem Fortschritt zu reden, und er äußerte, es wundre ihn, daß sie ihm so feind wären, so undankbar gegen ihn; er habe ihnen doch ihre politische Stellung im Reiche geschaffen. „Wenigstens durch meine Unterschrift,“ fuhr er fort. „Sie sollten mit mir zufrieden sein. Aber sie werden mich noch zwingen, mich gegen sie zu verteidigen.“

„Wie gegen die Ultramontanen,“ sagte ich. „Dann aber werden Sie noch viel populärer werden, Durchlaucht, als Sie jetzt sind. Dann haben Sie nicht bloß die sechzig- oder hunderttausend für sich, die die Petition unterschrieben haben, sondern Millionen, denen die Judenpolitik zuwider ist.“

Er besann sich ein Weilchen, worauf er sagte: „Dann möchte ich, daß Sie noch ein andres Thema studierten: die Frage, wie es kommt, daß das Fleisch in Berlin teurer ist als in Paris, obwohl dort der Produzent mehr für sein Vieh bekommt als bei uns, und auch so und soviel Franken Octroi — ich glaube sechzig für den Ochsen — zu entrichten sind. Haben Sie bei Ihrem Blatte jemand, der das behandeln kann?“

Ich verneinte es.

„Das sollte aber doch sein — versetzte er lächelnd — bei einem Blatte von solcher politischen Bedeutung. — Nun, die Sache ist die: bei dem neuen Viehhofe da sind dreiundzwanzig Viehkommissäre, durch die alles eingehende lebende Fleisch gekauft und verkauft wird, und die so mit der Zeit Millionäre werden müssen. Sie sind von niemand angestellt, weder vom Staate, noch von der Stadt, und doch geht das ganze Geschäft durch ihre Hände. Kennen Sie die Geschichte des neuen Viehhofes?“

Ich erwiderte: „Nein, Durchlaucht,“ und er erzählte mir sie nun. Ich behielt, für Dinge, in denen ich nicht zu Hause bin, und die mich wenig interessieren, von schwachem Gedächtnis, davon nur, daß ein Bankier Gravenstein, der das betreffende Terrain mit einigen andern besessen, und dem Ludwig Löwe Geld geliehen hatte, in Verlegenheit geraten sei und von Löwe sein Geld zurückgewollt habe, falls dieser nicht bei der Stadtverwaltung den Ankauf des Terrains für einen neuen Viehhof durchsetzen könnte, daß das dann geschehen sei, wobei Eberty genannt wurde, und daß Leute, die dabei behilflich gewesen wären, von der Kompagnie Land erhalten

hätten, auf dem sie sich Villen erbaut hätten. Tiedemann werde mir darüber weitern Aufschluß und Material geben können. Auch ob das hier alles ganz richtig wiedergegeben ist, weiß ich nicht. Vielleicht verstand ich ihn in einigen Punkten nicht genau. Was er aber meinte, ging daraus hervor, daß er mehrmals mit einem Wortspiele von dem „Löwenanteil an dem Geschäfte“ sprach.

Ich ging nun andern tags (mittags zwölf Uhr) zu Tiedemann, der mir Material gab und weiteres, das jetzt noch Graf Bill hätte — „das Promemoria eines hiesigen Litteraten“ —, zu schicken versprach.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Aus den Jahren 1881 (Fortsetzung) und 1882

Am 10. Juli 1881 schrieb mir Bucher mit Bleistift:

„Der Chef läßt Artikel schreiben gegen die abgewirtschafteten liberalen Parlamentarier in Wien mit Nutzanwendung auf unsre Gesellschaft. Es würde ihn gewiß amüsieren, den kostbaren Brief Glasers, der in dem anliegenden Buche eingezeichnet ist, abgedruckt zu sehen. Was meinen Sie dazu?

„In einigen Tagen schicke ich Ihnen eine Broschüre (von mir, sekret, natürlich) über den Cobdenklub. Ich möchte raten, die Besprechung derselben bis nach der Sauerngurkenzeit, etwa bis Anfang September, zu verschieben, wenn wir zum zweitenmale Lärm über den Inhalt machen müssen. Ich würde Ihnen alsdann sehr reiches Material geben; inzwischen wäre auch wohl manches von den Schimpfereien über die Broschüre zu sammeln.

„In acht bis zehn Tagen schicke ich Ihnen einen Artikel über die Entstehung des englisch-französischen Handelsvertrags, der gleich gedruckt werden könnte. Br."

Der Brief Glasers stand in einer kleinen Broschüre, die sich in einem mit „XI. D. Staatsgeschichte und Staatsrecht, 72 Österreich-Ungarn. 7. Auswärt. Amt" bezeichneten Bande mit acht Broschüren befand, die Nummer 1466 trug und den Titel: „Ein österreichischer Minister und sein Vater" führte. Sie war 1872 in Berlin erschienen und von Kerskes und Hohmann gedruckt worden. In dem Briefe hieß es u. a.: „Noch ein Jahr, und das von Gott auserwählte Volk ist am Ziele seiner zu Paris geschlossenen heiligen Allianz,*) wir wünschen nichts sehnlicher, als die Zeit herankommen

*) Die Alliance Israélite ist gemeint; denn Glaser, der ehemalige österreichische Justizminister, ist ein getaufter Jude aus Böhmen.

zu sehen, wo wir ihm Valet sagen [dem Fürsten Adolf Auersperg] und an seine Stelle einen aus unsrer [der liberalen Juden] Mitte setzen können," und „dann [wenn die Adelspartei vor der Dynastie verdächtigt und diskreditiert ist] wird der wahrhaft neue und regenerierte Adel aus unserm [dem jüdischen] Volke den Einzug halten und die ihm von Gott verheißene Mission erfüllen." Ich ließ den Brief mit einigen einleitenden Bemerkungen in den Grenzboten (Nr. 29) abdrucken.

Am 11. Juli früh ging ich zu Bucher, von dem ich erfuhr, daß er das Material zu seiner Broschüre über den Cobdenklub vor etwa vierzehn Tagen im Britischen Museum gesammelt habe. Er sei auf Befehl des Chefs und unter falschem Namen nach London gegangen und habe dort mit niemand verkehrt.

Am 21. suchte ich Bucher im Auswärtigen Amte auf, um ihn an die Broschüre und den versprochnen Grenzbotenaufsatz zu mahnen. Diesen hatte er nicht machen können, da er sich ein dazu gehöriges Buch nicht zu verschaffen vermocht hatte. [Es war die 1869 erschienene Schrift des Oxforder Professors Bonamy Price: Principles of Currency.] Seine Broschüre gab er mir zur Besprechung mit einer Anzahl Notizen, denen er in den nächsten Tagen noch einige hinzufügte. Desgleichen übersandte er mir mehrere englische und französische Schriften zur Benutzung für jenen Zweck. Der Brief Glasers war inzwischen emphatisch für eine Fälschung erklärt worden, und zwar von Glaser selbst, indes hielt Bucher ihn trotzdem für „im wesentlichen echt."

Ich verfaßte nun nach der Broschüre und den Notizen Buchers sowie nach den von ihm gesandten Büchern für die Grenzboten fünf Artikel, die unter dem Titel: „Zur Charakteristik des Manchestertums" in Nr. 33 bis 37 des Blattes erschienen.

Am 27. Juli erzählte mir Bucher „eine Anekdote zur Charakteristik der Amtsführung des Staatssekretärs von Bülow." Eines Tages war Lasker zu diesem gekommen, um ihm einen französischen Comte de Jolivar zu empfehlen, der sich nach Konstantinopel begeben gewollt und Rekommandation an unsre dortige Gesandtschaft gewünscht hätte. Bülow veranlaßte, daß ihm ein solches Schreiben, dem der Staatssekretär eigenhändig ein paar warme Worte der Empfehlung an Werther, unsern damaligen Vertreter beim Sultan,

beigefügt hatte, zugestellt wurde. Der Comte reiste mit dem Schriftstück ab, und das erste, was er bei seiner Ankunft am Goldnen Horne that, war, daß er einen deutschen Handwerker um eine stattliche Summe Geldes beschwindelte. Bald folgten ähnliche Streiche. Dieselben kamen Werther zu Ohren, der sich vermutlich schon gewundert hatte, daß der Franzose vom Auswärtigen Amte in Berlin und nicht von dem in Paris oder vom französischen Gesandten in Berlin Empfehlungen nachgesucht und erhalten hatte. Er meldete die Schwindeleien nach der Wilhelmstraße, und dort schrieb man an das Auswärtige Amt in Paris und bat um Auskunft. Diese erfolgte und lautete ungefähr folgendermaßen: Der Comte de Solivar ist kein Comte, sondern nur Chevalier, und zwar ein chevalier d'industrie, der, wie die Dossiers der Polizei nachweisen, schon wiederholt wegen détournement und escroquerie verurteilt und einmal auch wegen Fälschung angeklagt worden, hierbei jedoch mit einem blauen Auge davongekommen ist. „Tableau im Zimmer unsers Herrn Staatssekretärs!" — Hatzfeldt, der jetzt seinen Posten als Nachfolger Bülows angetreten hat, wurde von Bucher als „coulanter Vorgesetzter" gelobt. Von Bunsen sagte Bucher, er habe für die sezessionistische Tribüne geschrieben, wobei er auf die Kontroverse hinwies, die er mit jenem in der letzten Zeit in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung durchgefochten habe.

Am 29. Juli erhielt ich von Bucher folgendes Billet:

„1. Können Sie die Anlage in dem Daily Telegraph oder sonst in einem englischen Blatte unterbringen und einen Ausschnitt an den Chef schicken?

„2. Hierbei der Entwurf des Artikels über den Handelsvertrag, dessen Eingang Sie werden ändern müssen. Die zweite Ausgabe von Bonamy Price, die ich aus Baden erhalten habe [von wo ihm auch die Sophisms of Free-Trade, die er mir für die „Charakteristik des Manchestertums" geschickt hatte, zugegangen waren], hat den Brief von Chevalier nicht. Ich habe Ascher beauftragt, die erste zu beschaffen, auf meine Rechnung zu setzen und Ihnen zuzuschicken. Der Ihrige

Br."

Die Anlage zu 1 lautete: „Dem Vernehmen nach hat sich in Rußland eine aus entschlossenen kaisertreuen Mitgliedern bestehende

geheime Gesellschaft gebildet, die ähnlich organisiert sein soll wie die auf den Kaisermord abzielende Verbindung und den Zweck verfolgt, die Nihilisten mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen. Wie die Nihilisten durch Attentate einen Terrorismus auf den Souverän auszuüben streben, so wird jene zur Abwehr der Verbrecher konstituierte Gesellschaft diese dadurch in Schranken zu halten suchen, daß sie die Häupter der Mordgesellen in der Schweiz und in England selber aufsuchen und töten läßt. Es ist zu beklagen, daß die ehrlichen Leute in Rußland darauf angewiesen sein sollen, eine Art mittelalterliches Femgericht zum Schutze des von elenden Mordgesellen bedrohten Monarchen zu gründen.“ — Ich schickte diese Notiz am 30. früh an die Redaktion des Daily Telegraph, bezeichnete sie als aus the very best source stammend und setzte hinzu, ich würde für die Aufnahme sehr dankbar sein. Am 31. aber erhielt ich von Bucher nachstehendes Billet: „Herbert telegraphiert mir eben, ich möchte die Notiz über den Anti-Nihilistenverein einstweilen aufhalten. Glücklicherweise ist der Sonntag dazwischen. Wollen Sie telegraphisch kontremandieren und mir die Rechnung für das Telegramm schicken?“ Ich telegraphierte infolgedessen sofort nach London, Fleet Street: Don't bring yesterdays article, und die Veröffentlichung unterblieb.

Die Anlage zu 2 wurde für die Grenzboten bearbeitet und erschien dort, durch einen Auszug der Pall Mall Gazette aus Chevaliers Brief ergänzt, unter dem Titel „Die Entstehung des englisch-französischen Handelsvertrags“ in Nr. 32 des Blattes.

Inzwischen hatte ich von Bucher am 30. die folgende Zuschrift bekommen: „Da Ihre Artikel [die Grenzbotenaufsätze über das Manchestertum meinte er] einmal Geschichtsquelle sein werden, so schlage ich vor, wo von Schlesinger und seiner Verbindung mit der Treasury die Rede ist, einzuschalten: »seit der Macdonaldschen Affaire in Bonn«. Das Nähere werde ich Ihnen für Ihre Memoiren geben; es ist sehr kurios.“

Am 1. August reiste Bucher in die Ferien, wie er sagte nach Ragaz. Am 5. schickte ich den Abdruck des Aufsatzes über die Entstehung des englisch-französischen Handelsvertrags durch das Zentralbüreau an den Reichskanzler. Am 12. ließ ich ihm auf dem gleichen Wege nach Buchers Wunsch einen Abdruck des ersten

Artikels über das Manchestertum zugehen, wobei ich ihm schrieb, wenn er die andern auch haben wollte, möge er michs wissen lassen. Diese zweite Sendung wurde, da ich inzwischen verreist war, von meiner Frau ins Zentralbüreau befördert.

Am 7. August erhielt ich einen Brief von Bucher aus Badenweiler, worin er mich bat, den „Ruhm Gladstones," den Blind nach dem ersten Artikel über das Manchestertum gepriesen haben sollte, in die „Tugend Gladstones" zu verwandeln. Bucher schrieb am Schlusse seines Billets: „Verraten Sie mein Versteck nicht. Es ist reizend hier."

Am 14. September schrieb mir Bucher, daß er wieder in Berlin sei, und am 21. besuchte ich ihn. Er erzählte, daß der Chef wieder einmal „Ungelegenheiten mit dem Kaiser gehabt habe." Dieser lese jetzt keine Zeitungen mehr; neulich aber müsse ihm ein Hofschranze ein Entrefilet mit dem Vorgeben, es sei aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, zugesteckt haben, worin gestanden habe, es solle eine Nuntiatur in Berlin errichtet werden. Denn er habe dem Chef darüber geschrieben. Der Kanzler hat zunächst kurz per Telegraph geantwortet, er wisse von keinem solchen Artikel in dem gedachten Blatte (das auch nichts der Art enthalten hat), und dann eine drei Bogen starke Denkschrift über die Angelegenheit eingeschickt. Er ist „über das Verhalten des Allergnädigsten sehr aufgebracht gewesen." — Tiedemann ist jetzt definitiv durch Rottenburg ersetzt. Er geht demnächst als Regierungspräsident nach Bromberg, während er früher gewünscht und gehofft hat, Oberpräsident in Kassel zu werden. Keudell hat auf seine Erwähnung in dem ersten Grenzbotenartikel über das Manchestertum, den die Fortschrittsblätter als „wütenden Angriff" bezeichnet haben, in der Morning Post erklären lassen, daß er den Vorstand des Cobdenklubs ersucht habe, ihn aus der Mitgliederliste zu streichen. Zugleich aber hat er sich in fortschrittlichen Blättern wie der Vossischen Zeitung und dem Berliner Tageblatt zu verteidigen gesucht und, wie bei ihm üblich, mit Selbstlob geschlossen. „Die fast gleichlautenden Artikel sind von ihm selbst — sagte Bucher —; es fehlt bloß sein Name darunter." Diese Produkte sind dem Kanzler nach Varzin gesandt worden, und er hat darauf in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung folgende Erklärung abgegeben:

„Das Berliner Tageblatt, die Schlesische Presse, die Vossische Zeitung bringen gleichlautende Artikel über Herrn von Keudell, die sämtlich mit der Wendung schließen, daß durch seinen Austritt aus dem Cobdenklub die verdienstvolle Kraft des deutschen Botschafters in Rom dem Staatsdienste erhalten bleibt. Es gehört die ganze Unbekanntschaft mit den Gewohnheiten des Staats- und insbesondre des diplomatischen Dienstes dazu, und die Unwissenheit über die Gebräuche höherer Kreise, die den fortschrittlichen Berichterstattern eigen ist, um glauben zu können, daß die Stellung eines Botschafters jemals durch einen so unbedeutenden Umstand gefährdet sein könne, wie derjenige ist, daß er vor sechs oder wieviel Jahren zum Ehrenmitglied des Cobdenklubs ernannt worden. Weder im amtlichen noch im vertraulichen Verkehr des Auswärtigen Amtes ist, wie wir versichern können, diese Thatsache jemals zur Erwägung gekommen oder Anlaß auch nur zu einer Rückfrage oder einem Meinungsaustausche gewesen. Die ganze Behauptung, daß jener Umstand die Stellung des Herrn von Keudell auch nur entfernt berühre, ist eben eine Erfindung fortschrittlicher Reporter, denen weiterer Stoff nicht zu Gebote stand.

„Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß Herr von Keudell auf die Eigenschaft eines Ehrenmitgliedes verzichtet hat. Wenn es der Fall ist, so werden ihn vermutlich dazu die Aufklärungen über den Cobdenklub veranlaßt haben, die neuerdings vor die Öffentlichkeit getreten sind. Für seine Beziehungen aber zum kaiserlichen Dienst und zum Reichskanzler ist es gleichgiltig, ob er diesen rein privaten Schritt gethan hat oder nicht.

„Daß fortschrittliche Zeitungsberichterstatter das Gegenteil glauben können, ist das Ergebnis teils ihrer Unwissenheit bezüglich der Beziehungen und Beweggründe anständiger Leute, teils der eignen Gesinnung, d. h. der leidenschaftlichen Gehässigkeit, mit der diese Parteimänner jede unbedeutende Thatsache ihrerseits ausbeuten und entstellen. Sie setzen in andern, ihnen nicht zugänglichen Kreisen dasselbe Maß von Bosheit und Leidenschaft voraus. Es sind dies eben Parteimänner, die gewohnt sind, jede Nüance, die nicht mit der Schablone stimmt, als Anlaß zu Haß und Verachtung zu behandeln: wer nicht Freihändler ist, ist in ihren Augen unehrlich oder dumm; es ist dies natürlich auch bei Leuten, welche an Ehre

und Klugheit weiter keinen Anspruch erheben als den, daß sie Freihändler sind. In den höhern Kreisen liegen die Dinge aber anders, man hat da mehr Duldsamkeit und weniger Zeit für Nebendinge.

„Übrigens glauben wir nicht, daß es dem kaiserlichen Botschafter erwünscht sein wird, gerade in dem Berliner Tageblatt und der Vossischen Zeitung Vertreter und unberufne Anwälte zu finden. Es sind dies gerade Zeitungen, mit denen in Beziehungen zu stehen niemand gern von sich glauben läßt, der nicht zu den politischen und sozialen Kreisen derselben gehört, und auch in Rom wird diese Thatsache bekannt genug sein, um Berührungen zu scheuen und die Advokatur dieser Blätter als eine unerwünschte und nachteilige anzusehen."

Am 25. Oktober früh machte ich Bucher in seiner Wohnung einen Besuch. Er klagte sehr darüber, daß der Chef ihn jetzt zu viel für die Presse in Anspruch nehme. Fast alle Tage träfen von Varzin Aufträge in dieser Richtung ein, bisweilen drei oder vier auf einmal. Aber niemand im Amte verstünde etwas davon.

„Eine andre Rute, die er mir aufgebunden hat — fuhr Bucher fort —, ist Sybel. Der hat ihm vor noch nicht langer Zeit Opposition gemacht, ist aber jetzt zu Gnaden angenommen und soll die deutsche Geschichte von 1860 bis 1870 schreiben." Der Chef hat zu diesem Zwecke zuerst angeordnet, ihm alle diplomatischen Schriftstücke aus diesem Zeitraum vorzulegen. Bucher indes hat vorgestellt, daß man doch wohl Ausnahmen machen müsse, und einige davon angeführt, darunter die Sachen, die sich auf die ungarische Legion beziehen. Der Fürst hat diese Einwände gutgeheißen und verfügt, die von Bucher bezeichneten Schriftstücke solle jener nicht sehen, auch die Secreta nicht. Sybel studiert nun im Auswärtigen Amte, was Bucher für ungefährlich hält. Dabei ist er aber auf Bezugnahmen auf das ihm Vorenthaltne gestoßen und hat nun auch diese Dokumente haben wollen, wobei er gemeint hat, als Direktor des Staatsarchivs bekäme er sie doch einmal in die Hände. Bucher hat ihm seinen Wunsch abschlagen müssen. Er klagte über die Verantwortlichkeit, die ihm mit dieser Angelegenheit aufgebürdet worden sei.

Ähnlich sei es, so erzählte er weiter, mit Herrn Poschinger, einem Bayern, der sich vorgenommen habe, Bismarcks Thätigkeit als Bundestagsgesandter in Frankfurt zu schildern. Der Chef hat

Befehl gegeben, ihm alles darauf Bezügliche aus der ersten wie aus der zweiten Abteilung des Auswärtigen Amtes vorzulegen. Poschinger hat sich darüber hergemacht und dann sein Opus dem Fürsten zur Durchsicht eingesandt. Der hat keine Lust gehabt, es zu lesen, und Bucher damit beauftragt. „Da ergab sich, daß es nur ein Bandwurm von Exzerpten, Material zu einer Darstellung, kein Buch war, und daß er Unbedeutendes zu ausführlich mitgeteilt, Bedeutendes zu kurz behandelt oder ganz übersehen hatte." Man hat ihm das gesagt, er hat sein Werk nach den ihm gewordnen Andeutungen umgearbeitet, gekürzt und ergänzt, und damit ist es wieder dem Chef und von diesem abermals Bucher zugegangen. „Es war jetzt besseres Material — fuhr dieser fort —, aber immer noch kein Buch. Ich berichtete das dem Fürsten, und er verfügte, daß Sybel sein Urteil darüber abgebe. Es war im wesentlichen das meinige. Poschinger hat dann aber erfahren, daß Sybel ihn kritisiert habe."

Den von den Zeitungen vor etwa zehn Tagen gemeldeten Besuch Gambettas in Varzin hielt Bucher für möglich, ja wahrscheinlich. Dagegen erklärte er die Entdeckung der Nationalzeitung, daß er in Friedrichsruh stattgefunden habe, für unbegründet, weil der Chef zu dieser Zeit wegen heftiger Schmerzen am Gesäß nicht reisen gekonnt habe. „Fragen wegen der Sache mochte ich nicht — sagte er —, und so weiß ich nichts Bestimmtes darüber. Ist der Besuch aber erfolgt, so kann man sich darüber freuen; dann hätte sich Gambetta in Frankreich unmöglich gemacht."

28. Oktober. Traf heute am Potsdamer Platze Exzellenz v. Thile. Sprachen erst von den Wahlen. Thile hat früher niemals, diesmal aber, wie Bucher und ich, Stöcker gewählt. Dann fragte er, was ich von Gambettas Besuche beim Kanzler halte. Ich erwiderte, er komme mir möglich, ja wahrscheinlich vor. „Da will ich Ihnen was erzählen," sagte er. „Einer meiner Bekannten war dieser Tage in Frankfurt, wo er im Russischen Hofe abstieg — Sie wissen, auf der Zeil. Als er mit dem Wirte zu sprechen kam, mit dem er bekannt war, fragte er, ob es was Neues zu berichten gäbe. Ja, und was Wichtiges, Exzellenz, sagte der. Gambetta ist neulich hier gewesen, auf der Rückkehr aus Deutschland, und hat bei uns logiert. Da hat der Oberkellner seinen Diener gefragt, wo sie ge-

wesen wären, und der hat geantwortet: Nous avons été à la campagne dans les environs de Danzick.

Am 12. November nachmittags traf der Fürst in Berlin wieder ein, und am 15. mittags ließ er mich durch einen Brief Sachsses, den ein Kanzleidiener überbrachte, auf den folgenden Tag, Mittwoch, um ein Uhr zu sich bescheiden. Ich ging zu rechter Zeit in sein Palais und wurde um ein Uhr fünfzehn Minuten vorgelassen. Vorher war Graf Wilhelm bei ihm gewesen, dem er diktiert hatte. Der Kanzler war im Zivilanzuge und sah rot und rund aus, begann aber damit, daß er über seine Gesundheit klagte. Er sei, sagte er, alle fünf Monate seines Urlaubs krank gewesen, auch in Kissingen, besonders aber in Varzin, wo er große Schmerzen ausgestanden habe. Es sei das alte Leiden.

Er kam alsdann auf die Wahlen zu sprechen und erklärte, daß er unter Umständen zurücktreten werde, was er dem Kaiser schon angedeutet habe. „Das Zentrum der Scheibe ist verschoben," fuhr er fort. „Das fortschrittliche und sezessionistische Judentum mit seinem Gelde ist jetzt das Zentrum. Ich wollte erst diese Agitation für Stöcker als Antisemit nicht, sie war mir unbequem und ging zu weit. Jetzt aber freue ich mich darüber, daß der Hofprediger gewählt ist. Er ist ein thätiger, furchtloser, standhafter Mann und hat ein Maul, das nicht tot zu machen ist. Die Wahlen haben bewiesen, daß der deutsche Philister noch lebt, der sich mit Phrasen und Lügen bange machen läßt und irreführen. Er will nichts vom Schutze der Arbeit gegen das Ausland wissen, nichts von der Unfallversicherung und Alters, er will keine Erleichterung der Steuerlast der Gemeinden in Schul- und Armenwesen, er will wieder Zuschläge zur direkten Steuer. Nun gut, sie können das haben, aber nicht von mir als Kanzler."

„Sollten sie das im Ernste wollen, Durchlaucht?" fragte ich. „Ich denke, sie haben wie früher nur auf den Köder der Demokraten gebissen."

„Sie mögen sich unklar sein, nicht wissen, was sie wollen. Sie haben aber danach gewählt, ihre Vertreter stimmen gegen mich, und ich muß eine Majorität zum Regieren haben, die ich so nicht finde. Es ginge wohl zur Not mit einer Vereinigung der Konservativen mit den Klerikalen und ihren Anhängseln; aber das Zentrum

ist bei den Wahlen überall gegen uns gewesen, und es ist kein Verlaß auf sie. Überall Unverstand und Undank. Alle Parteien und alle Fraktionen schießen auf mich, betrachten mich als Kugelfang, spucken mir in die Suppe, wollen, daß ich Prügeljunge bin. Wenn ich aber verdufte, werden sie nicht wissen, was sie machen sollen; denn keine hat die Majorität, und keine hat positive Gedanken und Ziele. Sie verstehen bloß zu kritisieren, zu tadeln und nichts als Negation. Ja, Sie haben Recht, sie haben den Leuten mit Phrasen und Lügen die Köpfe verdreht: ich soll Reaktion wollen, in die alte Zeit zurück. Mein Tabakmonopol soll darauf hinauslaufen, daß das Pfund drei bis fünf Mark kostet und die Cigarre dreimal soviel als jetzt. Sie haben ihnen mit ihren Erinnerungen an die Vergangenheit bange gemacht, an die Junkerherrschaft, Jagdfronden, Bannrechte, sogar das jus primae noctis, z. B. in Holstein, in Lauenburg. Da haben die dänischen Könige die ganze alte Einrichtung bestehen lassen, das reine Mittelalter. Die Junker herrschten, saßen wie erblich in den besten Ämtern mit dem Elefantenorden auf der Brust. Sie hatten die einträglichsten Stellen, bis zu zehntausend Thalern jährlich, wenigstens vier- bis fünftausend, und dafür thaten und konnten sie nichts als Sporteln einkassieren und schwere Brüchen auflegen. Sie wissen doch, was das ist?"

Ich bejahte es, indem ich sagte: „Geldstrafen."

„Sie verpachteten die Domänen unter sich — fuhr er fort — nach niedrigen Abschätzungen und aßen das Fett des Landes. Die Leute mußten, als ich hinkam, das abscheuliche Bier trinken, das die Junker auf ihren Gütern brauten, und kein Mensch konnte ein Stück Acker erwerben, weil sie nicht wollten, daß mehr als zweitausend Menschen auf der Quadratmeile lebten. An alles das erinnern sich die Leute dort noch, an diese Mißregierung. Damit werden sie von den Emissären des Fortschritts und der Sezession, die dasselbe ist, bedroht und vor mir gewarnt. Ich soll dahin zurückstreben, und doch bin ichs im Gegenteil gewesen, ich allein, der das alles dort aufgehoben hat."

Ich erinnerte ihn an die Huldigung der Stände in Lauenburg, Bülows Angst um Erhaltung des Rezesses der Ritterschaft und die Szene im Ratzeburger Dome, und fragte, ob sich die Sache so ver-

halten hätte. Er erzählte sie in allem Wesentlichen so, wie sie oben [Band II, S. 519 f.] mitgeteilt ist. Dann kam er auf die Wühlerei vor den Wahlen zurück und fuhr fort: „Die das predigen, glauben aber selber nicht daran. Sie hassen und verleumden mich, weil ich ein Junker bin und kein Professor, und weil ich seit zwanzig Jahren Minister bin. Das hat ihnen zu lange gedauert, das ist ihr Verdruß. Sie möchten auch einmal dran kommen, an die Regierung, an die Macht. 'S ist aber bloß Wollen und Nichtkönnen, und wenn ich ihnen Platz machte, würden sie in Verlegenheit sein vor der Aufgabe und merken, daß sie nichts vermögen. Ich bin als Junker geboren, aber meine Politik war keine Junkerpolitik. Ich bin Royalist in erster Linie, dann ein Preuße und ein Deutscher. Ich will meinen König, das Königtum verteidigen gegen die Revolution, die offne und die schleichende, und ich will ein gesundes starkes Deutschland herstellen und hinterlassen. Die Parteien sind mir gleichgiltig. Ich bin auch nicht konservativ im Sinne der konservativen Partei. Das beweist meine ganze Vergangenheit als Minister. Das haben sie 1873 gesehen, beim Schulaufsichtsgesetze, wo sie mir den Rücken wandten, mich in ihren Blättern anfeindeten, mir absurde Briefe schrieben. Ich habe ihnen aber geantwortet, z. B. hier."

Er nahm von dem Repositorium neben sich die Abschrift eines Briefes, mit dem er „einen alten Herrn in Pommern" (es war Senfft-Pilsach), der ihn damals zur Einkehr und zum Gebet ermahnt, „abgeführt" hatte, und las ihn mir vor. Darin verwies er jenen u. a. auf Psalm 12, 4 und 5, wo es heißt: „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet. Die da sagen: unsre Zunge soll Überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?"[1] Dann kehrte er zu den letzten Wahlen zurück und bemerkte: „Die Schwäche unsrer Einrichtungen ist bewiesen durch die Leichtgläubigkeit der Wähler. Es kann aber dahin kommen, daß es einmal heißt, von der deutschen Verfassung, nachdem alle Versuche, mit ihr zu regieren und zu reformieren, fehlgeschlagen sind — daß es da heißt, wie Schwarzenberg sagte, in Olmütz: Diese Einrichtung hat sich nicht bewährt. — Das darf

[1] Der Brief Senffts von Pilsach, datiert Berlin 20. März 1873 und Bismarcks Antwort von demselben Tage sind abgedruckt im Bismarck-Jahrbuch I, 85 ff.

aber jetzt nicht gedruckt werden; es ist nur für Sie. . . . Jetzt haben sie eine andre Verleumdung erdacht: sie benutzen meine Anhänglichkeit an den Kaiser und thun, als ob ich an meiner Stellung hinge, an der Macht, als ob mir das Regieren ans Herz gewachsen wäre. Es kann aber anders kommen, es kann heißen: Hier habt ihrs, nun regiert! Das kann aber erst geschehen, wenn eine Abstimmung, eine wichtige, vorliegt, nicht auf die Wahllisten hin. Der Kaiser ist halb geneigt, eine Probe zu machen und mich gehen zu lassen, wenn auch nur für eine Session. Länger dauert die Herrlichkeit doch nicht. Ich laufe dem Kaiser ja nicht weg; es wäre unrecht, den alten Herrn allein zu lassen. Aber ich kann meine Überzeugung nicht aufgeben, und ich will keine Wiederkehr der Konfliktszeit. Ich verlange eine bessere Würdigung und Behandlung."

Er kam alsdann nochmals auf die Behauptung zurück, daß die liberalen Parteien bei der Wahlkampagne mit groben Lügen hantiert hätten, woran er die Bemerkung knüpfte, dagegen könnten sie den Anhängern der Regierung durch ihre gute Organisation, ihre Rührigkeit und ihre Opferwilligkeit zum Beispiele dienen. „Auch manche auf unsrer Seite haben — sagte er — viel Geld hergegeben, z. B. Hertzog; aber die Fortschrittspartei hatte mehr, der stand der ganze Judenschatz zur Verfügung, und sie war wohl eingeübt und gut organisiert."

„Und nun — sagte er dann — hätte ich noch was für Sie. Hier hat Unruh verschiednes veröffentlicht, was eine Berichtigung verdient."[1] Er nahm das 10. Heft (Oktober) des 6. Jahrgangs der Deutschen Revue, das vor ihm lag, zur Hand und fuhr fort: „Der will für den Historiker geschrieben haben, er hat aber offenbar die Wahlen damit beeinflussen wollen. Vieles ist Irrtum, andres Wahllüge, einiges muß ergänzt werden. So z. B. hier, Seite 9, da berichtet er, daß ich in der Zeit, wo ich noch Abgeordneter war, ein Gespräch mit ihm gehabt, das ich mit den Worten geschlossen hätte: »Nun, wissen Sie was, wenn Ihre Partei siegt, so nehmen Sie mich in Schutz, und kommt meine Partei oben, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten. Schlagen Sie ein.« Dieses

[1] Vgl. jetzt die Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. Hrsg. von H. Poschinger, 1895.

Kartell hat wirklich stattgefunden. Doch wurde es komischerweise in ganz ähnlicher Art mir auch von dem radikalen Abgeordneten d'Ester angeboten. Hier aber lehnte ich ab; denn, sagte ich, wenn Ihre Partei siegt, so ist es nicht mehr der Mühe wert zu leben, kriegen wir aber die Oberhand, so wird gehenkt; doch Höflichkeit bis zur letzten Galgensprosse."

Er blätterte in der Revue weiter und fuhr fort: „Vollständig unbegründet ist es, daß die Opposition in den Jahren 1862 bis 1866 nicht gewußt haben soll, daß ich eine energische antiösterreichische Politik im Sinne habe. Aus den Unruhschen Memoiren selbst geht mit größter Deutlichkeit hervor, daß man von dieser Politik unterrichtet war und mir nur aus Haß — dem Junker — und aus Rechthaberei Opposition machte. Hier, Seite 11, wird erzählt, daß Unruh bald nach Ausbruch des österreichisch-französischen Krieges von 1859 im Hotel Royal mit mir eine Unterredung gehabt hat, bei der ich gesagt, Österreich beistehen wäre ein politischer Selbstmord Preußens. Ich sei von meiner Sympathie für Österreich vollständig zurückgekommen. Wenn es uns nicht gelänge, Österreich aus dem eigentlichen Deutschland zu entfernen, und jenes hier die Oberhand behielte, so würden unsre Könige wieder Kurfürsten, Vasallen Habsburgs. Über das Verhalten der einzelnen deutschen Regierungen im Fall einer Krisis könnte kein Zweifel herrschen. Sie würden sich, wenn sie zu wählen hätten, vielleicht mit Ausnahme einiger Kleinstaaten, die im Bereiche der Machtsphäre Preußens lägen, sämtlich für Österreich entscheiden. Preußen wäre also isoliert, aber es könnte unter Umständen das deutsche Volk zum Alliierten haben.... Das war doch deutlich gesprochen, und solche Äußerungen später mit der Verstärkung der Armee in Verbindung zu bringen, sollte nicht schwer gewesen sein. Aber man wollte nicht sehen.... Ein weiterer Beweis, daß sie gewußt haben, an was ich dachte, ist Seite 13, wo es heißt: »Als der König nach Baden-Baden ging und ihn die Minister v. Auerswald und v. Schleinitz dahin begleiteten, folgte Bismarck nach, augenscheinlich zu dem Zwecke, seine Bemühungen zur Verhütung einer Hilfeleistung für Österreich fortzusetzen.« Und auf derselben Seite lesen wir: »Wichtig scheint mir noch ein Beleg dafür, daß Bismarcks antiösterreichische Politik, soweit es sich um Österreichs Einfluß in

Deutschland handelte, nicht erst im Jahre 1859 entstanden, sondern ältern Datums ist. Ich erzählte nach 1866 im Abgeordnetenhause dem frühern Landrate des Teltower Kreises mein Gespräch mit Bismarck im Jahre 1859, worauf jener mir sagte, Bismarck habe schon im Jahre 1854 gegen ihn dieselben antiösterreichischen Ansichten und eine gegen Österreich gerichtete Politik offen ausgesprochen. Zur praktischen Anwendung kam sie erst 1866, also zwölf Jahre später. So lange also hat Bismarck den Plan, Österreich aus Deutschland zu entfernen, mit sich herumgetragen und konsequent daran festgehalten. Es ist dies von Wichtigkeit für die Beurteilung der Konfliktsperiode.« — Gewiß ist das richtig. Denn sollte das, was jener Landrat 1854 und Unruh 1859 von mir selbst erfuhren, nicht auch andern zu Ohren gekommen sein und von ihnen im Gedächtnis behalten — den Liberalen, die mich von 1862 bis 1866 mit aller Heftigkeit bekämpften?"

Der Kanzler blätterte weiter und fuhr fort: „In betreff der Lage im Herbst 1862 hatte Unruh — hier Seite 15 — die Überzeugung: »Will Bismarck den Dualismus in Deutschland beseitigen, so ist dies ohne Krieg mit Österreich augenscheinlich unmöglich, und dazu bedarf es einer möglichst starken preußischen Armee.« Also, was ich Ihnen vorhin sagte. Im Oktober teilte er — Seite 16 — während einer Generalversammlung des Nationalvereins in Koburg vertrauten Kreisen das Gespräch von 1859 mit.

„»Ich sagte — schreibt er — meinen alten preußischen und meinen neuen deutschen Freunden, sie wären ganz im Irrtum, wenn sie Bismarck einfach als Reaktionär oder gar als Werkzeug der Reaktion ansähen. Gewiß gehöre er nicht zu den Liberalen, aber in seinem Kopfe steckten ganz andre Ideen und Pläne als bei Manteuffel und Kollegen.« Die Herren zweifelten und wollten abwarten, wie ich mich benähme. 1863 sollten sie zu der Überzeugung gelangt sein — Seite 18 —, daß ich meine Pläne in der äußern Politik aufgegeben habe und nur noch Minister der Reaktion sei. ... In der äußern Politik; denn — so soll man mit höchst seltsamer Logik geschlossen haben — es waren inzwischen im Innern politische Verfolgungen, Maßregelungen von freisinnigen Beamten, Beschränkungen der Presse und Angriffe auf die Redefreiheit der Abgeordneten vorgekommen. Wer begreift wohl, was das alles

mit dem Glauben an meine antiösterreichischen Pläne zu schaffen hatte, und man erfährt obendrein auf der nächsten Seite schon, daß Unruh und Kompagnie in dieser Zeit aus guter Quelle die Versicherung erhielten, ich beabsichtige einen Kampf mit den Österreichern. Der Memoirenschreiber berichtet: »Der damalige Oberbürgermeister von Berlin, Seydel, machte mir eine Mitteilung, von der er sagte, daß dieselbe aus dem Militärkabinett stamme, dessen Chef der General von Manteuffel war. Danach sollte dieser oder ein ihm nahestehender Mann sich dahin ausgesprochen haben, Bismarck sei vortrefflich geeignet, das Abgeordnetenhaus niederzutreten; sobald ihm dies gelungen und die Militärorganisation gesichert sei, müsse er beseitigt werden, weil er sonst jedenfalls Krieg mit Österreich führen und die verstärkte Armee hierzu benutzen werde. Der Zerfall mit Österreich und ein glücklicher Krieg gegen dasselbe würde die konservative Partei wieder vom Staatsruder entfernen. Um dasselbe in der Hand zu behalten, müsse Preußen mit Österreich auf gutem Fuße stehen und zu dem Ende sogar Konzessionen machen, wenn es nötig sei. Diese Nachricht, fährt Unruh fort, hatte sehr viel einer Wahrscheinlichkeit für sich. General Manteuffel war als das Haupt der hochkonservativen sogenannten österreichischen Partei am preußischen Hofe bekannt und in Wien sehr angesehen. Seine antiösterreichischen Pläne hatte Bismarck schon vor seinem Eintritt als Ministerpräsident vielfach ausgesprochen, ja sogar dem Könige vorgetragen. Wenn Bismarck einen Vergleich mit dem Abgeordnetenhause zustande brachte und Frieden mit der Volksvertretung schloß, so hatte er nach der Ansicht der Manteuffelschen Partei seine Dienste geleistet und konnte gehen. Ganz anders war seine Stellung, wenn er trotz des heftigsten Kriegs mit dem Abgeordnetenhause die Militärreorganisation durchführte. So lange der Kampf mit der Volksvertretung währte, blieb er unentbehrlich, je heftiger der Kampf war, desto mehr.«

„Das sind lauter Irrtümer und Widersprüche. Zunächst ist es völlig unbegründet, wenn behauptet wird, Manteuffel habe mich beseitigt wissen wollen, und er sei das Haupt der österreichischen Partei gewesen. Das war vielmehr Schleinitz,[1] der auch später noch

---

[1] G. u. E. I, 281/2, 337.

viel mit den Österreichern verkehrte, ja dessen Salon ihr Stelldichein war. Manteuffel war durchaus kein Parteigänger Österreichs, sondern preußischer Offizier mit brennend royalistischem Patriotismus. Sodann aber sollte man meinen, wenn die Opposition in der Kammer patriotisch preußisch dachte, wenn sie dem Dualismus in Deutschland ein Ende gemacht sehen wollte, wenn sie die deutsche Idee durch Preußen verwirklichen wollte — da hätte sie mich, von dem ihr bekannt war, daß ich ganz dasselbe Ziel vor Augen hatte, mit allen Kräften unterstützen sollen. Und dies hätte sich auch von ihrem liberalen Standpunkt aus empfohlen; denn es war ihr ja bekannt, daß ein Sieg über Österreich die konservative Partei wieder vom Staatsruder entfernen würde. Meinen Sturz endlich durch die Konservativen der österreichischen Farbe brauchte man nicht zu fürchten; denn nach Unruh wußte man, daß ich das Vertrauen des Königs besaß, ja man wollte gehört haben, er habe mich seinen Seelenarzt genannt. Die Opposition ist nicht nach diesen Betrachtungen verfahren, sie hat das Gegenteil gethan, sie hat unpraktisch und inkonsequent gehandelt, unpolitisch und gegen ihr eignes Interesse, weil ihr stupider Haß und ihre advokatenhafte Rechthaberei sie verblendeten. Man mußte liberalerseits, wenn man praktische Politik treiben wollte — da mußte man für die Sache, die nicht ohne Entfernung Österreichs aus dem Bunde gefördert werden konnte, den König von Preußen gewinnen, der Bedenken gegen einen Konflikt mit Österreich hatte und darin von einem Teile seiner Umgebung bestärkt wurde. Der König Wilhelm mußte allmählich von der Notwendigkeit eines Bruches mit der Wiener Politik und eines Versuches, Preußen allein an die Spitze Deutschlands zu stellen, überzeugt werden. Ich verfolgte diesen Zweck, und das Abgeordnetenhaus hätte dies ebenfalls thun sollen. Statt dessen stießen sie den König vor den Kopf, indem sie ihm die Mittel zur Militärreorganisation versagten, und nun fehlte ihnen jeder archimedische Punkt zum Fußfassen für ihre Absichten; die schwebten in der Luft und hatten nichts als den Wind ihrer Reden und ihre Einbildung, die ihnen vorspiegelte, sie wären bedeutend."

„Wenn Unruh endlich hier — Seite 19 — sagt, ich hätte den Streit über die Militärvorlage zu einem Verfassungskonflikte ge-

steigert, ich sei gegen die Opposition provokatorisch aufgetreten, hätte mich fast in jeder Rede bemüht, sie durch boshaften Witz aufzustacheln, alles nur, um mich der österreichisch gesinnten Hofpartei gegenüber in Amt und Macht zu behaupten, und wenn er Seite 20 dieselbe Beschuldigung mit den Worten wiederholt: »Noch heute bin ich der Meinung, daß Bismarck den Konflikt gebrauchte und benutzte, um sich in seiner Stellung zu erhalten und zu befestigen,« so ist das eine grobe Injurie, die vor den Strafrichter gehört, und eine Unwahrheit von derselben Verblendung eingegeben wie die auf Seite 16 hier, nach welcher ich von den Nationalvereinsgrößen lediglich als Repräsentant der Reaktion angesehen wurde. Ich wollte keine Reaktion, damals so wenig wie heute, wo man mich dessen wieder anklagt. Wäre es anders gewesen, so hätte ich sie haben können. Unruh und Kollegen würden nicht imstande gewesen sein, es zu verhindern, und das »Volk«, das sie gewählt hatte, würde auch nichts dagegen vermocht haben. Es war aber nicht das Volk. Und ebensowenig bin ich durch das Bedürfnis nach Macht, durch Gefallen am Regieren, durch die Absicht, mich in meiner Ministerstellung zu befestigen, bewogen worden, der Opposition im Abgeordnetenhause standhaft entgegenzutreten. Es war vielmehr der Royalist in mir, der in meinem Wesen immer eine hervorragende Stelle eingenommen hat. Dieser wars, wenn ich an meiner Stelle festhielt. Das Pflichtgefühl gegen meinen König leitete mich dabei, der unter den damals obwaltenden Umständen keinen andern Minister fand. Ich erinnere mich, ich sagte ihm: »Das soll man nicht sagen, daß Eure Majestät keinen Diener finden, so lange noch ein altmärkischer Edelmann lebt.« Sonst war es in dieser Zeit wahrhaftig kein Vergnügen, Minister zu sein. Das Gewerbe eines Gesandten in Paris, ja selbst in Frankfurt, wo man bei gutem Gehalte wenig Arbeit, wenig Verantwortlichkeit und wenig Ärger hatte, wo man nicht von aller Welt angefeindet und geschmäht wurde, war sehr viel angenehmer. Das herausfordernde Auftreten und die sarkastischen Reden vor dem Abgeordnetenhause, über die Unruh klagt, hatten nicht die Verlängerung und Steigerung des Konflikts zum Zwecke, die waren bloß Ausübung des jus talionis. Ich soll — Seite 17 — oft geradezu verletzend aufgetreten sein. Das ist nicht in Abrede zu stellen. Aber wenn meine Äußerungen verletzender

Natur waren, so waren sie das nicht ein Zehntel so sehr als die Sprache der Redner im Hause gegen mich und andre Mitglieder der Regierung. Die waren weit massiver und malitiöser als ich, schimpften geradezu, drohten und sprachen von einem Ministerium von Seiltänzern, von Kainszeichen der Reaktion und ähnlichen wenig schmeichelhaften Dingen. Ich aber war nicht der Mann, der sich das bieten ließ. Es lag nicht in meiner Natur, wenn man mich auf die rechte Backe schlug, auch die linke hinzuhalten, sondern ich wehrte mich und vergalt ihnen mit gleicher Münze. Und dazu kam meine Geringachtung der Doktrin von der Volkssouveränität und mein Ekel davor, daß die Opposition dieser Volkssouveränität eine byzantinische Verehrung erwies. Das war mir ein Greuel, das empörte mich mehr als ihre giftige Polemik.

„Erheiternd, ja lächerlich ist dann hier die Stelle — Seite 22 — über die Gründe meines Verhaltens zur Diätenfrage im Norddeutschen Reichstage. »Ich war damals — erzählt Unruh — noch selbst für Diäten, sagte aber zu Bennigsen, ich glaube nicht, daß Bismarck hierin nachgeben werde; vielleicht sei er gar nicht in der Lage, es zu können. Es scheine mir, als ob er ganz bestimmte Verpflichtungen gegen das Herrenhaus eingegangen sei, dem er bei der später notwendigen Genehmigung der Norddeutschen Verfassung durch die Einzelstaaten zumute, das allgemeine Wahlrecht hinunterzuschlucken.« — Gegen das Herrenhaus! — Leute, die der aktiven Politik immer fernstanden und ohne irgendwelchen erheblichen Einfluß sind. Absurde Hypothese!

„Wenn dann Seite 24 an die Äußerung Löwes erinnert wird, ein Hauptmangel der deutschen Verfassung sei, daß sie mir auf den Leib zugeschnitten worden, so ist das eine Redensart, die dadurch, daß sie in den letzten Jahren von Zeitungen und Parteirednern immer und immer wiedergekäut worden ist, nicht zutreffender wurde.

„Seite 25 heißt es: »Schon im Jahre 1867 mußte jedem Einsichtigen klar werden, daß unter Bismarck von einer parlamentarischen Regierung nicht die Rede sein könne. Eine solche bedingt unter gewissen Umständen Ministerwechsel und regierungsfähige Parteien.« Hier spricht der Verfasser in der That die Wahrheit aus. Regierungsfähige Parteien — wo waren sie in den letzten zwei Jahrzehnten? Ich habe keine gesehen, weder eine, die die

Majorität, noch eine, die ein positives Programm hatte. Am wenigsten in den Lagern der Liberalen, die in allen ihren Manifesten und Reden nur tadeln und kritisieren, nur negieren konnten und niemals was Positives vorbrachten. Nur Velleitäten zum Regieren, Ehrgeiz und Neid sind vorhanden, nicht aber die Potenz, die ein fruchtbares Regieren verlangt.

„Fast alle Parteien — heißt es auf derselben Seite —, sofern sie nicht Feinde der deutschen Einheit sind, halten den Reichskanzler für ganz unentbehrlich.« Und doch feindete man mich von 1877 an auch von seiten der Nationalliberalen aufs äußerste an, doch haben vor den letzten Wahlen und während derselben die Führer der Fortschrittspartei die Parole: »Fort mit Bismarck« ausgegeben.

„Wieder eine bloße wiedergekäute Redensart ist es, wenn gleich darauf bemerkt wird: »Eine Partei, die keine eignen Grundsätze, sondern nur die Tendenz hat, der Regierung die Majorität zu sichern, gewährt in kritischer und gefährlicher Zeit keine zuverlässige Stütze.« Man sage uns doch, warum. Gewährt etwa die Opposition, der Liberalismus mit seiner gründlichen Unzuverlässigkeit, seinem Mißtrauen und Schwanken, seinem Feilschen und Abschwächen und mit seiner Krittelei und Rechthaberei eine solche Stütze?

„Seite 29 wird es als gleichgiltig hingestellt, ob die Idee eines Zollparlaments von mir ausgegangen sei oder von Delbrück. Ich denke, daß dies Unruh, der für den Historiker zu schreiben hofft, nicht gleichgiltig sein sollte. Die Idee rührt aber nicht von Delbrück, sondern von mir her. Ich habe die Sache, wie man bei Hesekiel nachlesen kann, schon von Petersburg her angeregt*) und sie 1866

---

*) Schon in Frankfurt. Am 2. April 1858 schrieb er (Hesekiel, Das Buch vom Grafen Bismarck, S. 183) von dort an einen befreundeten Politiker: „Ich glaube, daß wir in einem 1865 umzubildenden Zollvereine . . . für die Ausübung des ständischen Zustimmungsrechts in Zollvereinssachen den Unionsprojekten von 1849 eine Einrichtung entnehmen, eine Art von Zollparlament einrichten müssen." — Und am 18. September 1861 sagte er in einem Briefe, der auf der Reise von Petersburg nach Berlin in Stolpmünde geschrieben war (a. a. O. S. 189), einem Freunde: „Ich sehe nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es am Bunde, sei es in einem Zollparlament, so zimperlich zurückschrecken. Eine Institution, die in jedem deutschen Staate legitime Geltung hat, die wir Konservative selbst in Preußen nicht entbehren möchten, können wir

in den Friedensverträgen ausgedrückt und sicher gestellt. Aber es mußte ein Liberaler, ein Gelehrter sein, der sie zuerst gehabt hatte, kein Junker. Ich will Delbrücks Fähigkeiten und Verdiensten nicht zu nahe treten; aber der wäre niemals auf den Gedanken gekommen, daß der Zollverein in dieser Weise zu verwenden sein könnte; denn er hatte mancherlei Vorzüge, aber keinen politischen Sinn und Instinkt.

„Seite 30 berichtet Unruh: »Bei den Verhandlungen über die Tabaksteuervorlage, als Bismarck das Monopol für sein Ideal erklärte, teilte mir Bennigsen mit, daß er die Verhandlungen mit Bismarck — über seinen Eintritt ins Ministerium, die im Herbst begonnen hatten — abgebrochen und ihm erklärt habe, er könne sich nicht für das Monopol engagieren!« Das ist unwahr oder mindestens nur halb wahr. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Eulenburg wollte 1877 zurücktreten. Ich bot seinen Posten Bennigsen an. Der verlangte, daß auch Forckenbeck und Stauffenberg Ministerstellen erhielten, für die aber keine vorhanden waren. Inzwischen kam Eulenburg auf andre Gedanken. Er ging zum Könige und verhetzte mich bei ihm, daß ich mich mit dem eingelassen. Und Serenissimus nahm das übel und verbot mir, mit Bennigsen weiter zu verhandeln. Das dauerte dann mehrere Monate, während welchen in der Presse transpirierte, daß auch Lasker auf einen Sitz im Kabinett rechnete. Später suchte Bennigsen mich im Reichstag auf, was sonst nicht seine Gewohnheit ist, und fragte mich wegen des Tabakmonopols. Ich erwiderte, daß ichs für gut hielte und es erstreben werde, und nun erklärte Bennigsen, daß er es nicht unterstützen könne und zurücktrete. Aus Höflichkeit verschwieg ich ihm, daß ich gar nicht mehr an ihn gedacht hatte, da mir von oben verboten worden sei, länger auf ihn zu reflektieren.

„Weiterhin sagt Unruh: »Von da ab änderte sich die Stellung des Reichskanzlers zur nationalliberalen Partei augenscheinlich.« Dies ist unrichtig, das Umgekehrte ist der Fall gewesen: die Nationalliberalen traten mir von jetzt an teils kühl, teils feindlich entgegen,

---

doch nicht als revolutionär bekämpfen.... Man könnte so eine recht konservative Nationalvertretung schaffen und doch selbst bei den Liberalen Dank dafür ernten." (Auch in den Bismarckbriefen S. 315.)

entzogen mir ihre Unterstützung im Landtage und griffen mich in ihren Blättern an — vorzüglich in der Nationalzeitung, die das verlogenste von allen, voll Heuchelei und Kniffe ist.

„Seite 31 wird das Delbrücksche Freihandelssystem »ein seit langer Zeit befolgtes System« genannt. Hier fragt sich, was »lange« bedeuten soll. Das hier mit Delbrücks Namen bezeichnete System existierte erst seit 1865, und mir gingen erst 1875 ernste Zweifel darüber auf. Bis dahin hatte ich keine Zeit gefunden, über Nutzen oder Schaden dieser Einrichtung nachzudenken, weil bis dahin schwere Koalitionsgefahren bestanden, auf deren Beobachtung und Ableitung ich meine ganze Arbeitskraft verwenden mußte.

„Seite 32 ist es eine offenbar auf die Wahlen berechnete Unwahrheit, wenn ich gesagt haben soll, ich wolle die Nationalliberalen »an die Wand drücken,« und daß man zugleich gehört haben soll, ich beabsichtige die bisherige Zoll- und Handelspolitik total umzugestalten, ist unmöglich. An letzteres dachte ich erst im November, und der Ausdruck »an die Wand drücken« ist nicht nur in dieser Beziehung von mir nicht gebraucht worden, sondern überhaupt niemals, er steht gar nicht in meinem Wörterbuche. Jedermann weiß, ob eine Redensart in seine Weise sich zu äußern gehört, und ich bin mir bewußt, daß ich mich der Phrase nie bedient habe.

„Die Auflösung des Reichstages nach dem Nobilingschen Attentate[1] endlich soll eine gegen die Liberalen gerichtete Maßregel gewesen sein. Sie war in Wirklichkeit das Gegenteil hiervon: sie war höfliches Entgegenkommen der Regierung gegen die Liberalen; ich wollte ihnen die Sinnesänderung in betreff des Sozialistengesetzes durch Auflösung und Neuwahlen erleichtern. So ist es aber mit diesen Herren mit ihrem starken Selbstgefühl. Steht man vor ihnen nicht stets mit dem Hute in der Hand und bewundert sie, so ist man ihr Feind, so ist man arrogant. Ich aber kann das nicht leisten, ich habe keine hohe Meinung von bloßen Kritikern und Rednern für Zeitungen, ich habe in meiner Denkart überhaupt keinen Platz für Menschenverehrung."

---

[1] 2. Juni 1878. Der Reichstag wurde am 11. Juni aufgelöst, die Neuwahlen fanden am 30. Juli statt.

In diesem Augenblicke rief Theiß ins Zimmer: „Der Herr Minister Maybach!“ Ich erhob mich, nahm das Heft der Fleischerschen Revue mit den grauen, roten und blauen Strichen und Glossen des Kanzlers, das er mir gegeben hatte, unter den Arm und wollte gehen. Doch fragte ich noch: „Darf man wissen, ob Gambetta bei Ihnen gewesen ist, Durchlaucht?“ — „Nein,“ entgegnete er. „Er hats ja selbst gesagt, und es ist auch so. Aber daß er an einen Besuch in Varzin gedacht hat, geht aus seiner Reise bis Danzig hervor. Er wird sich da wohl anders besonnen haben, oder man hat ihm aus Paris geschrieben, daß es dort keinen guten Eindruck machen würde.“ Als Maybach darauf hereinkam, sagte der Kanzler: „Wir sprachen eben von Gambetta. Meine Sache war es nicht, seinen Besuch bei mir in Abrede zu stellen. Man hätte da meinen können, ich hätte was gegen ihn, wollte mich dagegen verwahren, was doch gar nicht so gewesen wäre.“

Ich empfahl mich nun und brachte das Gehörte sofort zu Papier. Die erste auf die Wahlergebnisse bezügliche Hälfte wurde dann zu einem Artikel: „Die Kanzlerkrisis“ verarbeitet, der in Nr. 48 der Grenzboten erschien, die Kritik der Unruhschen Memoirenfragmente zu einem zweiten, der unter der Überschrift: „Unruh über Bismarck“ in Nr. 49 abgedruckt wurde.

Nachdem ich Abdrücke hiervon und von einem dritten Artikel: „Vom Reichskanzler und vom Reichstage“ erhalten hatte, gab ich alle drei Aufsätze am 2. Dezember mittags im Palais des Fürsten zur Beförderung an diesen ab. Eine Stunde nachher schon bekam ich aus der Reichskanzlei folgenden Brief:

„Berlin, 2. Dezember 1881.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Im Auftrage des Herrn Reichskanzlers beehre ich mich, Sie ganz ergebenst zu ersuchen, sich gefälligst heute bis fünf Uhr nachmittag zu Seiner Durchlaucht bemühen zu wollen. Der Herr Reichskanzler äußerte dabei, daß der ihm von Ihnen vorgelegte Artikel in der vorliegenden Form unmöglich veröffentlicht werden könne.

In besondrer Hochachtung

ganz ergebenst

Sachsse.“

Ich begab mich um drei Uhr ins Palais, konnte aber nicht vorkommen, weil Prinz Wilhelm beim Fürsten und nach ihm der Minister Mittnacht angesagt war. Als ich mich um vier Uhr wieder einstellte, war dieser noch beim Chef, doch ging er nach zehn Minuten, und gleich nachher ließ mir der Kanzler sagen, er erwarte mich im Garten, und als ich durch die Thür des großen Vorsaals hinaustrat, stand er mit seinem Hunde davor. Er gab mir freundlich die Hand, sagte indes gleich nachher: „Aber was haben Sie da gemacht, Herr Doktor! Das ist ja alles ganz falsch, das reine Gegenteil von dem, was ich wollte. Der Artikel ist doch noch nicht gedruckt?" — Ich bedauerte, daß er bereits erschienen sei. — „Nun, das ist schlimm," erwiderte er. — Ich fragte, welchen von den drei Artikeln er meine. — „Nun den über Unruh," versetzte er. „Da haben Sie geradezu gesagt, was Bennigsen behauptet. Es ist, als ob ihn einer von meinen ärgsten Feinden geschrieben hätte. Und das andre ist auch nicht richtig, oft der reine Unsinn. Ich erinnere mich, es war vor drei Jahren ebenso, mit den Sachen, die Sie mir nach Kissingen und Gastein schickten, da war auch an vielen Stellen das Umgekehrte das Wahre." — Ich erwiderte, das sei nur bei einer der Fall gewesen, bei der Geschichte mit Rechberg, die dann weggeblieben sei. Er wollte das nicht zugeben und fuhr fort: „Sie müssen mir die Aufsätze vorlegen, ehe sie gedruckt werden. Aber Sie haben sich zu sehr auf Ihr Gedächtnis verlassen, das nicht mehr so gut ist wie vorher, oder Sie haben nicht ordentlich darauf gehört. Ich habe es Ihnen ganz anders erzählt."

In diesem Augenblicke unterbrach uns Graf Bill mit einer Meldung. Als er fort war, zog der Chef den gedruckten Aufsatz aus der Tasche, und wir gingen, da es dunkel geworden war, durch eine andre Thür und ein Gartenzimmer in sein Arbeitskabinett, wo er die betreffenden Stellen vor der Lampe nochmals durchsah. Bei der ersten, auf Seite 395, wo ich nach Unruhs Bericht den Chef im Jahre 1859 sagen ließ, die deutschen Regierungen „würden sich im Fall einer Krisis mit Ausnahme einiger Kleinstaaten, die in der Machtsphäre Preußen lägen, sämtlich mit Österreich verbinden. So sei jenes völlig isoliert. Doch würde es einen Alliierten haben, wenn es denselben zu erwerben und zu behandeln verstünde — das deutsche Volk," sagte er: „Das ist purer Unsinn, ganz wider die

Geschichte. Das hätten Sie doch wissen sollen ... Ach, nein, da habe ich den Satz mißverstanden, falsch gelesen in der Eile. »Jenes« und da »es« ist Preußen. Da habe ich dem Büschchen Unrecht gethan ... Aber weiterhin hier [er meinte die Stelle Seite 398, wo ich gesagt hatte, das Volk würde gegen eine Reaktion in der Konfliktszeit nichts vermocht haben] das ist unbegründet, das kann ich nicht behauptet haben, da hätte es heißen sollen, nichts gethan. Vermocht hätten sies am Ende wohl ... Dann hier auf Seite 401 ... Nein, das ist wieder ein Versehen von mir. Da habe ich [es betraf den Satz »Der Ausdruck »an die Wand drücken« ist von ihm nicht nur in dieser Beziehung nicht gebraucht worden, sondern überhaupt niemals«] das erste »nicht« übersehen ... Aber das über Bennigsen ist ganz falsch — in seiner zweiten Hälfte. Da haben Sie in Bennigsens Interesse berichtet. Ich müßte Ihnen eine Lüge gesagt haben, wenn das richtig wäre. Das aufzuklären war mir die Hauptsache bei dem Artikel, und Sie hätten aus der Norddeutschen wissen müssen, wie es sich in Wahrheit verhalten hat; es ist Ihnen ja bekannt, daß die Artikel dort von mir veranlaßt waren. Aber Sie lesen die offiziösen Blätter wohl nicht ... Es ist nach der Varziner Besprechung nicht mehr mit ihm verhandelt worden, mit Bennigsen über den Ministerposten, obwohl ich sonst nicht mit ihm brach. Mein Sohn hat wohl noch einmal an ihn geschrieben, aber ich wußte nichts davon. Und Eulenburg entschloß sich nicht, zu bleiben, er hatte es satt. Er ging aber zum König, erzählte ihm von meiner Verhandlung mit Bennigsen und verhetzte mich und den König: ich hätte hinter seinem Rücken mit diesen Liberalen verhandelt u. s. w. Und der König benachrichtigte mich nicht, daß Eulenburg nicht abgehen wolle, sondern schrieb mir einen groben Brief, ungefähr in diesem Stile, wie ich mich unterstehen könne, mich mit diesen roten Radikalen, diesen Erzdemagogen einzulassen, und verbot mir ausdrücklich weiter zu verhandeln mit ihm. Das geschah nicht »mehrere Monate« nachher, sondern drei oder vier Tage nach der Varziner Besprechung. Daß Lasker auf ein Portefeuille rechnete ist richtig. Dagegen ist es wieder ganz falsch, wenn ich Bennigsen aus Höflichkeit verschwiegen haben soll, daß an ihn nicht mehr gedacht worden, weil die Stelle nicht mehr offen gewesen sei. Sie war wohl noch offen, wie Sie in jedem Kalender hätten sehen

können. Sie wissen ja, das Friedenthalsche Interimisticum. Die Wahrheit ist, ich konnte ihm, Bennigsen, nicht erklären, daß der allergnädigste Herr mir jede fernere Verhandlung mit ihm untersagt hatte." [1]

Der Minister hatte während dieser Worte die betreffende Stelle auf Seite 400, Zeile 19 bis 28, soweit er sie widerlegte, unterstrichen und mit Ausrufungszeichen und Bemerkungen wie „Nein" und „3 Tage" begleitet. Ich bedauerte den Schaden und bemerkte, daß er sich mit einer Berichtigung in der nächsten Nummer der Grenzboten gut machen lasse. Er war damit einverstanden, wollte die Berichtigung aber vor dem Drucke sehen, was ich versprach. Wie sich im Laufe seiner Betrachtungen der Sache das Unglück, das geschehen war, auf etwa fünf Zeilen in einem Aufsatze von neun Seiten vermindert hatte, so war auch seine anfängliche Erregtheit allmählich verraucht. Schon das „Büschchen" klang sanfter, und zuletzt sagte er: „Aber ich muß noch vor dem Essen ein wenig an die Luft gehen. Kommen Sie mit."

Wir wanderten nun noch etwa eine halbe Stunde in den Gängen des Parks umher und sprachen dabei von andern Dingen. Ich gratulierte dem Fürsten zu der siegreichen Weise, mit der er an den vier Tagen vorher die Angriffe seiner Gegner im Reichstage zurückgewiesen hatte.[2] „Ja — versetzte er —, siegreich; recht schön, aber was hats geholfen? Die achtzigtausend Mark für den Volkswirtschaftsrat haben sie doch abgelehnt, und die Regierung hat nun keine Gelegenheit, sich zu informieren." — Ich bemerkte, sie hätten das offenbar im Gefühl ihrer geringen Kenntnis des praktischen Lebens, namentlich der gewerblichen Verhältnisse und aus Eifersucht und Furcht gethan. Bambergers Behauptung, sie wüßten selbst genug, spräche nicht dagegen. Sie wollten vor dem Volke als allein wohlunterrichtet und unfehlbar dastehen und weiter als Doktrinäre die wirtschaftlichen Thatsachen ignorieren können.

Wir sprachen darauf von Windthorst, von dem der Chef äußerte: „Er hat durch seine Abstimmung gegen die Regierung das leise Vertrauen, das in mir zu ihm aufkeimte, wieder vernichtet."

---

[1] G. u. E. II, 183/4.

[2] 1. Dezember 1881. Politische Reden IX, 182 ff.

Dann kam die Rede auf Bennigsen als Abgeordneten, von dem ich sagte, er habe bisher auffallenderweise bei allen Debatten geschwiegen. „O, der thut ganz klug, zu schweigen, obwohl er ein guter Redner ist," erwiderte der Fürst. „Er schickt den andern vor, den Benda. Und er hat auch dagegen gestimmt, und ich sehe von neuem, daß er und seine Partei ganz unzuverlässig sind. Er hat keinen entschlossenen Sinn und ist nicht offen und fürchtet sich vor Lasker. Alles ist bei ihm Schwanken und Halbheit. Spielen Sie Karten?" — Ich verneinte es. — „Aber Sie kennen doch die Karte?" — „Ja." — „Nun, ich meine beim Whist, da behält er immer drei Aß in der Hand, von denen er sich nichts merken läßt. Mit ihm ist nicht mehr zu rechnen, und überdies sind sie durch ihre unklare und schwächliche Politik stark zusammengeschmolzen. Dabei sitzt er aber immer noch mit demselben Selbstgefühl und derselben würdevollen Miene da wie früher, wo er über hundert kommandierte, und er wird so dasitzen, wenn es nur noch dreizehn sind, wie damals die Altliberalen Georg Vinckes ... Mit den andern ist aber auch nichts zu machen. Durch die Absurditäten der Liberalen ist es dahin gekommen, daß die kleinen Kreti und Plethi, die Welfen, die Polen, die Elsässer — wo die sich hinwenden und die Sozialdemokraten und die von der Volkspartei, da ist jetzt die Majorität, und auf die kann man nicht zählen. Mittnacht, der vorhin bei mir war, ist dieser Ansicht auch. Wir werden künftig mehr mit den Regierungen rechnen müssen als mit dem Reichstage — vielleicht einmal allein mit den Regierungen."

Ich sagte, die ganze parlamentarische Gesellschaft werde sich mit der Zeit selbst in der öffentlichen Meinung ruinieren, durch unvernünftige Angriffe und Abstimmungen und dadurch, daß sie alles ins Stocken brächte und selber nichts zu bessern wüßte. „Die Wirkung der letzten Debatten läßt sich — so fuhr ich fort — schon hier und da bemerken. Heute mittag begegnete ich Th., der hielt mich an und fragte, was ich zu den parlamentarischen Kämpfen meine, und war ganz begeistert von Ihrer Haltung. Ein Freund von ihm, den er nicht nennen wolle, der aber zu den Liebhabern der neuen Ära gehöre und ihm, dem Fürsten, bisher nicht geneigt gewesen sei, habe geäußert, es sei geradezu großartig, wie Sie gesprochen und die Angreifer zurückgeworfen hätten, alle Welt müsse

Sie bewundern. Und die Frauen sprechen mit Abscheu von der Hetze und den persönlichen Kränkungen, denen Sie von seiten der Fortschrittler und Laskers ausgesetzt waren. So gestern eine Hannoveranerin, die sonst welfisch denkt, gegen meine Frau. Dieser Ekel und dieses Mitleid werden allmählich auf die Männer wirken und zu einem Umschwunge der Stimmung beitragen. — Ich empfinde kein Mitleid, ich sehe nur Ihren Triumph. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie mit einem Tiere vergleiche, aber Sie kamen mir vor wie das Bild eines Edelhirsches, der die schnappende Meute abschüttelt und wieder abschüttelt und dann stolz und aufrecht mit der Krone seines Geweihs in seinen Wald zurückgeht." — „Ja — sagte er —, man könnte auch an ein andres Jagdtier denken, an den Keiler, der die Hunde haut und wirft."

Er ging eine Weile schweigend neben mir hin und summte die Melodie von „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus." Dann sagte er plötzlich: „Aber wenn sie so fortmachen, so wirds zuletzt, wie ich ihnen andeutete — das Glück von Edenhall. Sie kennens, das Uhlandsche Gedicht. Bums, wirds heißen, und zerschellt ists — die deutsche Verfassung. . . . Aber Sie sprachen da von Th. Meinten Sie den frühern Staatssekretär?" — Ich erwiderte: „Ja, ich begegne ihm bisweilen, weil er in meiner Nähe wohnt." — „So — versetzte er —, der ist ein gefährlicher Mensch. Er war ganz unfähig, konnte nichts und schrieb nichts, weil er Angst hatte, es werde korrigiert werden, und doch habe ich ihn zehn Jahre gehalten, obschon er mit Savigny gegen mich konspirierte. Der ist schuld an den Verleumdungen Diests, die zu dem Prozesse führten. Rothschild hat es mir selbst erzählt, die Ursache. Zu dem kam Savigny wegen der Gründung, um die es sich handelte, und fragte, ob er ihm nicht etwas davon ablassen könnte. Nein, sagte Rothschild, er müsse schon genug abgeben, anderthalb Millionen, womit er seine Filialen meinte, die Häuser, mit denen er in Verbindung stand. Savigny aber dachte dabei an mich und scheint so was angedeutet zu haben, und Rothschild hat das wohl nicht begriffen oder nicht deutlich darauf geantwortet. Dann hats Savigny weiter erzählt, zuerst Th., und der hats zu seinem Bruder, dem General, getragen, statt es mir zu sagen, seinem Vorgesetzten, und so hats zuletzt auch Diest erfahren. Ich habe aber als Minister

niemals mit Rothschild Geschäfte gemacht und auch als Gesandter in Frankfurt wenig: er zahlte mir meinen Gehalt aus, und einmal tauschte ich bei ihm Rentenbriefe gegen österreichische Papiere aus.... Ich habe es auch nicht nötig; mein Gewerbe als Minister hat mir was eingebracht, ich bin ein reicher Mann geworden, durch die Dotationen, die Schenkung in Lauenburg. Freilich, wenn ich ein Geschäft, einen Handel betrieben hätte und darauf so viel Mühe und Verstand verwendet, da hätte ich wohl mehr verdient."

Wir waren so bei unsern Rundgängen zum dritten male wieder vor das Palais gekommen. Da sah der Fürst in einem Kellerfenster rechts Licht und sagte: „Was muß da sein? Es wohnt doch niemand dort. Macht einer da unten etwa falsches Geld?" Wir gingen hin und fanden, daß es ein Holzkeller war, wo ein Mann Kohlen in einen Korb schaufelte. „Ob das wohl Feuerung für mich ist?" fragte der Chef.

Wir unterhielten uns hierauf nochmals von den letzten Debatten im Reichstage, und ich äußerte meine geringschätzige Meinung über die Opposition wieder in sehr kräftigen Ausdrücken. „Sie waren immer der vornehme Mann gegenüber eiteln, ordinären Menschen — sagte ich —, vornehm, ich meine nicht den Fürsten." — „Nein, ich verstehe, vornehme Denkart," erwiderte er. — „Laskers jüdische Vordringlichkeit und Anmaßung — fuhr ich fort —, die Professoren mit ihrer Superklugheit und ihrem hohlen Pathos, Hänel, der selbstgefällige pathetische Doktrinär — es läßt sich nichts Widerlicheres denken. Der wollte in Schleswig-Holstein meerumschlungen Justizminister werden." — „Ja — unterbrach mich der Kanzler —, die hatten die Rollen schon ausgeteilt, ehe die Rechnung gemacht war, wie wahrscheinlich jetzt wieder. Es wurde aber nichts draus nach dem Gespräche mit ihrem Serenissimus, oben im gelben Zimmer, wo er von neun fast bis Mitternacht bei mir war."[1] — „Und wo er das Gleichnis vom Kücken auf plattdeutsch zu hören bekam," ergänzte ich. „Und der freche, verlogne Rüpel, der Richter. Und dem ganzen Gezerr, Genörgel und Gespreiz gegenüber die einfache, solide, positive Größe. Es war, als ob Sie gar nicht unter sie gehörten." — „Ja — versetzte er —, wenn ich mich

[1] 1. Juni 1864.

nach solchen Debatten ins Bett lege, habe ich immer ein Gefühl der Beschämung, daß ich mich mit ihnen eingelassen habe. Wissen Sie, wie wenn man nach einer durchkneipten Nacht, wo es zu Streit mit ordinären Leuten gekommen ist, und vielleicht zu Thätlichkeiten — wenn man sich da am Morgen halb besinnt, da fragt man sich, wie man zu denen geraten ist, und was man ihnen gesagt und gethan hat." Dann, nachdem ich die Berichtigung sogleich zu machen und ihm zuzuschicken versprochen hatte, verabschiedete er mich mit „Guten Abend, Busch. Auf Wiedersehen." Busch — nicht wie sonst gewöhnlich, Herr Doktor!

Nach zwei Stunden schickte ich ihm die Berichtigung. Schon vor zehn Uhr erhielt ich sie durch einen Kanzleidiener zurück, und nur in der zweiten Hälfte war einiges geändert. Sie lautete jetzt: „In dem Artikel »Unruh über Bismarck« (Nr. 49 der Grenzboten) muß es S. 398, Z. 2 v. ob. statt vermocht gethan heißen. Sodann aber ist ein Mißverständnis auf S. 400 richtig zu stellen. Nach der Varziner Besprechung mit Herrn von Bennigsen wurde mit demselben nicht weiter verhandelt, und Graf Eulenburg erklärte dem Könige nicht, daß er auf seinem Ministerposten verbleiben wolle, sondern berichtete Sr. Majestät, daß Fürst Bismarck Bennigsen zu seinem Nachfolger ersehen habe, und machte dagegen Vorstellungen, worauf der König dem Ministerpräsidenten untersagte, mit Bennigsen weiter zu verhandeln. Das hatte nicht »mehrere Monate«, sondern nur einige Tage später stattgefunden. Die Unterredung, die der Kanzler zwei Monate später mit Bennigsen im Reichstage hatte, konnte keine Fortsetzung der dem Kanzler untersagten Verhandlungen mehr sein. Der Kanzler, der seinerseits fortfuhr, auch unabhängig von der Ministerfrage die Fühlung mit Bennigsen und der nationalliberalen Partei zu suchen, konnte Herrn von Bennigsen nicht füglich erklären, daß die Möglichkeit, mit ihm als Ministerkandidaten zu verhandeln, seit fast zwei Monaten höhern Orts abgeschnitten war; er acceptierte daher Herrn von Bennigsens Version, daß das Tabakmonopol das Hindernis weiterer Verhandlungen sei."

1882

Am 2. Januar 1882 früh machte ich wieder Bucher einen Besuch. Gratulierten uns gegenseitig zum neuen Jahre. Als ich

fragte, wie es ginge, klagte er über Unwohlsein und fügte hinzu: „Inzwischen ist überhaupt Wichtiges passiert. Ich bin weg gewesen, wegen Holstein, mehrere Wochen, und erst am heiligen Abende wiedergekommen.“ Ich bat um nähere Mitteilungen, und er erzählte mir den Vorgang etwa wie folgt. Der Unterstaatssekretär Busch habe, an Schlaflosigkeit leidend, um Urlaub gebeten und sei nach Italien gereist. Kaum sei er weg gewesen, so habe sich Holstein an seine Stelle gesetzt und dirigieren wollen — eine Lächerlichkeit, da er nichts ordentlich verstünde, höchstens zu einer Gesandtschaft tauge und auch da nur als Galopin. Er, Bucher, habe sich das eine Zeit lang gefallen lassen, bis Holstein sich herausgenommen habe, ihm eine Arbeit zu korrigieren. Es habe sich darum gehandelt, für Busch ein Einführungsschreiben bei Jacobini in Rom aufzusetzen. Das habe seine Schwierigkeiten gehabt, jedes Wort habe abgewogen und überlegt sein wollen, und er habe die Sache reiflich überdacht und, wie er glaube, ganz im Sinne des Kanzlers u. a. die Wendung angebracht, man habe bei den Besprechungen die Interessen der Unterthanen des Königs vor Augen. Dann habe er die Arbeit Holstein übergeben, damit er sie ins Französische übersetze, und als er sie später in dieser Übersetzung wiedergesehen hätte, habe jene Wendung gefehlt, und Holstein habe einen langen Satz von seinem Eignen hinzugethan gehabt, der Unsinn enthalten habe, weshalb ihn der Fürst mit zwei dicken Strichen beseitigt habe. Über die Holsteinsche Anmaßung sei ihm, Bucher, die Galle ins Blut getreten, und so habe er sich sofort hingesetzt und an Hatzfeldt als Stellvertreter des Kanzlers geschrieben, er leide an einer Gallenaffektion und bitte, ihn sogleich auf einige Zeit zu beurlauben, sonst reise er ohne Erlaubnis ab. Das sei denn auch geschehen, und zwar sei er nach Montreux gegangen und dort gerade so lange geblieben, bis er erfahren habe, daß Busch zurückgekommen sei. Holstein sei nicht bloß anmaßend, sondern auch übelnehmerisch. So sei er schon früher mit ihm in Konflikt geraten, indem jener, weil er einmal eine schleunigst zu erledigende Arbeit Holsteins bei dessen Abwesenheit vom Auswärtigen Amte selbst gemacht habe, gemeint habe, er wolle ihm seine Geschäfte „entwinden,“ und ihm daraufhin durch Roland alle ihm obliegenden Sachen habe in seine Mappe legen lassen. Umsonst habe er dagegen remonstriert, Roland habe

ihm geantwortet, Holstein habe es so befohlen. Endlich habe er, Bucher, sich das von Roland schriftlich ausgebeten, und als Holstein dies von seinem guten Freunde Wollmann vernommen habe, habe er sich bei ihm mündlich beschwert und zuletzt Versöhnung angeboten. Er sei darauf eingegangen und habe später aus Großmut auch das Rolandsche Schriftstück zerrissen, was er jetzt bedaure. Der Fürst habe von dem jetzigen Zerwürfnisse, wie es scheine, nichts erfahren, wenigstens habe er neulich, als er ihn zu Tische gebeten hätte, nichts davon erwähnt, Rantzau aber wisse davon.

Wir sprachen dann von den Verhandlungen mit der Kurie, die „auf gutem Wege sind,“ von Helds Beiträgen zur sozialen Geschichte Englands, von Taines Darstellung der Jakobiner, in denen Bucher Züge der Fortschrittspartei gefunden hat, von Stirum, der auch gegangen sei, weil ihm die Intriguen der Clique um den Fürsten nicht gefallen haben, und der ihm, Bucher, erklärt habe, er „gedenke künftig den Fürsten lieber aus der Ferne zu bewundern,“ und von dem neulichen Tadel meines Aufsatzes von seiten des Chefs. Als ich sagte, ich sei der Meinung, dessen Behauptung, er habe in der Zeit nach dem Besuche Bennigsens in Varzin mit diesem nicht mehr über seinen Eintritt ins Ministerium verhandelt, scheine unbegründet, da er mir selbst gesagt habe, Herbert habe in dieser Zeit an Bennigsen geschrieben, was er schwerlich ohne Wissen seines Vaters gewagt haben würde, gab er mir Recht, indem er hinzufügte, jemand habe geäußert, Bennigsen habe sich den Behauptungen der Offiziösen gegenüber wie ein Gentleman benommen. Bucher will mir Taines Buch zu einem Aufsatze schicken, wenn ers ausgelesen hat. Er macht sich Auszüge daraus, die auf die Ähnlichkeit der Jakobiner und der Fortschrittspartei hinweisen.

Am 8. Januar abends schickte mir Graf Wilhelm Bismarck einen Artikel: „Der Grundkredit in Preußen“ für die Grenzboten, den ich am 9. früh an die Redaktion abgehen ließ. Er suchte den Beweis für folgende Sätze zu führen: „Die vielen Hypothekenbanken sind in Verbindung mit dem Institute unsers Hypothekenbuches eine gewisse Gefahr für den Grundkredit. Sie sehen sich darauf angewiesen, nicht den soliden, sondern den unsoliden Grundkredit zu fördern. Sie bieten sich nicht einem wirklichen Kreditbedürfnisse dar, sondern, mit dem Hypothekenbuche

kooperierend, locken sie ungebührliche Kreditgelüste heraus, schädigen die Gewerbthätigkeit durch mittelbare Anreizung zu unsoliden Entrepriseverträgen, drängen den Gewerbefleiß dadurch in die Bahn des Schwindels und mehren in letzter Reihe die Zahl der Hindernisse, die einer solidern Entwicklung von Handel und Industrie derzeit in unserm Lande noch immer entgegenstehen. Ein Eingreifen der Gesetzgebung in dieser Richtung wird zunächst bei Gelegenheit einer Revision der Subhastationsordnung, aber auch noch durch andre legislatorische Schritte anzustreben sein." *)

Montag, den 16. Januar brachte ich Bucher den dritten Band von Taines Revolutionsgeschichte La conquête des Jacobins wieder. Er erzählte, daß nächstens nach einer Besprechung mit dem Chef ein Feldzug in der Presse zur Aufklärung über Stockmar und dann über Bunsen eröffnet werden solle. Er werde eine Broschüre über diese schreiben, worin verschiedne im Buche der Frau von Bunsen nur halb mitgeteilte Dokumente ganz veröffentlicht werden sollten. Ich könne mich dann auch mit deren Benutzung nützlich machen, und er wolle mir dazu weiteres Material geben. Wie sprachen dann von der koburgischen Clique, von Abeken, den Bunsen einmal den „prächtigen Abeken" nannte, vom Oxforder Max Müller, mit dem Abeken wohlthuende Stunden verlebt hat, von Geffcken und zuletzt von Hepke, wozu meine Frage Veranlassung gab, was die Ursache gewesen wäre, daß er beim Fürsten in Ungnade gefallen sei. Bucher sagte, zunächst habe er 1862, bald nach dem Amtsantritte des Chefs, wo er das deutsche Referat gehabt habe, eine Denkschrift, die der Chef für den König gemacht hatte, fast wörtlich in seiner Broschüre: „Ein preußisches Wort" wiedergegeben, und der Chef, der dies, obwohl die Broschüre anonym erschienen sei, erfahren habe, habe Metzler verboten, diese in unsern Blättern zu erwähnen. Sodann habe Hepke kurz vor dem Kriege von 1866 etwas, das gegen Österreich im Werke gewesen wäre, „aus Eitelkeit, um eingeweiht zu erscheinen," dem österreichischen Gesandten, wahrscheinlich bei einem Diner, mitgeteilt, und auch das sei dem Chef später,

*) Der Aufsatz erschien ohne Verzug in den Grenzboten. Ähnliches stand später in dem Leitartikel „□ Die Hypothekenbanken" der Nr. 33 des Deutschen Tageblatts (2. Februar) und einige Tage vorher in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

als man sich wieder vertragen hatte, wahrscheinlich durch Rechberg, zu Ohren gekommen.

Von Hepke brachte ich das Gespräch auf Thile, indem ich erzählte, was der Fürst neulich zu meiner Begegnung mit diesem gesagt hatte. Bucher blieb dabei, daß Th. ein Gentleman und sehr gutherzig sei, und bestritt, daß er so unfähig wäre, als Bismarck ihn gegen mich bezeichnet hätte. Als Beispiel für seine gentlemännische Denkungsart teilte er folgendes mit: „Ich hatte einmal eine französische Arbeit zu machen. Als ich damit fertig war und nach Hause ging, begegnete ich Thile, mit dem ich ein paar Worte wechselte. Während ich dann weiter ging, fiel mir ein, ich könnte an einer Stelle einen Sprachfehler gemacht haben — étant statt ayant gesetzt oder umgekehrt —, ich wußte es nicht gewiß, aber ich kehrte um, um die Sache zu korrigieren, wenn es wirklich falsch war. Als ich nach der Arbeit fragte, hatte man sie schon Thile gegeben. Ich ging nun zu ihm und sagte es ihm. Er nahm den Bogen her und erwiderte: »Und deshalb kommen Sie zurück? Sie sind doch ein wunderlicher Mann. Allerdings hatten Sie sich versehen, aber ich habe es schon berichtigt. Da Sies aber so genau nehmen — hier machte er einen Klecks über seine Korrektur —, so machen Sies jetzt mit Ihrer eignen Hand richtig« ... da war der Dicke anders, der wußte nichts von solchem Zartgefühl, der suchte seine Mitarbeiter eher zu verdunkeln und sich auf ihre Kosten zu heben. Einmal kam ein italienischer Brief des Papstes an den Kaiser an, und ich mußte ihn übersetzen. Als die Übersetzung fertig war, schickte sie Bülow mit dem Original an den Kaiser und fügte die Bemerkung hinzu, daß sie die liebenswürdige Sprache der Urschrift freilich nicht wiedergebe. Er verstand aber gar nicht italienisch; denn als später ein andrer Brief der Art eintraf, trug er ihn zum Kaiser und sagte ihm, indem er eine Übersetzung nachzusenden versprach, als vorläufigen Inhalt, der Papst wolle einen Vertrag mit Preußen schließen. Dasselbe berichtete er dem Kanzler. Davon fand ich aber, als ich den Brief später übersetzen mußte, gar nichts als das Wort accordo, das überdies nur in einem Nebensatze vorkam, in dem von der Notwendigkeit eines Einklangs, eines guten Einvernehmens zwischen Rom und uns die Rede war. Daraus hatte der Dicke einen Akkord, einen Vertrag, herausgelesen. Ja,

seine Unkenntnis ging so weit, daß er Franchi, als der Kardinalstaatssekretär geworden war, gegen mich mehrmals Frandschi nannte. Ich mußte in meiner Antwort den Namen auch gebrauchen und sagte natürlich Franki. Er muß sich das gemerkt und dann zu Hause in der Grammatik nachgesehen haben; denn später nannte er ihn richtig."

Zuletzt erwähnte ich den Aufsatz, den Graf Bill mir für die Grenzboten geschickt hatte. Bucher billigte den Inhalt und versprach mir für den Fall, daß die Sache weiter verfolgt werden solle, das Buch von Rodbertus über die Grundkreditbanken zu leihen, wo diese charakterisiert würden.

Am 26. Januar sandte mir Bucher den ersten und dritten Band der Nippoldschen Ausgabe der Biographie Bunsens, die Korrekturbogen einer von ihm verfaßten Widerlegung des von den Münchner Nachrichten, dann von der Nationalzeitung gebrachten Briefes des Prinzen Albert an Stockmar, worin der „Sturz" Bunsens erklärt worden war, und „Gedankenspäne" zu einer Abhandlung für die Grenzboten, die ich bis zum 2. Februar ausarbeitete, und die in Nr. 8 unter dem Titel: „Bunsens Freunde und die Wahrheit" erschien. Buchers Widerlegung sollte im Februarheft der Deutschen Revue veröffentlicht werden. In den „Gedankenspänen" sagte er von Herrn Josias:

„Er nimmt Abschrift amtlicher Aktenstücke mit (wie Arnim), die seine Familie verstümmelt und dadurch verfälscht veröffentlicht. Sie können sogar unbesorgt die Frage aufwerfen: oder die Originalien? Er hat nämlich mindestens drei mitgenommen. Der ganze Abschnitt des Buches (d. h. der Biographie, soweit sie vom Rücktritte Bunsens handelt) ist eine Fabel, wider besseres Wissen geschrieben. Daß der König ihm nachher einen freundlichen Brief geschrieben hat u. s. w., erklärt sich aus der bekannten Gewohnheit Friedrich Wilhelms IV., den Beamten und den Freund in einer Person zu trennen. cf. Radowitz. Die Denkschrift eine Tertianerarbeit, Österreich bis ans Asowsche Meer, Polen wiederhergestellt, furchtbares Wort, gelassen ausgesprochen, Preußen bekommt Österreichisch-Schlesien, eine der Provinzen, die dem Kaiserhause am treuesten ergeben, und Mähren![1]

[1] G. u. E. I, 112/13. II, 97.

„Band II, Seite 587 seine Ansicht über die richtige Vorbildung zum diplomatischen Dienste. Bei Theodor hat es nicht angeschlagen. In Lima und Alexandrien muß er Außerordentliches vollbracht haben; denn nach kurzem Aufenthalt an jedem dieser Orte wurde er jedesmal kaltgestellt und hat endlich seinen Abschied genommen. Wenn der Alte die Vorbildung, über die er sich lustig macht, genossen hätte, anstatt einer professorenhaften, so hätte er wahrscheinlich die Thorheiten und die Insubordinationen vom 1. und 4. März 1854 nicht verübt.

„Mitglieder der ästhetischen Internationale finden Sie in dem Register am Ende des dritten Bandes. Über den religiösen Menschen sind Sie besser orientiert als ich. Gott das dritte Wort, Bunsen scheint die Vorstellung gehabt zu haben, daß der liebe Gott sich ganz speziell mit ihm beschäftige.

„Bonmot, das in London zirkulierte: die Gelehrten halten ihn für einen Diplomaten, und die Diplomaten für einen Gelehrten. Die Selbstberäucherung in der Darstellung des Gesprächs mit Clarendon, Teil III. Bunsen und Pourtalès attestieren einander ihre Vortrefflichkeit. Quelle des Albertschen Briefs Teil III, S. 357. Bunsen beklagt sich über seine Regierung bei Albert.

„Auch das Politische bedarf wohl für den denkfaulen Philister einer populären Beleuchtung. Preußen soll sich den Krieg mit Rußland auf den Hals ziehen, und was ist die Gegenleistung? 1. Daß die englische Flotte in die Ostsee geht, hat wenigstens den Sinn, daß die preußischen Küsten dadurch vor der russischen Flotte geschützt wurden. 2. Die vier Bevollmächtigten (der Wiener Konferenz) sollen die Interessen Preußens an der Abstellung der Übermacht Rußlands für solidarisch erklären. Was ich mir dafür kaufe! Wie oft ist die Integrität der Türkei für ein europäisches Interesse erklärt worden! Auch die in dem Buche häufig spukende Idee eines englisch-preußischen Bündnisses (Dogma der Altliberalen) ist absurd, zeugt von völliger Unkenntnis der englischen Politik, die sich auf Allianzen von Dauer und ohne bestimmten und beschränkten Zweck niemals einlassen wird. Teil III, 201 und 227."

Am 17. Februar gab ich im Palais des Reichskanzlers einen Abdruck meines Grenzbotenartikels über Bunsen zur Vorlegung bei dem Fürsten ab. Er war couvertiert und am Ende (schriftlich) mit

Moritz Busch unterzeichnet, aber ohne Begleitschreiben. Ich erfuhr dabei vom Portier, daß der Kanzler seit einiger Zeit nicht recht wohl sei. Auf dem Rückwege begegnete ich auf der Leipziger Straße Bucher, der sich freute, daß „es in England jetzt schöne Dinge geben werde.“ Ich fragte, was er meine, und erhielt zur Antwort: „Nun, die Geschäftsordnung im Parlament, die Cloture. Da mögen sich unsre Leute fragen, ob ihnen das an ihrem Ideale auch so gefällt wie andres.“

Die Auszüge aus Taine erschienen, passend gruppiert und mit lehrreichen Hinweisen auf die den Jakobinern verwandte Fortschrittspartei durchspickt, in Nr. 7 und 9 der Grenzboten unter dem Titel: „Die Wahrheit über die Jakobiner.“ Über den von Bucher erwähnten Gladstoneschen Plan aber schrieb ich einen Aufsatz, der unter der Überschrift „Gladstone und die parlamentarische Redefreiheit“ in Nr. 10 der Grenzboten abgedruckt wurde.

Am 10. März erhielt ich von Kapitän Alm von der Rostocker Bark „Dora Ahrens“ aus Falmouth die Nachricht, daß unser Johannes nicht mehr unter den Lebenden sei. Er war am 19. Dezember v. J. auf der Rückfahrt von Corinto in Nicaragua „auf See geblieben.“ Während eines heftigen Nordsturmes in der Nähe der Falklandsinseln so unglücklich über Bord gefallen, daß er das ihm zugeworfne Tau nicht zu halten vermocht, war er in die Wellen versunken. Mit ihm, unserm einzigen Sohne, schwand mir mein Liebstes dahin, mit ihm mein Streben und meine Freude an der Arbeit, mein Stolz und meine Hoffnung. Sieben Schwerter im Herzen stehe ich fortan im Schatten. Er war erst einunddreißig Jahre alt, er hatte das harte Matrosenleben und zwei schwere Steuermannsprüfungen hinter sich, und wir durften hoffen, ihn bald als Kapitän eines stolzen Schiffes zu sehen. Jetzt lag er auf dem tiefen, dunkeln Grunde einer fernen See, und es blieb nichts von ihm als die Erinnerung an sein liebes Gesicht und seine tapfere, vornehme Seele. Furchtlos, wahrhaft und pflichtgetreu, wie er gelebt hatte, starb er in seinem Berufe, für sein Schiff wie der Soldat für Fahne, König und Land. Er war ein Mann, ein Charakter, und über solche hat der Tod keine Gewalt, Gott kann sie weiter brauchen. Aber wir werden ihn mit sterblichen Augen nicht wiedersehen, und es bleibt uns nur übrig, an seinem Geburts-

tage, dem 13. April, sein Bild mit Lorbeer und Vergißmeinnicht zu bekränzen.

Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!
Nicht allein! — Wo du auch weilest.
Ach! Wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.

Groß war die Teilnahme, die die Freunde von allen Seiten uns bezeigten. Auch der Reichskanzler blieb damit nicht zurück. Am 16. März schrieb er mir: „Geehrter Herr Doktor! Mit aufrichtigem Bedauern habe ich den schweren Verlust vernommen, von dem Sie betroffen worden sind, und wenn ich auch bei solchem Verluste Trost nicht zu bringen vermag, so kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen meine herzliche Teilnahme auszusprechen. Bismarck."

Damit mögen diese Aufzeichnungen beschlossen sein. Es ist Abend geworden.

* * *

Das Gefühl der Chronistenpflicht erwachte eher wieder, als der Schmerz über unsern Verlust eingeschlafen war. Ich empfand von neuem Interesse auch für andres als das Bild des von uns geschiednen teuern Sohnes, und so kehrte ich zu meinen Aufzeichnungen zurück. Die ihm gewidmeten Zeilen aber sollen stehen bleiben als ein Denkmal für ihn und eine Erinnerung an kummervolle Tage, an Wochen tiefer Gebeugtheit und Verdunklung.

Am 29. März war ich früh bei Bucher. Er erklärte die deutschfeindliche Partei in Rußland für gefährlich und meinte, der Kaiser scheine uns zwar aufrichtig zugeneigt zu sein, sei aber vielleicht nicht imstande, der Partei dauernd zu widerstehen. Skobelew sei in der That hart von ihm angelassen worden. Der habe zu Schweinitz, als er mit ihm von Gatschina zurückgefahren sei, gesagt, der Kaiser habe ihm tüchtig den Kopf gewaschen (il m'a donné un savon), und der General habe auch gedrückt ausgesehen. — Von Holstein hat, als er vor Jahren mit Bismarck in Petersburg war, ein russischer Diplomat — wenn ich recht verstand, Nesselrode — bemerkt: Ce jeune homme sait une foule de choses, mais il n'est pas capable de faire une seule.

Papst Leo hat sich bei den Personalfragen ungemein entgegenkommend verhalten. Unter anderm hat er ursprünglich in Osnabrück statt Drobes einen andern zum Bischof haben wollen, den Tarnassi ihm gelobt und empfohlen hatte, einen ehemaligen Jesuitenschüler aus dem Collegium Germanicum. Als man ihm aber von seiten unsrer Regierung mitgeteilt hatte, daß der Betreffende sich an verschiednen staatsfeindlichen Agitationen beteiligt habe, hat er ihn ohne Zögern fallen lassen.

Am 30. März schickte mir Bucher zu eventueller Benutzung in den Grenzboten die Übersetzung des Auszugs aus einem Briefe des Fürsten P. A. Wjasemsky aus dem Herbste 1876, der im Europäischen Boten abgedruckt worden ist, und worin sich der Verfasser stark gegen das Treiben der Panslawisten ausspricht. Ich fügte ihn als Beispiel, daß es noch verständige Russen gebe, einem Aufsatze mit dem Titel: „Die russischen Chauvinisten“ ein, worin auch andre Beiträge Buchers zur Kenntnis der Lage in Rußland verwertet waren, und der in Nr. 15 unsrer grünen Blätter erschien.

Am 8. Juni sechs Uhr abends gab ich im Palais auf der Wilhelmstraße einen kurzen Brief an den drei Tage zuvor von Friedrichsruh nach Berlin zurückgekehrten Reichskanzler ab, der die Bitte enthielt, wenn er eine Aufgabe für mich habe, mir Tag und Stunde zu der erforderlichen Information angeben zu lassen. Um 8½ Uhr schon hatte ich durch Sachsse die schriftliche Antwort, der Fürst „wünsche mich auf einige Augenblicke zu sprechen“ und bitte um meinen Besuch für den nächsten Nachmittag 12½ Uhr. Ich ging zu dieser Zeit hin, kam nach etwa einer halben Stunde, während deren der Chef einem der Stenographie kundigen Chiffreur diktierte, vor, und „aus einigen Augenblicken“ wurde eine volle Stunde. Der Fürst war in Zivilrock und Militärhosen. Er war magerer geworden, sodaß der Rock ihm über dem Rücken Falten schlug; im übrigen sah er wohl aus und befand sich offenbar in guter Stimmung. Er empfing mich mit Händedruck und „Guten Tag, Büschlein.“ Dann sagte er, indem er mich zum Niedersetzen einlud: „Sie wollen Futter, ich habe aber keins. Es giebt nichts, weder in innern noch in auswärtigen Fragen. Das bischen Herzegowina, Sie wissen, und jetzt das bischen Ägypten. Das geht uns nicht viel an, desto mehr freilich die Engländer, auch die Franzosen. Die haben

ihre Sache ungeschickt angefangen und sich verfahren, mit der Absendung der Panzerschiffe nach Alexandrien,[1] und nun sichs damit nicht machen läßt, soll ihnen das übrige Europa auf einer Konferenz aus der Verlegenheit helfen. Mit den Geschwadern ists nichts ohne Landungstruppen, und die haben sie nicht zur Hand, und so ists nur eine Wiederholung der Demonstration von Dulcigno.[2] Dort waren es die Felsen, hier sind es die europäischen Warenmagazine, sonst hätten sie voraussichtlich schon bombardiert. Auch fragt sich, ob sie nicht dabei den kürzern gezogen hätten; denn die Ägypter haben in ihren Werken sehr schwere Geschütze, und ihre Artillerie ist nicht schlecht. Mit der Konferenz aber ists wie mit einer Enquete am grünen Tische, die Interessen der Mächte sind nicht dieselben, und so wird nicht leicht was Praktisches dabei herauskommen. Auch will der Sultan nicht mitthun, und er hat damit nicht Unrecht. Kann ers mit den Briefen machen und mit den Bevollmächtigten — was wir in diesen Tagen erfahren werden —, gut für die Westmächte; wo nicht, so giebts nur mehr Verwirrung, und es bleibt zuletzt doch nichts übrig, als daß der Padischah seine Nizams hinschickt und Ordnung stiften läßt. Das kommt aber von der absurden Politik Professor Gladstones von Anfang an. Der suchte mit Frankreich und Rußland Fühlung, ohne sich zu überlegen, daß deren Interessen in der Levante ganz andre waren als die englischen. Er gab alle Resultate auf, für die sich die englische Politik seit achtzig Jahren der Pforte und Österreich gegenüber bemüht hatte, und die sehr wertvoll waren, und dachte wunder was er könnte und erreichen würde, wenn er beide vor den Kopf stieße. Und in Frankreich ist man auch falsche Wege gegangen, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung. England hat Ägypten so nötig wie das liebe Brot, wegen des Suezkanals, der nächsten Verbindungslinie zwischen der östlichen Hälfte des Reiches mit der westlichen. Der ist wie der Nerv im Genick, der das Rückgrat mit dem Gehirn verbindet. Eine Verstärkung der türkischen Macht ist ihnen dabei nicht im Wege, wie überhaupt nicht. Frankreich denkt mehr an das Prestige, das die Pforte gewinnt, wenn sie hier ver-

[1] im Mai 1882.

[2] 1880, um die Abtretung von Dulcigno am Montenegro zu erzwingen.

mittelt und gebietet, und fürchtet davon Einbuße an seinem Ansehen in Afrika. Doch hat es auch große materielle Interessen; denn es leben in Ägypten vierzehntausend Franzosen und nur dreitausend Engländer. Ich habe ihnen vergebens gesagt, daß ein arabisches Reich, wie es Arabi im Sinne haben mag, ihnen viel gefährlicher werden würde, in Afrika, als eine Verstärkung des türkischen Einflusses dort am Nil. Die Pforte ist ein alter verschuldeter Gutsbesitzer in Europa, an den man sich hier halten kann, dem man immer beikommen kann, wenn er zuviel Ansprüche macht. Aber was ein unabhängiges Ägypten für Frankreich in Afrika werden kann, ist nicht abzusehen. Freycinet begreift das wohl, aber er fürchtet sich vor der Tradition, dem Vorurteil und der Eitelkeit der Franzosen, vor Gambetta, der damit operiert. Zwar ist die Abstimmung in der Kammer günstig ausgefallen, sehr günstig sogar, aber wenn auch nicht anzunehmen ist, daß Gambetta bald wieder zur Macht gelangen wird, so kann doch bald ein andrer Wind wehen und das gute Einvernehmen mit England ein Ende haben. Ein Feldzug, gemeinschaftlich mit den Franzosen, eine Okkupation mit den Landtruppen ist für die Engländer bedenklich; denn die Franzosen würden dabei immer mehr Leute stellen als die Engländer, die ihre Soldaten in Irland brauchen und überhaupt nicht viele haben, und wenn Frankreich dort mehr Truppen hätte, so würde es natürlich auch mehr Einfluß üben, die erste Rolle spielen und vielleicht schwer wieder herauszukriegen sein. Wir andern würden uns militärisch nicht dabei beteiligen, da uns die Sache vorläufig ziemlich gleichgiltig sein kann, und wir keinen Beruf haben, andern Leuten, besonders den Engländern, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So stecken sie denn mit ihren Schiffen in einer Sackgasse, und jetzt solls die Konferenz gut machen. Wir sollen uns auch hier ihrer annehmen, sollen auf die Pforte drücken und uns dadurch mit ihr brouillieren, was wir natürlicherweise höflichst ablehnen."

„Ungefähr so, wie vor dem letzten russisch-türkischen Zusammenstoße — sagte ich —, wo Sie von den Engländern angegangen wurden, den Russen Angriff zu verbieten, bloß weil es der Londoner Politik nicht paßte, und wo die Königin Viktoria deshalb an den Kaiser schrieb."

„Ja — sagte er —, und wie vor dem Krimkriege, wo Bunsen ihren Advokaten machte. Sie müssen selber sehen, wie sie sich aus der vorschnell herbeigeführten Lage heraushelfen, die Suppe, die sie sich eingebrockt haben, selber ausessen.“

Der Hund, der in der Zwischenzeit hinter mir gestanden und seine Anwesenheit durch gelegentliches Knurren kundgegeben hatte, bellte jetzt. „Er merkt, daß ein Fremder draußen ist,“ sagte der Fürst, klingelte und befahl, als der Kanzleidiener im Vorzimmer öffnete und die Dogge hinauslief: „Der Hund soll draußen bleiben.“ Dann fuhr er fort: „In innern Angelegenheiten ist auch nichts von Bedeutung, was Sie nicht wüßten. Das Tabakmonopol werden sie verwerfen, sie können jetzt nicht anders.“ — „Aber Durchlaucht werden ihnen damit doch wiederkommen — sagte ich — und die Sache in drei oder vier Jahren durchsetzen.“ — „Das hängt von den Umständen ab — erwiderte er —, von künftigen Wahlen. Das Tabakmonopol aus bloßer Liebhaberei für diese Steuerreform zu betreiben, fällt mir nicht ein. Es ist ein Übel, aber das beste unter allen andern Mitteln zur Steuerreform. . . . Zunächst will ich von ihnen meine Quittung darüber, daß ich zur Beseitigung einer unbilligen Besteuerung gethan habe, was ich konnte, und daß sie nicht gewollt haben. Dann mögen sie sich mit ihren Wählern auseinandersetzen und es vor ihnen rechtfertigen, wenn deshalb etwa die Klassensteuer erhöht werden muß und andre Lasten ihnen nicht abgenommen werden können.“

„Da möchte man am Ende doch lieber auswandern,“ sagte ich.

„Gewiß,“ versetzte er. „Die Klassensteuer, die nur noch bei uns existiert, ist eine der Hauptursachen der Auswanderung. Sie sollten nur wissen, wie viele Exekutionen beim kleinen Manne die Folge davon sind, und selbst in der Mittelklasse. Sie ist wie die russische Kopfsteuer und gestattet keine Verteilung der Last nach den Verhältnissen der damit Belasteten, wogegen indirekte Steuern sie von selbst bewirken. Hier Abhilfe zu schaffen, den ärmern Angehörigen des Staates Erleichterung zu gewähren war mein Ziel, es hätte auch das des Landtags sein sollen. Sie haben aber bei der Beratung des Verwendungsgesetzes gesehen, wie wenig Herz sie dafür hatten, und der von der Kommission angenommne Antrag Lingens will nicht einmal die Notwendigkeit einer Reserve anerkennen.“

Ich bemerkte: „Die Betonung der Sparsamkeit in diesem Antrage klingt doch recht schulmeisterlich und zugleich recht beschränkt und philisterhaft. Es hört sich an, als ob nicht die Volksvertretung eines großen Reiches, sondern die Stadtverordneten von Posemuckel das Licht ihrer Weisheit leuchten ließen. Der ganze Liberalismus hat diesen kleinkrämerischen Zug; sie sind in der Mehrzahl Snobs mit einigen Swells dazwischen."

„Das ist wahr — sagte er —, viel Größe und weiter Blick liegt allerdings nicht darin, aber ein starker Widerspruch gegen die Botschaft des Kaisers,[1] der in dieser Frage einen weit höhern Standpunkt einnimmt. Aber so sind sie einmal: sie haben nur ihre Aktiengesellschaften, die Fraktionen vor Augen und sehen nicht über die Frage hinaus, ob deren Aktien steigen oder fallen, wenn dies oder das geschieht oder unterbleibt. Das Übrige kümmert sie wenig. Außerdem hoffen sie, daß der alte Kaiser bald gehen und der künftige sie gewähren lassen wird. Der Kaiser sieht aber gar nicht so aus, als ob er ihnen den Gefallen thun wollte, er kann noch lange leben und hundert Jahre alt werden. Sie sollten ihn sehen, wie rüstig er jetzt ist, und wie gerade er sich hält. Und auch geistig hat er gewonnen. Der Nobilingsche Aderlaß hat ihm, wie (ich verstand: Lauer) sagte, körperlich und geistig wohlgethan, das alte Blut ist abgegangen, und er sieht weit besser aus als früher. Wir stehen jetzt ganz gut miteinander, besser wie seit Jahren." — „Und der Zukünftige wirds auch so halten müssen," sagte ich. „Er wird ohne Schaden nicht anders regieren können."

„Nun ja — erwiderte er —, er möchte mich auch behalten, aber er ist zu sehr fürs Behagliche, er meint, mit Majoritäten regieren wäre bequemer. Ich habe ihm gesagt: Versuchen Sies, aber ich thue dabei nicht mit. . . . Sie rechnen indessen doch vielleicht falsch damit; denn auf einen langlebigen Kaiser kann ein kurzlebiger folgen, und es kommt mir vor, als ob das hier der Fall sein würde. Der dann daran käme, ist aber ganz anders, der will selber regieren, ist energisch und entschieden, gar nicht für parlamentarische Mitregenten, der reine Gardeoffizier. . . . Philopator und Antipator in Potsdam. Der ist gar nicht erfreut, daß sich sein

[1] vom 17. November 1881.

Vater mit den Professoren einläßt, mit Mommsen, Virchow und Forckenbeck, und vielleicht entwickelt sich aus dem einmal der rocher de bronze, der uns fehlt."

Er kam dann auf seine andern Reformpläne zu sprechen und bemerkte: „Die sogenannten sozialistischen Gesetze sind auf ziemlich gutem Wege und werden sich durchdrücken und weiter entwickeln, auch ohne mich. Das Nächstliegende und Notwendigste wird in der Hauptsache bald durchgehen; nur ist es nicht gut, daß man die Krankenkassen in zu nahe Verbindung mit der Unfallversicherung gebracht wissen will. . . . Es ist hier nicht geraten, die Naturalleistungen in Geld zu verwandeln," was er durch eine technische Auseinandersetzung bewies, deren Einzelheiten ich nicht völlig verstand und deshalb nicht recht im Gedächtnisse behielt. — Ich sagte: „Aber der Staatszuschuß, von dem Sie Versöhnung der Arbeiter durch die Erkenntnis erwarteten, daß der Staat nicht bloß von ihnen fordere, sondern ihnen auch helfe, ihnen für Notfälle etwas zuwenden, ihre Zukunft nach Möglichkeit sichern wolle, der soll wegfallen."

„Nicht wegfallen — entgegnete er —, nur ist er nach der neuen Gestaltung des Entwurfs mit den Gefahrenklassen, den Genossenschaften, nicht sofort nötig. Nach fünf Jahren, zehn Jahren wird man sehen, wie weit man mit den Beiträgen kommt, nach fünfzehn Jahren kann man fragen, ob und wieviel der Staat zuschießen muß. Vorläufig genügt, daß die Post die fälligen Gelder sogleich auszahlt, der Staat Garantie für die Sache leistet."

Er führte das wieder im Detail aus, dann sagte er: „Ich bin müde und krank und möchte, wenn ich meine Quittung vom Reichstage habe, am liebsten gehen, mag aber den alten Kaiser nicht allein lassen. Als er nach dem Attentat auf dem Rücken lag, habe ich mir das gelobt. Sonst wäre ich lieber in Friedrichsruh im Grünen. Es wird mir dort immer wohler, während ich hier immer bald wieder abgebraucht und schwach werde und kaum ein paar Stunden arbeiten kann, ohne daß mir die Gedanken vergehen. Wie schön und frisch wars draußen auf dem Lande, wo ich alle Tage meine Freude hatte, wenn ich ausfuhr und sah, wie der Roggen sich üppig entwickelte und die Kartoffeln gesund herauskamen."

Davon nahm er Anlaß, von der Hoffnung auf eine gute Ernte

zu sprechen, und das brachte ihn auf die Getreidepreise in Deutschland und England. Er bemerkte dabei u. a.: „Die Meinung, daß niedrige Getreidepreise Glück und Wohlstand und Zufriedenheit bedeuten, ist Aberglaube. Dann müßte man sich in Litauen und Rumänien am wohlsten befinden und weiter nach Westen stufenweise bis nach Aachen hin immer weniger wohl. In England sind die Kornpreise jetzt niedriger als bei uns, und dennoch herrscht in den untern Klassen Unzufriedenheit, der Radikalismus breitet sich weiter aus, es ist eine Revolution im Anzuge, und die demokratische Republik wird kommen, der Gladstone und seine guten Freunde und Gehilfen, Chamberlain und Dilke, die Wege bahnen helfen. Ebenso ists in Spanien und Italien, wo die Dynastie zwar Widerstand leisten wird, aber wahrscheinlich erfolglos. In Frankreich wird man sehen, ob sie sich hält, die Republik, und bleibts dabei, so werden sich dort Zustände entwickeln wie in Amerika, wo anständige Leute es für eine Schande halten, sich mit praktischer Politik zu befassen, Senator, Repräsentant oder Minister zu werden."

Er ging, als ich aufgestanden war, ein Weilchen weitersprechend im Zimmer umher, setzte sich aber bald wieder, wie ermüdet. Er erwähnte Herbert, der noch in London ist, ich brachte von diesem die Rede auf Hatzfeldt und darauf, daß er noch immer nicht Staatssekretär sei, und er bemerkte: „Das kommt nur davon, daß er sich selbst noch nicht fürs Bleiben erklärt hat. Er ist noch nicht ganz arrangiert, noch nicht mit seinem Bruder aufs reine wegen einer Hypothek; auch kann ichs ihm nicht verdenken, wenn er lieber in Konstantinopel, wo es billig ist — (ich überhörte die Summe) als hier fünfzehntausend Thaler bezieht. Er hat nur ein Vermögen von etwa hunderttausend Thalern. Ich hatte mehr für ihn verlangt, sechzigtausend Mark; aber der Bundesrat schlug es ab, da man dem Staatssekretär doch nicht mehr geben könne als dem Reichskanzler, der vierundfünfzigtausend bekommt, der aber durch Dotationen ein reicher Mann geworden ist. Man kann eben nicht jedem ein Opfer ansinnen, und es ist eben nicht jeder geneigt zu einfachem Leben, wo er sich nach seiner Decke streckt, nicht große Gesellschaften giebt und sonst kostspielige Bedürfnisse hat, und in solchen Fällen heißts dann: Fünf von vier geht nicht, borg ich mir eins. Bis zum Juli muß er sich aber entscheiden. Sonst müssen wir Doktor Busch fragen."

„Ich danke schön!“ versetzte ich. — „Nein — sagte er —, es giebt zwei Doktoren dieses Namens, und ich meinte den andern, nicht das Büschlein. Aber Busch ist ebensowenig gesund wie Hatzfeldt, der überdies weichlich ist und sich, wenn er einmal Kopfschmerz oder den Schnupfen hat, wie die Franzosen ein Tuch um den Kopf bindet und sich zu Bette legt, sodaß ich schon in der Lage gewesen bin, beider Geschäfte übernehmen zu müssen, statt daß sie mir die meinen abnehmen sollten.“

Er kam von diesen Kranken auf die Kaiserin zu reden und sagte: „Sie ist wieder gesund; ich aber habe meine Krankheit zum guten Teile durch sie.... Der Schweinitz ist auch wieder auf den Beinen, obwohl er schwer daniederlag.

Ich fragte, ob er bei der Monopoldebatte im Reichstage sprechen würde: „Ja,“ erwiderte er. „Wenn es meine Gesundheit erlaubt. Aber nicht, um sie zu überzeugen, sondern um Zeugnis abzulegen vor dem Lande und dann meine Quittung zu verlangen.“ Ich erkundigte mich, ob er diesen Sommer wieder nach Kissingen zu gehen gedenke. „Nein — antwortete er —, es ist mir, obwohl der Rakoczy mir sonst recht wohl thut, das letztemal nicht gut bekommen. Ich habe mich darauf fast vier Monate mit Hämorrhoiden gequält, die ganz entsetzlich wehthaten; wie höllisches Feuer brannte es,“ was er dann weiter beschrieb.

Ehe ich ging, fragte ich noch: „Wie gefällt Ihnen der Ritter Poschinger, Durchlaucht? Es ist viel Interessantes in der Sammlung,[1] aber mir scheint, er hätte noch besser auswählen können. Indes hat er wohl nicht alles, was vorhanden war, unter die Hände bekommen.“ — „Auch das,“ versetzte er. „Aber vieles ist gar nicht in den Archiven; so meine Privatbriefe an den vorigen König, die Gerlach aufbewahrte, und die dessen Erben nicht sobald herausgeben werden. Doch ist das Buch auch so recht instruktiv, da es manches enthält, was bisher nicht so genau bekannt war, und es ist vielleicht gut, daß jene Briefe und andres jetzt noch unveröffentlicht bleiben.“

Er hatte mir in der Zwischenzeit mehrmals die Hand zum Abschiede gegeben, aber immer wieder von einem neuen Thema

---

[1] Preußen am Bundestage.

angefangen, das mich zum Bleiben veranlaßte. Jetzt reichte er sie mir zum letztenmal, und nachdem ich ihm gedankt hatte, daß er mir die Freude gemacht habe, ihn nach längerer Zeit einmal wiederzusehen, entfernte ich mich und ging, wie immer nach solchen Besprechungen, stracks nach Hause, um das Gehörte ohne Aufenthalt und Verwischung durch einen Zwischenfall zu Papier zu bringen.

Am 15. Juli machte ich Bucher wieder einmal einen Besuch. Er klagte wieder über die ungehörige Wirtschaft im Auswärtigen Amte und der Reichskanzlei. Er bestätigte mir, was mir der Fürst über die politische Denkart und Haltung des Prinzen Wilhelm erzählt hatte, und fügte hinzu, er habe gegen Bekannte auch gemißbilligt, daß seine Mutter die Volkszeitung lese und mit der Fortschrittspartei einer Meinung sei. Dann berichtete er, daß ihm jemand aus der Umgebung des Kronprinzen mitgeteilt hätte, neulich habe einer der Führer der Nationalliberalen geäußert, sie seien gar nicht so sehr gegen das Tabakmonopol, wollten „die Bewilligung aber als Morgengabe für den nächsten Kaiser aufheben." — „Ich wollte das dem Kanzler, den ich jetzt selten sehe, schreiben — fügte er hinzu —, fand aber in seiner Monopolrede,[1] daß er schon davon unterrichtet war." In der ägyptischen Sache ist nach seiner Ansicht das Wichtigste, daß wir davon einen Bruch zwischen Frankreich und England erwarten dürfen.[2] ... Mit Österreich stehen wir vortrefflich. Was er Ihnen damals nicht hat sagen können, ist Thatsache: wir haben ein Bündnis mit ihnen in aller Form, und der Chef hat später noch einiges zustande gebracht, sodaß wir etliche Jahre vor einem Kriege ganz sicher sind."

Am 2. August erhielt ich von Bucher eine Karte, auf die er geschrieben hatte: „Ich habe heute meinen Urlaub angetreten und zugleich mein Abschiedsgesuch eingereicht. Die Gründe erzähle ich Ihnen einmal. Auf Wiedersehn."

Gegen Ende des September hin berichteten die Zeitungen, daß Bucher zurückgekehrt sei, und am 26. fragte ich in seiner Wohnung, ob das richtig sei. Der Diener bejahte es, fügte aber hinzu, der Herr Geheimrat sei nur drei Tage in Berlin geblieben und an

---

[1] 12. Juni 1882, Politische Reden IX, 328 ff.

[2] Nach der englischen Beschießung von Alexandria 11. und 12. Juli 1882.

diesem Morgen nach Varzin gereist, wohin ihn der Fürst eingeladen habe. Am Sonnabend oder Sonntag denke er zurück zu sein.

So suchte ich ihn denn am nächsten Montag (2. Oktober) wieder in seinem Hause auf, traf ihn an und erkundigte mich sogleich, ob er abgehen oder bleiben werde. Er antwortete, vorläufig wolle er bleiben. Am 1. August habe er den Chef gebeten, beim Kaiser seine Entlassung auszuwirken, und in dem Schreiben nur Rücksichten auf seine Gesundheit (zunehmende Nervosität stand im Konzepte des Briefes, das er mich lesen lies) für sein Gesuch geltend gemacht, obwohl ihn, wie ich wisse, andre Gründe weit mehr dazu bewogen hätten. Dann sei er nach Bormio abgereist, und dorthin habe man ihm die Antwort des Fürsten nachgeschickt, der ihm geschrieben habe, ehe er sein Verlangen in geschäftliche Behandlung nehme, möge er doch zu einer Besprechung der Sache nach Varzin kommen; er werde wohl auch den Ort gern einmal wiedersehen. Er, Bucher, habe das für die Zeit seiner Rückkehr vom Urlaube zugesagt und sei demzufolge am letzten Dienstage nach Varzin gefahren. Hier habe ihm der Kanzler vorgestellt, daß er seiner Kenntnis und Geschicklichkeit weiter bedürfe, und daß ers zwar begreife, wenn er krank und müde sei, aber glaube, dem dadurch abhelfen zu können, daß er ihm zu jeder Zeit, Sommer und Winter, Urlaub gewähre, soviel er wolle. Auch solle er in Zukunft nur unter ihm stehen. Bucher hat darauf entgegnet, er habe sich nicht gänzlich zurückziehen wollen, sichs vielmehr nur so vorgestellt, daß er größere Arbeiten zu Hause vornehmen werde, gewisse Darstellungen nach noch nicht benutzten Aktenstücken der Archive, die er eben so gut machen zu können glaube als die Archivbeamten (Poschinger und Sybel). Auch das, habe der Chef gemeint, aber im Amte müsse er bleiben, er sei ihm unentbehrlich. Bucher hat sich darauf zwei Tage Bedenkzeit ausgebeten und nach deren Ablauf in den Wunsch des Fürsten gewilligt. Er sieht aber nichts Gutes davon kommen; denn die Verhältnisse werden sich seiner Ansicht nach nicht ändern.

Ich erkundigte mich, wie es dem Chef gehe. Er antwortete: „Nicht sehr gut. Er leidet an Gesichtsschmerz, der plötzlich auftritt und sehr arg ist, nach einer Weile aber wieder vergeht. Der Arzt meint, es komme von einem schlimmen Zahn, und habe geraten, daß er sich den ausziehen oder den Nerv töten lassen solle; er will

jedoch nicht, weil er an die Meinung des Doktors nicht glaubt. Wenn ihn das nicht quält, ist er der alte liebenswürdige Causeur, und oft hat er auch seine Inspiration, wo er mit erstaunlichem Weitblick über politische Angelegenheiten spricht. Ich werde davon aber wohl nicht viel mehr haben. Ich bin in den letzten Jahren seltener wie Sie bei ihm vorgekommen, manchmal zwei Monate nicht. Aber vielleicht macht sich das später wieder besser, vielleicht schon bald. Als ich zu Rantzau in diesen Tagen von meinem Abschiedsgesuche sprach, sagte er, das wäre doch nicht nötig. Der Kaiser könnte zwar recht alt werden, aber regieren würde er wahrscheinlich nicht lange mehr wollen, und dann käme der Kronprinz dran, der sich seit dem Konflikte, den er vor zwanzig Jahren mit seinem Vater gehabt hätte (Freytags Notiz darüber, die ich — 1863 im Sommer — der Süddeutschen Post in Frankfurt am Main zur Veröffentlichung gegeben hatte, und die damals viel Lärm und Angst verursacht hatte)[1] nicht geändert habe. Er sei ganz Fortschrittsmann und verberge das schon nicht mehr." Als ich weggewesen sei, habe er auf Einladung Ludwig Löwes dessen Revolverfabrik zu besichtigen und sogar dort ein Frühstück anzunehmen geruht. Neulich sei er in eine Hofgesellschaft gekommen, wo Puttkamer und zugleich drei Fortschrittler, darunter Mommsen und Virchow, zugegen gewesen seien, und da sei er bei seinem Eintritt an dem Minister vorbei und auf das liberale Kleeblatt zugegangen, mit dem er sich dann demonstrativ lange unterhalten habe, wobei überdies zu berücksichtigen sei, daß um diese Zeit gegen Mommsen ein Prozeß wegen Beleidigung des Fürsten geschwebt habe. Der Chef wisse das. Er habe in betreff der Zukunft geäußert: Er wird mich behalten wollen, und da werde ich ihm meine Bedingungen stellen, und er wird darauf eingehen, sein Versprechen aber nicht halten. „Dann will der Chef — fuhr Bucher fort — seinen Abschied nehmen und nach Varzin ziehen, von wo er schon jetzt nicht wieder fort möchte, und dann soll dort so eine Art von Kolonie entstehen, wobei man wohl auch an mich denkt. Es sollen dann Memoiren geschrieben werden. »Ich habe der Welt noch viel zu sagen,« äußerte er 1877, als er mit mir davon sprach. . . . Die Fortschrittler

[1] Im Jahre 1863 wegen seiner Rede in Danzig. Vgl. G. u. E. I, 321.

wissen, wie der Kronprinz gesinnt ist, und sie wollen dann ein Ministerium aus ihrer Partei bilden. Virchow hat das in öffentlichen Reden angedeutet und dazu bemerkt, dann werde die ganze Politik, auch die auswärtige, anders werden. Bismarck sei ein begabter Politiker, aber der Vertreter einer Diplomatie, die man bis auf ihn als eine längst überwundne angesehen habe . . . das wird was Schönes werden und nicht lange gehen. Aber es kann in der Zwischenzeit viel Dummheit begangen und ungeheuer viel Schaden angerichtet werden."

Wir sprachen darauf, was er von Bismarcks Religiosität halte, und ich sagte, ich glaube, daß seine Frau in dieser Beziehung auf ihn eingewirkt habe. Er gab mir Recht und sagte, in deren Familie habe herrnhutischer Geist geherrscht; im übrigen ließe sich über diese Dinge schwer urteilen. Dann bemerkte er, Bismarck glaube auch an Gespenster. In Ostpreußen sei ein Schloß, das niemand bewohne, weil man wissen wolle, es gehe darin der Geist einer Dame um, die ein Verbrechen begangen habe, und zwar bei hellem Tage. Als man dies einmal bei Bismarck erzählt hätte, und einige das für Thorheit erklärt hätten, habe der Chef gesagt, es könne sehr wohl etwas daran sein, und man dürfe darüber nicht lachen und spotten; denn er selbst habe Ähnliches erlebt.*) Auch Bucher hält solche Dinge für möglich. „Denn — sagte er — auch mir ist einmal etwas sehr Merkwürdiges der Art passiert. Als ich noch am Lützower Ufer wohnte — es war im ersten Jahre meiner Anstellung, und ich hatte sehr viel zu thun und war abends gewöhnlich so müde, daß ich gleich einschlief, wenn ich mich zu Bette legte —, da sah ich eines Abends ganz deutlich, wie meine Mutter sich über mein Bett beugte und mich zufrieden anlächelte: als ob sie sich freute, daß ich jetzt in ein geordnetes Leben eingetreten sei. Ich weiß ganz sicher, daß es kein Traum war."

Ich teilte ihm schließlich mit, daß ich Berlin verlassen und nach Leipzig zurückkehren wolle, da ich in Berlin nicht oft genug Gelegenheit habe, den Chef zu sehen und ihm zu dienen, auch zu

---

*) Wohl in Schönhausen, vgl. Hesekiel, „Das Buch vom Grafen Bismarck" S. 19.

wenig Umgang für mich und meine Frau gefunden habe. Ich werde noch in den Februar hinein verweilen, um mich mündlich vom Chef verabschieden zu können, gedenke aber jedes Jahr ein paarmal herüberzukommen und ihn zu besuchen. In der Zwischenzeit werde ich mir dann und wann erlauben, ihn, Bucher, um Rat, Aufklärung und Material in politischen Angelegenheiten zu bitten, und andrerseits, wenn er selbst etwas in die Presse zu bringen vorhätte, immer zu seiner Verfügung stehen wie vor 1878. Sollte der Kanzler einmal abgehen, so würde ich ihm ohne Verzug schreiben, daß er auf meine Dienste zählen könne. Bucher fand das in der Ordnung.

Dienstag, den 10. Oktober waren Bucher und der Staatsrat Viktor von Hehn zu Abend bei uns, um mit mir einige Sorten griechischen Weines zu probieren, die ich kurz vorher bekommen hatte. Bei dieser Gelegenheit erzählte Hehn als Beweis, wie schwer das Russische zu erlernen sei, mit dem Bucher sich vorher vergeblich beschäftigt zu haben erklärt hatte: „Der bekannte Göttinger Mathematiker Gauß empfand einmal das Bedürfnis, seiner abstrakten Beschäftigung in sich ein Gegengewicht zu schaffen. Es präsentierten sich ihm zu diesem Zwecke die russische Sprache und die massenhaften und vielgliedrigen Pflanzenbezeichnungen des Linnéschen Systems. Er entschloß sich, diese auswendig zu lernen und eignete sie sich wirklich an. Das Russische war ihm zu schwierig vorgekommen." Bucher teilte folgende hübsche Geschichte mit, die Bismarck ihm während seines letzten Aufenthaltes in Varzin erzählt hatte. „Als der alte Rothschild zweiundachtzig Jahre alt war, begann er zu kränkeln, und als der Arzt der Familie erschien, äußerte er die Befürchtung, es werde jetzt wohl mit ihm zu Ende gehen. Ei, warum denn? versetzte der Doktor. Sie haben ja kein chronisches Leiden und sind eigentlich ganz gesund; Sie könnens auf hundert Jahre bringen. Der Baron schüttelte aber den Kopf und erwiderte: »Wenn Gott der Herr mich kann haben zu zweiundachtzig, warum soll er mich da nehmen zu hundert?«"

Montag, den 27. November 1882 war ich früh bei Bucher, um ihm ein Paket mit zwei Aufsätzen und einen Brief zur Beförderung an den Fürsten in Varzin zu übergeben. Der Brief, den er ebenso wie das übrige zu besorgen versprach, lautete:

„Hochverehrter Herr Reichskanzler!

Jedermann hat seinen Ehrgeiz. Der meine besteht darin, Eure Durchlaucht zu studieren und möglichst getreu darzustellen. Ich bin infolge dessen dabei, ein neues Buch über Sie zu schreiben, das das in dem frühern auseinanderliegende wichtigere Material nebeneinanderstellen und mit andern eignen Beobachtungen und Studien aus Quellen wie die Briefe in Hesekiels Buch, die Depeschen bei Poschinger und die Sammlung Hahns ergänzen soll. Es wird keine Biographie, sondern eine ausführliche Charakteristik in einer Anzahl von Kapiteln, z. B. Bismarck und der Parlamentarismus, Bismarck und die deutsche Frage, Bismarck und die Religion, die Legende vom Junker Bismarck, Bismarck und die Diplomaten, die sozialen Probleme, Bismarck als Redner und Humorist, Bismarck und Österreich, Frankreich, Rußland, die Polen, endlich Bismarck als Privatmann beabsichtigt. Wie ich die Sache zu behandeln gedenke, ersehen Sie aus den beifolgenden Artikeln, die ich als bloße Vorstudien zu betrachten bitte. Der eine, »Bismarck als Junker«, ist als unbedenkliche Skizze bereits in der Monatsschrift Aus allen Zeiten und Landen abgedruckt, der andre, »Bismarck und die Religion«, soll in die Grenzboten kommen. Beide werden, falls sich neues Material findet, für das Buch umgearbeitet werden. Das letztere soll der Geschichte dienen, zugleich aber Ihnen nützen. Es wird daher wegbleiben, was letzterm Zweck entgegenstehen könnte, und es ist dringend zu wünschen, daß ich bei der Arbeit von Euer Durchlaucht unterstützt werde. Ich erlaube mir dabei ehrerbietigst daran zu erinnern, daß Hesekiel solche Beihilfe reichlich erfuhr, und daß Eure Durchlaucht mir 1873 Beiträge ausdrücklich in Aussicht stellten. Auch wird das Buch an vielen Stellen den Eindruck machen, daß der Verfasser wohl unterrichtet ist, und wenn daneben Irrtümer vorkämen, würde zu befürchten sein, daß sie vom Publikum gleichfalls für Wahrheit genommen werden könnten.

„Ich bitte daher, zunächst die beiden Proben geneigtest zu prüfen und sie mir ergänzt durch möglichst viel neues Material und eventuell rektifiziert wieder zugehen zu lassen. Später würde ich, falls Sie es erlaubten, Ihnen von Zeit zu Zeit die andern Kapitel deutlich geschrieben übersenden und dabei ähnliche Unterstützung erbitten.

„Man kann sagen, dergleichen Bücher seien bei Lebzeiten des Gegenstandes der Darstellung nicht zu schreiben. Ich gestatte mir darauf zu antworten, sie werden auf diese Weise am besten geraten, da der Verfasser, wenn ihm Vertrauen geschenkt wird, dann mehr erfahren kann, als was in Archiven zu haben ist, deren Inhalt überdies in späterer Zeit nicht von allen recht verstanden wird.

„Wünschten Eure Durchlaucht mündliche Besprechung der Sache, so wäre ich jederzeit bereit, Ihren Befehlen ohne Verzug nachzukommen.

Berlin, 26. November 1882.

Euer Durchlaucht
ehrerbietigst ergebner
Dr. Moritz Busch."

Bucher erzählte bei dieser Gelegenheit, daß Bleichröder, nachdem er sich wegen Beihilfe zu einer türkischen Tabak- und Eisenbahnspekulation vergeblich an Rothschild und die Diskontogesellschaft gewandt, mit rheinischen Geldleuten deshalb in Verbindung zu treten versucht und dabei in Köln geäußert habe: „Für eine Spekulation im Orient habe ich die deutsche Diplomatie zur Verfügung; wenn der Reichskanzler nicht will, so habe ich den —" . . . „Die Sache wird jetzt schon an der Börse erzählt," fügte Bucher (wohl nach Hansemanns Mitteilung) hinzu. Dann machte er mich auf den Artikel des Echo über Göschen (den Londoner Politiker jüdischer Herkunft) aufmerksam, von dem die Berliner Börsenzeitung vom 23. November d. J. berichtet. Diese sagt: „Unter den Liberalen in England, die die ägyptische Politik der Regierung verwerfen, macht, wie aus London berichtet wird, tiefen Eindruck die im Echo von Robert Knight, dem Redakteur des Statesman, gegebne Enthüllung der großen finanziellen Griffe, die bei den verschiednen Anleihen des Khedive durch die einzelnen Bankhäuser gemacht worden. Der heftigste persönliche Angriff ist gegen den ehemaligen Kabinettsminister Göschen gerichtet. Das tragische Ende des Schatzkämmerers Ismail Sadyk Pascha, des »einzigen Mannes, der der Sendung des Herrn Göschen Widerstand geleistet«, wird geradezu in Verbindung damit gebracht und Göschen beschuldigt, »vierzehn Tage nachher dreiundeinhalb Millionen Pfund Sterling in die Tasche

gesteckt zu haben!« »Und dieser Mann, Herr Göschen — ruft Knight aus — erkühnt sich, im Unterhaus als eine Autorität in ägyptischen Angelegenheiten sich in die Brust zu werfen! ... Ich kam aus Indien vor viereinhalb Jahren hierher im guten Glauben an Herrn Gladstone, Herrn Göschen und die liberalen Führer.... Unser politisches Leben ist aber jetzt thatsächlich wieder so verderbt, wie es vor hundert Jahren war.... Wenn Sie den Mut haben, dies zu veröffentlichen, so habe ich den Mut, dafür einzustehen." Ein solcher Angriff ist in der größern Presse Englands seit bald dreißig Jahren nicht mehr erfolgt. Von dem Briefe hat der schwer Beschuldigte mittlerweile in keiner Weise öffentlich Notiz genommen — weder durch Rede noch Schrift noch Klage. Dagegen brachte das Echo noch eine Anzahl ähnlicher Beschuldigungen gegen andre Persönlichkeiten, die es als „Haifische" bezeichnet. Bucher hat ihn dem Chef nach Varzin geschickt, und dieser hat „sich sehr darüber gefreut" und gesagt, er wisse schon, daß in den Händen „dieser politischen Ägyptologen", z. B. auch in denen des Generalkontrolleurs Wilson, „viel hängen geblieben sei."

Neunundzwanzigstes Kapitel

Aus Buchers Aufzeichnungen

Am 11. November 1882 bekam ich von Bucher einen Brief, in dem er schrieb:

„Lieber Freund!

Der Gedanke, Aufzeichnungen zu machen und zu hinterlassen, ist mir bis in meinem Alter fremd gewesen. Was ich vor meinem Eintritt in das Auswärtige Amt erlebt und nicht schon in der Nationalzeitung von der Seele weggeschrieben hatte, schien mir für andre kaum Interesse genug zu haben; das Spätere, wenigstens das Beste davon

Darf ich den Buben doch nicht sagen.

Seitdem man mir aber die Ehre erwiesen hat, Preßhetzen gegen mich zu veranstalten, bei denen ich eigentlich der Prügeljunge für Bismarck war, habe ich zuweilen das Bedürfnis empfunden, für eine dereinstige Berichtigung all des Unsinns der Berliner Presse zu sorgen, in der vielleicht mehr Leichtfertigkeit und Verlogenheit zu finden ist als in irgend einer andern. Da mir der zum 1. Oktober d. J. erbetne Abschied nicht bewilligt ist, ich vielmehr im Geschirr bleiben soll, solange ich ziehen kann, und der Mann, den wir beide gleich verehren, nicht ausgespannt hat, so werde ich schwerlich dazu kommen, soviel niederzuschreiben, daß ein Büchlein daraus werden könnte. Der Tod kann mich überraschen, und meine Erben würden mit meinen Papieren nichts anzufangen wissen. So denke ich denn Ihnen hin und wieder etwas für Ihr Archiv zu geben in der Gewißheit, daß Sie oder Ihre Erben nur zur rechten Zeit Gebrauch davon machen werden, und mit dem Vorbehalt, daß Sie mir die Beiträge zurückgeben, wenn ich doch in die Lage kommen sollte, sie selbst verarbeiten zu können.

„Ich fange also heute mit den beiden Preßhetzen an, deren erste für mich immer nur einen komischen Charakter gehabt hat. Nachdem der Staatssekretär von Thile im Sommer 1873 [es war 1872] seinen Abschied genommen hatte, wurden seine Geschäfte interimistisch von dem Gesandten von Balan versehen, bis im November des folgenden Jahres Bernhard von Bülow für die Stelle ernannt wurde; Balan war dem Kaiser nicht genehm gewesen. Während diese Personalfrage noch unentschieden war, Anfang Juni 1874, brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung einen augenscheinlich von Bismarck diktierten Artikel, in dem ausgeführt war, wie beschwerlich es für ihn sei, von allen Dezernenten des Auswärtigen Amts und dazu von so vielen Ressortchefs Vorträge entgegenzunehmen, und wie dem »mit einem Schlage« abzuhelfen sei durch Ernennung eines Generalsekretärs. Ich schalte ein, daß in Frankreich und Italien, vielleicht noch in andern Ländern einzelne Minister einen solchen Beamten haben, der manchmal als Kabinettchef bezeichnet wird, manchmal den Unterstaatssekretär ersetzt, manchmal neben einem solchen existiert und immer aus Gründen besondern Vertrauens gewählt wird. Aus dem erwähnten Artikel ging hervor, daß dieser Generalsekretär die Angelegenheiten aller Ressorts vortragen sollte. Einige Tage später brachten offiziöse Zeitungen die Nachricht, Bismarck hätte mich für die Stelle ausersehen. Er selbst hat über die ganze Sache nie ein Wort mit mir gesprochen noch durch einen Dritten sprechen lassen, weder vorher noch nachher.

„Sofort wurde von zwei Seiten die Hetze eröffnet, über deren Urheber und Werkzeuge ich im Laufe der Jahre, ohne je eine Frage gethan zu haben, vollständige Auskunft erhalten habe, weil viele Leute der Pflicht der Verschwiegenheit genügt zu haben meinen, wenn sie einige Zeit den Mund gehalten haben. Auf der einen Seite war der Legationsrat Otto von Bülow, jetzt Gesandter in Bern, seit Abekens Tode Reiserat des Kaisers, besorgt, daß ich seine Beziehungen zum Kaiser und dessen Umgebung beeinträchtigen würde, und veranlaßte ein Reptil — Name mir bekannt,*) aber gleichgiltig —, gegen mich zu arbeiten. Es wurde dazu die Spenersche Zeitung gewählt, weil der Kaiser die alte Gewohnheit, dieses von

*) Fuchs s. u.

Dr. Alexis Schmidt, einem hohen Freimaurer, redigierte Blatt zu lesen, beibehalten hatte, auch nachdem dasselbe in die Hände des Dr. Wehrenpfennig übergegangen war, der dasselbe bald zu Tode redigierte. Aus der Spenerschen Zeitung gingen die Angriffe mit Variationen in viele andre Blätter über, in freihändlerische mit dem Zusatz, daß der Plan des Fürsten »bei hervorragenden Persönlichkeiten des Reichskanzleramts keine Billigung finde.« In den Ausschnitten, die vor mir liegen, ist zu lesen: ich litte an einem schweren Augenübel — in der That hatte ich das Jahr vorher eine Kur bei Pagenstecher in Wiesbaden mit durchaus befriedigendem Erfolge gebraucht —, ich hätte mich deswegen schon von den Geschäften zurückgezogen; in der That versah ich meinen Dienst wie immer und hatte nur vom 1. Juli ab den üblichen Sommerurlaub erbeten; ich würde deshalb nicht mehr nach Varzin berufen werden — in der That habe ich nach Beendigung meines Urlaubs vom 26. August bis 26. Oktober die Geschäfte in Varzin versehen —; ich sei wegen meiner Vergangenheit bei Hofe persona minus grata — was in betreff der Hofschranzen richtig sein möchte, aber wohl nicht in betreff des Kaisers, der, wie Sie ohne mich erfahren haben, persönlich mir einen wichtigen Auftrag erteilt und meine Berichte darüber entgegengenommen hatte.*) Übrigens würde ich als Generalsekretär gar nicht in Berührung mit ihm gekommen sein.

„Diese Bülowschen Angriffe hätten schwerlich den Plan Bismarcks vereitelt; aber auch die Freihändler, die ihn schon damals in Verdacht hatten, daß er nicht mehr mit ihnen wirtschaften werde, sobald die Befestigung unsrer auswärtigen Beziehungen es ihm gestatten würde, sich mit den innern Verhältnissen zu beschäftigen, sie wollten einen Ketzer nicht in der mir zugedachten Stelle sehen. Camphausen, damals Vizepräsident des Staatsministeriums, erklärte Bismarck, daß ich ihm nicht genehm sei. Welchen Grund er angegeben hat, habe ich bis heute nicht erfahren, den wahren natürlich nicht; das aber weiß ich bestimmt, daß er sich gegen seine Räte im Finanzministerium gerühmt hat, mir diese Aussicht verdorben zu haben. So konnte ich es mit Humor betrachten, daß er mir einen Dienst erwiesen und ich doch nicht die Pflicht hatte, ihm dankbar, sondern

*) Sendungen nach Spanien in der Thronfolgeangelegenheit 1870, s. u.

das Recht, ihm feindselig zu sein. Wäre Bismarck nicht auf diesen Widerstand gestoßen, hätte er mir die Stellung angetragen, so hätte ich nicht nein und doch nur mit Widerstreben ja sagen können, wenn auch mit geringerm als das, mit dem ich vor einigen Wochen angesichts der Zustände, denen wir unter dem Regime B.-H. entgegengehn, mein Abschiedsgesuch zurücknahm. Was mich erwartet hätte, brauche ich Ihnen bei Ihrer Kenntnis der Verhältnisse nicht auszumalen. Tag und Nacht des Rufs gewärtig sein, mich in hundert mir fremde, unsympathische Dinge im Fluge notdürftig und nicht zu meiner eignen Befriedigung einarbeiten, mit Ministern und allen möglichen Beamten und, was das Abschreckendste, mit geehrten Rednern verhandeln müssen. Einige Jahre später brachte Bismarck seinen Gedanken in andrer Gestalt zur Ausführung, er richtete sich die Reichskanzlei ein; aber deren Chef, Tiedemann, obwohl viel jünger als ich, und obwohl nicht mit den auswärtigen Sachen belastet, die mir ohne Zweifel auch zugedacht waren, sehnte sich bald nach einem Ruheposten. Ich hatte es Camphausen zu danken, daß ich bei den Geschäften blieb, in denen ich zu Hause war, und auf die mein Studium, meine Lektüre seit zehn, ich kann sagen, seit zwanzig Jahren gerichtet waren.

„Die zweite Preßhetze war im Juni und Juli 1878. Daß sie, einmal angeregt, zahlreiche Gehilfen fand, ist leicht erklärlich. Zu viele Leute, die direkt oder indirekt die Hand in der Presse haben, hatten sich zweimal schwer über mich geärgert; das erstemal 1864, als ich unter »diesem Minister« in Dienst getreten, das zweitemal im Herbst 1866, als sie im stillen bedauerten, es nicht ebenso gemacht zu haben. Dazu die Freihändler, gegen die ich seit 1855 geschrieben, die Rabbiner der Volkszeitung und andre schreibende Juden, denen ich allerdings sonst nichts zuleide gethan hatte; die Ultramontanen, die mir sehr mit Unrecht einen Anteil an der Falkschen Gesetzgebung beimaßen — ich würde die von nackten Juristen ohne historischen Sinn, ohne Kenntnis fremdländischer Gesetzgebung und Praxis gemachten Entwürfe in manchen Punkten anders gestaltet haben, wenn ich gefragt worden wäre; endlich die noch im Auslande befindlichen Flüchtlinge, die mich einfach beneiden. Jedoch die nähern Aufschlüsse über diese Hetze beginnen erst jetzt sich zu finden; einen recht überraschenden habe ich Ihnen schon zu Ihrer Sammlung gegeben, den

Artikel der Süddeutschen Post, wie ich aus guter Quelle höre, von dem Sozialdemokraten Referendar Viereck, über die Unterhandlungen der verstorbnen Gräfin Sophie Hatzfeldt und ihres Sohnes Paul, gegenwärtigen Staatssekretärs, mit der Sozialdemokratie und die Entgegnung in dem offiziösen Deutschen Tageblatt vom 3. d. M., die wie ein Dementi aussehen soll und keins ist. Ich halte aus äußern Gründen die Angaben Vierecks im wesentlichen für richtig und glaube, daß wir in ihnen die Zipfel eines Gewebes zu sehen bekommen, das gesponnen wurde, während der Kaiser infolge des Nobilingschen Attentats daniederlag, und man nicht wußte, ob er aufkommen würde, eines Gewebes, in dem rote und schwarze und noch andre Fäden sich in merkwürdiger Weise kreuzten, und an dem einer mit zwei Gesichtern mitgearbeitet hat. Wie mein in dem Artikel erwähnter Brief an Lassalle vom 22. Januar 1862, dessen ich mich durchaus nicht zu schämen habe, und wie der tödliche Haß der Gräfin gegen mich entstanden ist, ersehen Sie aus dem beiliegenden Konvolut, dessen ganzen Inhalt ich zu Ihrer Verfügung stelle, und das ich mir demnächst zurück erbitte. Das Gespräch, das Lassalle in seinem Briefe fordert, hatte das Ergebnis, daß ich erklärte, ich vermöchte seine Agitation nur seitwärts dadurch zu unterstützen, daß ich gegen die Freihändler schriebe und spräche, soviel ich könnte; ich konnte aber nicht viel wegen des Geschäftsverhältnisses, in dem ich damals und bis zum Mai 1864 zu dem Nationalzeitungs- und Telegraphen-Wolff stand.

„Bei dieser Gelegenheit will ich denn auch zu Papier bringen, was es mit den Geldbeiträgen auf sich hat, die ich der Internationalen geschickt haben soll. In London hatte ich in einem Lesekabinett einen gewissen Borkheim kennen gelernt, aus Schlesien gebürtig, der als Student den badischen Aufstand mitgemacht, in England Kaufmann geworden war. Im Januar 1861 suchte er mich auf, um mir folgendes zu erzählen. Johann Philipp Becker (nicht zu verwechseln mit Bernhard Becker), der im badischen Aufstand ein Kommando, wenn ich mich recht erinnere, als Oberst, gehabt hatte, habe ihm aus Genua geschrieben, die italienische Aktionspartei wolle irgendwo einen Putsch machen, sammle in Genua Leute, habe ihn zum Depotkommandanten ernannt und wünsche, daß er deutsche Flüchtlinge anwerbe; Borkheim möge ihm dazu behilflich sein. Auf

die Frage, was ich dazu meine, drang ich in Borkheim, dem Becker zu raten, daß er sich von der Sache zurückziehe; was die Italiener vorhätten, wisse er ja selbst nicht, sei aber jedenfalls etwas, was nur ihnen Vorteil bringen sollte und den Interessen Deutschlands, wie man dieselben auch ansehen möge, keinen Vorteil bringen könne (vielleicht ein Einfall in den Kirchenstaat); wozu dafür deutsches Blut opfern? Borkheim fand das richtig, versprach in dem Sinne an Becker zu schreiben und las mir am 20. Januar, ich finde die Notiz in meinem Diary, seinen Brief vor der Absendung vor. Etwa nach einer Woche kam er wieder, mir zu sagen, Becker sei durch den Brief umgestimmt, habe sein Kommando niedergelegt, bekäme natürlich von den Italienern keine Subsidien mehr, säße in Genua fest und bäte um Reisegeld zur Rückkehr nach Genf in sein Geschäft. Da ich mehrfach gehört hatte, daß Becker »eine gute Haut« sei und zuweilen das Letzte, was er mit seiner Bürstenbinderei verdient, mit notleidenden Landsleuten geteilt habe, so steuerte ich einen Sovereign bei, für meine Verhältnisse ganz anständig. (Ich will dabei bemerken, daß ich von der Nationalzeitung jährlich 180 Pfund hatte; wie ich später erfuhr, hatte der Eigentümer ganz munter in meinen Beutel gelogen und z. B. dem Abgeordneten Zacharias aus Hamburg gesagt, ich hätte 400 Pfund. Noch vor einigen Tagen habe ich diese Mythe bei jemand berichtigen müssen, der sich wunderte, daß ich mir in London nicht ein Reitpferd gehalten hätte!) Borkheim sammelte noch bei andern, steuerte selbst bei und beförderte das Geld nach Genua.

„Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt ich 1863 oder 1864 eine neugegründete Monatsschrift unter dem Titel: Der Vorbote (ergänze: der Revolution) zugesandt, die Becker redigierte. Sie enthielt in den Leitartikeln teils nationalökonomische Aufsätze, die zuweilen lesenswert waren, teils politische Phantasien, wie sie in Flüchtlingen entstehen, die von jedem Jahre hoffen, daß es sie durch eine Revolution in die Heimat zurückführen werde, außerdem reichliche Nachrichten über das Treiben und die Zänkereien der verschiednen Arbeitervereine in der Schweiz. Auf diesem letztern Gebiete hielt die Redaktion sich in den ersten Jahren so, daß sie auf die deutsche Nationalität Wert legte und der Marxschen Richtung widerstand, aus der später, 1864, die Internationale hervorging. Da

ich das Blatt nicht umsonst haben wollte und annehmen konnte, daß der Redakteur ein Interesse an dem Ertrage habe, so schickte ich nach Ablauf eines Jahres ihm den ungefähren Betrag von Abonnement und Porto, da die Frankensumme sich in Thalerscheinen nicht genau ausdrücken ließ, etwas mehr, und schrieb ihm dabei, ich freute mich, zu sehen, daß er den in Genua eingenommnen Standpunkt festhalte. (So dem Sinne nach, der Worte erinnere ich mich nicht mehr.) Nach Ablauf des zweiten Jahres, während dessen ich in das Ministerium gekommen war, schickte ich ihm ohne weitere Bemerkung das Abonnement. Bald nachher hörte die Zusendung auf; weshalb, weiß ich natürlich nicht. Das Blatt bestand noch mehrere Jahre fort. Bismarck-Bohlen, der mit Stieber nach dem Blindschen Attentat ein Überwachungsbüreau eingerichtet hatte, beklagte sich einmal gegen mich, daß es schwer sei, über das Treiben in der Schweiz Auskunft zu erhalten. Ich riet ihm, den Vorboten, den er nicht kannte, kommen zu lassen, was er that, und ich habe aus Nummern, die ich bei ihm fand, ersehen, daß Becker später in die internationale Richtung geraten ist. Marx will sich darüber amüsiert haben, daß in dem Vorboten Beiträge von mir aufgeführt seien. Ich erinnere mich, in dem Blatte zuweilen eine Art von Rechnungslegung gesehen zu haben, habe dieselbe aber niemals durchgelesen und kann die Marxsche Angabe nicht mehr verifizieren, da ich das Blatt nicht bewahrt habe.

„Politische Leidenschaft korrumpiert auch einen Menschen, den alle, die ihn persönlich kennen, als »einen ehrlichen, gutmütigen Kerl« schildern. Becker, dem ich in der Not geholfen, der sehr gut wußte, weshalb ich ihm eine gewisse Sympathie ausgedrückt hatte, mischte sich 1878 auch in die Marx-Hatzfeldtsche Hetze und bezeugte, daß ich ihm ermunternd »geschrieben« hätte. Die Moral davon ist, daß man litterarische Zusendungen, die einem gratis gemacht werden, nicht bezahlen soll.

„Und damit genug für heute.

Der Ihrige

Bucher."

Dabei befand sich ein mit Bleistift geschriebnes Billet Buchers, das sich auf das „Konvolut" bezog. Es lautete: „Im November

1865, als meine etatsmäßige Anstellung und Ernennung zum Legationsrat bevorstand, sagte Keudell mir, es würde wegen meines Verkehrs mit Lassalle gegen mich gestänkert; Amtliches hätte er noch nicht, er riete mir aber, dem Chef eine Darstellung zu geben. Auf Seite 2 derselben hatte ich jetzt eine Stelle durchstrichen, weil ich von Lassalle selbst weiß, wie sein Verhältnis zu der Frau gewesen ist, die etwas von Katharina II. hatte. Ich habe das Durchstrichne aber wiederhergestellt, weil die Phrase doppelsinnig ist und ich sie wahrscheinlich in der Absicht formuliert hatte. Sie widerspricht nur dem, daß Lassalle ein gewöhnlicher bienfaiteur der ältern Frau gewesen ist."

Das „Konvolut" enthielt folgende Schriftstücke:

Zur Vorlage an den Ministerpräsidenten Herrn von Keudell übergeben und von letzterm zurückerhalten. Ich war am 1. Dezember 1864 in das Auswärtige Ministerium eingetreten.

„Hochgeborner Herr Graf!
Hochgebietender Herr Ministerpräsident!

Auf Anregung des Herrn Legationsrats von Keudell bitte ich um die Erlaubnis, Eurer Exzellenz eine Darlegung meiner Bekanntschaft mit Lassalle ehrerbietigst vorzulegen und auch auf gewisse, nach seinem Tode eingetretne Verhältnisse ausdehnen zu dürfen.

Berlin, 10. November 1865.

Bucher."

„Es war kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus England, im Mai 1861, als ich Lassalle in einer Sitzung der philosophischen Gesellschaft hierselbst zum erstenmale sah. Er kam mir mit großer Freundlichkeit entgegen unter Berufung auf meine Thätigkeit in der Nationalzeitung und auf den Bruch mit ihr, den mein Widerstand gegen ihre damalige Richtung herbeigeführt hatte. Nachdem ich ihm noch einmal in einer Familie begegnet war, lud er mich zu sich ein. Bei dem Rufe, den er in der Berliner Gesellschaft hatte, folgte ich trotz der großen Anziehung seiner Unterhaltung nur mit Widerstreben der Einladung und beobachtete in dem Umgange, der sich schnell entwickelte, noch lange Zeit eine Zurückhaltung, die gegenüber seinen unverkennbar freundschaftlichen Gesinnungen mir zuweilen als ein Unrecht erschien.

„Von der Rücksicht auf meine übrigen Bekannten dispensierte ich mich indessen, nachdem ich als Lassalles Gäste Männer wie den Geheimrat Boeckh, den General von Pfuel, den Geheimrat Frerichs u. a. gesehen und von seinem Briefwechsel mit den ersten philosophischen Autoritäten Kenntnis erhalten hatte. Das erheblichste meiner Bedenken schwand, nachdem ich mich durch die Lektüre seiner rheinischen Prozesse und durch Beobachtung dessen, was um mich her vorging, überzeugt hatte, daß das Verhältnis, aus dem die meisten Vorwürfe gegen ihn hergenommen wurden, seit vielen Jahren seine Natur verändert hatte und nur das gewesen war, wofür die Welt in eigner Gemeinheit oder in Unfähigkeit, etwas Außergewöhnliches zu begreifen, es angesehen oder anzusehen affektiert hatte. Lassalle teilte mit mir die Abneigung gegen die Berliner Bier- und Weinstuben, er liebte es, in seinem bequem eingerichteten Hause Gesellschaft zu sehen; so kam es bald, daß ich jede Woche einen Abend mit ihm in seiner reichen Bibliothek zubrachte. Wir fanden viel Berührungspunkte und einen immer wiederkehrenden Gegensatz zwischen uns: er, Metaphysiker, Hegelianer, ging stets von dem Allgemeinen zu dem Einzelnen, von dem Abstrakten zu dem Konkreten; ich, mit einer realistischen Anlage, mit lückenhaftem Wissen von den Schulsystemen und mit einem zehnjährigen Aufenthalt in England hinter mir, hatte stets die Neigung, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Oft hatten wir Gelegenheit, darüber zu scherzen, daß unsre Unterhaltungen einen Kommentar zu Raphaels Philosophenschule von Athen zu liefern pflegten. Freilich habe ich es ebenso oft anerkannt und möchte es am wenigsten hier verschweigen, wie sehr ich bei diesem Verkehr der Gewinner war.

„Etwa um Weihnachten 1861 versuchte es Lassalle, mich für eine Agitation zu gewinnen, mit der er sich damals trug, und von der [er] mich bei der Zurückhaltung, die ich damals noch beobachtete, in seiner ersten Eröffnung nur die politische Seite sehen ließ. Ich hielt eine solche Auffassung und also einen jeden darauf gebauten Plan für falsch und brachte, da ich ihm im Gespräch nicht gewachsen war, am folgenden Tage meine Gedanken für ihn zu Papier, entwickelte namentlich die Gründe, aus denen ich mich, lange vor dem äußern Bruche mit meinen alten Parteigenossen, innerlich von der dogmatischen, formulierten Demokratie des Jahres 1848 losgesagt

hatte. Leider habe ich keine Abschrift von diesem Briefe bewahrt;*) dagegen besitze ich das Original der Antwort und erlaube mir, dasselbe gehorsamst beizulegen.

„Das Resultat der Unterredung, die Lassalle darin fordert, war eine Übereinstimmung unsrer Vorstellungen von dem Wesen der Gesellschaft und dem Gange der Geschichte im großen; sofort aber trat der alte Konflikt zwischen uns und nun in der Form hervor, daß er, von der Ideenentwicklung in der Geschichte ausgehend, die Realisierung der nächsten Phase bald, noch während seines Lebens, erwartete, während ich, ausgehend von der Betrachtung der Klassen und Gruppen, wie sie mir in einzelnen Typen erschienen, von dem natürlichen Egoismus der einen und der Trägheit der andern einen langen Widerstand der Materie gegen den Gedanken, daher den Durchbruch neuer wirtschaftlicher Formen erst in Menschenaltern vorherzusehen glaubte. Dieser Irrtum Lassalles (dafür habe ich ihn gegen Lassalle ausdrücklich erklärt, und die Erklärung habe ich nie zurückgenommen, wenn ich auch später den theoretischen Streit ruhen ließ und an den Erfolgen der Agitation den lebhaftesten Anteil nahm), dieser Irrtum war mir übrigens nicht neu; ich hatte ihn an andern Hegelianern beobachtet, und er erklärt sich ganz natürlich aus dem Wesen der Hegelschen Philosophie, die es bekanntlich unternimmt, einen Parallelismus, eine Identität nachzuweisen zwischen der Entwicklung der Begriffe im reinen Denken (gleichsam der Algebra) und den Erscheinungen der Natur und den Vorgängen der Geschichte (gleichsam der Rechnung mit benannten Größen). »Sein und Denken sind identisch.« Lassalle nahm meine Einwürfe nicht leicht, ich erinnere mich, daß meine Berufung auf Lessings »Erziehung des Menschengeschlechts«, namentlich auf § 90 dieser inhaltreichen kleinen Schrift,**) Eindruck auf ihn machte. Er ging lange mit sich zu Rate, aber der Einfluß einer andern leidenschaftlichen

*) Der Brief, im Besitze der Gräfin Hatzfeldt, ist im Juli 1878 von der Berliner Neuen Freien Presse und nach ihr von der Germania abgedruckt und liegt bei. Anm. vom Jahre 1878.

**) § 90. „Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann diese Zukunft nur nicht verwerten. Er wünscht diese Zukunft beschleunigt und wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen."

Persönlichkeit überwog, und er begann die Agitation mit der Hoffnung, die er oft gegen seine Freunde aussprach, noch des Sieges sich zu freuen. Er begann sie als eine politische (durch Vorträge in den Bezirksvereinen über Verfassungswesen), leitete sie aber nach Jahresfrist auf das wirtschaftliche Gebiet. An der ersten habe ich mich gar nicht beteiligt, an der letztern durch eine kurze Zusammenfassung dessen, was ich seit Jahren gegen die Manchesterschule geschrieben hatte.

„Von den Vorgängen der letzten vier Wochen seines Lebens habe ich erst nach seinem Tode erfahren.

„Sein Testament ist voll von Beweisen freundschaftlicher Zuneigung zu mir, brachte mich aber in eine höchst schwierige Situation. Seine Intestaterben, Mutter und Schwester, die ich ihn nie anders als mit kindlicher und brüderlicher Liebe hatte behandeln sehen, waren an dem Totenbette mit der Frau Gräfin Hatzfeldt und dem Obersten Rüstow in einen heftigen Konflikt geraten. Die Mutter, vor dem Testament hier eintreffend und dessen Echtheit und Rechtsbeständigkeit bestreitend, setzte sich als Intestaterbin in den Besitz des Nachlasses. Es entspann sich ein Prozeß, der um deswillen sehr weitläufig und von einem ungünstigen Ausgange zu werden drohte, weil die Genfer Behörden sich weigerten, das Original des Testaments zur Rekognition oder Vergleichung der Handschriften hierher zu schicken. Als Testamentsexekutor hatte ich den letzten Willen gegen die Intestaterben zu vertreten; aber ich hatte weder Beruf noch Neigung, mich in die persönlichen Zwistigkeiten zu mischen, und so sehr ich die Verpflichtung fühlte, die nächste Freundin meines verstorbnen Freundes nicht im Stiche zu lassen, so konnte ich doch mir selbst nicht verhehlen und habe es seit dem Herbste v. J. der Frau Gräfin nicht verhehlt, daß bei den Verhältnissen, die zwischen ihr und dem Verstorbnen bestanden, z. B. bei der Gemeinschaftlichkeit des Besitzes oder wenigstens des Gebrauchs von Mobiliarstücken ein Konflikt der Ansprüche zwischen ihr und den Testamentsexekutoren, wenigstens theoretisch, eintreten könnte.

„Nachdem die Frau Gräfin jenen antiken Leichenzug von Genf nach Düsseldorf geführt hatte, versenkte sie sich hier, umgeben von

den Bildern, der Totenmaske, den Schriften und Reliquien des Verstorbnen, täglich mehr in die Erinnerung an ihn, in die Fortsetzung dessen, was er unvollendet gelassen. Um die Entwicklung ihrer Gedanken zu verstehen, den Standpunkt zu begreifen, auf dem sie zuletzt ankam, muß man sich erinnern, daß Lassalle in seinem großen rechtsgeschichtlichen Werke eine neue Erklärung des rätselhaften römischen Erbrechts gegeben hatte, darauf hinauslaufend, daß der instinktive Gedanke des römischen Erbrechts der gewesen sei, den Willen, auch den Eigensinn des Erblassers zu perpetuieren, nicht über sein Vermögen zu verfügen, muß man ferner wissen, daß diese außerordentliche Frau an dieser wie an allen Arbeiten ihres Freundes mit eindringendem Verständnis den lebendigsten Anteil genommen hatte. Unter diesen Manuskripten habe ich Auszüge aus dem corpus juris gefunden, die von ihrer Hand geschrieben waren.

„In dem irritierenden Streite mit der Lassalleschen Familie, in der Beschäftigung mit dem Arbeiterverein, in den Mißhelligkeiten mit den einzelnen Legataren lebte sie sich allmählich in die Vorstellung hinein, daß sie in einem noch eminentern als jenem römischen Sinne die Fortsetzerin seines Willens sei, nicht die Vollstreckerin seines Testaments, zu der sie nicht bestellt war, sondern die Verkünderin des Willens, den er unter den gegenwärtigen Umständen haben würde. Im April d. J. versuchte sie diese Vorstellung zu realisieren, indem sie nach Breslau ging und die Witwe Lassalle nötigen wollte, den Besitz des (damals noch immer arrestierten) Nachlasses und die Verfügung darüber ihr, nicht etwa für sich, aber nach ihrem Ermessen, zu verschaffen. Im Juni kam ein Bevollmächtigter der Frau Lassalle hierher, um nicht der Frau Gräfin, sondern, wie das gar nicht anders sein konnte, den Testamentsexekutoren Vergleichsvorschläge zu machen. Damit war der längst vorhergesehene Augenblick eingetreten, wo ich mich mit ihr auseinandersetzen mußte. Ich that es in einem Briefe, von dem Abschrift ganz gehorsamst beigefügt ist.

„Ich glaube nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß der Vergleich der Frau Gräfin alles gewährt, was ihr in dem Testamente zugewandt ist, und nur Rüstow und Herwegh, von denen die Mutter und Schwester Lassalles schwer beleidigt waren, zum Prozeß über die Rechtsfrage verweist, ob ein Preuße im Auslande in den aus-

ländischen Formen giltig testieren kann. Auch diese Legatare sind durch den Vergleich besser gestellt, weil darin die Echtheit des Testaments anerkannt wird. Die Frau Gräfin haben wir mit der ihr vermachten Leibrente von zwölfhundert Thalern zunächst bis zum Jahre 1870 auf eine Dividende von mehreren tausend Thalern angewiesen, die der Verstorbne bis dahin von der Breslauer Gasgesellschaft zu erheben hatte, und außerdem eine pupillarisch sichre Hypothek von fünfzehntausend Thalern erworben, um ihr damit Sicherheit zu bestellen.

„Ein andrer Punkt hat sich leider nicht so ordnen lassen wie diese Vermögensangelegenheit, sondern hat mich in ein Dilemma der peinlichsten Art gebracht und mir die bittre Feindschaft der Gräfin Hatzfeldt zugezogen. Er betrifft die Briefschaften des Verstorbnen, die er ihr vermacht hat. Wäre sein letzter Wille so zur Ausführung gekommen, wie er es sich ohne Zweifel gedacht hat, wären wir Testamentsexekutoren sofort in den Besitz des Nachlasses gelangt, so würden wir den Schrank, der die Briefe enthielt, der Gräfin ausgeliefert haben und aller Verantwortung ledig gewesen sein. Bei dem Verlaufe aber, den die Sache genommen hatte, kamen die Papiere, mit andern Gegenständen in zwei Kisten verpackt, in unsern Besitz, nachdem der Arrest aufgehoben war. Es war unvermeidlich, sie durchzusehen. Aus Rücksicht auf die Gräfin Hatzfeldt erbot ich mich gegen den andern Testamentsexekutor, Holthoff, die Ordnung und die Extradition der Papiere und die daran haftende Verantwortlichkeit allein zu übernehmen. Ich wußte, daß der Verstorbne viele Akten der Gräfin in Verwahrung gehabt hatte; ich wußte, daß sie den p. Holthoff, als einen politischen Gegner und Freund der Familie Dönniges, mit Mißtrauen betrachtete und seit dem Winter offen mit ihm zerfallen war, und daß es ihr sehr widerwärtig sein würde, zu wissen, daß er ihre Akten perlustriert hätte. Herr Holthoff nahm meinen Vorschlag gern an und hat sich mit den Papieren gar nicht befaßt.

„Die Aktenstücke und Pakete, die sich durch eine Aufschrift oder durch die Handschrift als der Gräfin Hatzfeldt gehörig oder von ihr herrührend zu erkennen gaben, habe ich gar nicht geöffnet. Gewisse Korrespondenzen des Verstorbnen mit seinen Verwandten, Korrespondenzen, von denen die Gräfin mir gesprochen, waren nicht mehr

vorhanden. Dagegen fanden sich einige andre Konvolute, die nach Aufschriften des Erblassers sich auf Liaisons mit Frauen bezogen, und deren wesentlichen Inhalt ich in einzelnen Fällen mit Sicherheit erraten konnte. Eine Veröffentlichung dieser Papiere würde längst vergessene oder doch vergebne Skandale erneuert und unbekannt Gebliebnes aufgedeckt haben. Die Gräfin Hatzfeldt hatte gegen Personen, deren Zeugnis mir für den nötigen Fall gesichert ist,*) erklärt, daß sie es für recht halte, dergleichen Briefwechsel des Verstorbnen zu publizieren, und daß sie das gegenüber einer bestimmten Dame gewiß thun werde. Es war also unmöglich, ihr diese Briefe in die Hände zu geben. Wenn ich nicht sittlich berechtigt war, das Unrecht gut zu machen, was mein verstorbner Freund durch die Aufbewahrung solcher Briefe begangen hatte, so war ich den übrigen Beteiligten sittlich verpflichtet dazu, selbst wenn ich, was übrigens nicht der Fall ist, mich andern juristischen Folgen als der (gar nicht zu substanzierenden) Klage auf Schadenersatz ausgesetzt hätte. Ich mußte mich entschließen, die Papiere zu verbrennen. Daß ich das gethan, teilte ich selbst der Gräfin Hatzfeldt mit.

Bucher."

Zweites Stück des Konvoluts. „Germania, 18. Juli 1878. Ob der Abdruck wörtlich und vollständig ist, kann ich nach sechzehn Jahren nicht sagen. Nur das weiß ich, daß ich das gesperrt Gedruckte nicht unterstrichen hatte." (Dies von Bucher geschrieben. Das weitere gedruckter Ausschnitt aus der Germania.)

„Die Berliner Freie Presse veröffentlicht nachstehenden Brief Buchers an Lassalle:

Berlin, 22. Januar 1862.
Werdersche Rosenstraße 3

Lieber Lassalle!

Es ging gestern abend doch nicht ohne alles Getränk ab, und ich habe die schlaflose Nacht benutzt, um im Zusammenhange zu überdenken, was wir, oder vielmehr, was Sie gesprochen haben. Ich bin ein langsames Tier im Argumentieren und bin mir selten

*) Z. B. den Professor Schönberg, früher in Basel und Freiburg i. Br., zuletzt in Tübingen.

auf der Stelle aller Voraussetzungen bewußt, auf denen mein Urteil über eine verwickelte Frage instinktmäßig beruht.

Der ganze Kern Ihrer Schlußfolgerungen hängt, wie ich gestern sagte und Sie einräumten, an der Frage, ob es möglich ist, in Deutschland die bestehende Ordnung (oder Unordnung) der Dinge niederzuwerfen und niederzuhalten. Das erste halte ich für möglich, das letzte nicht. Sie sind darin mit mir einverstanden, daß mit einer politischen Revolution (das Wort nicht in dem aristokratischen, sondern in dem gäng und gäben bornierten Sinne genommen), daß mit einer Änderung der Behörden nichts erreicht sein würde. Ist es aber auf eine Änderung der gesellschaftlichen Zustände, mit andern Worten, des Besitzes und [der] Möglichkeiten des Erwerbs abgesehen, so haben wir nicht bloß, wie die französische Revolution, die Reste einer tausendjährigen verwickelten Organisation zu zerstören und, wie die französische Revolution, ein neues Evangelium an die Stelle zu setzen, sondern wir haben das Gleiche mit der auf Grund jener Revolution entstandnen Bourgeoisordnung zu thun. Wie zäh diese letztere ist, darüber sind wir einig. Was Sie an die Stelle setzen wollen, befriedigt mich nicht. Alle Maßregeln, die Sie nennen, sind doch wieder nur politisch, juristisch kann man sagen, stehen auf dem alten sozialen Boden, schaffen nur neue Bourgeois. Und diese neuen Besitzverhältnisse, neu durch einen Wechsel der Personen, nicht, um mich so auszudrücken, durch die chemischen Eigenschaften des Besitzes, könnten nur behauptet werden durch einen permanenten Krieg, einen Terrorismus einer sehr kleinen Minorität (ich schätze sie nach statistischen Quellen und meiner genauen Kenntnis der ländlichen Bevölkerung in den östlichen Provinzen). Es ist richtig, daß Revolutionen nur durch Minoritäten gemacht werden; aber es ist auch richtig, daß sie nur behauptet werden, wenn die Minorität der Majorität einen Genuß, wenigstens einen Glauben zu bieten hat. Ich komme also auf mein altes Wort zurück: es fehlt dem populo der Dio und uns das, wofür man mit Ehren untergehen könnte. Bedenken Sie dazu noch eins: daß jede sozialistische Bewegung in Frankreich auf lange Zeit hinaus mit dem Kot und Gift des Bonapartismus versetzt sein und bei uns eine Menge gesunder und reiner Elemente gegen eine ähnliche Bewegung waffnen würde. Fragen Sie mich nun: Was sonst? so habe ich

nur die lahme Antwort Macchiavellis: Politik ist die Wahl unter Übeln. Ein Sieg des Militärs wäre ein Übel, aber ein Sieg des heutigen Österreich wäre kein Sieg des reaktionären Prinzips. Dafür stelle ich Ihnen als Zeugen die Berliner Revue, die in einer langen Reihe von Artikeln ausführt, daß »Gottes Ordnung« in Österreich gründlicher zerstört werde, als irgendwo in Deutschland. — Wenn Sie alle Gründe kennten, die ich habe, diese alte Weltordnung zu hassen, so würden Sie die Überwindung würdigen, die es mich kostet, so objektiv die Dinge anzusehen.

Freundschaftlich der Ihrige

L. Bucher."

Drittes Stück des Konvoluts. Eigenhändiger Brief Lassalles, nach Buchers Notiz oben, vom 23. Januar.

„Lieber Bucher!

Ihr Brief hat mich wirklich erfreut! Denn vermehrt er mir einerseits die Arbeit des Sprechens, so ist er andrerseits weit entfernt, die Hoffnung auf definitives Einverständnis zu vermindern, vielmehr steigert er dieselbe und zeigt mir zugleich, daß, wird dasselbe zwischen uns erlangt, es nur auf Grund eines tiefsten Fundaments erlangt werden kann, das dann ein für allemal gegen jede spätere Erschütterung und gegen jeden spätern Einsturz dieses Einverständnisses sichert.

„Der Mensch ist träge, und auch ich zahle in dieser Hinsicht der allgemeinen menschlichen Natur einen reichlichen Zoll.

„Über sozialökonomische Dinge zu sprechen, ist mühsamer und schwieriger als über rein politische. Für den Augenblick ist die Situation eine nur politische; für den Augenblick hätte sich daher zur Not auch mit einem rein politischen Einverständnis ausreichen lassen.

„Dies war es, was mich veranlaßte, das Wesentliche der Zukunft vorbehaltend, einstweilen ein Einverständnis zwischen uns von rein politischer Natur herbeiführen zu wollen und die Durchsprechung der politischen Situation in den Vordergrund zu stellen.

„Mit Recht können Sie sich dabei nicht beruhigen. Mit Recht dringen Sie von selbst auf jenen innersten Quellpunkt hin, von dem

alle politischen Fragen eben nur Konsequenzen und Ausflüsse sind — auf die soziale Frage, das soziale Programm.

„Mich kann das nur freuen! Ist es doch eine Bestätigung mehr, daß jeder tiefere Geist eben sich von selbst zu dem sozialen Prinzip hintreiben muß und nur hier seine wirkliche Befriedigung, seine religiöse Einheit und Erfüllung finden kann, eine Befriedigung, die dann aber auch eine unangreifbar dauernde bleibt, jeder Ungewißheit, jeden Schwankens, jeder Tagesverzerrung spottet! Für einen Sozialisten, wie ich bin, kann also die Wahrnehmung, die ich an Ihnen mache, nur eine sympathische sein. Sie wirkt und kann nur wirken als eine Bestätigung, daß ich im Wahren bin, und daß jeder Ernsterdenkende sich mit unvermeidlicher Notwendigkeit von selbst zu der Quelle hindrängt, an der allein auch ich Klarheit und Lösung, Beruhigung und Gewißheit getrunken habe!

„Noch mehr: Wer wie Sie die Erkenntnis hat, daß alles in der politischen Welt von der Diskussion des sozialen Programms abhänge, und nur von hier aus sich alles Weitere ergeben könne — der ist schon an sich ein Sozialist, der steht schon von Haus aus mit mir auf demselben Boden, und nur noch wissenschaftlich-kritische Fragen werden mit ihm zu diskutieren sein.

„Nur mit den bornierten Politikern, die in der bloßen Änderung der politischen Form etwas Selbständiges und Erschöpfendes sehen, ist keine Verständigung möglich.

„Ich bitte Sie auch, zu bemerken, daß ich schon das letzte mal nicht mit diesem meinem Glaubensbekenntnis zurückgehalten habe, sondern nur vermieden habe — und noch vermeiden mußte — in die detaillierte Entwicklung seines Inhalts einzugehn.

„Ich sagte Ihnen aber bereits das letzte mal: »Ich bin Sozialist« und »Ich halte den sozialen Kampf für denjenigen, der allein in Wahrheit allen Kämpfen unsrer Zeit zu Grunde liegt und diese nur aus sich heraussetzt.«

„Auf eine nähere Besprechung des sozialen Problems konnte ich aber das letzte mal nicht eingehn, denn es war sieben Uhr durch, als unser Gespräch da anlangte, und um acht Uhr war schon Ihre Zeit abgelaufen, meine Kraft auch schon ziemlich angegriffen.

„Ich sagte Ihnen daher schon das letzte mal, daß ich bereit

wäre, hierauf einzugehn, dies aber einer besondern Unterredung vorbehalten müßte.

„Nur um schon vorläufig und ohne jede tiefere ökonomische Verständigung zu zeigen, daß auch in Bezug auf den Besitz etwas geschehen könne, warf ich jene Maßregeln hin, die Sie mit Recht »juristische« nennen. Aber Sie würden mir nicht nur ein Unrecht der Voraussetzung, sondern ein positives Unrecht des Gedächtnisses thun, wenn Sie annehmen wollten, daß jene Kleinigkeiten mein eigentliches soziales Programm bilden! Ich betonte ja vielmehr ausdrücklich selbst zu Ihnen: »und das sind alles Maßregeln, die man noch rein vom juristischen Boden und ohne sich noch auf soziale Basis zu stellen, ergreifen kann.« Ich hob ausdrücklich hervor, daß diese nur Kleinigkeiten und avantcoureurs eines sozialen Programms seien, das zu entwickeln mir im Momente die Zeit fehle und daher einer zweiten Unterredung überlassen bleiben müsse.

„Diese Unterredung ist es also, die ich jetzt von Ihnen fordern muß.

„Wenn wir sie gehabt haben, werden Sie sehen, daß es an dem Dio nicht fehlt! Mit diesem mystischen Worte Mazzinis ist doch eben nur dasselbe gemeint, was ich in andrer Ausdrucksweise seit je als die unerläßliche Bedingung eines neuen Weltprinzips, eines neuen Evangeliums betrachtet habe, nämlich daß es die Kraft habe,

1. eine neue Sozietät aus sich heraus zu schaffen,
2. die politische Form als seine formelle Konsequenz zu ziehen,
3. die Grundlage einer neuen Ethik zu bilden.

„Jeder Gedanke, der nur Nr. 2 besorgen könnte, jeder Gedanke, der insbesondre nicht ein neues ethisches Prinzip in sich enthält, hat mir immer geschienen ebenso wenig philosophisch wie revolutionär zu sein. Beide Benennungen laufen in der That auf dasselbe hinaus und bedeuten innerlich dasselbe, beide verlangen einen Gedanken, der die Kraft hat, sich zum System oder zur Universalität eines Weltzustandes zu entfalten.

„Dieses »Ethische« ist es aber doch, was Sie mit dem Dio meinen. Der ethische Grundgedanke jenes Weltzustandes bildet seine Religion. Darum kann nur ein Prinzip, das zugleich ein sittliches ist, sich zu einem neuen Weltzustande entfalten, zu einer Universalität in Wirklichkeit wie Wissenschaft.

„Heute würden die montagnards von 1793, wenn sie heute aus dem Grabe aufstünden, und für heute eben nur in ihrer Einbildung Revolutionäre sein.

„Der humane Gedanke aber hat im höchsten Grade die Kraft, sich zu solcher Totalität zu entwickeln!

„Unsre nächste Unterredung würde erleichtert werden, wenn Sie die Güte hätten, bis dahin den von Ihnen bereits angefangnen § 7 meines Werkes (1. T.) und eine gewisse Monstreanmerkung darin mit Aufmerksamkeit zu Ende zu lesen.

(„Beiläufig würde es auch vielleicht Rodbertus nicht uninteressant sein, auf dieselbe aufmerksam gemacht zu werden.)

„Nach diesen Voraussetzungen bitte ich Sie, mir nun einen Tag der nächsten Woche — je früher in derselben, desto lieber ist es mir — bestimmen zu wollen, an dem Sie wieder um drei Uhr bei mir essen und mir Ihre Zeit bis acht Uhr — wenn länger, um so angenehmer für mich — zur Disposition zu stellen.

„Daß wir uns verständigen werden, dafür bürgt mir schon Ihr überaus glücklicher Ausdruck von den »chemischen Eigenschaften des Besitzes«. Allerdings, um diese handelt es sich, und es scheint mir schwer, nicht mit jemand eins werden zu sollen, der diesen Ausdruck anwendet.

„Würden wir selbst nicht einig, so würde doch dadurch, ich glaube fast dessen sicher zu sein, die nachwirkende Grundlage für eine Übereinstimmung in der Zukunft gelegt! Und jedenfalls wird, hoffe ich, jeder von uns nur gewinnen können, wenn er den andern ganz kennen lernt.

„Indem ich Sie also bitte, mir den Dinertag, damit ich denselben von anderweitiger Störung frei erhalte, anzeigen zu wollen,

freundschaftlichst Ihr

F. Lassalle."

Viertes Stück des Konvoluts. (Von Bucher geschrieben.) „Abschrift. An die Frau Gräfin Hatzfeldt Hochgeboren.

Berlin, 2. Juni 1865.

Gnädige Frau!

Nachdem ich Sie am Montag abend gesehen hatte, kam am folgenden Tage der Assessor Friedländer zu mir mit den Vorschlägen

der Frau Lassalle. Ich nahm eine Bedenkzeit und kam zu dem Entschlusse, darauf einzugehn. So annehmbar die Vorschläge, juristisch betrachtet, im Interesse aller Legatare sind, so würde ich mich aus Rücksicht auf Ihr Gefühl*) nicht überwunden haben, darauf einzugehn, wenn Sie mir nicht am Montag als Resumee ihrer Mitteilungen gesagt hätten:

»Wir stehen auf verschiednem Boden, ich stehe auf dem Boden des Sentiments, nennen Sie es des Wahnsinns!«

„Ohne diesen Worten eine outrierende Deutung zu geben, fühlte ich, sobald sie gefallen waren, daß sie entscheidend werden mußten, und der Eindruck war der Grund, weshalb ich es unterließ, die Friedlandschen [wohl Friedländerschen] Briefe zu lesen, die Sie — im Beweis von Vertrauen — zum Durchlesen mir hingereicht hatten. In der Nacht machte ich es mir klar, daß ein Auseinandergehn unausbleiblich; am zweitfolgenden Tage erhielt ich den Beweis, daß Sie, gnädige Frau, während der fünf Wochen seit Ihrer Rückkehr von Breslau mit mir gebrochen hatten. Es bekümmert mich, von der nächsten Freundin des verstorbnen Freundes zu scheiden, an der zu halten mein Vorsatz und mein Wunsch gewesen war; ich weiß, daß Sie zwischen Freund und Feind kein Mittel kennen; und ich bin unparteiisch genug, auch jetzt zu Ihnen zu wiederholen, was ich seit dem vorigen Herbste häufig über Sie gesagt habe: ein jeder Mann müsse sich eine Freundin wünschen, wie Lassalle gehabt. Aber ich weiß, daß nichts, was ich sage und noch sagen könnte, Sie umstimmen wird; ich begnüge mich daher, Sie zu erinnern, daß es sich nicht mehr um die Willensfortsetzung des Erblassers (sein eignes Wort, wie Sie wissen), sondern um Ihren Willen handelt. Gewiß haben Sie die Überzeugung, daß die beiden Willen identisch sind; mir aber bleibt in diesem nach dem Tode entstandnen, von dem Testator nicht vorhergesehenen Konflikt kein andrer Maßstab als der: wie ich meinen letzten Willen ausgeführt, meine eigne Mutter behandelt zu sehen wünschen würde.

(gez.) Bucher."

---

*) Sie hatte zu Bucher geäußert, daß sie keinen Vergleich, sondern ihr Recht wolle.

Am 12. November besuchte ich Bucher und erhielt von ihm wieder ein Paket Geschriebnes und Zeitungsausschnitte, das eingesiegelt und an mich adressiert auf seinem Schreibtische bereit lag. Es befanden sich darin ein Bleistiftbillet, eine mit Tinte geschriebne Ergänzung seiner frühern Darstellung der Preßhetzen vom 8. November (s. oben) und zwei gedruckte Zeitungsartikel.

1. Bleistiftbillet: „Bitte, streichen Sie die Schlußworte meines langen Schreibens an Sie und fügen statt desselben das beiliegende Manuskript ein. So ist das Thema abgemacht.

„Die beiden Originalartikel der Süddeutschen Post erbitte ich zurück. Der zweite ist in der Volkszeitung verstümmelt.“

2. Ergänzung. „Endlich ein Wort über meine Verbindung mit Marx. Ich habe während meines Londoner Aufenthalts von 1850 bis 1861 nie ein Wort mit ihm gesprochen, eine Zeile mit ihm gewechselt, ihn nie gesehen, ebenso wenig vor 1850. Nachdem ich etwa ein Jahr in Berlin zugebracht hatte, ging ich im April 1862 wieder nach London, um über die Industrieausstellung für die Nationalzeitung zu schreiben. Im Sommer folgte mir Lassalle dahin, der noch nicht in England gewesen, der Sprache wenig mächtig, daher auf meine Hilfe als Kornak angewiesen war, vom 2. Juli bis 4. August. Eines Tages sagte er mir, er wollte gern Marx mit Frau und Kindern, die noch so gut wie nichts von der Umgegend Londons gesehen hätten, zu einer Landpartie einladen, ich möchte eine solche arrangieren. Ich sträubte mich gegen die Begegnung mit Marx, gab aber endlich nach aus Gefälligkeit gegen Lassalle, der selbst die Sache nicht machen konnte. Wir fuhren nach Windsor, sahen das Schloß, dann durch den Park nach Virginia Waters, wo wir den Abend im Grünen zubrachten. Von Politik war keine Rede; Marx zeigte sich nur als Familienvater, und als ich viele Jahre später las, daß seine jüngste Tochter sich an einen Kommunard verheiratet habe, erinnerte ich mich, daß dieselbe, damals ein vierjähriges Kind, sich vor Vergnügen im Grase wälzte und der Vater meinte, sie sei von der fremden Waldluft betrunken. Einige Zeit nachher ging ich einmal zu ihm, um aus seiner Schrift gegen Karl Vogt eine Notiz zu entnehmen, deren ich bedurfte. Er war nicht zu Hause, seine Frau suchte das Buch heraus, und ich kopierte die betreffende Stelle. Dies ist mein persönlicher Verkehr.

„Im Jahre 1865 fragte Zitelmann, Redakteur des Staatsanzeigers, mich, ob ich jemand wüßte, der von Zeit zu Zeit gute Berichte über den Londoner Geldmarkt liefern könnte. Dieses Thema kann mit manchesterlich-fortschrittlicher Färbung, wie gewöhnlich, aber auch in einem andern Sinne behandelt werden, der deshalb noch nicht der kommunistische zu sein braucht. Ich schrieb an Marx, ob er eine solche Korrespondenz übernehmen wolle; es werde darin auf die »Wahrheit« ankommen; von seinem System, wie er behauptet hat, steht nicht eine Silbe in meinem Briefe. Er antwortete, er schreibe nicht für ein reaktionäres Blatt. Das war blague; ich wußte von dem Bankier Gerstenberg, daß Marx für ein »Bourgeoisblatt« in Wien geschrieben hatte, und Bernhard Becker hat ihm vor einigen Jahren eine ähnliche Verbindung nachgewiesen. Marx scheint meinen Brief oder ein Stück daraus irgendwo veröffentlicht zu haben; denn ich habe in der Süddeutschen Post vom 13. v. M. gelesen, ich hätte während der Konfliktszeit an ihn geschrieben: »Der Fortschritt muß sich noch oft häuten, ehe er stirbt.« Das ist wohl möglich, und ich unterschreibe den Satz heute erst recht.

„Auch diese Preßhetze hatte, soweit sie mich allein anging, einen komischen Charakter. Die Mostsche Freiheit denunzierte mich erst als einen Abtrünnigen, in Übereinstimmung mit dem Losungswort der Gräfin Hatzfeldt, »ich hätte mich nicht bewährt,« und berichtigte sich nachher dahin, sie habe an mir einen einflußreichen Verbündeten. Auch in den Bruchstücken, die fortschrittliche und manchesterliche Blätter aus den sozialistischen abschrieben, spielten diese beiden Vorstellungen ganz vergnügt durcheinander.

„Und damit genug für heute. Der Ihrige

Bucher.“

3. Die beiden Ausschnitte. a) „Süddeutsche Post (Redakteur Max Kegel, Verleger Viereck) 25. Oktober 1882.“ (So weit von Bucher geschrieben, dann das Gedruckte wie folgt:) „Korrespondenzen.

?! Aus Berlin, 23. Oktober wird uns geschrieben: Der neuernannte Staatssekretär des Auswärtigen, Graf Hatzfeldt, ist gestern hier eingetroffen, um seine Funktionen anzutreten. Die Blätter haben nicht verfehlt, mehr oder weniger deutlich darauf hinzuweisen, daß Graf Hatzfeldt sozusagen mit der deutschen

Sozialdemokratie verschwägert ist, indem er als der Sohn der genugsam bekannten verstorbnen Freundin Lassalles von Kindesbeinen an Gelegenheit hatte, das Gift des gefährlichen Umgangs mit dem »Gutsnachbar« zu genießen. Ein pikanter Nebenumstand, den ich aus einer durchaus glaubwürdigen Quelle erhalte, wäre indessen noch hinzuzufügen. Im Sommer 1878 hat die Frau Gräfin Hatzfeldt durch diesen ihren Sohn die Korrespondenz Lothar Buchers an Lassalle — deren Veröffentlichung in der später verbotnen Berliner Freien Presse damals Sensation machte — an diejenigen Personen übermitteln lassen, die alsdann für diese Veröffentlichung selbst Sorge trugen. Die bezüglichen Verhandlungen fanden hier im Hotel de Magdebourg statt. Wen das Nähere interessiert, wird leicht durch eine Nachfrage, wer in der zweiten Juliwoche des Jahres 1878 dorten logierte, sich unterrichten können. Frau Gräfin Hatzfeldt ist damals eigens, um die Bucherschen Briefe sicher hierher zu befördern, von Heddernheim nach Berlin gekommen. Sie ließ auch den sozialistischen Unterhändlern andeuten, daß die Veröffentlichung der Briefe nicht sowohl im Interesse der Partei liege, als auch von einer noch höher stehenden Dame,*) die mit dem Reichskanzler damals stark brouilliert war, besonders gewünscht würde. Wie man sich erinnert, haben die Enthüllungen über Bucher, die damals erfolgten, in der That nicht wenig dazu beigetragen, den schlimmsten Sturm, der damals gegen die Sozialisten wütete, wesentlich abzuschwächen. Ob Graf Hatzfeldt jetzt im amtlichen Verkehr mit seinem Freunde, der Exzellenz Bucher, gut auskommen wird, dürfte sich ja bald herausstellen. Vielleicht daß bei Herrn Geheimrat Bucher bald wieder eine »Verschlimmerung« des Gesundheitszustandes eintritt."

b) „Süddeutsche Post 29. Oktober 1882" (von Bucher geschrieben, dann das Gedruckte:) „Korrespondenzen.

?! Berlin, 26. Oktober. Meine Mitteilungen über die Verhandlungen zwischen der Gräflich Hatzfeldtschen Familie einer- und Vertretern der hiesigen Sozialdemokratie andrerseits sind von der hiesigen Presse mit großer Reserve aufgenommen worden. Der Kurier hält sogar einzelnes für direkt unwahr, denn es könne

*) Randbemerkung Buchers: „Hatte sie vielleicht Regentin werden wollen?"

Graf Hatzfeldt, der damals schon preußischer Diplomat gewesen, unmöglich »mit den Sozialdemokraten, den erbitterten Gegnern seines Chefs, eine Verbindung angeknüpft haben.« Nun stünde zwar dieser Fall keineswegs ohne Beispiel da — denn dem Herrn Geheimrat Bucher wurde just zu der Zeit, um die es sich hier handelt, in der Berliner Freien Presse unter Zifferangabe der Nachweis geliefert, daß derselbe bis in die Mitte der sechziger Jahre, also noch als sehr hochstehender preußischer Staatsbeamter, an das Hauptorgan der Internationalen Arbeiterassoziation in Genf Geldbeiträge abgeliefert hatte —, allein ich habe bezüglich des Herrn Staatssekretärs eine solche »Verbindung« auch gar nicht behauptet. Um keinen Zweifel zu lassen, will ich Ihnen den ganzen Sachverhalt unter Angabe meiner Gewährsleute erschöpfend schildern.

„Im Juni 1878, unmittelbar nach Zusammentritt der Berliner Konferenz, war ein Brief von Karl Marx an die Frankfurter Zeitung erschienen, in dem derselbe Lothar Bucher, der als Protokollführer fungierte, wegen seiner Beziehungen zur Sozialdemokratie angriff. Da Herr Bucher leugnete, veröffentlichte die Berliner Freie Presse unter der Überschrift: Exzellenz Bucher als Sozialdemokrat eine Artikelserie, die diese Beziehungen in der allerdetailliertesten Weise zu schildern unternahm. Es waren kaum einige dieser Artikel erschienen, als gegen Ende der ersten, bezw. Anfang der zweiten Juliwoche auf dem Redaktionsbüreau der Berliner Freien Presse ein sehr fein equipierter Diener erschien und ein von der Frau Gräfin Hatzfeldt unterzeichnetes Billet an die Redaktion überbrachte, das die Aufforderung enthielt, zu einer bestimmten Stunde eine Vertrauensperson in das Hotel de Magdebourg zu entsenden. Dieser Einladung Folge leistend, begab sich der damalige Redakteur, Herr Leopold Schapira, in das Hotel und fand dort in einem Salon folgende Personen vereinigt: die Frau Gräfin, ihren Sohn Paul und einen preußischen General in Uniform, soviel ich weiß, ebenfalls einen Blutsverwandten der Frau Gräfin und noch heutigen Tags im Dienste befindlich. Die Frau Gräfin hatte nun mit Herrn S. eine längere Konversation, die ganz oder wenigstens teilweise in Gegenwart der beiden genannten Herren geführt wurde. Der Inhalt dieses Gesprächs bezog sich, der Schapiraschen Aussage zufolge, auf folgende Punkte:

„1. sollte dem Geheimrat Bucher dadurch, daß man ihn durch Veröffentlichung seiner Korrespondenz an Lassalle, die die Frau Gräfin in Händen hatte, kompromittierte, ein, wie letzterer meinte, vernichtender Schlag beigebracht werden. Der Sturz Buchers, den die Frau Gräfin wegen der bekannten Vorgänge nach dem Tode Lassalles unversöhnlich haßte, sollte aber gleichzeitig

„2. dem Fürsten Bismarck verhängnisvoll werden, der sich damals, wie man sich erinnert, mit den »Unterröcken« in einer nichts weniger als harmlosen Fehde befand. Ich betonte schon, daß hierbei einer sehr hochstehenden Dame ausdrücklich Erwähnung geschah, von der die Frau Gräfin anführte, daß sie die schleunigste Entfernung des Reichskanzlers von seiner allmächtigen Stellung für ein vitales Interesse Deutschlands resp. Preußens erachte.

„3. Endlich war von den Bedingungen die Rede, unter denen die Sozialdemokratie ihre oppositionelle Haltung verändern und unter der Ägide des »Staatssozialismus« zunächst wenigstens in eine neutrale Position zur Regierung treten könne. Die Frau Gräfin bemerkte, daß, da der Reichskanzler in sechzehn Jahren noch keine Zeit gefunden, für die Arbeiter etwas zu thun, auch in der Folge von ihm nichts zu erwarten sei. Bucher habe sich auch in dieser Hinsicht nicht bewährt. Es fehle indessen keineswegs an hochgestellten und einflußreichen Personen, die von der Dringlichkeit und Notwendigkeit der eingreifendsten sozialen Reformen völlig durchdrungen seien.

„Herr Schapira hatte nach dieser ersten noch mehrere weitere Unterredungen mit der Frau Gräfin, sodaß später sogar das Gerücht auftauchte und durch die Presse ging, er sei an Stelle des verstorbnen Fritz Mende als ihr Privatsekretär nach Heddernheim gegangen. Jedenfalls bekam er damals auch die Originale der Bucherschen Briefe zur Kopierung und weitern Verwendung ausgehändigt. Ich kann nur wiederholen, daß Schapira erzählte, ihm wären diese Briefe (ich glaube, da die Frau Gräfin gerade verhindert oder unpäßlich war) durch den Grafen Paul ausgehändigt worden. Dieser Umstand erscheint mir aber ein sehr nebensächlicher. In der Hauptsache selbst wird man ja die direkte Bestätigung meiner sämtlichen Mitteilungen durch den Augenzeugen Herrn Schapira, der, soviel ich weiß, an einem Pester Journal beschäftigt ist oder

es bis vor kurzem war und erst diesen Sommer dem Abgeordneten Ludwig Löwe auf einer Reise begegnete, mit geringen Bemühungen schon erhalten können. Alle Zweifler möchte ich überhaupt auf diesen Zeugen verweisen, der in der Lage ist, noch über eine Reihe ebenso wichtiger als pikanter Details zu berichten, über die ich vorläufig keinen Anlaß habe, mich näher auszusprechen."

Wir unterhielten uns dann über die Sendung, die ich tags vorher von Bucher erhalten hatte. Ich berichtigte zunächst einen Irrtum in seinem längern Briefe, wo es (siehe oben S. 101) hieß, Thile sei 1873 abgegangen, während es 1872 war. Er zweifelte, wollte aber nachsehen. Ich fragte nach dem „Reptil," dessen sich O. von Bülow zur Preßhetze gegen ihn bedient hätte, und er antwortete: Fuchs. Dieser sei aus guter Familie in Danzig, habe studiert, sei flotter Korpsbursch gewesen, dann aber habe sein Vater sein Vermögen verloren, und nun sei er Hauslehrer bei Bleichröder und „Liebhaber von Emma" geworden (der jetzt verstorbnen Frau Bl.), denn er sei ein stattlicher Mensch, und zugleich habe er den Journalisten gemacht. Dann sei er ins Wolffsche Telegraphenbüreau gekommen, das Bleichröder in Gemeinschaft mit andern besitzt, und zu dem ihnen die Regierung 100000 Thaler zinslos vorgeschossen hat, die sie ratenweise abzahlen. Hier bekleidet er jetzt eine sehr einträgliche Stelle. Ich erkundigte mich weiter, welcher Auftrag Bucher vom Kaiser geworden sei, wie ich ohne ihn erfahren haben solle. Er sagte: „Wissen Sie das wirklich nicht?" Ich erwiderte: „Nun, Sie waren 1870 in Ems bei ihm, und ich mußte in dieser Zeit auf Ihre Weisung den Imparcial bestellen. Sie waren da in Spanien gewesen." Er: „Zweimal. Ich referierte ihm darüber in Ems. Das erstemal war ich zu Ostern in Madrid in der Thronfolgersache. Da habe ich in der Wirtschaft im Escurial während der Fasten Fleisch gegessen. Das zweitemal war ich gleichzeitig mit Versen dort, der in Südamerika gereist war und Spanisch konnte. Er sollte sich nach dem Wunsche des Kronprinzen nach dem Zustande der spanischen Armee erkundigen, und sie haben ihm auch mit einer Revue über ein paar Madrider Regimenter aufgewartet. Später hat er davon beim Weine erzählt und dick gethan." Ich fragte: „Und was war Ihr Auftrag vom Kaiser?" Er: „Es ist doch besser, wenn Sie das nicht wissen." Ich fragte nach der

Bedeutung des durchstrichnen und wiederhergestellten Passus der Darstellung für den Chef, und aus seiner Darstellung ging hervor, daß Lassalle anfangs allerdings der bienfaiteur der Hatzfeldt gewesen, dann aber wars mehr ein geistiges Verhältnis, er hatte andre Liaisons. Im weitern Verlaufe des Gesprächs sagte Bucher, Bismarck habe ursprünglich die sozialdemokratische Bewegung leicht genommen und ihr erst nach den Attentaten auf den Kaiser ernste Beachtung geschenkt und positive Maßregeln gegen sie bedacht. Mit Bebel und Liebknecht habe er nicht verhandeln können, um sich über die Wünsche der Leute und etwaige Verständigung zu vergewissern. Da werde er durch Paul die Sophie Hatzfeldt sondiert haben, die aber werde dazu nicht die Hand geboten haben, da sie gemeint habe, der Chef werde wie bisher doch nichts ordentliches für die Arbeiter thun, auch habe wohl ihr Haß gegen ihn, Bucher, mitgewirkt.

Ich fragte nach der Geschichte mit Macdonald, die er mir früher hätte mitteilen wollen. Er erzählte, Macdonald habe sich auf einer rheinischen Bahn an Eisenbahnbeamten, die ihn von einem durch ihn mit Unrecht eingenommnen Platze hätten entfernen wollen, thätlich vergriffen, dann auch gegen die Polizei, und so sei er eingesteckt worden. Nunmehr habe sich die englische Regierung und Presse seiner lebhaft angenommen, aber die öffentliche Meinung in Deutschland sei darüber sehr aufgeregt gewesen. Das habe Palmerston nicht gepaßt, und er habe Schlesinger zu einer Soiree einladen und dort durch Lady Palmerston bewegen lassen, zu beschwichtigen, ihm auch selbst zugeredet. Schluß: Jährlich hundert Pfund, später mehr und Information in der Treasury. Diese ist besonders viel wert. Später spekulierten Schlesinger und Szarvady (Hirschel) an der Börse und verloren Geld. Jener bot der Regierung seine Korrespondenz zum Ankauf an, wobei er sich durch Bleichröder empfehlen ließ. Die Sache ging durch Keudell, der Bucher fragte, was er meine. B. riet zum Kauf, damit die Korrespondenz nicht in die Hände Beusts geriete. Als er sich aber später nach der Angelegenheit erkundigte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß mit Schlesinger ein Kontrakt abgeschlossen worden sei, wonach 50000 Thaler, Fortdauer der Direktion der Korrespondenz samt 400 Pfund Jahresgehalt und noch eine Tantieme bewilligt, auch die 50000 sofort

(von Bleichröder aus dem Telegraphenverdienst hergegeben) ausgezahlt worden. Der Kontrakt, von Keudell entworfen, von Bojanowski verfaßt, habe den Chef in die höchste Wut versetzt, er habe Bojanowski, von dem er geglaubt, er sei bestochen worden, lange gegrollt und noch, als dieser Generalkonsul in London geworden war, seinen Namen gestrichen, wenn er zu einer höhern Klasse des Roten Adlerordens vorgeschlagen worden sei. Später habe Schlesinger die Korrespondenz vernachlässigt, sie durch seinen unfähigen Sohn schreiben lassen, und so sei sie zurückgegangen, die Regierung habe sogar zuschießen müssen, und der Chef habe sie endlich aufgegeben.

Am 14. November nachmittags überbrachte Buchers Bedienter folgende Bleistiftzeilen von seinem Herrn: „Sie hatten recht, die Dreikaiserzusammenkunft war 1872. Ich habe mir auch Balans Personalakten geben lassen und die Daten seines Ein- und Austritts festgestellt. Ich muß danach einiges in meinem Manuskript ändern. Bitte, schicken Sie es mir, das ganze, durch den Überbringer; Sie erhalten es morgen zurück." Ich packte das Manuskript sogleich ein, fügte die Darstellung für Bismarck, den Ausschnitt mit Buchers Epistel an Lassalle und die Briefe von Lassalle und an die Hatzfeldt hinzu und übergab das Paket dem Boten.

Am 17. November schickte Bucher den von ihm zurückverlangten Brief vom 8. wieder. Es war auf Seite 2 die Stelle: „Nachdem der Staatssekretär von Thile" bis „anfangs Juni" gestrichen, und der Satz nach „komischen Charakter gehabt hat" begann mit „Ende Mai 1874 erschien ein offiziöser, augenscheinlich von Bismarck diktierter Artikel." Weiterhin einige nicht bedeutende Änderungen. Dann nach: persona minus grata bis „was in betreff vieler Hofbeamten richtig sein mag, in betreff aller nicht, der Graf Stillfried, dem ich nicht selten auf neutralem gesellschaftlichen Gebiete begegnete, ist stets freundlich, sogar zuvorkommend gegen mich gewesen. Der Kaiser selbst hat den Anträgen auf Beförderung und Orden, die Bismarck meinetwegen stellte, nie die geringste Schwierigkeit gemacht." (Die Anspielung auf die spanische Sendung war beseitigt, verklebt.) Auf Seite 7 waren die Worte „ohne Kenntnis fremdländischer Gesetzgebung und Praxis" gestrichen. Den Schluß des Briefs bildeten jetzt die Zeilen: „Ich habe mich 1878 nicht herbeigelassen, diese Details zu veröffentlichen, weil es

mir persönlich gleichgiltig ist, was die sozialdemokratischen Blätter von mir sagen, die Germania und die Volkszeitung ihnen nachdrucken, und was diejenigen Leser von mir denken, die sich einreden lassen, daß ich den Internationalen Geld geschickt hätte. Weil aber dieser Unsinn neuerdings wieder gegen Bismarck ausgespielt wird, so kann das Vorstehende einmal für den Geschichtschreiber nützlich sein."

Ferner war in dem Couvert ein Bleistiftbillet: „Jetzt erbitte ich das Stück Manuskript über Marx noch einmal zurück, um eine Stelle deutlicher zu machen."

Endlich befand sich darin folgender Brief:

„16. November 1882.

„Meine Altersgenossen fallen rechts und links; jetzt ist auch Kinkel gestorben und wird sich wohl verbrennen lassen. Es würde mich nicht überraschen, wenn seine Memoiren, Nekrologe oder Biographien Anlaß gäben, mir etwas am Zeuge zu flicken (Bucher hat »pflücken« geschrieben). Obwohl ich in London in freundlichem, wenn auch weitläufigem Verkehr mit ihm gestanden hatte, hat er 1869 von Zürich aus mich angefallen. Der Franzose Henry Martin hatte, wohl auf Veranlassung und mit Hilfe des Grafen Plater, ein Plaidoyer für die Wiederherstellung Polens geschrieben: La Russie et l'Europe. Kinkel übersetzte das Buch, korrigierte in seiner Vorrede dem Fürsten Bismarck das Konzept seiner auswärtigen Politik und bedenkt mich in der Vorrede mit den Liebenswürdigkeiten:

»Als man hörte, daß von der preußischen Regierung Herr Lothar Bucher zum Kommissarius für die Grenzregulierung in Schleswig ernannt sei, wußte man auch, daß aus den Unterhandlungen nichts werden sollte noch konnte. Schwerfällig, untraitabel, eigensinnig — dabei offner Verächter des Nationalitätsprinzips und wider Polen ein so herausfordernder Chauvin, als nur ein Chauvin in Frankreich gegen Deutschland gefunden wird, war für eine internationale Unterhandlung Bucher gerade der schlimmste Mann, der sich aussuchen ließ. — Ein Königreich um einen andern Kommissarius als Herrn Bucher!«

„Die Injurie, die Kinkel mir damit anthun wollte, konnte ich allerdings in seinen Worten nicht finden. Die Doktrin des sogenannten

Nationalitätsprinzips ist eine Erfindung von Mazzini, ein Plagiat, das Louis Napoleon, der alte Carbonaro, von ihm entnommen hat. Beide benutzten es als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke und schützten sich gegen eine ihnen unbequeme Anwendung desselben durch ein andres sogenanntes Prinzip, das der natürlichen Grenzen. Ich hatte lange vorher, ehe ich ins Amt gekommen, die Anwendung gegen Deutschland bekämpft, war deswegen großdeutsch gewesen und habe es noch erlebt, daß das, was ich gewünscht hatte, erreicht ist, allerdings nicht auf dem geraden Wege, der, wie Lessing sagt, nicht immer der kürzeste ist, sondern auf dem richtigen. Kinkel spricht die Vokabel dem Italiener und dem Franzosen nach und will ihr zu Ehren Riemen aus unserm Felle schneiden.

„Ich erhielt Kenntnis von seinem Angriff, weil er es für gut befunden hatte, ein Exemplar seiner Übersetzung an Bismarck nach Varzin zu schicken mit einem belehrenden Briefe. Der Chef, der das französische Werk schon kannte, gab mir lächelnd die Vorrede der Übersetzung zu lesen, auch die sehr höfliche Antwort, mit der er Kinkel beehrte. Sie führte ihn und Martin ad absurdum, soweit das auf zwei oder drei Briefseiten geschehen konnte, und war, wie ich glaube, darauf berechnet, daß Kinkel aus Eitelkeit den Brief zeigen und so den Inhalt zur Kenntnis andrer, mehr einsichtiger Leute bringen werde.

„Wie wenig ich mich des Anfalls zu versehen hatte, beweist Kinkels Brief an mich vom 24. November 1858, den ich in Abschrift beilege. Das Original hatte ich dem Geheimrat Roland für die Autographensammlung seiner Frau gegeben; von der Hand der letztern ist die Abschrift, die ich kollationiert habe.

„Folgendes war die Veranlassung zu dem Briefe. Kinkel kommt aus der Schule nach Hause und findet seine Frau, die seit mehreren Tagen bettlägerig gewesen, tot in der area, dem mit Fliesen gepflasterten vertieften Vorhof englischer Häuser, wohin sie durch das offenstehende Fenster des zwei Treppen hoch gelegnen Schlafzimmers gestürzt sein mußte. Die Nachbarn laufen zusammen, darunter Klapka. Vor ihnen behandelt Kinkel es als ausgemacht, daß seine Frau den Tod (Bucher schreibt Todt) gesucht habe, sagt u. a.: »Daß dieses logischste aller Weiber diesen unlogischen Tod gestorben ist!« Klapka geht nach der City, begegnet dem

Herausgeber der deutschen Londoner Korrespondenz, Max Schlesinger, der gerade noch Raum und Zeit findet, die Nachricht von dem Selbstmorde Johanna Kinkels in sein Manuskript aufzunehmen. Nach zwei Tagen steht die Nachricht in allen deutschen Zeitungen.

„Im Laufe des Abends hatten andre Freunde Kinkel vorgestellt, daß der Tod doch zufällig erfolgt sein könne, und daß er es jedenfalls seinen Kindern schuldig sei, diese Erklärung festzuhalten, wenn er auch psychologische Gründe für die andre haben möge. Alles dies erfuhr ich am folgenden Tage und zugleich, daß der Coroner, Totenbeschauer, mit seiner Jury kommen werde, da der Tod nicht vor Zeugen erfolgt war. Ich begab mich unaufgefordert zu der Verhandlung, in der bekundet wurde, daß Frau Kinkel an Asthma gelitten, sich zuweilen plötzlich aus Gesellschaften oder Konzerten habe an die frische Luft führen lassen, in der ferner durch den Augenschein festgestellt wurde, daß die Fensterbrüstung ungewöhnlich niedrig war. Die Jury nahm an, daß die Verstorbne in dem Bedürfnis nach Luft sich hastig zum Fenster hinausgelehnt und das Gleichgewicht verloren habe; das Verdikt lautete auf zufälligen Tod. Ich schickte einen ausführlichen Bericht an die Nationalzeitung, durch den die voreilige Meldung neutralisiert wurde.

„Der erste Dank dafür war der Brief von 1858, der zweite die Vorrede von 1869.

Der Ihrige

Bucher."

Der beiliegende Brief Kinkels lautet:

6. Eastbourne Terrace
Nov. 24. 1858.

„Lieber Bucher!

Sie haben sich mir in dieser großen Krise meines Lebens als ein treuer, klarer und fester Freund erwiesen, und Ihre Thätigkeit in der deutschen Presse, von der ich in diesem Falle unterrichtet bin, wird wesentlich mitwirken, das Andenken meiner edeln Frau für ihre Kinder rein und schön zu erhalten. Können Sie sich einen Abend losmachen und sich entschließen, Ihre Zelle einmal zu verlassen? Wollen Sie Freitag um fünfeinhalb Uhr mit mir und den

Kindern zu Mittag essen, hernach haben wir ein Gespräch und rauchen eine Cigarre zusammen. Herzlich

Ihr

G. Kinkel.

Kann es sein, so antworten Sie mir mit zwei Zeilen."

Dreißigstes Kapitel

Aus den Jahren 1882 (Fortsetzung), 1883 und 1884

19. Dezember. Von Bucher heute folgenden Brief erhalten: „Ein scheußlicher Husten hat mich seit vierzehn Tagen um alle Nachtruhe gebracht; seit gestern geht es etwas besser. Da Sie wenig Zeitungen sehen, schicke ich Ihnen zwei Ausschnitte zur Zeit- und Sittengeschichte:

„1. N. A. Z. vom 15. d. M. (das Folgende gedruckt): »Herr Justizrat Primker begiebt sich nach Konstantinopel zurück, um an den Arbeiten des Rates der türkischen Staatsschulden-Verwaltung über die Einführung der Regie und die Unifizierung der türkischen Staatsschuld teilzunehmen. Die von verschiednen Korrespondenzen gebrachten Nachrichten von dem Scheitern oder Gelingen einer anderweitigen finanziellen Mission des Herrn Justizrat Primker sind sämtlich unrichtig. Inwieweit die Studien, die Herr Justizrat Primker im Orient über die dortigen kommerziellen und Verkehrsverhältnisse gemacht hat, im Interesse des deutschen Kapitals Verwertung finden werden, bleibt der Zukunft vorbehalten.« [Nun wieder Buchers Brief.] Unzweifelhaft von Bleichröder verfaßt und bestimmt, als eine Art von amtlichem Kreditiv für seinen Agenten zu dienen. Sie kennen die Verhältnisse der Zeitung genügend, um zu wissen, daß sie den Artikel nicht aufgenommen haben würde, wenn nicht jemand im Auswärtigen Amte die Hand dazu geliehen hätte."

2. Deutsches Tageblatt vom 19. d. M. [Das Folgende wieder gedruckt.] „Mit Vergnügen nehmen wir von einer beiläufigen Notiz der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Kenntnis, wonach Justizrat Primker, einer der Agenten des Bankhauses Bleichröder für internationale Transaktionen, bei seiner Thätigkeit in Konstantinopel eine anderweite finanzielle Mission daselbst, als die Vertretung Bleichröders, nicht besessen hat und nicht besitzt. Wir freuen uns über die Aufklärung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, weil

Justizrat Primker in Konstantinopel, wie einer unsrer wohlinformierten Wiener Korrespondenten gezeigt hat, sich den Anschein zu geben wußte, als wäre er Hilfsarbeiter und Assistent der deutschen Botschaft, als stünde hinter ihm und seinen Bestrebungen die deutsche Reichsregierung mit ihrem besondern Wohlwollen und ihrem ganzen Einflusse, was wir bedauern mußten, da die Bestrebungen Primkers im Interesse Bleichröders mit denen des berufnen Barons Hirsch[1] und nicht mit dem allgemeinen Interesse des Deutschen Reiches und Volkes am Bosporus zusammenfallen. Angeblich geht Herr Primker neuerdings wiederum nach Konstantinopel, um an den Arbeiten des Rates der türkischen Staatsschuldenverwaltung über die Einführung der Tabakregie und Unifizierung der türkischen Staatsschuld teilzunehmen. Bekanntlich nimmt diese Körperschaft die Interessen der europäischen Gläubiger der Türkei wahr und beaufsichtigt zu diesem Zwecke die türkische Staatsschuldenverwaltung. Aber Schutz finden dort nur die Interessen der großen Gläubiger, wie es Herr Primker durch sein Verhalten bewiesen hat, der alle die Vorteile für Herrn Bleichröder und Genossen wahrzunehmen wußte, die berechtigten Forderungen der armen deutschen Türkenlosbesitzer aber gänzlich unberücksichtigt ließ, sodaß dieselben bei den getroffnen Arrangements geradezu am schlechtesten wegkommen. Und doch hätten gerade sie in erster Reihe Berücksichtigung verdient, da die Reineinnahmen der türkischen Bahnverwaltung gegen vier Millionen Franken betragen und zur leidlichen Verzinsung des Papiers genügen. Bekanntlich ist aber Baron Hirsch noch immer in der Lage, der türkischen Verwaltung diese Einnahmen vorzuenthalten, und Herr Bleichröder leistet seinem Geschäftsfreunde darin Vorschub, unbekümmert darum, ob dadurch die Interessen andrer und speziell der deutschen Gläubiger verletzt werden. Eine Krähe hackt eben der andern die Augen nicht aus, und wenn wir darin auch nichts ändern können, so wollen wir wenigstens dazu beitragen, daß der Vogel an seinen Federn erkannt wird." [Nun wieder Buchers Brief:] „Die Verhältnisse dieses Blattes kenne ich wieder so genau, um zu wissen, daß dieser Artikel von einem Höhern (Bismarck) mindestens genehmigt sein muß."

---

[1] Des Erbauers der türkischen Orientbahnen (bis 1875), deren Aktien als „Türkenlose" berüchtigt wurden.

20. Dezember. Vorgestern hatte ich an den Reichskanzler geschrieben und ihn gebeten, mir eine Unterredung und, falls etwas in der Presse zu besprechen wäre, Information zu gewähren, und heute mittag halb zwei Uhr kam ein Kanzleidiener und brachte einen mit „Eilt!" bezeichneten Brief des Hofrats Sachsse, worin Bismarck mich um „meinen gefälligen Besuch heute nachmittag vier Uhr bitten" ließ. Ich ging darauf zur angegebnen Stunde ins Palais, wurde von Theiß zum Fürsten hineingerufen, fand ihn mit weißem Vollbarte hinter seinem Schreibtische und blieb etwa dreiviertel Stunden bei ihm. Nachdem er mir die Hand gereicht hatte, sagte er: „Sie kommen wohl mit großen Erwartungen, denken, daß ich Ihnen was zu sagen habe wegen des Artikels in der Kölnischen Zeitung? Ich meine den über die russischen Rüstungen." — Ich fragte: „Ist der von hier ausgegangen?" — Er: „Nein, nicht von mir, aber von den Militärs." — Ich: „Und der Inhalt ist richtig?" — Er: „Gewiß. Sie bauen viel mehr Eisenbahnen, als sie für Handel und Verkehr brauchen, und die Garnisonen in den westlichen Städten und Festungen sind fast auf Kriegsfuß gebracht. Es sollte mich nicht wundern, wenn es schon das nächste Jahr mit denen einen Krieg gäbe. Die Börse hat sichs übrigens sehr zu Herzen genommen; ich glaube aber, wenn die Kurse fallen, so ists mehr Besorgnis vor Frankreich. . . . . Aber — fuhr er fort —, Sie sind ja indiskret gewesen, in den Grenzboten, die Notiz über unser Bündnis mit Österreich.[1] Das ist denen dort sehr unbequem gewesen; denn jetzt kann der ungarische Landtag kommen und Aufschluß verlangen." — Ich erwiderte: „Ich hielt die Sache für allmählich bekannt geworden, und vor drei oder vier Monaten sagte mir jemand — ich weiß nicht mehr, wer —, jedermann wisse, daß ein förmliches Bündnis und nicht bloß eine Denkschrift existiere. Vielleicht hatte ers aus Wien. So meinte ich, es könne nichts schaden, vielleicht nützen, wenn ichs gelegentlich anbrächte, ganz beiläufig, wie in dem Grenzbotenartikel, und als dann alle Zeitungen darüber leitartikelten, war ich ganz erstaunt über den Lärm. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich Ähnliches nicht schon anderswo gelesen hätte." — „Ja — sagte er —,

[1] S. unten im Anhange. Der Wortlaut des Vertrags wurde erst am 3. Februar 1888 veröffentlicht.

es war aber ein Staatsgeheimnis, und wenn Sie sich besännen, wer Ihnen das gesagt hat, so könnten wohl Recherchen angestellt werden. Es ist sehr möglich, daß etwas der Art anderswo schon gesagt worden ist, und wenn Ihre Zeilen in einem andern Blatte gestanden hätten, so würde vielleicht kein Hahn darüber gekräht haben. Aber Sie haben den Grenzboten einen Nimbus gegeben, daß sie wie der Staatsanzeiger angesehen werden, und das ist nicht gut für Sie als Schriftsteller: Sie gelten als hochoffiziös." — Ich: „Das ist mir gleich, es weckt nur Haß und Neid, und ich habe niemals mit den hiesigen Zeitungsschreibern verkehrt." — „Na — versetzte er lächelnd —, Sie könnten diesen Nimbus zerstören, wenn Sie einmal was recht Dummes schreiben." — Ich: „Und wenn Sie mich dann recht kräftig dementieren ließen." — Er: „Aber im Ernste: Sie könnten den Satz, wo Sie sich verschnappt haben, einigermaßen redressieren, wenn Sie sagten, Sie glaubten damit nur Bekanntes wiederholt zu haben; daran ließen sich verschiedne nützliche Bemerkungen knüpfen, z. B. wenn das Bündnis nicht in aller Form bestünde, so müßte es so gemacht werden, da es von großem Vorteil sein würde und den Bedürfnissen zweier friedliebender Mächte entspräche. Ferner: Wir würden es sehr bedauern, wenn die Kölnische Zeitung mit ihrer Behauptung Recht hätte, daß es nur auf fünf Jahre abgeschlossen wäre; es sollte dann auf längere Zeit ausgedehnt werden. Endlich: Die Interessen beider Reiche würden es gestatten, daß sie ihre guten politischen Beziehungen durch nähere wirtschaftliche Beziehung vertragsmäßig unterstützten und befestigten."

Er kam dann nochmals auf die russischen Rüstungen zu sprechen und sagte unter anderm: „Nun soll ich helfen. Sie mögens aber selbst machen. Ich habe ihnen vor drei Jahren Vorschläge gemacht, auf die sie nicht eingegangen sind. Jetzt mögen *sie* sehen."

Er besann sich eine Weile, dann fragte er plötzlich: „Können Sie uns Geld schaffen, daß wir den Steuerexekutor los werden?... Die im Abgeordnetenhause wollen nicht dran mit der Lizenzsteuer, auch die Konservativen nicht, wo jeder immer klüger als der andre und alle klüger als die Regierung sind. Alles ist hier uneinig, und die meisten sind Dummköpfe. Was nutzt ihr Konservativismus, wenn sie uns nicht unterstützen?.... Eine progressive Einkommensteuer ist ungerecht und hilft nicht viel; eine gerechte Einkommen-

steuer aber wäre gut und nützlich. Die kann man erlangen durch Selbsteinschätzung, und sie würde bald den Ausfall der vier Klassen decken.... Die obern Klassen, 14 000, geben etwa sieben Millionen Mark, und wenn man die verdoppelte, käme es zur Bedrückung, zu 26 Prozent Steuer.... Der Kapitalist ist entweder Hypothekengläubiger, und wird seine Steuer erhöht, so hält er sich an seinen Schuldner und verlangt, statt 4, 5 oder $5^1/_2$ Prozent Zinsen — oder Pfandbriefsinstitut, dann verlieren die Briefe soviel, als die Steuer beträgt — oder Industriepapiere, da kann die Steuer der Exportfähigkeit der Fabrikate schaden oder sie unmöglich machen . . . von inländischen Papieren kann der Staat keine Steuer verlangen, und so bleiben zur Besteuerung nur die ausländischen Staatspapiere und Eisenbahnwerte ... den Kapitalisten fürchtet man nicht, wohl aber den Tabaksmann, den Kneipwirt und den Bierbrauer. Vom Kapitalisten heißt es:

I prithee take thy fingers from my throat,
For though I am not splenetive and rash,
Yet have I in me something dangerous
Which let thy wisdom fear!

„Wenn die Konservativen mit der Regierung einig wären, so stünde alles gut. So aber — wir werden zum Februar wohl wieder auflösen müssen; dann aber werden nicht so viele Konservative wieder kommen. Der König hat sich so engagiert, daß er mit dem Exekutor nicht weiter regieren kann; ihn berührt es aufs schmerzlichste, und er wird schließlich den Wähler wiederholt befragen, ob es sein Wille ist, den Exekutor beizubehalten."

Er ging danach auf Wedell-Malchows Antrag wegen Besteuerung der Zeitgeschäfte an den Börsen über und meinte, er sei nicht übel, nur müsse der Begriff „Zeitgeschäfte" definiert und nicht so gefaßt werden, daß er auch reelle Geschäfte in Roggen und Spiritus und Bargeschäfte einschlösse. Man solle ferner nicht mit zwei pro Mille, sondern, wie die Regierung gewollt, mit ein pro Mille anfangen. Das würde gehen und könnte ja, wenn erst ein Anfang mit der Sache gemacht wäre, erhöht werden. Der Fehler wäre hier, daß man die Schwindelgeschäfte treffen und eine moralische Steuer einführen wolle, während jene doch nicht zu definieren und zu fassen wären. So ungefähr; denn ich verstand nicht alle diese

finanziellen Auseinandersetzungen, bei denen er mir wohl mehr Sachkenntnis und Fähigkeit, zu ergänzen, zutraute, als ich hatte.

Er hatte im Laufe seiner Rede Bleichröders Namen genannt, und ich fragte jetzt, ob er wohl etwas davon gelesen habe, daß irgendwo angedeutet worden sei, Bleichröders Absichten auf die Tabakregie und die Eisenbahnen der Türkei würden von der deutschen Diplomatie unterstützt. Er leugnete die Thatsache. In der rumänischen Angelegenheit allerdings habe man Bleichröder beigestanden, weil da außer großen Herren auch viele kleine Leute beteiligt gewesen seien. Er nannte von jenen Ujest. Da habe sich Bleichröder wirkliche Verdienste erworben „und tapfer sein Geld gewagt, und dafür habe ihn der König in den Adelstand erhoben." Von der österreichischen Regierung bemerkte er, sie habe sich mehr als gut mit Hirsch eingelassen.

Wir sprachen schließlich über seine Neuralgie, die ihm viel Schmerzen verursacht. Ich meinte, es seien wohl schlimme Zähne. Er: „Das haben andre auch schon gedacht. Der Arzt aber hat mir alle Zähne behämmert, und er sagt, sie sind gut. Nein, es ist nervös, Muskelschmerz, besonders wenn ich mich ärgere und aufrege. Deswegen gehe ich auch nicht in die Parlamente; denn wie würden da gewisse Leute sich freuen, wenn ich spräche und auf einmal den Mund verzöge und nicht weiter reden könnte." Er entließ mich zuletzt mit: „Adieu, Büschchen, auf Wiedersehen. Aber sich vor weitern Indiskretionen in acht nehmen."

1883

28. Januar. Hatte gestern an den Chef geschrieben, um ihn zu benachrichtigen, daß ich von der Redaktion von Harpers Monthly (sie erscheint in London) aufgefordert worden sei, einen Artikel über ihn zu schreiben und dazu womöglich eine Photographie von ihm mit dem neuen Vollbart einzusenden, woran ich die Bitte um eine Unterredung knüpfte. Bekam noch denselben Abend Antwort aus der Reichskanzlei, der Fürst bitte zu morgen, Sonntag, zwei Uhr um die Ehre meines Besuchs. Ich ging also heute hin, mußte eine Weile warten, weil der Justizminister beim Kanzler war und Hatzfeldt, der mit dem Unterstaatssekretär Möller im Vorzimmer war, mir vorging. Als H. gerufen wurde, redete Möller mich an, fragte,

ob ich der Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute“ sei, und entwickelte sich dann als Kenner und Liebhaber auch meiner frühern Bücher. Er hatte unter andern die „Wallfahrt nach Jerusalem,“ ja sogar die „Wanderungen zwischen Hudson und Missisippi“ gelesen. Nach Hatzfeldts Rückkunft rief der Diener sogleich mich hinein. Der Chef empfing mich sehr freundlich, sah auffallend rot aus und fragte: „Na, was wollen Sie denn eigentlich von mir wissen zu dem Aufsatze? Die Hauptsachen sind ja alle bekannt.“

Ich erwiderte, es wäre mir nicht sowohl darum als um das Bild zu thun; denn man hätte mir geschrieben, daß Tausende von Deutschen in Amerika sich für sein Porträt mit dem neuen Barte lebhaft interessieren würden. — „Ja — versetzte er —, die zeigen ihr Interesse für das alte Land jetzt dadurch, daß sie mich mit Beiträgen für die Wasserbeschädigten am Rhein überschwemmen. Ich weiß gar nicht, wo ich damit hin soll. Ich habe es aber mit denen im Reichstage besprochen, die sollen es verteilen. . . . Die Photographie aber, die kann der, den Sie in Ihrem Briefe vorschlagen [es war Brasch auf der Wilhelmstraße], nicht machen; denn ich habe es Löscher und Petsch versprochen, mit denen ich immer zufrieden gewesen bin. Und zu denen kann ich jetzt nicht hingehen, weil ich mich bei dem Wetter erkälte. Auch nicht, weil ich nicht zum Kaiser gehe; der würde sich wundern, wenn ich auf dem Wege zu denen gesehen würde. Aber ich möchte mich selber gern mit dem Barte sehen; denn ich weiß nicht, wie lange ich ihn behalte.“ Ich schlug vor, bei dem näher wohnenden Brasch, der auch mit seinem Apparate zu ihm kommen könne, nur zwei Photographien, eine für Harper und eine für mich, herstellen zu lassen und ihm den Handel und Verkauf damit zu untersagen. Er hielt jedoch auch das für „Wortbruch“ und schien verdrießlich werden zu wollen, sodaß ich die Idee fallen ließ.

Er sprach alsdann davon, daß man ihn „in den Parlamenten so hasse, obwohl er ihnen nichts gethan habe.“ . . . „Ich weiß — fuhr er fort —, mit den andern Ministern ists doch nicht so, auch mit solchen nicht, die nichts als Thorheiten geleistet haben, während ich ihnen wenigstens den Frieden erhalten habe. Das jetzige Ministerium in Frankreich[1] ist doch eine ganz klägliche Ge-

[1] Duclerc, seit August 1882.

sellschaft, die englische Politik hat seit drei Jahren nur Dummheiten begangen, Gortschakow mit seiner Eitelkeit machte ebenfalls Fehler über Fehler, und doch hat allen denen zu Hause niemand das Leben sauer gemacht und Hindernisse aller Art in den Weg gelegt.... Auch sonst habe ich ihnen keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Andre Minister spekulieren an der Börse, machen aus ihrem Amt und Wissen Geld. So behauptet mans von mehreren französischen, und auch in Österreich kommen solche Geschäfte vor, besonders in Ungarn, wo die Zichys Millionen in Eisenbahnpapieren verdient haben. Ebenso haben Manteuffel und Schleinitz ihre Stellung zu dergleichen Dingen ausgenutzt. Mir kann man so was nicht nachreden. Die Diest=Daberschen Behauptungen waren Verleumdung. Ich habe niemals ein Spekulationspapier besessen, nur ordentliche, zinstragende. Ich bin nur durch die Dotationen wohlhabend geworden, und ich habe nichts erworben, bin vielmehr früher besser situiert gewesen als jetzt infolge der schlechten Getreide= und Holzpreise und unvernünftiger Güterkäufe.... Ich habe auch keinen liederlichen Lebenswandel geführt, mit Weibern, sondern bin immer ein ordentlicher Familienvater gewesen. Auch meinen Söhnen ist nichts der Art nachzusagen. Man hat mir nichts vorzuwerfen, und doch haßt man mich. Ich aber bin müde. Ich habe mir die Passion für die Jagd und fürs Reiten abgewöhnt, und ich fürchte, ich werde auch die für die Politik bald verlieren. Ich opfere meine Gesundheit, ich sollte aufs Land, die Ärzte sagen, wenn ich von den Geschäften frei wäre und jeden Tag drei, vier Stunden in der Luft sein könnte, so würde ich gesund sein. Ich mag aber den Kaiser, der nun bald siebenundachtzig wird, nicht verlassen, wenn er mich unter Thränen bittet, zu bleiben, ihm nicht zumuten, sich an andre zu gewöhnen."

Ich erkundigte mich, wie er jetzt mit dem Kronprinzen stünde, und er antwortete: „Er ist in der letzten Zeit sehr liebenswürdig gegen mich gewesen, besonders auch bei den verschiednen Festlichkeiten." Dann sagte er, ohne Zwischengedanken auf die Parlamente und ihre Opposition zurückkommend: „Ich habe ihnen den Frieden erhalten mit vieler Mühe. Nach 1870 erwartete alle Welt in ein paar Jahren einen neuen Krieg, er ist aber bis jetzt ausgeblieben, ja es kommt vielleicht gar nicht mehr dazu. Mit Rußland stehen

wir jetzt besser als je zuvor, und mit Österreich ist das Bündnis abgeschlossen."[1] — Ich fragte, ob er noch über eine wirtschaftliche Verbesserung desselben unterhandle. Antwort: „Das werde ich Ihnen nicht sagen; denn Sie haben indiskreterweise unter die Leute gebracht, es wäre bloß auf fünf Jahre abgeschlossen, und die Kölnische hat das aus den Grenzboten abgedruckt." — Ich: „Um Vergebung, Durchlaucht, es ist umgekehrt. Das konnte ich nicht eher als die Kölnische Zeitung sagen, weil ich es nicht eher wußte, es erst aus der erfuhr." — Er blieb bei seiner Meinung, bis ich mich erbot, ihm durch Zusendung des Grenzbotenartikels zu beweisen, daß er im Irrtum sei. Er erzählte dann: „Ja, die [Österreicher] dachten, sie könnten dabei ihre Begehrlichkeit befriedigen. Ich denke, ich will ihnen dabei einen Gefallen thun, ein Geschenk machen, da kommen sie mit Bedingungen. Ich habe das abgelehnt. Ein Handelsvertrag, in dem wir ihnen günstigere Zugeständnisse machen als andern, den Tarif nicht erhöhen wollen, vielleicht abmindern, ist möglich. Wir können die Kampfzölle, die wir gegen Rußland und Amerika aufstellen, gegen den Mais und die Gerste Österreichs nicht anwenden. Auch Vieheinfuhr, obwohl die Atteste in Galizien und Ungarn, wo alles käuflich ist und bestechlich, es kaum gestatten. Aber eine Wirtschaftsgemeinschaft, gemeinsame Zollgrenze ist nicht thunlich, weil bei uns viel Kolonialwaren und fremde feine Weine konsumiert werden, während ein Groschen auf einen Slowaken oder Raizen schon zuviel wäre, da der nichts der Art verzehrt. Es ist schon bei uns ein großer Unterschied zwischen den Elbherzogtümern oder Rheinland und Ostpreußen und Oberschlesien."[2]

Er kam dann nochmals darauf zu sprechen, daß jetzt friedliche Zeiten seien, und sagte: „Sehen Sie sich nur die Zeitungen an, wie leer sie sind, und wie sie uralte Seeschlangen aufsteigen lassen, um doch etwas zu bringen. Das Feuilleton überwuchert immer mehr, und mit wahrer Wut stürzt man sich darauf, wenn es einmal etwas Sensationelles giebt, und tritt es wochenlang breit. Diese

---

[1] Am 18. und 19. November 1882 war der russische Minister Giers in Varzin. Am 2. Januar 1883 wurde das deutsch-österreichische Bündnis erneuert und Italien mit herangezogen.

[2] G. u. E. I, 85/6. 347.

Ebbe, diese Zeitungsnot, im Politischen, ist aber ein gutes Zeugnis für einen Minister des Auswärtigen."

Nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, fragte er: „Sie wollen also nach Leipzig zurück?" Ich erwiderte, ja; seit dem Tode meines Sohnes müßte meine Frau Zerstreuung, Umgang mit Leuten haben, und das fände sich hier nicht, wohl aber in ihrer Vaterstadt. Er: „Na, eigentlich muß der, der über Politik schreibt, in Berlin wohnen, wo sie jetzt gemacht wird." — Ich: „Leipzig liegt ja bloß drei Stunden von hier, auch könnte ich recht wohl in den Monaten, wo Sie hier sind, in Berlin wohnen." — Er: „Das ist nicht nötig, aber Sie können alle vierzehn Tage, oder sobald was passiert, herüberkommen und mich fragen."

Er klagte wieder über seine neuralgischen Schmerzen und tauchte dabei, wie vorher schon mehrmals, die Fingerspitzen in ein neben ihm stehendes Weinglas mit einer gelben, starkriechenden Flüssigkeit, um sich damit die rechte Kinnlade zu befeuchten. „Das hilft mir für eine kleine Weile," sagte er, worauf er fortfuhr: „Ich bin aber sehr müde. Ich bin nun eigentlich schon seit 47 in der Politik, also fast vierzig Jahre, und das greift an. Erst in den Parlamenten, dann in Frankfurt, wo ich sehr in Anspruch genommen war, auch von Berlin her." — Ich: „Das ersieht man aus dem Poschinger, den ich jetzt für das Buch lese und exzerpiere. — Er: „Ja, aber das sagt er nicht, daß ich noch viele Briefe an den König geschrieben habe, von dort,*) und daß ich in einem Jahre nicht weniger als dreizehnmal bei ihm in Berlin gewesen bin, was damals, wo man dritthalb Tage reiste, was bedeuten wollte." — Ich: „Ja, es scheint, als ob Sie schon in Frankfurt sein Minister des Auswärtigen gewesen wären; wenigstens haben Sie Manteuffel in den Hauptfragen inspiriert." — Er: „Ja, der hochselige Herr besprach alle großen Fragen mit mir, und Manteuffel ließ sich das gefallen!"

Ich bemerkte, daß ich mir aus Poschingers Dokumenten vorzüglich Notizen zu dem Kapitel „Bismarck und Österreich" mache und hier auch aus meinen Erfahrungen von 1870 Einiges einzu-

*) Die, die in dem damals noch nicht veröffentlichten vierten Bande von „Preußen im Bundestage" enthalten sind, gehörten wohl dazu.

fügen beabsichtige, z. B. Prinz Luitpolds Brief an den Kaiser Franz Joseph und dessen Mißlingen. Er: „Ja wohl; aber schon 66 habe ich einen Versuch gemacht, mich mit ihnen zu verständigen. Die Geschichte mit Gablenz habe ich Ihnen doch schon erzählt?“[1] — Ich: „Nein, aber andre aus der Zeit, z. B. wie der König damals Stücke von Sachsen, Bayern und Böhmen haben wollte und Sie es ihm ausredeten.“ — Er: „Nun, die Sache war die. Schon wie die ersten Schüsse gefallen waren [in Wirklichkeit muß es ungefähr vierzehn Tage früher gewesen sein], schickte ich Gablenz, den Bruder des Generals, nach Wien zum Kaiser, mit Vorschlägen zum Frieden auf Grund des Dualismus. Ich ließ ihm vorstellen, wir hätten sieben- bis achthunderttausend Mann auf den Beinen, sie auch eine Menge Leute. Da sollten wir uns doch lieber vertragen und eine Frontveränderung vornehmen, nach Westen, beide zusammen gegen Frankreich, und das Elsaß wiedernehmen und Straßburg zur Bundesfestung machen. Die Franzosen wären schwach gegen uns. Es würde kein gerechter Grund zum Kriege sein, aber wir könnten uns damit entschuldigen, vor den andern, daß es auch kein gerechtes Verfahren gewesen sei, als Frankreich uns das Elsaß und Straßburg genommen hätte, von wo es seitdem fortwährend Süddeutschland bedrohte. Wenn wir den Deutschen dies als Morgengabe brächten, so würden sie sich unsern Dualismus gefallen lassen. Sie, die Österreicher, sollten im Süden gebieten, über das siebente und achte Armeekorps verfügen, wir über das neunte und zehnte und im Norden Bundesfeldherr sein ..... Der Dualismus ist uralt: schon Ingävonen und Istävonen, dann Welfen und Ghibellinen“ — ich bemerkte: »Schon unter den Ottonen, ja schon Karl mit den Franken und die Sachsen« — „Hochdeutsche und Plattdeutsche“ — ich sagte: »Unten keltischer Beisatz, oben slawischer.« — „Nun denn — fuhr er fort —, Gablenz kam mit seinem Auftrag vor den Kaiser, der nicht ungeneigt schien, aber erst den Minister

[1] Freiherr Anton von Gablenz war in Preußen angesessen. Die Verhandlungen fanden im Mai 1866 statt. Ausführlich darüber Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland I², 282 ff., zum Teil nach Fürst Bismarcks Erzählung (13. Juni 1890), der darüber schon 1866 mit Viktor von Unruh (Erinnerungen, 239), 1869 mit dem sächsischen Minister R. von Friesen sprach (s. dessen Erinnerungen II, 159); vgl. auch Sybel IV, 381 ff.

des Auswärtigen hören zu müssen erklärte. Sie wissen, Mensdorff. Der war aber ein mittelmäßiger, schwacher Kopf, nicht für solche Gedanken geschaffen, und meinte, er müsse sich vorher mit den andern Ministern beraten. Die waren für den Krieg gegen uns. Der Finanzminister sagte — er dachte, sie würden uns schlagen —, erst müßte er fünfhundert Millionen Kriegskontribution von uns haben, oder eine gute Gelegenheit, den Staatsbankerott zu erklären. Der Kriegsminister erklärte sich mit meinem Vorschlage nicht unzufrieden; erst müsse aber g'rauft werden, dann könnten wir uns vertragen und miteinander über die Franzosen herfallen. So kam Gablenz unverrichteter Sache zurück, und einen oder zwei Tage darauf reisten der König und ich nach dem Kriegsschauplatze ab."[1]

Ich dankte lebhaft für diese wichtige und überraschende Mitteilung und fragte, ob ich sie für mein Buch verwenden dürfe. Er erwiderte: „Ja, zu diesem Zwecke habe ichs Ihnen erzählt. Aber nicht im Detail, bloß die Hauptzüge: Vorschlag zur Güte auf Grund des Dualismus, gemeinschaftliche Wendung gegen Frankreich und Wiedereroberung des Elsaß."

Ich fragte danach nochmals, ob er das Buch vor dem Drucke lesen wolle, und er antwortete: „Ja, schon damit Sie mir auf meine Grabschrift nichts Falsches setzen." — Ich: „Das würde gewiß nicht mit Absicht geschehen. Sie wissen, ich bete Sie an, ich lasse mich für Sie in tausend Stücke hauen." — Er: „Na, nur nicht in so viele, das ist nicht nötig." — Ich: „Nun, dann bloß in zwei; da sah man zur Rechten und zur Linken ein halbes Büschlein heruntersinken."

Als ich darauf bat, er wolle sich, sobald es seine Gesundheit gestatte, jemand von Löscher und Petsch kommen lassen, versprach er das, indem er hinzufügte: „Wenn sie nicht kommen wollen, so solls der andre machen — wie heißt er gleich?" — Ich: „Brasch, hier auf der Wilhelmstraße, Ecke der Leipziger." — Er: „Aber zuerst muß ich mein Wort halten." — Ich: „Ich habe auch um nichts dagegen gebeten. Ich dachte an Brasch nur, weil er mir ein so schönes Bild von meinem seligen Sohne gemacht hat." — Er: „Wie ist es denn mit dem zugegangen?" — Ich erzählte ihm

[1] Erst am 30. Juni.

kurz die Umstände seines Todes. — Er: „Ja, in so traurigem Falle sind jetzt viele mit Ihnen, die Angehörige auf der Cimbria gehabt haben.“ — Ich: „Aber mein Sohn ist in seinem Berufe, in Erfüllung seiner Pflicht, tapfer und gewissenhaft für sein Schiff gestorben, wie der Soldat für seine Fahne.“ — Er gab mir die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!“ — Ich war volle drei Viertelstunden bei ihm gewesen, und so lange hatte der alte gute Möller im Vorsaale warten müssen.

Am 3. Februar abends fand ich beim Nachhausekommen auf dem Tische einen Brief Graf Bills, worin er mir im Auftrage seines Vaters dessen neue Photographie mit dem weißen Vollbarte übersandte.

Am 24. Februar bat ich den Kanzler schriftlich, mich bei ihm mündlich verabschieden zu dürfen, da ich am folgenden Donnerstag nach Leipzig abzureisen beabsichtige, gab den betreffenden Brief früh elf Uhr beim Portier im Palais ab und bekam schon nach etwa anderthalb Stunden von Sachsse die Einladung, den Fürsten um drei zu besuchen. Er war in dem Gartensalon hinter seinem Arbeitszimmer, saß in halbliegender Stellung in einem Lehnstuhle und hatte einen kleinen Tisch mit Akten vor sich. Nachdem er gefragt hatte, wie mirs ginge, klagte er, daß er sich immer noch schlecht befände. Wenn das eine verschwände, stellte das andre sich ein, der neuralgische Gesichtsschmerz hinderte ihn oft ganz am Sprechen, wenn er aufs Land könnte, weg von den Geschäften, so würde sichs geben; aber der König ließe ihn nicht fort, „käme mit allerlei Befehlen“ und dergl. mehr. „So z. B. mit der Beantwortung der Frage, wer zur Krönung[1] nach Petersburg gehen solle. Er meinte — so fuhr er fort —, wenn ich mich jetzt aufrecht erhalten könne, so würde ich alt werden; wo nicht, so müßte ich eben in Erfüllung meiner Pflicht untergehen.... Und hier im Auswärtigen Amte ist keine ordentliche Hilfe. Sehen Sie hier den Haufen Akten, die muß ich selber lesen.“ — Ich sagte: „Nun ja, mit — ists wohl auch nicht viel; der hat wenig Talent und noch weniger Arbeitslust. Er will sich amüsieren und reichlichen Gehalt dafür haben.“ — „Ja — erwiderte er —, der leistet wenig für sein Geld und hat weder ein gutes Gedächtnis, noch Lust zu den

[1] Kaiser Alexanders III. am 28. Mai 1883.

Geschäften." Er fuhr fort: „Auch der Kronprinz quält mich mit nichtigen Dingen, und die im Landtage machen ebenfalls allerhand Dummheiten. Was die sich in diesen Tagen für Grobheiten gesagt haben! Es ist aber allenthalben so mit den Parlamenten und Ministern." — Ich bemerkte: „Jawohl, z. B. in Frankreich." — „In England nicht weniger," versetzte er. „Der Europäer schreitet nicht mehr vorwärts, es ist nichts mehr mit ihm." Er äußerte hierauf wieder, daß er die Politik satt habe und nach Ruhe verlange. Dann sprach er über den Kulturkampf und bemerkte: „Der Papst hat wirklich guten Willen, ist aber nicht so mächtig und unabhängig, wie man glaubt; er hängt von Leuten ab, die keinen Frieden wollen. Eine Zeit lang schien es, als werde es zu einem modus vivendi kommen, aber jetzt ist es wieder aus damit. Windthorst drohte, als es schön Wetter werden wollte, zu streiken, die Führung des Zentrums niederzulegen; denn der braucht trüben Himmel zu andern Zwecken, Unzufriedenheit und Streit, und sie wieder brauchen ihn oder denken es. So kriegten sie Angst in Rom, und so machen sie uns jetzt wieder ein andres Gesicht." Ich sagte: „Für Windthorst steht der Katholizismus immer erst in zweiter Linie, er ist vor allem der gutbezahlte Advokat des Welfentums." Er erwiderte: „Ach, der glaubt an gar nichts, hat gar keine Religion."

Er sagte dann, indem er auf ein Couvert mit seiner Photographie von Brasch, nach der Löscherschen vergrößert, zeigte, das ich mitgebracht und auf den Tisch neben uns gelegt hatte: „Was haben Sie denn da?" Ich antwortete: „Die Gewährung einer Bitte pflegt andre nach sich zu ziehen. So auch jetzt. Ich habe mir Ihr neustes Bild vergrößern und mit einem breiten Rande versehen lassen, und nun möchte ich bitten, Durchlaucht wollten Ihren Namen darunter schreiben, zum Andenken. Es kann ja mit Bleistift geschehen." — „Nein — versetzte er —, mit Tinte." Er klingelte dem Diener, ließ sich von ihm eine Feder zum Unterschreiben bringen und schrieb damit unter die Photographie: „v. Bismarck, Berlin, 24. Februar 1883."

Ich dankte ihm und sagte dann: „Es bleibt also dabei, Durchlaucht, daß ich gelegentlich, wenn es etwas von Wichtigkeit giebt, herüberkommen und bei Ihnen anfragen darf, namentlich wenn

etwas vorzuliegen scheint, wozu Sie jemand wünschen könnten, dem Sie besondres Vertrauen schenken dürfen? Und was das Buch betrifft, so darf ich Ihnen in einigen Monaten die Korrekturbogen schicken? Wir werden wahrscheinlich erst vom August an drucken." Er bejahte alles und sagte am Schlusse: „Nun leben Sie wohl, Busch. Auf Wiedersehen. Lassen Sie sichs gut gehen an der Pleiße."

Am 13. Mai kam ich von Leipzig nach Berlin und meldete mich beim Kanzler schriftlich, worauf ich, wie ich dabei gebeten, unter der Adresse Viktors von Hehn am 14. folgenden Brief erhielt:

„Ew. Hochwohlgeboren

bedauert mein Vater heute nicht empfangen zu können, da er sich nicht wohl fühlt. Er wird sich aber freuen, wenn Sie ihn morgen im Laufe des Nachmittags mit Ihrem Besuche beehren wollen. Die Stunde werde ich mir erlauben Sie wissen zu lassen, wenn er aufgestanden sein wird.

Hochachtungsvoll

Gf. H. Bismarck."

Am 15. meldete mir Sachsse, der Kanzler erwartete meinen Besuch nachmittags drei Uhr. Ich stellte mich pünktlich ein und hatte zunächst in der Kanzlei eine kurze Unterredung mit Rottenburg, der mich bat, dem Redakteur von Harpers Magazin, der wegen eines Facsimile an den Fürsten geschrieben, meine Pause für nicht genügend erklärt und sie mitgesandt hatte, letztere mit dem Bemerken zurückzuschicken, sie sei recht gut, und es bedürfe keines bessern, wie er sie erbeten. Er äußerte sich auch über Oberst Vogts Artikel über Thibaudin in den Grenzboten[1] und bemerkte, der Reichskanzler habe gemeint, wir hätten keinen Beruf, die Franzosen darauf hinzuweisen, daß ihre Armee in den Händen eines solchen Kriegsministers schlecht aufgehoben sei. Graf Rantzau kam ebenfalls herüber, um mir die Hand zu drücken. Desgleichen sah ich im Vorzimmer den fünfmonatigen jüngsten Enkel des Chefs, der Heinrich heißt, und ließ mir von ihm ein Händchen geben.

Ich war dann von drei Uhr fünf Minuten an bis vier Uhr

[1] Grenzboten 1883 Nr. 11: Ein französischer Kriegsminister.

drin beim Fürsten, der in Zivilkleidung an seinem gewöhnlichen Doppelschreibtische saß. Er sah nicht krank aus, klagte aber wie früher über sein neuralgisches Leiden. „Es erstreckt sich jetzt — sagte er — über den ganzen Körper, über Brust und Unterleib, und ich kann nicht mehr lange angestrengt denken und arbeiten. Zwei Stunden höchstens, dann gehts nicht mehr, und ich muß dann Champagner trinken oder was andres, um mich temporär aufrecht zu erhalten. Ich sollte ganz ausspannen, aber der Kaiser giebts nicht zu, und wenn ich jetzt aufs Land gehe, folgen mir die Geschäfte und der Ärger auf dem Fuße nach." — Ich fragte: „Der Ärger über die Herren Parlamentarier?" — „Ach nein — entgegnete er —, ich lese deren Reden und Zänkereien gar nicht mehr. Aber die Minister. Scholz ist ganz gut, Bötticher auch, ebenso Maybach, obwohl der etwas schroff ist; aber die andern, besonders die im Auswärtigen Amte." — Ich sagte: „Aber Bucher und Busch, das sind doch geschickte und fleißige Leute." — „Das wohl — entgegnete er —, aber Bucher ist griesgrämig und vergrillt, und Busch erliegt unter der Last der Geschäfte. In Hatzfeldt habe ich mich geirrt. Der ist ganz gut zu Verhandlungen mit dem König und dem Kronprinzen, denkt aber nur an sein Interesse, möchte mein Nachfolger werden."

Der Chef sprach hierauf von Hohenlohe, von dem er mehr zu halten schien als von Hatzfeldt. Dann ging er auf Radowitz und von diesem auf dessen Vater über, von dem er behauptete, er habe „durch jesuitisches Verhalten Olmütz herbeigeführt." „Sie wissen — fuhr er fort —, wie der hochselige König war. Den beschäftigte er in den Jahren, wo etwas zu machen war, mit allerhand Schneider- und Tapezierersachen, Kostüm-, Uniform- und Wappensachen, mittelalterlichen. Er war der Garderobier seiner Phantasie. Mit rezipierten und nichtrezipierten Grafen, Johannitern, der Wetterauer Grafenbank, der lächerlichen Frage, ob Sachsen und Hannover Gesandtschaftsrechte behalten sollten; als ob es nicht ein Barbier besorgen könnte, wenn sie Macht hätten, gegen unsre Politik mit Erfolg zu intrigieren. Mit solchen Phantasien und Lappalien amüsierte er den König, bis es zu spät war."[1]

---

[1] Vgl. Band I, 138.

Er kam jetzt auf die Memoiren der Lady Bloomfield zu sprechen, die er in der Tauchnitzschen Ausgabe aus dem Nebenzimmer holte, und die er mich in den Grenzboten zu besprechen bat. Ich werde, bemerkte er, „in der Dame dem echten englischen Hochmute begegnen.“ Sie sei „sehr angenehm berührt von der Opposition der Kronprinzessin, voll tiefinnerlicher Abneigung gegen alles Preußische und Deutsche.“ 1866 sei sie „bis in die Nägel hinein antipreußisch gewesen“ und habe „unsre Offiziere verleumdet wie 1870 die Franzosen mit den Pendulengeschichten,“ wobei er auf die Merinos hinwies, die die Preußen in Böhmen weggetrieben haben sollten. Er sprach, hieran anknüpfend, von der Kronprinzessin und ihrem „englischen Dünkel,“ wobei ich ihn an die Geschichte vom Silbergeschirr der englischen Kaufleute und des preußischen Adels erinnerte, die er dann nochmals wie früher erzählte. Als ich darauf äußerte, die Königin, ihre Frau Mutter, sei uns Deutschen auch nicht grün gewesen, habe immer zu dem belgisch-koburgischen Kreise gehört u. dergl., widersprach er und bemerkte, sie habe sich vielmehr „im ganzen uns günstig verhalten.“

Er fuhr dann fort: „Ich möchte, daß Sie einmal den Vorwurf ins Auge faßten und widerlegten, daß ich in dem Streite mit der Kurie inkonsequent verfahren sei, daß ich meine Ansichten und Ziele in der römischen Kirchenfrage gewechselt habe, und in andern. Das kann nur der tadeln, der nie leitender Minister gewesen ist. Wer das längere Zeit ist, der wird seine ursprünglichen Gedanken niemals ganz und unverändert festhalten können und durchzuführen suchen. Er steht Situationen gegenüber, die nicht immer dieselben sind — dem Leben, dem Werden —, bei denen er sich heute so und morgen vielleicht schon anders einrichten muß. Ich konnte nicht wie eine Kanonenkugel geradeaus laufen [wohl eine Erinnerung an Schillers Piccolomini I, 4 ff.], sonst hätte ich mir den Kopf eingestoßen. Wechselte die Situation, so mußte ich einen andern Plan machen. Die Situation wechselte aber vorzüglich durch die Unbeständigkeit der Parteien, und trifft also hier jemand eine Schuld, so sind es die. Sie wurden aber zum guten Teil wieder durch den Neid bestimmt. Der Neid ist das Nationallaster der Deutschen: sie können keinen lange eine hohe, leitende Stellung einnehmen sehen. Die Lage wurde eine wesentlich andre durch das Ent-

stehen der katholischen Partei, von deren Gründern man anfangs erwarten konnte, sie würden die Regierung unterstützen. Sie wissen, Savigny. Sie war aber eine Schwächung meiner Stellung. Der ganze Kampf mit dem Zentrum hätte sich anders gestaltet und abgespielt, wenn ich ihn an der Spitze der konservativen Partei hätte durchfechten können. Ich war aus dieser Partei hervorgegangen, konnte aber, wenn ich dem Bedürfnisse der Zeit gerecht werden wollte, nicht durchweg mit ihr weitergehen. Dies und auch sehr bald der lang verhaltene Haß und Neid der alten Standes- und Glaubensgenossen drückte mich hinüber auf die liberale Seite. Wenn das Reich festwachsen sollte, mußte es zu einer Verständigung mit diesen kommen, ich mußte mit der stärksten Partei zu einer Einigung gelangen, wie ich sie vor 1866, wo das auch wünschenswert war, vergeblich erstrebt hatte. Das war namentlich in den Jahren notwendig, wo Deutschland noch von einer Tripelallianz wie der zur Kaunitzschen Zeit bedroht war.[1] Die letzte Leistung der deutschen Diplomatie ist das Verhindern eines Koalitionsbündnisses gegen uns seit dreizehn Jahren. Die Regierung mußte an der Spitze der Liberalen erscheinen, an der Spitze der Majorität, um diese Koalition zu verhüten. Darüber fielen die Konservativen von mir ab. Ich erinnere an das Schulaufsichtsgesetz, an die Kreuzzeitung, Diest und die Reichsglocke mit ihren Verleumdungen. . . . Und wie hierdurch die Situation verändert wurde, so auch 1878 durch den Abfall der Liberalen. Auch hier wars der Neid und der Wunsch auch zu gelten und zu herrschen. Man unterstützte mich nicht mehr oder nur lau. Man sah es gern, daß ich durch die Opposition des Zentrums geschwächt und gezwungen wurde, mit mir handeln zu lassen. Der Fortschritt verband sich gegen mich mit dem Zentrum. Die Sezessionisten thaten ungefähr desgleichen. Die Nationalliberalen schwiegen von jetzt an im Kampfe mit Rom; die Verlegenheiten, die aus ihm erwuchsen, waren ihnen recht, sie wollten eine schwache Regierung, damit sie stärker erschienen. Mit dem Ausfall der Liberalen aus der Rechnung der Regierung ist die natürliche Folge gegeben, daß die Opposition gegen Rom und seine Ansprüche schwächer bei mir werden mußte. . . . Ich kann

---

[1] S. Anhang.

aber jetzt nicht mehr weiter sprechen, sonst kommt der Gesichtsschmerz wieder."

Er erhob sich, sprach aber, hin und her gehend, noch eine Weile von seiner Krankheit, die er als sehr schmerzhaft schilderte „wie die Gürtelrose." Ich fragte noch, ob ich ihm in einigen Monaten die Korrekturbogen von meinem Buche schicken dürfe. — „Welchem Buche?" fragte er. — Ich antwortete: „Von dem, das Durchlaucht mir zweimal versprochen haben, es vorher lesen zu wollen." Er besann sich und sagte es dann nochmals zu, worauf ich mich mit Wünschen für baldige Genesung verabschiedete. Er sagte, er hoffe nichts mehr und erwarte nur weiteres Herabgehen.

Am 2. Juni bekam ich in Leipzig von Bucher eine Postkarte, in der er mich um Angabe meiner jetzigen Wohnung bat, da er „mir nächstens was zu schicken habe." Einige Tage danach langte eine von ihm verfaßte sehr ausführliche Abhandlung an, die den Titel führte: Was im Collegium Germanicum gelehrt wird, das System Tarquinis mit Belegen charakterisierte und mit den Worten schloß: „Mit den Patronen und Zöglingen einer Anstalt, auf der solche Jurisprudenz, gekräftigt durch Vorlesungen über Jesuitenmoral, gelehrt wird, wird eine Regierung, gleichviel ob sie protestantisch oder katholisch ist, nie auf Frieden rechnen können, sondern nur auf einen Waffenstillstand und auch auf einen solchen nur so lange, wie er in den Augen der Kurie ein geringeres Übel ist als der Kampf." Der Aufsatz war für die Grenzboten bestimmt, konnte aber nicht mehr in das nächste Heft kommen, und darüber schrieb mir Bucher am 16. folgende Zeilen: „Hätte Kant nicht acht Tage warten können? Der Artikel war auf die große Debatte am 21. berechnet.[1] Wenn Bedenken gegen die Aufnahme bestehen, so bitte, schicken Sie mir das Manuskript schleunigst zurück, damit ich versuchen kann, es anderwärts unterzubringen." Der Artikel kam in die Nr. 26 der Grenzboten, wo er zwölf Seiten einnahm, und erschien gerade am 21. Juni.

Nachdem der Reichskanzler sich von Berlin nach Friedrichsruh begeben hatte, schickte ihm Grunow am 11. Juli die Korrekturfahnen zu dem ersten Bogen meines Buches: Unser Reichskanzler zur

[1] Über das dann vom 11. Juli 1883 datierte kirchenpolitische Gesetz.

Durchsicht vor dem Drucke zu, was ich etwa zwei Wochen vorher brieflich angekündigt hatte. Am 16. Juli sandte mir Graf Bill diese Fahnen mit nachstehenden Zeilen zurück:

„Friedrichsruh, 16. 7. 83.

Ew. Hochwohlgeboren

Erhalten in der Anlage die Fahnenabzüge zurück. Gestrichen ist nur der Passus aus einem Privatgespräche. Äußerungen ähnlichen Inhalts, die in intimer Unterhaltung gemacht sind, möchten [hier und im folgenden spricht natürlich nicht der Briefschreiber selbst, sondern der Kanzler] überhaupt lieber herausbleiben. Es kann manches gesagt sein, was sich zum Druck nicht eignet; dazu gehören abfällige Kritiken über Reichsinstitutionen, wie z. B. die Verfassung.

Hochachtungsvoll

G. W. Bismarck."

Das Geschriebene stand auf der dritten Fahne (im nachher gedruckten Buche Band I, Seite 31 nach den Worten: „einmal zu Grunde gehen") und lautete: „Bums! wirds heißen, und zerschellt ists — die deutsche Verfassung. Es könnte sich das Wort Schwarzenbergs wiederholen: Diese Einrichtung hat sich nicht bewährt." Der Fürst hatte übrigens vorher noch, wo ich aus Versehen „unmöglich" geschrieben, das „un" durchgestrichen (vgl. das Buch Bd. I, Seite 12, Z. 24), ein Beweis, wie genau er gelesen hatte.

Am 18. Juli sandte Graf Bill abermals Fahnen zurück, die von dem nachstehenden Schreiben begleitet waren:

„Geehrter Herr!

Mein Vater kann zwar nicht sich als Mitredakteur gerieren, sondern muß seine Thätigkeit eine mehr negative sein lassen und sie auf die Unterdrückung unrichtiger oder nicht geeigneter Angaben richten, aber er bittet Sie doch die eingeklammerte Stelle auf Blatt 6 durch die Anlage zu ersetzen, weil die letztere der Wirklichkeit mehr entspricht.

Hochachtungsvoll

Gf. W. Bismarck."

Die hier erwähnte Anlage war dem Grafen Bill diktiert und ist die in dem Buche „Unser Reichskanzler" Bd. I, S. 54 und 55 zwischen den Worten „Mittel hierzu" und „diese geben gegenwärtig" eingefügte Stelle. Ich hatte statt dessen geschrieben: „Auch mußte dahin gestrebt werden, daß die Regierung an der Spitze der Mehrheit im Reichstage erschien. Diese Mehrheit war in den ersten Jahren liberal, und so hatte der Kanzler Opfer zu bringen, wiederholt seine Überzeugung in Nebenfragen dem Hauptzwecke unterzuordnen und zur Erhaltung der Eintracht Kompromisse zu schließen. In der andern Richtung sah der Baumeister, der den Reichsbau in seiner innern Ausstattung zu leiten hatte, sich vor verschiedne große Aufgaben positiver und negativer Art gestellt. Das Ansehen und die Macht des Reichsoberhauptes waren gegen das Andringen demokratischer Tendenzen und das Bestreben nach übergroßer Beeinflussung der Regierung durch das Parlament zu verteidigen und zu stärken. Die Organisation der Wehrkraft der Nation mußte auf sichere Basis gestellt werden. Das Reich würde, wenn man, wie die Liberalen wollten, neben dem Reichskanzler eine Anzahl verantwortlicher Minister geschaffen hätte, nicht gefestigt, sondern der einheitlichen Führung beraubt und dadurch gelockert worden sein, und so war dieser Plan zu bekämpfen. Das Reich mußte ferner in finanzieller Beziehung auf eigne Füße gestellt werden und ein einheitliches Zoll- und Handelssystem bekommen. Es durfte nicht jedes Jahr dem Belieben kurzsichtiger oder übelwollender Majoritäten preisgegeben bleiben. Es mußte endlich auf den innern Frieden hingearbeitet werden, und zu diesem Zwecke war vor allen Dingen Sorge zu tragen, daß die arbeitenden Klassen, die weit überwiegende Mehrheit des Volkes, wenigstens in der Sicherheit der Existenz den übrigen Teilen der Gesellschaft gleichgestellt wurden, daß sie den destruktiven Plänen der Sozialdemokratie den Rücken kehrten und das Reich als eine nicht bloß von ihnen fordernde, sondern auch für ihr Interesse wirkende Macht kennen und lieben lernten. Bei diesen Bestrebungen sah sich der Fürst von der Volksvertretung weniger unterstützt als von den Regierungen."

Am 20. Juli kamen von Friedrichsruh neue durchgesehene Fahnen an, die bis zum Schlusse des ersten Kapitels gingen, und bei denen wiederum Änderungen lagen, die dem Grafen Bill von

seinem Vater diktiert waren. Ich hatte [vgl. „Unser Reichskanzler" Bd. I, S. 91] zwischen den Worten „bleibender Rancune abzuschneiden" und „Er ließ diese Lande" geschrieben: „Er schonte Sachsen, weil dessen Wert nicht groß genug schien, um die Wahrscheinlichkeit einer Fortsetzung des Kriegs und die Möglichkeit einer Beteiligung Frankreichs zu demselben aufzuwiegen; er schonte die besiegten süddeutschen Gegner und gewann dafür wertvolle Bündnisse für die Zukunft. Er nahm das Elsaß und einen Teil Lothringens nicht, weil sie einmal deutsch gewesen waren — »das ist Professorenidee,« sagte er zu uns während des Krieges mit Frankreich —, sondern weil die Vogesen eine bessere Westgrenze bildeten als die bisherige, und weil der Besitz von Metz diese Grenze wesentlich verstärkte." Der Kanzler hielt das, was an der erwähnten Stelle jetzt im Buche steht, für richtiger. Er hatte ferner gleich darauf die zwischen „wohlmeinende" und „Patriot" folgenden Worte „aber nicht genügend weitblickend" gestrichen. In der Anmerkung, die bald nachher kam [vgl. S. 93 ff. des Buches], war ein zwischen den Worten „Armee" und „nicht" stehendes „durchaus" seinem Bleistift zum Opfer gefallen, dann der zwischen „auf genötigt" und „man möchte" stehende Satz: „Sachsen sei zu allen Zeiten der Feind Preußens gewesen," und den Schluß: „als Savigny und Stosch am 21. Oktober mit Sachsen einen Friedensvertrag abgeschlossen hatten, in welchem von Abtretung der Kriegsherrlichkeit und Einverleibung der sächsischen Truppen in die preußische Armee nicht die Rede war, erklärte er, der inzwischen in Putbus schwer krank gelegen und von diesen Unterhandlungen nichts erfahren, sich damit sehr unzufrieden," hatte er umgestaltet in: „als Savigny und Stosch am 21. Oktober mit Sachsen einen Friedensvertrag abgeschlossen hatten, in welchem von Einverleibung der sächsischen Truppen in die preußische Armee nicht die Rede war, mißbilligte der inzwischen in Putbus schwer krank gelegne und von diesen Unterhandlungen nicht unterrichtete Graf Bismarck dieses Resultat derselben, mit dem er sich erst nach der Herstellung des Reiches und der militärischen Beziehungen zu den süddeutschen Staaten ausgesöhnt hat."

Als der Fürst bald darauf nach Kissingen gegangen war, fuhr Grunow fort, ihm die Korrekturen zu übersenden, da er sich dies nicht verbeten hatte. Sie kamen nicht zurück, sodaß die Druckerei

mit der Arbeit einhalten mußte, wohl aber erhielt ich folgenden langen, von Schreibershand geschriebnen und wie eine Denkschrift mit Zwirn in den Reichsfarben gehefteten Brief des Kanzlers:

„Kissingen, 3. August 1883 [1]

Verehrter Herr Doktor!

Sie machen sich wahrscheinlich keine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung von dem Zustande meiner Gesundheit und meinem Ruhebedürfnis; sonst würden Sie wohl nicht der Einzige sein, der mir letzteres mißgönnt, nachdem Kaiser und Reich mit allen ihren Behörden es sorgfältig respektieren. Vielleicht machen Sie sich auch keinen richtigen Begriff von den Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir zumuten. Ich habe bei frühern ähnlichen Anlässen Irrtümer in Thatsachen richtig gestellt, die bei Ihnen durch eignes oder fremdes Mißverstehen erzeugt waren. Jetzt aber wollen Sie dem Publikum aus zum großen Teil faktisch unrichtigen eignen und fremden Beobachtungen Schlußfolgerungen über meine Denkungsweise und meinen inneren Menschen liefern. [In seinen Händen befanden sich jetzt das zweite und dritte Kapitel sowie die größere Hälfte des vierten.] Dabei ist nicht zu verwundern, daß Ihre Ergebnisse mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen, sodaß ich, wenn Sie in die Öffentlichkeit damit treten, zur Widerlegung und Polemik genötigt sein würde. In den Äußerungen und Vorgängen, die Sie Ihrer Konstruktion meiner vermeintlichen Denkungsweise zu Grunde legen, kommen grobe thatsächliche Irrtümer vor und Verwechslungen von Scherz und Ernst. Sie gehen von der Voraussetzung aus, als ob ich bei allem, was ich je zur Unterhaltung meiner Gäste bei Tische und im Hause in Ihrer Gegenwart gesagt habe, oder was Ihnen durch die Unzuverlässigkeit der Meldungen dritter zugekommen ist, stets den vollen Ernst meiner innersten Empfindungen mit der Gewissenhaftigkeit eines vereideten Zeugen vor Gericht im Auge behalte.

„Bei der Pedanterie, mit der Sie abgerissene Bruchstücke von Konversationen verwerten, wäre ein Mann in meiner Stellung genötigt, die schriftliche Form und den amtlichen Kothurn in keinem Augenblicke zu verlassen. Alles, was Sie namentlich über meine

[1] Hier war der Fürst vom 28. Juli bis zum 29. August 1883. Bismarck-Regesten II, 301 f.

Stellung zum Christentum, zur Judenfrage sagen, ist nicht nur ungeheuerlich indiskret, sondern grundfalsch. [Alles?] Die Scherze von meinem Aberglauben sind sonst schon gedruckt und, soweit Wahrheit darin, eben Scherze oder Rücksicht auf die Gefühle andrer. Ich esse zu dreizehn, so oft Sie wollen, und nehme am Freitag die wichtigsten und bedenklichsten Geschäfte vor.

„Besonders interessiert mich heutzutage die Richtigstellung der öffentlichen Meinung über meine Beteiligung an der katholischen Frage. Was Sie darüber geben, ist unvollständig und oberflächlich; und ich möchte Ihnen, sobald ich gesunder bin, besseres Material liefern. Dazu ist notwendig, daß ich Sie, nachdem ich mit meiner Kur fertig bin, persönlich sehe. Denn wenn ich diese und andre Punkte schriftlich in Ordnung bringen wollte, so hätte ich Ihr Buch meinerseits neu zu schreiben. Für die Dauer meiner Kissinger Kur aber muß ich absolut in Ruhe gelassen werden und kann mich mit so schwierigen und delikaten Fragen, wie Sie berühren, nicht redigierend befassen.

„Ich möchte Ihnen überhaupt eine Umarbeitung Ihres Buches vorschlagen, denn so, wie es liegt, glaube ich an keine günstige Aufnahme. Das Elaborat ist viel zu lang und wärmt namentlich zu viele, von Ihnen und andern längst gedruckte Materialien auf, und was neu darin ist, hat zum Teil geringes Interesse, zu einem andern Teile ist es unrichtig und würde von mir öffentlich bestritten werden müssen.

„Ich will recht gern die weitern Abdrücke lesen, um mir über das Ganze ein Bild zu machen, mit dem vor Augen ich Ihnen mein Urteil demnächst in Berlin oder Friedrichsruh mitteilen kann, aber so lange ich hier bin, muß ich jede kritische oder redaktionelle Leistung ablehnen.

v. Bismarck“ [eigenhändig].

Nachdem ich in Beantwortung dieses Schreibens die Zusendung der Korrekturen mit meiner Unkenntnis seines absoluten Ruhebedürfnisses und mit der Erinnerung daran, daß mir 1878 vergönnt gewesen, ihm solche nach Kissingen und Gastein zu schicken, entschuldigt hatte, unterblieben die Arbeiten der Druckerei bis in die erste Woche des Oktober, etwa acht Wochen lang. Dann fragte

ich am 5. Oktober bei ihm in Friedrichsruh an, ob es ihm jetzt genehm sei, mich zum Behufe der im Schreiben vom 3. August gewünschten Unterredung und Information zu empfangen. Darauf erhielt ich vom Grafen Herbert folgende Antwort:

„Friedrichsruh, 6. 10. 1883.

Geehrter Herr Doktor,

Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 5. ct. bemerkte mein Vater, er würde Sie gern sehen, wenn er die Auszüge [Abzüge sind gemeint], die Sie im Sommer geschickt, gelesen haben würde. Bisher ist er dazu bei seinen Reisen und wegen seiner Krankheit nicht gekommen.

Verehrungsvoll
der Ihrige
Graf Bismarck."

Der Druck stockte darauf weiter vier Wochen, und Grunow empfand das schwer und bat mich wiederholt, die Sache in Friedrichsruh zu urgieren. Ich lehnte das ab; denn ich konnte warten. Er wollte dann selbst an den Fürsten schreiben und ihm seine Verlegenheit schildern, ich riet ihm davon ab, als er jedoch von neuem davon sprach, sagte ich, er möge auf seine Gefahr hin thun, was er nicht lassen könne, und gab ihm auch einige Gedanken dazu an. Tags nachher teilte er mir mit, er habe geschrieben. Am 9. November bekam ich nachstehenden Brief aus Friedrichsruh:[1]

„Friedrichsruh, den 8. November 1883.

Geehrter Herr Doktor,

Der Reichskanzler hat ein Schreiben des Verlagsbuchhändlers Johannes Grunow d. d. Leipzig, 5. d. M. erhalten, in welchem die Beschleunigung der Durchsicht der Korrekturbogen Ihres Werkes urgiert wird, und in dem sich folgende Sätze finden:

»Das Manuskript war schon vor acht Wochen fertig und in meinen Häuden, und ich weiß nicht mehr, wie ich mich ohne Verletzung der Wahrheit entschuldigen soll, ohne daß ich den Mahnern den eigentlichen Grund der Verzögerung mitteile. Dies ist bis jetzt nicht geschehen, würde sich aber bei längerer Dauer des Stockens

---

[1] Hier war der Kanzler am 28. September. Bismarck-Regesten II, 302.

der Angelegenheit zu meinem tiefen Bedauern kaum mehr vermeiden lassen, falls mir nicht eine andre Rechtfertigung zukäme.«

„Der Reichskanzler ist selbstverständlich nicht in der Lage, die Korrespondenz mit jemandem fortzusetzen, der schon jetzt mit Enthüllungen droht. Er ist vielmehr geneigt, diesem Herrn die Veröffentlichung Ihres Werkes nach seinem Gutdünken zu überlassen und sich selbst die spätere Kritik vorzubehalten. Bevor er indessen in dieser Richtung eine Entscheidung trifft, wünscht er mit Ihnen mündliche Rücksprache zu nehmen und ersucht Sie, ihn in Friedrichsruh zu besuchen und für alle Fälle Ihr Exemplar der Korrekturbogen Ihres Werkes mitzubringen.

„Ich bitte, mich von Tag und Stunde Ihrer Ankunft hierselbst gefälligst kurz zu benachrichtigen.

„Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung bin ich, geehrter Herr Doktor

Ihr ganz ergebener

F. Rantzau."

Ich meldete mich daraufhin in Friedrichsruh für den 12. November an und reiste am 11. über Berlin dahin ab. Tags darauf traf ich bald nach der Mittagstunde in Friedrichsruh ein und wurde von einem Diener, der mich an der Station erwartete, nach dem nicht fernen Hause des Fürsten und auf das für mich bestimmte Zimmer gebracht. Kurz nachher rief mich ein andrer Bedienter hinunter, wo mich der Kanzler und seine Gemahlin freundlich empfingen. Wir frühstückten, wobei auch Graf Rantzau zugegen war, und gleich darauf ging der Fürst mit mir in seine Arbeitsstube, um mit mir die Angelegenheit, die mich hergeführt hatte, zu besprechen. Er gab zuerst seinem Verdruß über den Grunowschen Brief in starken Ausdrücken kund, wobei auch ich mein Teil bekam.*) „Sie haben

*) Anmerkung des Verlegers. Als ich dieses Werk ankündigte, hat man in der Presse die Erwartung ausgesprochen, ich würde doch die folgenden mich selbst betreffenden Stellen nicht unterdrücken. Selbstverständlich nicht! Es würde mir nicht wohl angestanden haben, hätte ich ein Buch veröffentlichen wollen, das hunderte von scharfen Aussprüchen des Fürsten über andre Personen enthält, dabei aber hätte verschweigen wollen, daß auch ich selbst ihm einmal Anlaß gegeben habe, aufgebracht gegen mich zu sein. Ich bringe also alle über mich gefallnen Äußerungen unverkürzt und hoffe mir dadurch die Anerkennung

mich zum Buchhändlerknechte gemacht — sagte er u. a. —, ich sollte dem zu einer Weihnachtsspekulation dienen, seinen Karren ziehen, der unverschämte Mensch! Der hätte überhaupt nichts von der Sache erfahren sollen, von meiner Beihilfe." — Ich stellte vor, daß ich Grunow wegen der Möglichkeit langer Verzögerung bei der Rückgabe meiner Fahnen im voraus davon habe Mitteilung machen müssen, daß ich ihm, dem Kanzler, dies schon früher gesagt habe, daß er damit einverstanden gewesen sei, und daß das gleiche Verfahren auch bei dem ersten Buche beobachtet worden sei. Er schien das in seiner Erregtheit überhört zu haben; dann fuhr er fort: „Das mußte unter uns bleiben. Auf Sie kann ich mich verlassen. Sie können an mich schreiben. Aber der — was hat ein Buchhändler mit mir zu korrespondieren? Mich mahnen und mir drohen!" — Ich versuchte vergeblich, ihn zu beschwichtigen, indem ich den von Rantzau ausgeschriebnen Passus als einen solchen bezeichnete, der im Zusammenhange mit dem Übrigen vielleicht keine Drohung, sondern nur einen starken und nicht recht geschickten Ausdruck der Notlage und Verlegenheit Grunows darstelle. Derselbe sei ein rechtschaffner Mann, der schweigen könne und nicht imstande sei, den Kanzler, den er verehre, mit Drohungen zwingen zu wollen. Er klingelte nach Rantzau, hieß ihn den Brief Grunows bringen und gab mir ihn zu lesen. Ich konnte auch daraus nicht die Ansicht gewinnen, daß es mehr als der Notruf eines Buchhändlers sei, der den Sortimentern das Erscheinen eines Buches zu bestimmter Zeit zugesagt habe und nun nicht Wort halten und keine rechte Entschuldigung finden könne. Ich selbst werde von dieser Verlegenheit so wenig berührt, wie von etwaigen Verlusten Grunows, falls das Buch

---

derer zu erwerben, die ich durch schonende Streichungen milder behandelt habe als mich selbst. Allerdings setze ich mich durch meine Ehrlichkeit keiner großen Gefahr aus, denn das Folgende zeigt nur, daß auch ich nach dem Grundsatz gehandelt habe: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt! Es war mir natürlich völlig klar, wie mein Schreiben auf den Kanzler wirken würde; ich nahm es aber als mein moralisches Recht in Anspruch, wo ich in meinen Grenzboten die eigne Haut furchtlos für den Kanzler zu Markte trug, mir eine große Schädigung nicht gefallen zu lassen, der mich eine augenblickliche Stimmung auszusetzen drohte. Für mich selbst war dieses Intermezzo gewiß nicht erfreulich; nachgetragen hat es mir der Fürst aber kaum lange, dafür hatte ich nachmals Beweise, noch in der Zeit nach seiner Entlassung.

nicht zu Weihnachten auf den Markt käme. Ich hätte noch lange warten können und wäre, auch wenn das anders gewesen, niemals auf den Gedanken gekommen, ihn zu drängen. — Er sagte: „Sie haben sich, als sich die Sache verzögerte, ganz, wie sichs gehört, verhalten, und ich habe das auch von Ihnen nicht anders erwartet; aber eine Drohung bleibt es doch von dem, und eine Anmaßung, und ich habe geschwankt, ob ich nicht meine Beteiligung am Buche fernerhin ganz sein lassen und dann gegen irrtümliche Stellen öffentlich polemisieren sollte. Aber ich dachte an Sie, obwohl ich überhaupt nicht will, daß Bücher über mich geschrieben werden, und daß man mit mir Geschäfte macht und mit meinen Sachen. So hats auch dieser Poschinger gemacht, meine Depeschen und Briefe verkauft und mir [der Humor verläßt ihn auch im Zorne zuweilen nicht] nicht einmal Honorar geschickt. Und dieses neue Buch ist überdies nicht so gut wie das frühere, nicht viel Neues darin, und was neu ist, das ist falsch. Sie merken nicht mehr so gut wie früher, sind älter geworden, und Sie wollen meinen innern Menschen erraten und darstellen nach fragmentarischen Beobachtungen, die zum großen Teile Mißverständnisse sind. Sie ziehen Schlüsse aus gelegentlichen Äußerungen, die Sie unter dem Tischtuche notiert haben. Ich spreche bei Ihnen immer im Ernst, als ob ichs zu beschwören hätte," u. d. m.

Ich verschwieg, was sich hätte dagegen vorbringen lassen, und er wurde allmählich ruhiger, nahm seine Korrekturfahnen zur Hand, setzte sich an seinen Schreibtisch und lud mich ein, mit den meinigen ihm gegenüber Platz zu nehmen, um seine Ausstellungen zu notieren und Zusätze einzutragen. Er zeigte sich bei dieser Arbeit wenig geduldig, meinte, ich höre nicht so gut wie ehemals, klagte, daß ich nicht so schnell nachschreiben könne, wie seine Söhne, u. dgl. — Wir gingen diesmal den größten Teil des dritten Kapitels durch, und er hatte viel weniger daran auszusetzen und zu ändern, als ich nach seinem Briefe vom 3. August gefürchtet hatte. Bei weitem die größere Hälfte der betreffenden Fahnen legte er ohne Bemerkung hin. Zu andern machte er solche, die nicht für das Buch bestimmt waren, z. B. „Thadden, ein bornierter Mensch, der keinen Hinterkopf hatte." Nach etwa drei Viertelstunden stand er auf und sagte: „Jetzt muß ich aber an die Luft," ging indes noch eine Weile, wie vorher, mit

großen Schritten im Zimmer auf und ab und schalt von neuem über die Anmaßung und Drohung „dieses Buchhändlers, der ihn in seinen Weihnachtskarren habe spannen wollen.“ Zuletzt war er wieder gelassen und freundlich und zeigte mir seine Gemächer mit Einschluß seines Schlafzimmers. In einem der erstern hing das Ölbild eines höhern römischen Geistlichen, und er sagte auf mein Befragen, es sei der Kardinal Hohenlohe.

Er ging oder fuhr dann spazieren, während ich mich auf meine Stube begab, um seine Bemerkungen und Diktate, die ich mit Bleistift hingeschrieben hatte, reinlich zu Papier zu bringen. In der Stube hingen die Bilder von Grant, Washington und Hamilton. Die Aussicht geht auf den Park hinaus. Nach drei Uhr besuchte ich Oberförster Lange, mit dem ich eine Fahrt nach der kurz vorher abgebrannten und im Wiederaufbau begriffnen Aumühle, nach den Ausschlämmungsarbeiten an deren Teich und nach seinen Waldmeliorationen machte und mir dann die neuen Dampfsägewerke besah, wo der Fürst sein Holz in Pfosten, Bretter, Klötze und Unterlagen für Bergwerke verwandeln läßt. Der Sachsenwald, der nur zum Teil aus Buchen und Eichen besteht, umfaßt auch große, mit Fichten, Tannen und Kiefern bepflanzte Strecken und ist siebentausend Hektaren groß. Die dazu gekauften drei Güter, unter denen sich auch ein ziemlich bedeutendes Bauerngut befindet, haben zusammen etwa tausend Hektaren Land, das zum Teil recht guten Boden repräsentiert.

Ein Viertel nach sechs Uhr wurde ich zum Diner geholt, an dem außer dem Fürsten und der Fürstin auch die Rantzaus, Dr. Schweninger aus München, der den Kanzler seit Juni 1883 ärztlich behandelt, und Herr von Ohlen, ein andrer Patient desselben, teilnahmen. Der Fürst litt, wie ich erst jetzt, bei ruhigem Wetter, gewahr wurde, an einer leichten Gelbsucht. Schweninger, dessen Kurmethode, auf chronischen Magenkatarrh berechnet, von Erfolg gewesen ist, ist schwarz von Haar und Bart, lebhaften Wesens und, wie es scheint, hier sehr zu Hause. Ohlen, schlesischer Rittergutsbesitzer, reich und Mitglied der freikonservativen Fraktion, leidet an Morphiumsucht und muß sich infolgedessen Zerstreuung und viel Bewegung machen, reiten, täglich dreißig Scheite Holz sägen u. a. Beim Kaffee, zu dem wir nach dem Zimmer der Fürstin gingen, wurde das zuerst etwas

unbedeutsame Gespräch (es drehte sich um ein Beckersches Porträt des Fürsten aus seiner Frankfurter Zeit und zwei Gruppen männlicher und weiblicher Ahnen des Fürsten, die der Tracht nach aus der Zeit zwischen Luthers Tod und dem Dreißigjährigen Kriege stammten, sowie um den nimrodischen Eltervater mit der Jagdflinte, der, früher in Berlin, jetzt gleichfalls hier eine Stelle erhalten hatte) allmählich lebhafter und interessanter, und der Kanzler, der mir mittags unter vier Augen gesagt hatte, er werde sich von jetzt an vor meiner Beobachtung hüten, hatte das vermutlich vergessen. Als ich u. a. bemerkte, der Krieg von siebzig scheine die Gesinnung unter den Sachsen günstig verändert zu haben, äußerte er: „Noch mehr in Bayern. Ich sagte einmal zu Fabrice, im Scherze, wir werden noch erleben, daß man in Sachsen durch bayrische Exekutionstruppen die Ordnung herstellt." Und später klagte er über die Berliner Hofkreise: „Wenn ich politisch auf dem Seile ging, schlugen die mich vor die Schienbeine, und wie die sich gefreut haben würden, wenn ich gefallen wäre — besonders das ewig Weibliche."

Am 13. (Dienstag) wurde, erst nach dem Lunch, dann vor dem Diner, abermals mit dem Fürsten gearbeitet und Kapitel zwei, das letzte Stück vom dritten und etwa die Hälfte vom vierten durchgejätet, wobei wieder weniger Unkraut beseitigt werden mußte, als ich erwartet hatte. Im zweiten wollte er gefunden haben, daß ich ihn in religiösen Dingen als „Heuchler" betrachte, was er, ohne Not, ausführlich widerlegte, indem er seinen Glauben an Gott u. a. mit Hinweis auf Wirkungen rechtfertigte, die ohne einen Gott sich nicht erklären ließen. Als er äußerte: „Sie selber glauben wohl nicht an einen persönlichen Gott?" erwiderte ich: „Doch. Ich stehe auf theosophischem Standpunkt, etwa auf Schellingschem, der wieder von Jakob Böhme das Beste hat. In meinem Gotte ist die Welt enthalten, auch das Böse, von dem er sich ewig befreit; er ist ein ewig Werdender, die Gottheit wird Gott."

Im zweiten Abschnitte begann er mir eine Darstellung seines Verhaltens zum Kulturkampf zu diktieren, die er, als wir zu Tische gerufen wurden, abbrach. Vorher hatte er plötzlich von neuem über Grunow gescholten und ein wenig auch über mich. Desgleichen mißfiel ihm mein langer Vollbart. „Meine Frau — sagte er — fragte mich, ob Sie nicht älter wären als ich. Nein, ich glaube,

der Doktor ist vier oder fünf Jahre jünger. Sie hat aber Recht, 's ist der Bart, der sollte kürzer sein, so macht er uralt."

Am 14. (Mittwoch) nahm der Chef früh nach dem Frühstück wieder Korrekturen mit mir vor. Beim vierten Kapitel bemerkte er: „Sagen Sie mal, Herr Doktor, Sie müßten doch eigentlich ein recht böses Herz haben. Sie freuen sich jedesmal, wenn Sie was Schlimmes über jemand hören oder notieren können." Ich erwiderte: „Über mein Herz traue ich mir kein Urteil zu. Nur das weiß ich: für Sie ists immer gut; ich hasse nur Ihre Feinde." Später besann er sich, sah auf die Uhr und sagte: „Jetzt muß ich aber fort, um Giers zu empfangen, der von Berlin kommt, um mit mir Wichtiges zu besprechen.[1] Wir werden ihm Sie und Schweninger als Doktoren der Medizin vorstellen; denn wenn er erfährt, daß Sie einer andern Gattung angehören, kriegt er Angst, es wird aufgepaßt, und es kommt in die Zeitungen. Sie haben ihn übrigens in Ihrem diplomatischen Kapitel unter die Juden gerechnet, und das muß weg. [Ich hatte auf seinen Namen Giers als auf das russifizierte Hirsch[2] hingewiesen.] Er mag Jude sein, obwohl er behauptet, er sei der Sohn eines finnländischen Offiziers; aber das dürfen wir nicht schreiben; denn er ist wohlgesinnt, will den Frieden und thut dafür, was er kann. Wir brauchen ihn wie das liebe tägliche Brot."

Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr traf der russische Minister ein. Der Kanzler empfing ihn am Bahnhofe, fuhr mit ihm nach Hause und konferierte hier mit ihm bis gegen sechs Uhr, wo jener mit uns speiste und dann bis ungefähr neun Uhr beim Kaffee zusammenblieb. Giers ist von Mittelgröße und dem Ansehen nach ein hoher Fünfziger. Er geht etwas gebückt und hat einen leicht jüdischen Gesichtstypus, auch in Gebärden und Bewegungen, besonders der Hände, einiges, was an unsre Semiten erinnert, und sprach hier nur französisch.

Donnerstag, den 15. schrieb ich in meine Tagebuchblätter:

---

[1] Giers war am 13. und 15. November in Friedrichsruh. Bismarck-Regesten II, 303.

[2] Nikolai von Giers, Nachfolger des am 11. März 1883 verstorbnen Gortschakow. Die Russen sprechen G für das deutsche H, das manche slawische Sprachen gar nicht kennen; aber aus Hirsch würden sie wohl Girsch gemacht haben.

Giers ist gestern abend gegen zehn Uhr wieder abgereist, Schweninger und Ohlen fuhren heute mittag weg. Ich frühstückte mit der fürstlichen Familie, wobei auch Graf Wilhelm zugegen war, der heute morgen vier kleine Sauen geschossen hatte, die ich nebeneinander vor der Hausthür liegen sah, und von denen mir die eine ihre wohlschmeckende Leber auf den Teller lieferte. Der Fürst, der beiläufig jetzt sehr mäßig speist und nur leichten Wein trinkt, las während des Lunch Depeschen und gab Rantzau Anweisung zu deren Beantwortung. Themata waren bulgarische Angelegenheiten und der schleswig-holsteinische Nordostseekanal. Ich arbeitete nach dem Essen auf meiner Stube und machte darauf einen Ausflug nach der Aumühle. Als ich umkehren wollte, sehe ich den Chef im Wagen auf mich zukommen, und als er mich gewahr wurde, streckte er mir schon von weitem beide Hände entgegen, stieg aus und ging mit mir nach der Mühle zurück. [Er scheint mir also doch nicht allzuböse gewesen zu sein.] Er beschrieb mir einen hübschen Weg durch den Wald auf der andern Seite des Flüßchens, indem er sagte: „Ich weiß, Sie sind auch ein Liebhaber einsamer Spaziergänge in der Natur draußen." — Auch gestern abend beim Kaffee hatte er, als Giers sich entfernt hatte, geäußert: „Am wohlsten ist mir doch in Schmierstiefeln, im Walde tief drinnen, wo ich nichts höre als das Hacken und Hämmern des Spechts, weit weg von Ihrer Zivilisation." Ich folgte seinem Rate bei der Mühle, ging von dieser hinauf in den stillen, dämmrigen Forst und darauf rechts weiter über dessen Hügelwellen und Senkungen bis zu der Stelle, wo ein Weg nach dem Pensionat hinaufführt. Die Partie muß im Sommer recht anmutig sein. Erst grüner Buchenwald, dann unten, dem Parke gegenüber, ein breites, tiefes Wasser mit mehreren Inselchen, weiter, unterhalb des Herrenhauses, ein kleiner Wasserfall und auf dem diesseitigen Ufer ein Dörfchen und einzelne Villen im Schatten von Laubbäumen.

Von vier Uhr an wieder mit dem Kanzler gearbeitet. Er erzählte, seine Gemahlin habe gemeint: „Der Doktor mag recht gescheit und liebenswürdig sein, aber ich werde mich doch hüten, in seiner Anwesenheit bei Tische mich gehen zu lassen. Er sitzt immer da mit gespitzten Ohren, schreibt sich alles auf und bringt es dann unter die Leute." Sie sollte sich heute in ihrer einfachen Weise aber

11*

doch gehen lassen. Beim Diner fiel mir, der ich diesmal ihr zur Rechten plaziert war, unversehens die Serviette hinunter, und siehe da, die Durchlaucht, die Dame bückte sich und hob sie mir auf, ohne daß ichs hindern konnte. Ich kam mir erschrecklich ungeschickt vor.

Freitag, den 16. diktierte mir der Chef den Schluß des großen Passus über seine Stellung zum Kirchenstreite. Dann teilte er mir zum vierten Kapitel des Buches folgendes zur Charakteristik Bunsens mit: „Während des Krimkriegs berichtete er als Gesandter in London nach Berlin, daß England uns gegen Beteiligung am Kampfe gegen Rußland Schleswig-Holstein anböte, und zu gleicher Zeit erzählte er in London, daß Preußen sich beteiligen wolle, falls es die Herzogtümer bekäme.[1] Beides war erlogen, und als die Sache herauskam, kriegte er seine Entlassung. Ich hatte dabei mitzuthun. Der König rief aus: »Ja, zwanzig Jahre ist der mein Freund gewesen, und jetzt macht er mir das.« Der alte General Rauch[2] bemerkte: »Ja, zwanzig Jahre hat er Euer Majestät belogen und betrogen.« — »Das läßt man sich über einen Freund nicht sagen,« erwiderte der König."

Er ging hierauf auf andre Gegenstände über, und als ich fragte, ob er ein Thema wüßte, das ich in der Presse behandeln könnte, verneinte er das erst, dann aber sagte er: „Giers hat den Kaiser recht hinfällig gefunden, und vielleicht dauerts mit ihm nicht lange mehr. Wenn er tot ist, gehe ich auch. Er ist ein alter tapferer Herr, ders immer wohl meint, und den ich nicht verlassen darf. Mit dem Kronprinzen mache ich aber keine Experimente, dazu bin ich zu alt und schwach. Es wird dann nicht gut werden, und ich bin überhaupt der Überzeugung, daß dann das, was wir seit sechsundsechzig geschaffen haben, keinen Bestand hat." Er nannte im weitern Verlauf seiner Rede die Kronprinzessin „eine liberale Engländerin," eine „Anhängerin Gladstones" und behauptete, sie „habe auf ihren Gemahl mehr Einfluß, als zu wünschen wäre." Dann sprach er abermals von seinem Bedürfnis nach Ruhe und Leben auf dem Lande, wobei er sich über Berlin mit großer Geringschätzung äußerte, kaum gelten ließ, daß es eine schöne Stadt sei,

---

[1] G. u. E. I, 112. Bunsen wurde im März 1854 abberufen.

[2] Über den schonungslos ehrlichen General von Rauch s. G. u. E. I, 48.

und wissen wollte, daß man die Folgen der Kanalisation schon jetzt in allen Häusern röche, und daß die Stadt dadurch bald unausstehlich verpestet sein würde. Er schloß: „Ich habe mich immer aus den großen Städten und dem Gestanke der Zivilisation weggesehnt, und mit jedem male, wo ich dort sein mußte, mehr, und ich habe meine Muße verdient.“ — Ich äußerte, diese Sehnsucht begreife ich vollständig, auch daß er dem zukünftigen Herrn bei dessen Absichten nicht dienen möge, aber sein eigenstes Werk verlassen, ganz von der politischen Bühne abtreten werde er wohl nicht, sondern wenigstens seine Stelle im Herrenhause einnehmen, sich in den Reichstag wählen und dort seinen Rat und seine Warnung vernehmen lassen. Er entgegnete: „Ja, aber nicht in Fronde und Opposition unter allen Umständen, wie andre.“ — Ich sagte: „Dann bitte ich Sie, sich dieses kleinen Dinges zu erinnern, wenn Sie Vertretung in der Presse brauchen; ich werde immer dazu bereit bleiben.“ — „Gut — erwiderte er, indem er mir die Hand reichte —, dann können Sie zu mir kommen und meine Papiere ordnen; da steckt (mit einem vielsagenden Lächeln) noch viel Gutes darin.“ Ich bat dann, noch den folgenden Tag verweilen zu dürfen, ich wäre nur zu gern in seiner Nähe. „Gewiß, bleiben Sie — sagte er —, nur müssen Sie nicht verlangen, daß ich Skat mit Ihnen spiele oder Sie sonst unterhalte.“

Ich blieb noch den 17. November, machte verschiedne weite Fußpartien durch den Wald im Osten und Westen, war abends zugegen, als Lange ihm nach dem Diner Bericht über die Gutsverwaltung erstattete, und reiste am 18. mittags nach Berlin und am 19. nach Leipzig zurück, wo ich von Rantzau nach und nach die meisten der noch übrigen Fahnen erhielt. Zwei andre hatte der Chef an Bucher nach Berlin gesandt, von dem ich sie mir abholen mußte.

Ich brachte dort die Unterhaltung auf Buchers Anteil an den Verhandlungen über die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern, und er erzählte mir ausführlich davon.[1] Er ist in der Angelegenheit das erste mal zu Ostern in Madrid gewesen, dann im Juni 1870. Über seine zweite Reise in der Sache berichtete

---

[1] Vgl. Bd. I, 30. Anm. II, 65. E. Marcks, Wilhelm I., 3. Aufl. im Anhang.

er: „Es war ein Hin- und Herfahren im Zickzack, bei dem der Zufall eine große Rolle spielte, hindernd und verzögernd, auch fördernd. Salazar kam zu mir, Sonnabends[1], und wollte den endgiltigen Beschluß des Prinzen bis Montag haben. Ich erwiderte, das werde nicht möglich sein in der kurzen Zeit, zumal da ich nicht einmal wüßte, wo der Prinz sich jetzt aufhielte, und daß man ihn doch sprechen müßte. Auch könnte ich jetzt nicht gut abkommen. Er sagte, er wisse, daß der Prinz sich in Reichenhall befinde, und meinte dann: Selon ce que vous me dites je renonce. Ich entgegnete: »Ich nehme an, daß Sie sich über das, worüber wir hier verhandeln, Aufzeichnungen machen werden, und daß die später in die spanischen Archive kommen werden, und da das einmal für die Geschichte zugänglich sein wird, so möchte ich die Verantwortlichkeit hier nicht auf mich nehmen. Ich werde also mit Ihnen reisen, zuerst nach Madrid (unwahrscheinlich, aber so hörte ich), dann zum Prinzen.« Er sagte, er werde sich dann von einem Lehnsmanne begleiten lassen, der spränge, wenn ers ihm geböte, ohne Bedenken zum Fenster hinaus aufs Straßenpflaster. Es sind dort noch eigentümliche Zustände, Vasallengehorsam, Hingebung wie in der Ritterzeit. — Nun denn, so reisten wir zuerst getrennt in verschiednen Coupés, damit sies nicht merkten, über Paris dorthin, und darauf zusammen, da er nicht Deutsch verstand und der Begleiter nur Spanisch, nach Reichenhall. Als ich mich dort bei der Badedirektion erkundigte, war der Direktor weg, in einem benachbarten Orte, und die andern wußten keine Auskunft über den Prinzen zu geben. Sie glaubten, er sei nicht hier. Ich fuhr nach jenem Orte, und da war der Direktor schon wieder fort. Ich kehrte nach Reichenhall zurück und ging auf die Polizei. Dort kam mir auf der Treppe ein etwas dürftig gekleideter Mensch entgegen, der blieb stehen und fragte, ich wolle wohl auf die Polizei, die sei aber jetzt geschlossen; indes gehöre er zu ihr und wolle wieder mit mir hinaufgehen. Ich sagte, ich suchte den Prinzen von Hohenzollern, dem ich eine Mitteilung

[1] Wenn Salazar am 14. Juni von Madrid abgefertigt wurde (Sybel VII, 259), so war dieser Sonnabend der 18. Am 19. kam Salazar in Sigmaringen an, am 20. stimmte der Prinz zu, vgl. v. Werthern, General von Versen 83. Nach diesen Daten kann nur von einer zweiten Reise Buchers „in der spanischen Sache", aber nicht „nach Spanien" die Rede sein.

zu machen hätte, und da erwiderte er mir, ja, der sei hier und wohne da und da, aber unter einem andern Namen. Ich machte mich also mit Salazar dahin auf den Weg, aber wir trafen nur die Prinzessin, die uns sagte, ihr Gemahl sei jetzt mit seinem Vater in Sigmaringen. Also aufgepackt und sofort dahin; da trafen wir sie denn auch, und sie willigten ein. Doch könnten sie nichts bestimmen ohne die Einwilligung des Königs, der damals in Ems war.[1] So reisten wir denn wieder dorthin und wurden von dem alten Herrn empfangen, der gegen mich sehr gnädig war und auf meinen Vortrag einging. Dann fuhr ich nach Varzin zum Chef, um ihm Bericht zu erstatten. Es war in der That eine Zickzackreise mit Hindernissen." Bucher fügte hinzu, er habe sich über die Gespräche mit Salazar stenographische Aufzeichnungen gemacht, die er „noch besitze" — so verstand ich ihn wenigstens. —

Im ganzen hatte der Fürst bei seiner Mitarbeit am Buche von den fast neunhundert Seiten des Werkes nur etwas mehr als siebzehn gestrichen und zu den beiden Bänden ungefähr zweiundzwanzig Seiten beigetragen. Das Buch kam, in 10000 Exemplaren gedruckt, Ende Februar 1884 heraus und war im Herbst 1885 in nahezu 6500 Exemplaren verkauft, obwohl die liberale Presse es nach Kräften herunterriß. Im April erschien bei Macmillan eine englische Übersetzung, im Frühjahr 1888 eine italienische von Brandi in Mailand.

1884

Am 14. März 1884 siedelte ich wieder nach Berlin über, und am 16. besuchte ich Bucher, um ihm ein hübsch gebundnes Exemplar des Buches zu überreichen. Er besaß es indes bereits, hatte es durchgelesen und war dabei auf nichts Unrichtiges gestoßen. Doch gab er mir drei Winke zur Vervollständigung bei einer neuen Auflage: 1. Motley und Keyserlingk haben mit Bismarck in dem Hause der verengerten Friedrichstraße, wo jetzt die Schellersche Buchhandlung ist, gewohnt, und ein Amerikaner hat später ein Buch über Motley verfaßt und darin Verschiednes aus dessen Munde mitgeteilt, das sich auf den damaligen Bismarck bezieht. Ich soll es mir

[1] Seit dem 20. Juni. Sybel, VII, 260.

zu Zusätzen zu Bd. II, S. 410 geben lassen. 2. Vervollständigung der Anmerkung Bd. I, S. 228: Bunsen hat es in Rom nicht besser gemacht. Emil Friedberg erzählt in seiner Schrift „Die Grundlagen der Preußischen Kirchenpolitik unter Friedrich Wilhelm III." (Leipzig, Grunow, 1881) S. 16: „Es ist bekannt, daß Rom darauf (auf den Beschluß des Ministeriums und des Königs, den Erzbischof[1] von Köln nach der Festung Mainz abzuführen) mit der päpstlichen Allokution vom 10. Dezember 1837 antwortete und die ganze Kluft zwischen den staatlichen und kirchlichen Anschauungen schonungslos aufdeckte. Ebenso wissen wir aus Bunsens Leben, daß dieser nach Rom eilte, auf der Reise die Sympathien Metternichs für die preußische Sache zu erwirken strebte und, ohne den Wortlaut der Allokution zu kennen, zuerst von Ancona aus, dann noch einmal am 29. Dezember eine klägliche Note an den päpstlichen Stuhl richtete, worin er sich bereit erklärte, die Wiedereinsetzung des Erzbischofs in die Verwaltung seiner Diözese als Basis oder zum Endzweck weiterer Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle anzunehmen. Wir können hinzufügen, daß Bunsen diese Note gegen seine Instruktion erließ. . . . Die Desavouierung, die Bunsen in Berlin empfing und empfangen mußte, veranlaßte seinen Rücktritt." 3. Bucher meint, daß Arnim den Ausdruck und die ganze Geschichte der oratores (Unser Reichskanzler I, 137) vom Titelbilde der Schrift Petri Suavis Polani Historiae Concilii Tridentini Libri octo genommen hat, die ihm in Rom zugänglich gewesen sein wird.*)

Nach Buchers Bericht ist der Reichskanzler diesmal sehr frisch aus Friedrichsruh zurückgekehrt,[2] schon zweimal im Tiergarten

---

[1] von Droste-Vischering.

*) Er schickte mir das Buch (Quartant in Pergament, 1859 von ihm in London gekauft) am 17. durch seinen Diener. Es ist die lateinische Übersetzung der Istoria del concilio Tridentino des Fra Paolo, d. h. des venezianischen Servitenmönches Paolo Sarpi, der, sehr freisinnig denkend, in seinem Werke nachweist, daß die Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche nur durch die Intriguen und die Anmaßung der Kurie vereitelt worden ist. Auf jenem Bilde befinden sich ein orator regis Philippi und oratores laici. Oratores ist der gewöhnliche Titel der Gesandten in der Zeit vor und kurz nach der Reformation, wo Latein die Sprache der Diplomatie war.

[2] Am 12. März 1884. Bismarck-Regesten II, 306.

spazieren geritten, auch einmal zu Fuße dort gewesen. Er hat eine Denkschrift für den Kaiser ausgearbeitet, die nachweist, daß die innere Politik Gladstones, die Erweiterung des Wahlrechts[1] die englische Aristokratie und damit auch die Krone, die ja nur deren Spitze sei, herabdrücken werde. Der Kaiser hat dazu schriftlich bemerkt, daß ihm diese Auseinandersetzung sehr einleuchte, und ob es nicht gut sein werde, sie dem Kronprinzen vorzulegen, was der Chef bejaht hat. Interessant war noch Buchers Mitteilung, „die Zurückweisung des absurden Angriffs der Nationalzeitung" (auf mein Referat über die Gablenzsche Mission), die die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erteilt habe, sei vom Fürsten selbst verfaßt gewesen.

Einige Tage nach diesem Besuche bei Bucher schrieb ich an den Reichskanzler, zeigte ihm an, daß ich wieder in Berlin wohne, und bat für den Fall, daß ich ihm in irgend einer Sache in der Presse dienen könne, um geneigte Benachrichtigung, wenn ich ihm meine Aufwartung machen und seine etwaigen Weisungen in Empfang nehmen dürfte, bekam aber keine Antwort. Mit Bucher dauerte mein Verkehr fort. Am 3. Juli schickte er mir seine Karte, mit der er seine Abreise nach Laubbach bei Koblenz anzeigte.

Am 27. Juli erhielt ich folgenden Brief, der wegen unrichtiger Adresse („Geh. Legationsrat Moritz Busch, Berlin, Im Reichskanzleramt") zurückgegangen und wiedergekommen war:

„Kissingen, den 30. Juni 84.

Sehr geehrter Herr!

Selten hat mir ein Buch soviel Interesse eingeflößt, als Ihr »Unser Reichskanzler,« das ich hier während meiner Kur angefangen habe zu studieren. Da es aber andern Menschen ebenso geht, und eine neue Auflage daher sehr bald nötig sein wird, halte ich mich für verpflichtet, auf einen Irrtum aufmerksam zu machen, dem ich auch in französischen und englischen Blättern begegnet bin. Der Brief des Ministerpräsidenten vom 26. Dezember 1865, der durchaus

[1] Durch die Parlamentsreform vom Dezember 1883 wurde die Zahl der Wähler um etwa zwei Millionen vermehrt.

gegen meinen Willen, nur vermöge einer groben und noch völlig unaufgeklärten Indiskretion in die Öffentlichkeit gekommen ist, war nicht an den Prediger Roman von André, sondern an den Rittergutsbesitzer Andrae-Roman gerichtet. Hiernach würden sich ein paar kleine nachfolgende Bemerkungen, z. B. S. 158, auch berichtigen lassen. Nicht vom Standpunkte des Geistlichen, sondern im Bewußtsein, mit dem Fürsten Bismarck auf ein und demselben Glaubensgrunde zu stehen und von einer herzlichen Liebe zu dem gewaltigen Manne, dessen hohe Bedeutung mir längst klar war, ehe er an die Öffentlichkeit trat, habe ich stets zu ihm gesprochen oder geschrieben.

„Wollen Sie mir gestatten, noch eine Bemerkung hieran zu knüpfen, so ist es diese. Die etwas kühle Stellung Bismarcks zu den Geistlichen als solchen schreibt sich nicht erst her von dem Konflikte mit der Kreuzzeitung, sie bestand lange vorher, hängt mit einer ähnlichen Stellung zur Kirche als solcher eng zusammen und hat ganz andre Ursachen, auf die ich hier nicht näher eingehe. Daß Geistliche oder auch Laien damals als »Deklaranten«, als Bürgen für irgend welche Niederträchtigkeiten und Bosheiten aufgetreten seien, die damals, leider Gottes, gegen den hochverehrten Mann losgelassen wurden, muß ich so lange bestreiten, bis mir solche Personen — ich rede nur von solchen Konservativen, die mit Bismarck auf einem Glaubensgrunde stehen — nachgewiesen werden. Diese Auffassung habe ich zu meiner schmerzlichen Überraschung zuerst zur Zeit der Generalsynode aus einem Briefe des Fürsten an meinen Freund von Holts erfahren. Ohne Säumen habe ich damals sofort mit der z. Z. zu Berlin anwesenden, ziemlich großen Anzahl meiner Mitdeklaranten mich in Verbindung gesetzt, und da alle, die ich gesprochen, mit mir darin übereinstimmten, daß lediglich die öffentliche Erklärung Bismarcks — weder diese noch der Wortlaut der Deklaration ist mir gegenwärtig —, also die Erklärung »kein anständiger Mensch könne nach Veröffentlichung der betreffenden unglücklichen Artikel die Kreuzzeitung mehr lesen« zu der Gegenerklärung Veranlassung gegeben, wir hielten uns für anständige Menschen, obgleich wir die Kreuzzeitung noch lesen. Von einer Billigung der »Niedrigkeiten und Bosheiten« steht kein Wort darin. Die Reichsglocke habe ich nie gelesen und nie gebilligt.

Auch die Angaben über den Tod des mir verwandten Herrn von Wedemeyer sind sehr gewagt und schwerlich zu begründen. Es wurde damals eine gemeinsame Zuschrift an den Fürsten beschlossen, die ich verfassen sollte, auf den Wunsch eines dem Fürsten nahestehenden Mannes dieser Beschluß aber dahin abgeändert, daß jeder einzeln an ihn schreiben solle, was auch im obigen Sinne vielfach geschehen ist. Es giebt aber verschiedne Sorten Konservative; die zuverlässigsten, wenn auch nicht immer gefügigsten, waren stets und werden für ihn immer sein, die mit dem Fürsten auf gleichem religiösen Boden stehen.

Hochachtungsvoll

A. Andrae-Roman."

Am 23. September war ich bei Bucher, der in Laubbach Massage und Heilgymnastik getrieben hatte und seit etwa fünf Wochen wieder in Berlin war. Er klagte wieder über „die greuliche Wirtschaft im Auswärtigen Amte." Er „möchte am liebsten weg, wenn es ginge." Den Grafen Herbert lobte er als „sehr fleißig und nicht ungeschickt" und meinte, der Fürst habe ihn wohl für später zum Staatssekretär bestimmt. Er hat, als Münster, der „mehr Engländer ist und nicht viel leistet," eine Sache verschleppt hatte, Herbert nach London geschickt, der nun sofort alles in die Hand genommen, Feuer dahinter gemacht und die Angelegenheit glücklich erledigt hat. ... „Ein andrer an der Stelle des Herrn Botschafters hätte darüber seinen Abschied genommen." — „Angra Pequena und die lange Verzögerung der Antwort auf die Anfrage des Kanzlers?" fragte ich, und Bucher bejahte es.[1] Er meinte dann: „Es wird nicht angenehm sein, unter dem jungen Manne zu stehen, aber es wird gearbeitet werden, nicht alles langsam und liederlich gemacht; auch hat Herbert ein gutes Gedächtnis, und er ist viel um seinen Vater und oft bei Besuchen wichtiger Persönlichkeiten zugegen gewesen, wo bedeutende Dinge, die nicht zu den Akten kommen, besprochen wurden, und so hat er viel lernen können."

[1] Auf die amtliche Anfrage vom 27. Dezember 1883. Da die Antwort ausblieb, so erklärte der Kanzler am 24. April 1884 Angra Pequena als deutsches Schutzgebiet und ließ, nachdem England dies am 26. Juni anerkannt hatte, dort am 1. Juli die Reichsflagge hissen.

Die Zusammenkunft in Skjernewice[1] sah Bucher mit mir als „Schaustellung des guten Einvernehmens der drei Kaiser vor Europa“ an, doch fügte er hinzu: „Besonders des Verhältnisses Rußlands zu Österreich, das mancherlei zu wünschen übrig ließ. Man kann sich hier auch über Ägypten besprochen haben.“ Er bestätigte ferner, daß der Chef „bei der kalten und ablehnenden Haltung Gladstones seit langer Zeit schon auf ein gutes Verhältnis zu Frankreich hinarbeite, und nicht ohne Erfolg,“ und sagte, nachdem er von der Balkanhalbinsel gesprochen und eine Verständigung hinsichtlich derselben angedeutet hatte, er habe Lust, etwas über die Sendung einer englischen Kommission nach Sarakhs zur Feststellung der zweifelhaften Grenze zwischen Afghanistan und Rußland zu machen, nur fehle es ihm zur Zeit noch an geographischem Material dazu. Dabei verriet er, daß er sich mit dieser Sache jüngst viel beschäftigt habe. Ich erbot mich, in den Grenzboten etwas darüber zu bringen, und er versprach dazu Material aus der Bibliothek des Auswärtigen Amtes, namentlich das Reisewerk O'Donovans. Er hatte den Fürsten vor kurzem gesehen (dieser ist jetzt nach Friedrichsruh abgereist)[2] und glaubte, die Reise nach Skjernewice sei ihm gut bekommen, er sehe sehr schlank aus, befinde sich recht wohl und arbeite auch fleißig.

Tags nachher kam Bucher früh 8¾ zu mir (Lützowstraße 14) und brachte eine Sammlung von Zeitungsausschnitten verschiednen Inhalts zu meiner Benutzung, ich war indes ausgegangen. Als ich ihm das Fascikel am 28. September zurückbrachte, erzählte er weiteres von Herberts Auftreten gegenüber den Engländern. Als ihn bei den Verhandlungen über Angra Pequena Lord Granville gefragt habe, ob wir nicht am Ende Erweiterungen nach dem Innern hin (nach Osten, in der Richtung nach dem Betschuanalande und der Boerenrepublik?) vornehmen würden, habe er das „nicht gerade sehr höflich für a question of mere curiosity erklärt und am Schlusse gar für a matter which does not concern you.“ Der Chef habe ihm den Brief, der das gemeldet habe, gezeigt und sich über die Derbheit seines Sohnes gefreut. Jetzt hätten sich die Eng-

[1] 15. bis 17. September 1884.

[2] Am 22. September. Bismarck-Regesten II, 328.

länder in der Sache auch insofern gefügt, als die Regierung den nachträglichen Beschluß der Kapregierung, das Land um Angra Pequena zu annektieren, nicht bestätigt habe. „Münster muß vom Londoner Posten fort — sagte er —, ob aber die Zeitungsnachricht, daß Herbert zu seinem Nachfolger bestimmt sei, wahr ist, muß ich bezweifeln.“ Er erzählte später: „Als die Deutschen nicht lange vor dem Präliminarfrieden von Versailles, um die untere Seine zu sperren, englische Kohlenschiffe versenkt hatten, und die Engländer darüber Lärm schlugen, fragte mich der Chef: »Was können wir antworten?« Nun wissen Sie, daß ich etliche alte Schmöker über Völkerrecht und dergleichen mitgebracht hatte. Ich suchte da nach, fand, was die alten Schriftsteller das jus angariae nennen, d. h. das Recht, Eigentum Neutraler gegen volle Entschädigung zu zerstören, und zeigte ihm das. Er schickte mich damit zu Russell, und der ließ sich durch diese good authority überzeugen, und bald nachher stand die Geschichte mit dem jus angariae in der Times. Wir schrieben in demselben Sinne nach London, und die Sache war erledigt. Als ich nun vor einiger Zeit in unsern Kriegsakten etwas nachsehen mußte, waren die beiden von mir in der Angelegenheit verfaßten Schriftstücke beseitigt — unser gemeinschaftlicher Freund Abeken hatte sie entfernt, aus Eifersucht auf mich.“ — Ich erinnerte an O'Donovans Werk, er meinte aber, der betreffende Grenzbotenaufsatz würde jetzt noch zu früh kommen. Er knüpfte daran einen Rückblick auf die Engländer und Russen in Afghanistan, die Ablehnung eines englischen Residenten von seiten des Emirs, der dann einen russischen angenommen hatte, Chamberlains Zurückweisung an der Grenze, Beaconsfields Kriegszug, Major Cavagnaris Ermordung, den weitern Krieg, Ejubs Einbruch, die Schlappe bei Mainwand, die Räumung Afghanistans unter Gladstone u. s. w., wobei er sich als in diesem Kapitel genau unterrichtet erwies.[1] Zuletzt wollte er „für

[1] Schir Ali schloß im Frühjahr 1878 ein Verteidigungsbündnis mit Rußland und empfing eine russische Gesandtschaft unter General Stoljetjew in Kabul. Erst durch einen kostspieligen Feldzug 1878/79 erzwangen die Engländer im Frieden von Gandamak am 26. Mai 1879 von Schir Alis Nachfolger Jakub Chan die Aufnahme eines britischen Residenten, des Majors Cavagnari. Doch wurde dieser, der am 24. Juli seinen Einzug in Kabul hielt, am 3. September

jetzt" in den Grenzboten eine Darstellung des schändlichen Benehmens Englands gegen Irland nach Leckys Buch, das er mir aus der Bibliothek des Auswärtigen Amtes zu verschaffen versprach, das ich jedoch selbst besaß. Ich machte danach den Aufsatz, der kurz nachher erschien.*)

---

bei einem Volksaufstande erschlagen. Die Engländer nahmen nun den Krieg wieder auf, brachten Jakub Chan in ihre Hand und setzten am 22. Juli 1880 Abdurrhaman Chan als Emir ein, erlitten aber gegen dessen Nebenbuhler Ejub Chan am 26. Juli bei Mainwand unweit Kandahar eine schwere Niederlage. Erst am 3. September entsetzte General Roberts das belagerte Kandahar, aber Gladstone befahl im März 1881 die Räumung Afghanistans.

*) Grenzboten 1884 Nr. 44: Englische Sünden in Irland.

Einunddreißigstes Kapitel

Aus den Jahren 1884 (Fortsetzung) und 1885.

Wiederholt hatte Bucher mir davon gesprochen, daß die südafrikanische Frage auch für uns von Bedeutung sei, und mir, als ich sie darauf in den Grenzboten zu behandeln bereit war, Material dazu in Aussicht gestellt, und ich hatte ihn zweimal daran erinnert.

Am 3. November 1884 schrieb er mir: „Die Akten über Südafrika kann ich noch nicht entbehren, weil sie täglich gebraucht werden können, was Sie wohl an den Artikeln der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gemerkt haben. Auch ist jetzt noch nicht der richtige Moment: sie müssen erst wissen, was die Boers auf alle die englischen Anklagen zu antworten haben.[1]

„Inzwischen würde ein andrer Artikel in Nummer 47 erwünscht sein, über die Debatte in der Times vom 1. d. M. Ich habe Ihnen dazu vorgearbeitet und füge s. p. r. ein Bündel bei, in dem Sie allerlei Material finden werden. Die Frage der Protektion in England muß freilich sehr vorsichtig behandelt werden; denn wir haben das Interesse, daß England bei seinem Tarif bleibt, und müssen uns das in Gedanken gegenwärtig halten.

„Es ist Unsinn, zu glauben, daß es in der Tariffrage eine absolute, für alle Völker und Zeiten zutreffende Wahrheit gebe. Jedes Volk muß wissen oder durch Erfahrung an sich lernen, was ihm frommt. Es fällt uns daher nicht ein, die Engländer belehren zu wollen, obwohl sie mit Belehrung sehr freigebig sind und bei uns der Übergang von dem System der natürlichen Kräfte, mit

---

[1] England hatte nach der Niederlage am Majubaberge (Laings Neck) am 27. Februar 1881 dem 1877 unterworfnen Transvaal am 6. August 1881 die Selbstverwaltung, am 27. Februar 1884 die Unabhängigkeit zugestanden.

dem die vorige Generation preußischer Staatsmänner das Land seit 1815 in die Höhe gebracht, zu der Freihandelsdoktrin, der seit 1850 der Beamtenstand und die Majoritäten der Vertretungskörper anhingen, zum großen Teil englischen Schriftstellern und von England bezahlten deutschen Journalisten zuzuschreiben ist. Und nun aus den jetzt in England erhobnen Klagen dasjenige, was eine handgreifliche Anwendung auf unsre Verhältnisse findet, namentlich über foreign competition gegen Ackerbau und Viehzucht. Dann die Gegenausführungen, daß Rückkehr zur Protektion in England unmöglich sei — dies mit der Anerkennung, daß die Gründe ihr Gewicht hätten. Schluß, daß auch wir keine Abhilfe anzugeben wüßten, und daß dieser eigentümliche Zustand wohl die Folge der eigentümlichen Entwicklung Englands sei; auf dem Festlande Dreißigjähriger Krieg, spanischer Erbfolgekrieg, napoleonische Kriege (auch 1870 war a wonderful year for England infolge unsers Krieges). Die Völker des Festlandes zerfleischen einander in Kriegen oder Revolutionen. England, das seit 1066, abgesehen von kleinen französischen Landungen in Irland, keinen Feind auf seinem Boden gesehen hat, is making money und verhilft sich zu den besten Kolonien. Wenn wir eine Ära langen Friedens in Europa vor uns haben, wie es den Anschein hat, so werden die Bedingungen fehlen, unter denen Englands Reichtum, wie Gladstone sagt, by leaps and bounds sich vermehrt hat." Ich schrieb den Artikel nach dem Material und Plane Buchers sogleich, und er erschien unter dem Titel: „Schutzzöllner in England" in Nummer 47 der Grenzboten.

Am 16. November sandte Bucher wieder Stoff zu einem Angriff auf England, der zu einem Aufsatze verarbeitet wurde, „England und die Cholera" hieß, in Nummer 49 der Grenzboten kam und behauptete, England habe durch seine Zollgesetzgebung 1817 die Handweberei in Ostindien vernichtet, dadurch viele Leute brotlos gemacht und so die Wirkungen der Mißernten verstärkt, die in Hungersnöten bestanden hätten, die ihrerseits Ursache gewesen wären, daß die aus Sumpfluft, Hitze und Menschenanhäufung bei Pilgerstätten entstandne Cholera ein geschwächtes, wenig widerstandsfähiges Volk vorgefunden hätte und zur Epidemie geworden wäre. Auch die Verbreitung der Seuche nach Westasien

und Europa habe England verschuldet, weil es, um seinen Handel und seine Schiffahrt nicht zu stören, keine rechte Aufsicht geübt habe.

Am 24. November war ich wieder bei Bucher, um ihn an die versprochenen Akten des Auswärtigen Amtes über den Streit der Engländer mit den Boeren zu mahnen. Er sagte, er könne sie gerade jetzt nicht gut entbehren, wenigstens die von 1879 an nicht, da der Chef und Hatzfeldt jeden Tag Auskunft über die Sache verlangen könnten. Das ältere Material werde er mir schicken, obwohl nichts aus der Hand gegeben werden solle. Er ist der Meinung, daß England einen Krieg mit dem holländischen Elemente in ganz Südafrika fürchte, und daß Warren seine Freiwilligen gewiß nur unter den dortigen englischen Ansiedlern werben könnte. Er äußerte dann: „Geben Sie jetzt recht genau acht auf die Nachrichten aus Afghanistan; dort wird es nächstens was geben.“[1] Ich fragte: „Die englische Expedition, die von Quetta zur Grenzregulierung abgegangen ist, ist wohl an Ort und Stelle eingetroffen?“ Er antwortete: „Nein, die hat erst Herat erreicht. Aber General Lumsden, der über Teheran gereist ist, befindet sich an der Grenze und hat da entdeckt, daß ein wichtiger Punkt, Pul i Chatun — Weiberbrück, die Männer reiten daneben durch den Fluß —, eine Stelle, über die man erst noch bestimmen wollte, von den Russen schon in Besitz genommen war. Daily News, das Regierungsorgan, wundert sich und klagt darüber. . . . Wahrscheinlich wird Sie der Chef in den Grenzboten etwas über die Frage schreiben lassen — schloß er —, mit der Norddeutschen geht es doch nicht.“ . . . Ich fragte dann, ob es begründet sei, daß Busch bald abgehen werde und Gesandter werden solle, und er bejahte es. Ich: „Und dann wird Herbert sein Nachfolger?“ Er: „Ja, gewiß.“ Ich: „Dann wird aber Hatzfeldts Stellung wackelig.“ Er: „Freilich, dann wird er überflüssig, und das ist wohl auch die Absicht des Chefs. Herbert liest dann mit ihm beim Frühstück die Eingänge, und er setzt ihm auseinander, was damit gemacht werden soll, und der giebt uns dann die Sachen direkt zur Bearbeitung.“

---

[1] Die Russen hatten 1881 die Teke-Turkmenen unterworfen und durch den Vertrag am 21. Dezember 1882 mit Persien die Grenze am Atrek weiter südlich vorgeschoben.

Am 28. November früh brachte mir Buchers Diener in einer verschlossenen grünen Reisetasche (Schlüssel im Couvert dabei) drei dicke Konvolute Akten des Auswärtigen Amtes zur Transvaalfrage, die ich auszog und ihm nach fünf Tagen persönlich wieder zustellte. Sie bestanden aus englischen Blaubüchern und Depeschen Münsters, Graf Herbert Bismarcks, Alvenslebens im Haag und des deutschen Konsuls in Kapstadt, umfaßten die Zeit vom 16. Juli 1881 bis 31. März 1882 — vom 1. April 1882 bis November 1882 und vom Dezember 1882 bis 15. März 1884 und wurden zu drei Aufsätzen mit dem Titel: „England und die Boers" verarbeitet, die in den drei ersten Heften der Grenzboten von 1885 erschienen. Gleich nachher, in Nr. 4, folgte ihnen ein Artikel: „Die Luciabucht" mit einem Schlusse nach Äußerungen Buchers, und diesem wieder einer über „England und Rußland in Asien," der gleichfalls von Bucher angeregt worden war, und zu dem er mir Ausschnitte aus englischen Zeitungen und O'Donovans Buch über Merw geschickt hatte. Dieser stand in Nr. 6 der Grenzboten. — Bei den Konvoluten der Reisetasche lag ein auf rotes Papier gedruckter, aus Newyork datierter, sehr heftiger Aufruf an das Volk Europas (englisch), den Boers zu helfen, auf den Bucher geschrieben hatte: „Können Sie behalten."

1885

Am 11. Februar 1885 schrieb ich an den Rittergutsbesitzer A. Andrae-Roman, Neu-Torney-Stettin:

„Sehr geehrter Herr!

Lange Zeit sehr beschäftigt, dann krank gewesen, komme ich erst jetzt dazu, Ihre Zuschrift aus Kissingen vom 30. Juni v. J. zu beantworten. Zunächst danke ich Ihnen für die Berichtigung: Andrae-Roman, Rittergutsbesitzer, nicht Roman von André, Prediger, die ich in der zweiten Auflage von »Unser Reichskanzler« anzubringen nicht verfehlen werde. Auch ein Satz auf Seite 158 des ersten Bandes wird nach Ihrem Schreiben geändert werden. Über die Verwendung des weitern Inhalts wäre eine mündliche Verständigung wünschenswert, namentlich über die von Ihnen nur kurz erwähnte Deklarantenangelegenheit. Auskunft von vertrauenswürdiger Seite wäre mir hier zunächst für meine Privataufzeichnungen wert,

deren Quellen allenthalben in dem ernsten Streben aufgesucht und benutzt wurden, über den gewaltigen Geist, den wir beide gleich verehren, die Wahrheit zu erfahren.

„Schon jetzt aber ließe sich wohl über eine Stelle in Ihrem Briefe näheres mitteilen. Ich meine die, wo Sie schreiben: »Die etwas kühle Stellung Bismarcks zu den Geistlichen als solchen schreibt sich nicht erst her von dem Konflikte mit der Kreuzzeitung, sie bestand schon lange vorher, hängt mit einer ähnlichen Stellung zur Kirche als solcher zusammen und hat ganz andre Ursachen, auf die ich hier nicht näher eingehe.« Wollen Sie, wie ich nach Ihren lobenden Worten über mein Buch vielleicht hoffen darf, mir das Vertrauen erweisen, mir diese »ähnliche Stellung zur Kirche«, diese »ganz andern Ursachen« mit einiger Ausführlichkeit in ihrer etwaigen Antwort zu zeichnen, so würden Sie mich sehr verpflichten. Ich möchte namentlich über das, was das zweite Kapitel des Buches enthält, noch klarer und gewisser sein, als ich bei der Abfassung desselben sein konnte, obwohl ich nichts versäumt hatte, über Bismarck als religiösen Menschen auf den Grund zu kommen, und glauben durfte, ich sei im ganzen wohl unterrichtet. Es liegt mir so viel daran, mich über dieses wichtige Thema noch besser belehrt zu sehen, daß ich mit Ihrer Erlaubnis auch bereit wäre, mir persönlich bei Ihnen Auskunft zu holen, und bitte ich Sie, mir in solchem Falle Ort, Tag und Stunde dazu bestimmen zu wollen.

„Schließlich gestatten Sie mir gütigst, meinerseits einen Irrtum zu berichtigen. Ich bin nicht Legationsrat und darf mich nur unterzeichnen als

Berlin W., Lützowstraße 14, Ihr ganz ergebner
den 11. Februar 1885. Dr. Moritz Busch."

Am 17. Februar nachmittags erhielt ich darauf mit der Post folgende Antwort:

„Berlin, den 27. 2. 85.
Wilhelmstraße 29 I.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihr gefälliges Schreiben erwidere ich Ihnen, daß ich zur Zeit auf ein paar Tage in Berlin anwesend bin, daß ich aber sehr beschäftigt und in der Regel nur bis etwa neun Uhr morgens

sicher zu Hause sein werde. Ich will auch nicht verschweigen, daß ich nach den gemachten Erfahrungen alle Ursache habe, mich in Bezug auf den Reichskanzler sehr reserviert auszusprechen, zumal wenn es sich um Veröffentlichungen handelt. Indes würde es mir eine besondre Freude sein, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und Ihrem freundlichen Besuche entgegensehend habe ich die Ehre, mich zu zeichnen

Euer Wohlgeboren

ergebenster

A. Andrae=Roman."

Ich schrieb sogleich an ihn:

„Berlin W., Lützowstraße 14 I.
17. Februar 1885.

Sehr geehrter Herr!

Ihrer soeben mir zugekommnen Erlaubnis folgend, werde ich mir morgen, Ihrer Andeutung gemäß vor neun Uhr, die Ehre geben, Sie zu besuchen. Inzwischen bin ich mit bestem Danke für Ihre Zeilen

Ihr ganz ergebner

Dr. Moritz Busch.

Ich füge hinzu, daß ich dieses Billet persönlich bei Ihnen abgegeben habe."

Am 18. Februar früh von dreiviertel auf neun bis nach zehn Uhr war ich bei Andrae, der Wilhelmstraße 29 in der Wohnung Knaks, des Pastors der böhmisch=lutherischen Gemeinde, abgestiegen war und mir diesen, als er durch das Zimmer ging, als seinen Schwiegersohn vorstellte. Andrae ist ein großer, stattlicher Mann mit weißem Vollbart, anscheinend ein hoher Sechziger, der Aussprache nach Hannoveraner, wie er selbst sagte, aus Ostfriesland stammend. Er wiederholte zuerst, daß er sich wegen schlimmer Erfahrungen reserviert verhalten müsse, auch zweifelte er, daß wir uns verstehen würden, da ich nach meinem Buche einen andern religiösen Standpunkt einnehme als er. In Bezug auf ersteres erinnerte er an den von Hesekiel mitgeteilten Brief Bismarcks an ihn, von dem er sagte: „Ich weiß wirklich nicht, wie er in die Öffentlichkeit gelangt

ist. Ich habe ihn einigen vertrauten Freunden vorgelesen und gezeigt, ihn aber nie aus der Hand gegeben. Er prägt sich aber stark dem Gedächtnisse ein, und so kam es, daß ein hoher schleswig-holsteinischer Geistlicher ihn geradezu auswendig konnte. Er ist dann gedruckt erschienen, nicht erst bei Hesekiel, sondern vorher in einem demokratischen Blatte." Desgleichen wies er auf Diest-Daber hin, der sich ebenfalls sehr nach dem Grunde der Dinge erkundige und ebenfalls alles, was er erführe, gleich aufschriebe, und den er als „gescheit und eigentlich ehrenwert" bezeichnete. Er sei gegen Bismarck auf Grund einer Mitteilung Moritz von Blanckenburgs aufgetreten, die auf Mißverständnis beruht habe. Ich versuchte sein Mißtrauen zu beschwichtigen, indem ich bemerkte, was er mir über die Sache, um die es sich handle, etwa sagen werde, sei zunächst nicht für den Druck bestimmt und werde ohne seine Erlaubnis überhaupt nicht veröffentlicht werden, wenigstens gewiß nicht vor Bismarcks Tode. Ich sammle nur für die Geschichte, die dann ihr Recht fordern werde. Hinsichtlich der Verschiedenheit unsrer religiösen Ansichten sagte ich ihm, ich habe Theologie studiert und folge theosophischen Wegen, wobei ich Jakob Böhme nannte. Andrae hat Bismarck schon vor Jahren näher kennen gelernt, ist dann in Frankfurt am Main bei ihm zu Besuch gewesen und später auch in Berlin mehrmals. „Ich war — äußerte er — lange eng mit ihm befreundet, darf ich sagen. Er hörte früher gern und sehr geduldig die Meinung andrer an; ob er sich freilich danach gerichtet hat, ist eine andre Sache. Jetzt wird das vielleicht nicht mehr so sein, und es wäre nicht gegen die menschliche Natur, wo jemand so Großes geleistet — freilich auch so viel Glück gehabt hat." Er sprach sich weiter voll Bewunderung über sein politisches Genie aus, war überzeugt, daß er ein „aufrichtiger Christ" sei, und versicherte, daß er „daraus schon in Frankfurt kein Hehl gemacht habe. Zu den Geistlichen und zur Kirche dagegen verhielt er sich schon damals und noch früher kühl."

Ich fragte: „Verzeihung, wie meinen Sie das? Was verstehen Sie unter Kirche? Die Gesamtheit der Christen, der Gläubigen, die Gemeinschaft der Heiligen oder die Anstalt mit gewissen Observanzen und Heilmitteln, Sakramente, öffentlichen Gottesdienst, Predigt u. dgl.?"

Er antwortete, daß er an den letzten Begriff gedacht habe, und fuhr fort: „Das ist schon alt bei ihm und hängt mit der Art seiner Bekehrung zusammen. Damals waren die Geistlichen in Pommern nicht, was sie jetzt sind. Die Mehrzahl bestand aus Rationalisten, und als der Umschwung kam, ging er nicht von diesen Kreisen aus, sondern von einigen Laien wie Below (nicht Below-Hohendorf, wie ich ihn unterbrechend vermutete), Senfft-Pilsach und Thadden. Die traten gewissermaßen als Prediger auf, neben der Kirche und, da die Geistlichen rationalistisch dachten und predigten, in vieler Beziehung gegen sie, in sektiererischer Weise. Auch Blanckenburg und Bismarcks Schwiegervater in Reinfeld, ein vortrefflicher alter Herr übrigens, gehörten dazu. Sie hielten sich etwa zu den Meinungen Gichtels.[1] Andre neigten zu den Altlutherischen hin. [Also nicht zu herrnhuterischer Ansicht, wie ich vermutet hatte.] Bismarck kam unter ihren Einfluß und schloß sich ihnen an, und darin ist der Ursprung seiner ablehnenden Haltung den Geistlichen und der Kirche gegenüber zu suchen. [Gichtels »Gott in uns« und Bismarcks »nicht durch Predigermund sich erbauen«], nicht erst in dem Umstande, daß unter den Deklaranten auch viele Geistliche waren."

Er sprach hierauf davon, daß Bismarck die Deklaration irrtümlich aufgefaßt habe. Holts hat nach ihm dem Fürsten geschrieben, er bedaure, sich daran beteiligt zu haben, und dieser hat sich darüber sehr gefreut und ihm das in einem langen Briefe ausgesprochen. Andrae hat das Schreiben seines Freundes Holts als Einzeldemonstration gemißbilligt und vorgeschlagen, den rechten Sinn der Deklaration in gemeinsamer Interpretation dem Kanzler auszusprechen und die falsche Deutung, die Deklaranten hätten mit ihrer Erklärung die Artikel der Kreuzzeitung gutheißen wollen, abzulehnen. Die Herren haben das thun wollen. Bismarck aber hat ihnen durch Limburg-Stirum sagen lassen, er wünsche dies nicht, sie möchten einzeln an ihn schreiben, und so ist jene Gesamterklärung unterblieben. Moritz von Blanckenburg verkehrt nach Andraes Meinung noch jetzt mit dem Fürsten, obwohl er ihn nur selten

[1] Johann Georg Gichtel, geboren in Regensburg März 1638, gestorben in Amsterdam 21. Januar 1710, theosophischer Mystiker, Anhänger Jakob Böhmes.

sieht. „Überhaupt waren sie niemals ganz getrennt, da die Frauen beider miteinander zusammenkamen, was noch der Fall ist.“

Wir sprachen dann vom Kulturkampf, und Andrae wunderte sich, daß Bismarck ihn aufgenommen habe, da er doch habe wissen müssen, daß der Kampf mit einer geistigen Macht aussichtslos sei; er möge wohl durch die Entstehung des Zentrums dazu bewogen worden sein. Ich verteidigte ihn mit Hinweis auf die mir in Friedrichsruh diktierte Darstellung der Sache.

Die Rede kam dann auf das Verhältnis des Chefs zum Kaiser, und Andrae sagte von diesem: „Sein Verdienst besteht in der Schöpfung der neuen Armee und darin, daß er die rechten Leute erkannt und an ihnen festgehalten hat,“ woran er die Anekdote knüpfte: „Ein Minister, der es neben Bismarck nicht mehr aushalten konnte, bat den Kaiser um seinen Abschied. Der aber redete ihm zum Bleiben. Wir müssen alle aushalten, sagte er. Er ging aber doch. Der Kaiser dagegen hat sich nicht von ihm getrennt; er hielt es für seine Pflicht.“ — „Es war Notwendigkeit — erwiderte ich —, es ging nicht ohne ihn.“ Er sagte: „Ja, aber daß er das einsah.“

Andrae erzählte noch allerhand von Hannover, unter anderm, daß die dortigen Geistlichen „der Obrigkeit unterthan sein wollen, die Gewalt über sie hat.“ Dann berichtete er folgendes: „Vor dem Kriege von 1866 gab es unter uns Konservativen zwei Parteien: Gerlach und Marquart und daneben andre, die den Krieg mit Österreich für geboten hielten. Zuletzt wurde eine Verständigung versucht, und wir luden Gerlach zu einer Versammlung ein und, damit er nicht allein sei, noch einige von seiner Ansicht. Er sagte zu und kam, und hier prophezeite er uns: »Es sind nur zwei Ausgänge möglich; entweder wir unterliegen, und dann ist alles aus, dann wird Preußen geteilt, oder wir siegen, und dann muß liberal regiert werden, denn die Einigung Deutschlands unter Preußen ist nur auf diese Weise möglich.« Und das ist eingetroffen: Bismarck hat Indemnität verlangt und dann jahrelang mit den Liberalen im Einklange gehandelt, soweit es möglich war.“

Als ich ging, sagte Andrae mir für später weitere Mitteilungen zu, falls ich danach verlange. „Aber nicht schriftlich. Ich komme oft nach Berlin, und ich werde mich freuen, wenn wir uns wiedersehen.“

Mit Bucher blieb ich auch im Jahre 1885 in regem Verkehr. Ich besuchte ihn am Neujahrstage, war am 11. Februar bei ihm, um ihm O'Donovans Oasis of Merw wiederzubringen, wo er indes krank zu Bette lag und nicht zu sprechen war, hatte einige Tage später eine kurze Unterredung mit ihm über die Luciabucht und sah ihn am 25. Februar wieder in seiner Wohnung, wo ich mich wieder länger mit ihm unterhielt. Wir sprachen zunächst über den Chef, von dem er berichtete, daß er jetzt vollkommen gesund, „ganz jung und rot" sei und „ungeheuer fleißig arbeite," dann über Hatzfeldt, der „aus Angst vor einer Beteiligung an der westafrikanischen Konferenz und davor, daß ihn der Chef beauftragen könnte, im Reichstage die Interessen des Auswärtigen Amtes zu vertreten, Bauchgrimmen gekriegt und Urlaub genommen hat.... Es fehlt ihm in Wirklichkeit nichts, aber eben hat er sich weitern Urlaub verschafft, und da Herbert jetzt da ist, so fragt sichs, ob er überhaupt wiederkommen wird. Er wird von uns übrigens nicht vermißt, die Geschäfte werden ohne ihn besorgt und besser. Er wäre gewiß schon weg vom Staatssekretariat, wenn man nur wüßte, wohin mit ihm." — Ich sagte: „Keudell wird ihm seine römische Sinekure auch nicht abtreten wollen." — Er erwiderte: „Der macht sich wirklich keine Sorge. Man dachte, er würde jetzt was über die italienischen Expeditionen nach dem Roten Meere berichten, und er stellte auch einen Bericht in Aussicht.[1] Was wars aber, als es ankam? Die Beschreibung des Ballfestes, das er neulich gegeben hat, wie er mit der Königin Quadrille getanzt hat, wie ihm gegenüber die Annunziatenritter getanzt haben, und andre schöne und wichtige Sachen der Art, alles ganz ausführlich.

Dann freute sich das entmenschte Paar über Englands Mißgeschick im Sudan.[2] Daran knüpfte sich ein Gespräch über Zentralasien, und Bucher meinte, die Russen würden jetzt allerdings Herat nicht okkupieren, aber so Stellung nehmen, daß sie es bei nächster guter Gelegenheit annektieren könnten wie Merw.[3] Er wies dann auf die Absicht der Engländer hin, die

---

[1] Die Italiener besetzten am 8. Februar 1885 Massaua.

[2] Durch die Erhebung des Mahdi Mohammed Achmed seit 1881, der am 26. Januar 1885 Chartum eroberte.

[3] Die Turkmenen von Merw unterwarfen sich am 12. Februar 1884.

einheimischen Kontingente der indischen Fürsten, zusammen dreihunderttausend Mann mit 1200 Feldgeschützen, aufzuheben, und auf die „demonstrative Revue des Radscha von Scindia.“ Ich gedachte der Empörung der Schwarzen von Kittah[1] gegen die englischen Freunde, und er sagte: „Und in Birma droht ihnen ein Konflikt mit den Franzosen.“[2] Auf meine Frage: „Ist Südafrika von uns aufgegeben, oder schwebt die Sache mit der Luciabai noch?“ antwortete er, sie schwebe noch.[3]

Ich erzählte ihm meine Begegnung mit Andrae-Roman, und er gedachte bei dem Namen Below auch zweier Brüder dieses Namens, die nach Amerika gegangen und dort durch Pelzhandel reich geworden, dann aber nach Preußen zurückgekehrt seien und ein Gut gekauft, auch eine Sekte um sich gesammelt hätten. Hepworth Dixon erzähle in seinem New America von ihnen.

Am 20. März nachmittags drei Uhr brachte ein Kanzleidiener, den Bucher abgeschickt hatte, ein Bleistiftbillet desselben, in dem er schrieb:

„S. D. möchte einen Artikel des Daily Telegr. vom 15. Januar (oder einige Tage zurück) haben, in welchem das Thema besprochen wird, wie die Dinge sich ändern würden, wenn erst eine englische Prinzessin Kaiserin von Deutschland ist.

Haben Sie vielleicht die Nummer?

Ihr

Br.“

Ich hatte die Nummer leider nicht aufgehoben und schrieb Bucher umgehend. Der Kanzleidiener, der obiges Billet gebracht, war dabei und nahm meine Antwort gleich mit. „S. D.“ ist natürlich Seine Durchlaucht der Reichskanzler. Hieraus erklärt sich also wohl seine neuliche Rede gegen Eugen Richters Anspielung auf dynastischen Zusammenhang Englands mit uns.[4]

---

[1] In Westafrika.

[2] Der König Thibe lag damals im Streite mit der britisch-birmanischen Handelsgesellschaft, der im November 1885 zum Kriege mit England führte, und hatte im Januar desselben Jahres einen Vertrag mit Frankreich geschlossen.

[3] Die Luciabai, an der der deutsche Unternehmer Einwald Rechte erworben hatte, wurde erst 1887 mit dem Sululande englisch.

[4] Am 16. März 1885, Politische Reden XI, 119 f.

Am 19. April früh wieder bei Bucher gewesen. Wollte, daß ich das kriegerische Auftreten der Times mit deren Verhalten bei Ausbruch des Krimkrieges vergleiche, worüber in Kinglakes Invasion of the Crimea, III, 31 Aufschluß gegeben sei. Meinte, jetzt stecke Lord Dufferin dahinter.[1] Von Krieg könne nicht die Rede sein, da England jetzt nicht die genügenden Mittel habe, und Rußland vorläufig noch gar nicht Herat, selbst nicht die letzte Gebirgslinie davor zu nehmen gedenke. Zum afghanischen Feldzuge von 1839 habe man englischerseits für ein Heer von achtunddreißigtausend Mann gegen hunderttausend Mann Troß und Massen von Tragtieren gebraucht, und davon sei jetzt nichts vorhanden. Es habe geheißen, bei Raul Pindi habe man zwanzigtausend Mann vor Abdurrahman und Dufferin Revue passieren lassen, in Wahrheit habe man aber dort nur elftausend beisammen gehabt. Die Intendantur sei schlecht, Grahams Leute bei Suakin hätten nur ein Paar Stiefel mit, und als ein irisches Regiment dort bei der Messe gekniet habe, habe man gesehen, daß die Mannschaften zerlaufne Sohlen an den Füßen gehabt hätten, die mit Stücken von blechernen Konservenbüchsen geflickt gewesen seien.[2] Die Soldaten, die man noch zu Hause habe, seien meist zu jung zur Verwendung in den Tropen. Die Engländer würden vier Monate brauchen, um von Quettah nach Herat zu gelangen, die Russen könnten viel eher dort sein. Was Münster sich über die Chancen beider Parteien habe aufbinden lassen, sei Unsinn. Bucher hat das alles für den Fürsten zusammengestellt, und es ist dann in Immediatberichten an den Kaiser gegangen. „Kronprinzens sind — sagte Bucher — sehr verdrießlich und sehr ungehalten über den Kanzler, der in Petersburg nicht vermitteln und England aus der Verlegenheit helfen will, und der ihnen in Konstantinopel in den Weg tritt. Den Türken ist von denen in London für die Erlaubnis zum Passieren der Dardanellen und des Bosporus die Besetzung Ägyptens angeboten worden, man hat dem Sultan aber von Berlin und Wien gesagt, daß man hier auch ein Wort zur Sache habe, und

---

[1] Britischer Vizekönig von Indien.

[2] Graham siegte am 13. März 1884 bei Tamanib unweit Suakin und stand seitdem dort.

unsre Offiziere in Stambul[1] sollen sorgen, daß die Durchfahrt mit Torpedos gesperrt wird."

Am 20. schickte mir Bucher den dritten Band von Kinglakes Buch, und ich schrieb den von ihm gewünschten Artikel, der dann unter dem Titel: „Friedensaussichten und die Times" in Nr. 18 der Grenzboten erschien.

Am 22. April war ich beim Staatssekretär von Thile, dem ich einige Tage vorher beim Nachhausegehen begegnet war und dabei einen Besuch angekündigt hatte. Er war sehr freundlich und mitteilsam, und ich unterhielt mich mit ihm von elf bis ein Uhr. Er ist 1812 geboren und von 1837 an diplomatisch beschäftigt gewesen, unter anderm unter Bunsen in Rom, während des Streites mit dem Papste, der zu Bunsens Rücktritt von dem Gesandtschaftsposten führte, in der Schweiz, als sich der Sonderbundskrieg vorbereitete, und in London, später selbständig als Gesandter in Athen während des Krimkrieges. 1862 hat ihm Bismarck ganz unerwartet das Staatssekretariat angetragen. Er hat sich zuerst geweigert, weil er seinen Freund Sydow nicht verdrängen wollte und gemeint hatte, er werde nicht genügen, weil er mit den Arbeiten an der diplomatischen Zentralstelle nicht hinreichend vertraut sei; dann, nachdem der Minister ihm gesagt hatte, Sydow sollte mit der Bundestagsgesandtschaft glänzend entschädigt werden, hat er um nur interimistische Anstellung gebeten, „zur Probe." „Darauf brachte mir — so erzählte er weiter — wenige Tage nach der betreffenden Unterredung der Kanzleidiener Lorenz das vom König unterzeichnete Bestallungsdekret, und ich trat ein. Lange Zeit war Bismarck mit mir zufrieden, und sein Verhältnis zu mir war ein gutes. Später wurde es anders, sodaß ich schon vor 1870 an Rücktritt dachte. Mein Abgang vollzog sich erst 1872. Als da die Kaiser von Österreich und Rußland in Berlin waren, sollten ihre Botschafter, Karolyi und Oubril, nach Bismarcks Vorschlag zum Schlusse mit Porzellanvasen beschenkt werden. Der Kaiser schrieb aber an den Rand der Eingabe, das schiene ihm nicht passend, sie sollten den Schwarzen Adlerorden bekommen. Als ich das sah, konnte

[1] Seit 1880 (von Grumbkow, von Kamphövener, von der Goltz, von Hobe u. a. m.).

ichs Bismarck nicht mitteilen, weil der mit den Kaisern bei der Revue in Tempelhof war, und da ich glaubte, es werde Seiner Majestät lieb sein, wenn die Herren noch diesen Abend bei der Schlußfestlichkeit mit der Dekoration bei ihm erschienen, ließ ich sofort die Insignien auf der Ordenskanzlei holen und sie ihnen überbringen. Am nächsten Tag erschien Keudell schon um neun Uhr bei mir und sagte, er komme in ernster Angelegenheit. Als er Bismarck die Sache mitgeteilt habe, habe der sich vor den Kopf geschlagen, das sei ja zum Umfallen, er möge Thile erklären, er könne nicht mehr mit ihm verkehren. Ich erwiderte, ich wolle meinen Abschied verlangen, ob ich mich deshalb an ihn, Bismarck, oder an den Kaiser wenden solle? Bismarck verwies mich, wie Keudell zurückbrachte, an diesen, ich sollte sein verhaßtes Gesicht nicht wiedersehen." Ich sagte: „Keudell brachte Ihnen das, weil er Ihre Stelle zu bekommen hoffte." — Er: „Ja, vielleicht. Aber da er wußte, daß ich mich in meiner Stellung schon seit einiger Zeit nicht wohl fühle, war es nicht so schlimm, wenn er dachte, mein Nachfolger zu werden. Der Kaiser ließ mich auf mein Gesuch zu sich bescheiden, und ich hatte eine einstündige Unterredung mit ihm, in der er mich zuerst nicht gehen lassen wollte und dann zunächst nur einwilligte, daß ich zur Disposition gestellt würde. Er war überhaupt sehr gnädig gegen mich, und bald nachher wurde ich mit zwei (so verstand ich) Orden ausgezeichnet. Bismarck hatte mich bei ihm wegen Unfähigkeit verklagt, auch käme ich nicht pünktlich zu den Geschäftsstunden — was er nicht wissen konnte, da er selbst bis um zwölf Uhr schlief — und nähme zu lange Urlaub." Thile holte aus seinem Schreibtisch eine ausführliche Darstellung der Angelegenheit vor, die er selbst verfaßt hatte, und die er mir vorlas.

Aus früherer Zeit teilte mir Thile noch folgendes über das 1863er Kartell mit Rußland[1] mit: „Bismarck wagte dabei viel, wir konnten uns dadurch einen Krieg mit Frankreich auf den Hals ziehen, der uns zunächst angegangen wäre. Napoleon war wütend, weil er gar nichts von der Angelegenheit vorher erfahren hatte. Goltz schrieb, wenn man ihm den Vertrag mitteilen wolle, so werde

[1] Im Februar über die Unterstützung Rußlands gegen den polnischen Aufstand. G. u. E. I, 314.

er sich beruhigen, und so geschah es. Bismarck schickte ihn an Goltz mit dem Auftrag, ihn dem Kaiser allein vorzulegen, auch die Minister sollten nichts davon zu wissen bekommen. Napoleon war erstaunt über den Inhalt und rief aus: »Das ist ja ärger, als ich dachte!« Doch erfolgte nichts weiter darauf."

Thile hat Reumonts Buch über Friedrich Wilhelm IV. vor dem Druck in den Korrekturbogen gelesen und an dessen Inhalt nichts auszusetzen gefunden; nur sei das Werk, wie alle Bücher dieses Autors, sehr langweilig. Er schilderte ihn als äußerst häßlich, aber als guten Menschen, der nur in der letzten Zeit sehr ultramontan geworden sei. Über Bunsen sprach er sich nicht vorteilhaft aus. Er hat mit ihm oft auf schlechtem Fuße gestanden.

Ich fand Sonntag, den 31. Mai, im Daily Telegraph vom 29. Mai einen Leitartikel, der, an das Unwohlsein des Kaisers anknüpfend, in einer für England sehr hoffnungsvollen Weise die Veränderung betrachtete, die der bevorstehende Thronwechsel in der preußischen Politik herbeiführen würde. Der Fürst Bismarck würde, so wurde u. a. behauptet, auf den Monarchen nicht mehr den Einfluß ausüben, den er jetzt habe. Ich ging mit dem Blatte sofort zu Bucher, dem ich es zur Mitteilung an den Chef übergab. Er warf einen Blick auf die von mir bezeichnete Hauptstelle und versprach, den Artikel herauszuschneiden und ihn mit der Bemerkung, ich habe ihn gebracht, dem Kanzler ohne Verzug zu schicken. Jedenfalls werde er etwas dagegen thun, wahrscheinlich mich in den Grenzboten darüber schreiben lassen. Übrigens wolle er Dienstag (2. Juni) abreisen. . . . Mit dem Kaiser scheine es, so fuhr er fort, jetzt wirklich nicht gut zu stehen. Ich fragte nach der Bedeutung des Besuches von Lord Rosebery.[1] Er erwiderte: „Es ist damit in der Hauptsache so, wie einige Blätter meldeten: er hat den Auftrag gehabt, sich zu erkundigen, wie der Chef über verschiedne Fragen denkt. Unterhandlungen haben nicht stattgefunden. Der Fürst lud mich einmal mit ihm zu Tische, und da war nur von gleichgiltigen Dingen, Hunden und dergleichen die Rede. Über die Hauptsache, die afghanische Frage, hat Rosebery nichts gesagt, erst der Chef hat das Gespräch darauf gebracht." Ich fragte: „Die jetzige Ver-

---

[1] 22. bis 26. Mai. Bismarck-Regesten II, 372.

ständigung ist doch wohl nur eine provisorische?" — Er: „Ich denke, in fünf Jahren etwa wird die Sache wieder zur Sprache kommen, wenn man mit den Eisenbahnen fertig ist. Die Russen wollen die Bahn von Kisil-Arwat nach Askabad bis 1886 ausgebaut haben, und dann soll sie bis Merw und bis an den Oxus in der Richtung auf Samarkand weitergeführt werden.[1] Die Engländer bauen ihre Bahn vom Indus nach Kandahar, aber nicht durch den Bolanpaß, auf dem nächsten Wege, wo sie zwölf Meilen durch Schluchten gehen würde und von den Anwohnern bloß durch herabgerollte Felsstücke gesperrt werden könnte, sondern auf einem Umwege über Pischin; aber auch dort werden sie großen Schwierigkeiten begegnen und sehr spät fertig werden."

Um zwölf Uhr schon (ich war vor neun Uhr mit dem Artikel des Daily Telegraph zu Bucher gekommen) war ein Diener aus dem Palais des Reichskanzlers oder aus dem Auswärtigen Amte in meiner Wohnung, um im Auftrage Fürst Bismarcks anzufragen, ob ich ihn um drei Uhr besuchen könne. Hedwig sagte ihm, nachdem sie mirs gemeldet hatte, ja; er klingelte aber nochmals und fragte mich persönlich, ob ich zu dieser Stunde kommen wolle. Ich bejahte es und ging dann hin. Eine Viertelstunde nach drei Uhr wurde ich zum Kanzler in sein Arbeitszimmer gerufen, und erst um vier Uhr zehn Minuten verließ ich ihn wieder.

Er saß schwarz gekleidet und mit Militärhalsbinde wie gewöhnlich an seinem Schreibtische, beschwichtigte erst Tiras, der aufsprang und auf mich los wollte, reichte mir freundlich wie früher die Hand und fragte, nachdem ich ihm gegenüber Platz genommen hatte, wie es mir ginge, wobei er bemerkte: „Sie sehen noch ganz so aus wie vorher, gar nicht verändert." Er sprach dann davon, daß er in der Zeit, wo ich ihn nicht gesehen hätte, mit Arbeit überhäuft gewesen sei. „Auch heute sitze ich hier schon seit acht Uhr — fuhr er fort —, und so ists alle Tage; nur ein Frühstück dazwischen, und dabei arbeite ich, wie Sie wissen, auch, lese Depeschen und Telegramme, gebe Anweisungen und dergleichen. Ich muß fast alles allein machen, Hatzfeldt ist ein vortrefflicher Bot-

---

[1] Die transkaspische Bahn wurde schon am 14. Juli 1886 bis Merw eröffnet.

schafter, auch hier ganz gut für die Diplomaten, die hier vorsprechen; gescheit, geistreich, aber kränklich, nicht fähig zu ernster, dauernder Arbeit, nicht für die Routine, leichtsinnig, auch ist sein Gedächtnis schwach. Busch ist auch nicht mehr zu brauchen und muß ausspannen. Bojanowski ist zu Grunde gerichtet, und die Räte intrigieren gegen ihn. Mein Sohn ist noch nicht eingearbeitet und muß noch lernen." Ich sagte: „Aber Busch war doch ein sehr tüchtiger Arbeiter und kannte die Geschäfte." — „Ja — erwiderte er —, aber er ist es schon lange nicht mehr, es ging nicht mehr, das Uhrwerk, er war die letzte Zeit immer kränklich. . . . Herbert läßt sich gut an, in manchen Stücken, aber er muß noch, wie die Franzosen sagen, faire ses caravanes, oder, wies die Engländer besser ausdrücken, sow his wild oats. Wissen Sie, faire ses caravanes, das heißt ursprünglich die Feldzüge machen, die die Malteser gegen die Ungläubigen mitgemacht haben mußten, ehe sie Ritter werden konnten, dann seine Dummheiten machen, als Anfänger, sich die Hörner ablaufen."

Er nahm dann den von Bucher aufgeklebten Artikel des Daily Telegraph, der in einen Brief Buchers gelegt war und mit demselben vor ihm lag, und sagte: „Sie haben mir das geschickt; ich danke Ihnen dafür."

Ich: „Ja, ich dachte, es werde Sie interessieren, besonders in der einen Stelle, weil Bucher vor einigen Wochen einen ähnlichen Leader für Sie von mir haben wollte, da er weiß, daß ich das Blatt bekomme. Ich hatte ihn nicht aufgehoben, aber er fand sich später anderswo vor und wurde für den Kaiser übersetzt. Da dachte ich, es würde Ihnen lieb sein, den hier gleich zu sehen."

Er: „Ja, und er ist auch von Interesse. Aber etwas dagegen schreiben oder darüber, das geht jetzt doch noch nicht wohl. Es müßte sehr vorsichtig gemacht werden, und jetzt, unter den Umständen, sähe es überhaupt nicht gut aus. Es steht mit dem alten Herrn recht bedenklich, und wissen Sie, es käme mir vor wie eine Frau, der ihr Mann krank geworden ist, gefährlich, und die darum den Leuten sagt, wie sie sich dann anders einrichten würde, oder richtiger, wie wenn meine Frau sterben will und ich mich äußere, wie ichs nach ihrem Tode halten will, mich wieder verheiraten oder nicht. Wir müssen damit warten, bis die Stunde gekommen ist,

wo ein Entschluß gefaßt werden muß. Es scheint, daß der Kronprinz mich behalten will, aber ich werde mir überlegen, ob ich bleibe. Vieles spricht dagegen und manches auch dafür, aber jetzt bin ich mehr dafür, daß ich gehe und seinen Versuch nicht mitmache. Ich könnte denken wie Götz von Berlichingen, als er sich den Bauern anschloß. Daß es nicht so schlimm wird; es ließe sich, wenn ich bliebe, manches widerraten und verhüten oder abschwächen. Aber wenn ich dann nicht freie Hand hätte, Kollegen wie Forckenbeck und Georg Bunsen und unaufhörlichen Verdruß mit denen, wo der alte Herr mich die letzte Zeit machen ließ, was ich für gut hielt, selbst die Minister wählen und durch andre ersetzen. Und die Mitregentschaft der Kronprinzessin, die ihn beeinflußt und vollständig beherrscht. Was soll aber werden, wenn ich sie sich selbst überlasse? Die ganze Stellung des Reichs beruht auf dem Vertrauen, das ich mir auswärts erworben habe. So bei den Franzosen, deren Haltung ganz darauf basiert ist, daß sie mir aufs Wort glauben, daß sie denken, sich auf mich verlassen zu können. Der König der Belgier sagte neulich, daß ein geschriebner und unterzeichneter Kontrakt ihn nicht so beruhige, als wenn ich ihm mündlich versichere, es wird so gehalten werden. Und ebenso mit Rußland, da baut der Kaiser ganz und gar auf mich. Ich weiß noch, bei der Danziger Zusammenkunft, da unterhielt er sich lange Zeit mit mir in der Kajüte und hörte meine Meinung.[1] Der Kaiser [Wilhelm] sah das wohl nicht gern — daß er gar keine Notiz von den Paraden und Schaustellungen nahm, ließ uns aber gewähren. Und die Kaiserin, die dänische Prinzessin,[2] sagte mir: »Unser ganzes Vertrauen ruht auf Ihnen, wir wissen, daß Sie uns reinen Wein einschenken und halten, was Sie versprechen.« ... Ich könnte ja gehen und sehen, wie sies ohne mich trieben, und wenn sie mich dann wieder riefen, nachdem das Experiment mißglückt wäre, den Wagen wieder ins Geleise lenken. Es wäre dann bewiesen, daß es so nicht anzufangen ist. Er wird wohl nur Versuche wagen, weil er mich in Reserve hat. Es war mit der neuen Ära auch so, wo der König es mit dem Liberalismus probierte, weil er zuletzt mich hatte. Aber ich bin

---

[1] 9. September 1881 an Bord der Jacht Hohenzollern.

[2] Dagmar, als Kaiserin Alexandra Feodorowna.

ein alter Mann, über siebzig, ich habe mich neunundzwanzig Jahre für den Staat ausgeschlachtet, und ich kann nicht mehr, was ich konnte. Ich kann den König nicht mehr überallhin begleiten, auf Reisen, auf Jagden, in die Bäder, nicht mehr zu Manövern und Paraden reiten, daß er nicht allein ist, mit andern — um immer gegnerischen Intriguen und Einwirkungen gleich die Spitze abzubrechen. Wenn ich so fortarbeitete, würde die Krankheit wiederkommen und mein Tod sein."

Er griff unter Bücher, die vor ihm zur Rechten lagen, und zog einen Brief Dr. Schweningers hervor, der ihm darin geschrieben hatte, er sei einer gefährlichen Krankheit durch geregelte Diät und möglichste Enthaltung von geistiger Anstrengung entgangen, aber er müsse, wenn sie nicht wiederkehren solle, sich weiter dieser Lebensweise befleißigen. Dann sagte er: „Die Kronprinzessin ist eine Engländerin. Es ist bei uns immer so: wenn unsre Prinzessinnen wo anders hinheiraten, so legen sie die Preußin ab und identifizieren sich mit ihrem neuen Lande. So die Königin von Bayern, die zuletzt gar katholisch wurde,[1] so die in Darmstadt [hier versprach er sich offenbar und meinte Karlsruhe], so auch die Gemahlin des Kaisers Nikolaus. Bei uns aber bringen sie ihre Nationalität mit und behalten sie und haben fremde Interessen. . . . Unsre Politik muß nicht notwendig antienglisch sein, aber wenn sie englisch sein soll, so kann das sehr gegen unser Interesse laufen, das immer mehr mit den kontinentalen Mächten zu rechnen hat." Der Kronprinz, so bemerkte er noch, werde bei seiner Neigung zu England auch von der Rücksicht auf die Königin Viktoria geleitet. Er habe geringe Kenntnis von Staatsgeschäften und wenig Interesse dafür, auch fehle es ihm an Mut. Ich erinnerte daran, daß er, Bismarck, auch seinem Vater auf der Eisenbahnfahrt von Jüterbogk nach Berlin (in der Konfliktszeit) Mut einzuflößen gewußt, und er erzählte die Geschichte nochmals, wobei er hinzufügte: „Er sprach davon, daß ich zuerst aufs Schafott kommen werde — man nannte mich damals den preußischen Strafford —, ich aber erwiderte: Was könnte es für einen schönern Tod geben als den für seinen König und sein Recht?"[2]

---

[1] Maria, Gemahlin Maximilians II.

[2] S. Bd. II, S. 419. 484.

Wir sprachen dann noch von Braunschweig, indem ich meinte: „Das kriegen wir doch nun, das wird doch jetzt bald preußisch?" Er verneinte es, indem er sagte: „Es muß selbständig bleiben, weil, wenn die zwei Stimmen wegfielen, der Bundesrat gar nichts mehr bedeuten, Preußen dort immer die geborne Majorität haben würde. Auch wollen die Braunschweiger ihre Selbständigkeit erhalten wissen. Ich habe, damit sich das Stimmenverhältnis im Bundesrate nicht verändert, auch das kleine Gemüse, das in Preußen aufgehen wollte, Waldeck u. dgl. immer abgewiesen. Es geht auch so, und wir dürfen die Großen nicht an uns irre werden lassen. Auch ihr Vertrauen gehört zu meiner Politik, und sie haben mir in den letzten Jahren immer vertraut."

Er schwieg eine Weile und sah mich an. Als ich mich erhob, um zu gehen, und ihm für die heutige Einladung und sein mir dabei erwiesenes Vertrauen dankte und dabei bemerkte, ich sei darüber um so froher, als ich geglaubt hätte, er zürne mir wegen des letzten Buches, und ich werde ihn nicht wiedersehn, klopfte er mir freundlich auf die Schulter und sagte: „Nee, Buschchen, zwischen uns bleibt alles beim alten. Mit dem Buche freilich haben Sie zu meiner Krankheit beigetragen; denn Sie haben mir damit viel Arbeit gemacht." Ich sagte, das werde nicht wieder geschehen, und gab ihm die Hand darauf.

Dienstag, den 2. Juni ging ich zu Bucher, um ihm zu sagen, daß ich beim Chef gewesen sei, und um ihm meine Aufzeichnung darüber vorzulegen. Er wußte schon, daß ich zu ihm zitiert worden war. Zu meiner Mitteilung über Gehen und Bleiben des Kanzlers unter dem künftigen Herrn bemerkte er: „Er hat auch die Franzosen wissen lassen, es wäre möglich, daß der zukünftige Kaiser seine Politik nicht fortsetzen wollte, und so möchten sie in Zukunft in Ägypten nur das verlangen und betreiben, was sie den Engländern gegenüber allein vertreten und durchsetzen zu können glaubten."

Über meine jetzt gehobne Befürchtung, der Chef habe mein Buch übel genommen, lächelte Bucher und sagte auch seinerseits, das sei ein Irrtum, und zu der Bemerkung des Fürsten, mein Buch habe ihm viel Arbeit gemacht [er hatte damit doch wohl in erster Reihe an die Korrektur der Fahnen gedacht], äußerte er: „Ja, darüber habe ich viel schreiben müssen, an Reuß; denn Andrassy

beklagte sich über verschiedne Stellen. Was er aber darin gelesen haben wollte, stand gar nicht drin; er hatte oberflächlich gelesen, und wir überzeugten ihn davon." — Schließlich dankte mir Bucher für meinen Bericht über die Unterredung mit dem Kanzler, den er sehr interessant nannte.

In der ersten Hälfte des Juni machte ich, um mir den jetzt weichenden Blutandrang nach dem Kopfe, der mich im Winter sehr geängstigt hatte, ganz zu vertreiben, eine Fußreise von Dresden nach Nordböhmen, der Lausitz, zurück nach Dresden, nach Moritzburg und Meißen. Zurückgekehrt nach Berlin besuchte ich Bucher am 16. Juni, um ihn zunächst zu fragen, wie man sich in der Presse zu dem neuen Ministerium in England stellen solle, wobei ich äußerte, Gladstone sei ein Vertreter des englischen Interesses gewesen, wenn auch ein ungeschickter und schwachherziger, Salisbury und Komp.[1] würden für uns auch nicht bequemer sein und vielleicht schlimmer, weil energischer. Er erwiderte, Salisbury habe schroffe Manieren, wie er in Berlin selbst erfahren habe. Dem Chef aber könnte er vorläufig angenehmer sein als Gladstone, da dieser Annäherung an Rußland gesucht hätte, und dort eine Partei wäre, die dem geneigt scheine. Salisbury dagegen habe sich gegen Rußland zu stark ausgesprochen, als daß eine Entente der Tories mit Petersburg jetzt viel Aussicht hätte. Was später in dieser Beziehung würde, wisse man freilich nicht, und die Entente mit Frankreich würden auch die neuen Minister in England suchen.

Er sprach sodann über Graf Herberts zweite Sendung nach London[2] und bemerkte, dieselbe sei nicht so geglückt wie die erste, bei der es sich um Angra Pequena und die Fidschi-Inseln gehandelt habe, und wo Herbert sehr massiv aufgetreten und zu guten Resultaten gelangt sei. Die zweite hätte öffentlich nur als Besuch bei Rosebery erscheinen sollen, bei dem Herbert gewohnt hätte. Es hätte sich aber hier um Verhandlungen über die Luciabucht und das Gebiet am Benuë gehandelt, und dabei habe Herbert, in diesen Angelegenheiten, den Karten u. dgl. nicht genug informiert, Rosebery,

---

[1] Seit 23. Juni 1885, nachdem Gladstone im Unterhause schon am 9. Juni unterlegen war.

[2] 3.—10. März 1885, Bismarck-Regesten II, 353.

der „ein geriebner Kerl“ sei, zu viel zugestanden, sodaß das Resultat für uns nachteilig ausgefallen sei. Die Luciabucht sei für uns verloren. Der Engländer habe gemeint, die könnten sie uns nicht lassen, da sie nicht erlauben dürften, daß ihre Kapkolonie von zwei Seiten her umfaßt würde. Am Benuë aber haben sie nun ein großes für sie wohlgelegnes Stück Land annektiert.

Bucher klagte darauf über „die grobe Ungeschicklichkeit,“ die Gerhard Rohlfs bei seiner Mission nach Zanzibar an den Tag gelegt habe. „Der ist — sagte er — durch die Paidokratie, wie Busch es nennt, durch den Einfluß der Söhne [des Kanzlers auf ihren Vater] dahin gekommen und hat alles verdorben. Er wurde ganz gegen das Reglement, wonach er vorher ein Examen hätte machen müssen, zum Generalkonsul ernannt, ohne Examen, obwohl er nicht viel weiß. . . . Es war recht schlau eingefädelt mit dem Sultan Bargasch. Der hat eine Schwester, die an einen Deutschen, den Hamburger Kaufmann Ruete, verheiratet ist und jetzt auch in Deutschland lebt. Die hat er um ihr Erbteil gebracht, und daran sollte angeknüpft werden. Sie sollte nach Zanzibar gehen und ihren Anspruch betreiben, und dabei konnte der Dame ein Unglück passieren: ihr Herr Bruder konnte sie strangulieren lassen. Inzwischen sollte Rohlfs auch hingehen und zwar über das Rote Meer, in der Stille, nicht auf einem Kriegsschiff. Er wußte aber den Chef zu bewegen, ihn über London und das Kap reisen zu lassen, und hier hat er sich über Sendung und Stellung unvorsichtig geäußert, in der Kapstadt gegen Offiziere von der Warrensschen Expedition [nach dem Betschuanalande], sodaß die Engländer Wind von der Sache kriegten und [noch unter Gladstones Regiment, durch ihren Konsul Kirk] ihre Maßregeln treffen konnten. Auch in Zanzibar selbst hat er Mißgriffe über Mißgriffe begangen, und als der Chef das erfuhr, äußerte er im Familienkreise, er werde ihn abberufen. Paul Lindau, der sich in der Kanzlei herumtreibt, brachte das in die Presse, und darauf wurde es dementiert. Später aber kam der Fürst auf seine Absicht zurück, da Rohlfs sich ganz unbrauchbar zeigte.“ . . . Herbert hat sich, wie Bucher weiter erzählte, „für Fälle, wo er verreist, in Derenthall einen Vize-Unterstaatssekretär besorgt. Der ist ein Bewundrer Keudells und neun Jahre bei ihm in Rom gewesen, wo es nichts zu thun giebt, da dem alles fertig hingeschickt wird,

und wo er wenig von der Welt kennen lernte, während andre auf verschiedne Posten geschickt werden und hier mit verschiednen Ländern und Verhältnissen Bekanntschaften machen. Doch hat er sich zuletzt als Generalkonsul in Ägypten nicht übel bewiesen. Wenn der eintritt, nehme ich, um nicht den letzten Rest von Selbstachtung zu verlieren, gleich auf längere Zeit Urlaub." ... Auch Bill, der nächstens heiratet und nach Hanau geht, hat sich einen Nachfolger ausgesucht, von Rheinbaben. Wir freuten uns schließlich, daß der Kaiser wieder wohlauf sei, und Bucher sagte: „Ja und auch ganz guter Laune, wie man aus den Bemerkungen sieht, die er zu den Sachen macht, die wir ihm vorlegen." Bucher will diesmal seinen Urlaub nach Schweningers Rat am Bodensee in mäßiger Höhe verleben, mir aber erst noch Adieu sagen.

Am 10. Juli schickte Bucher durch einen Kanzleidiener ein großes Couvert mit der Pall Mall Gazette vom 6. und 7. Juli, worin ihre ersten beiden Artikel über The Maiden Tribute of Modern Babylon. Später ließ er die andern folgen. Sie schilderten in ausführlicher und höchst scheußlicher Weise die Verkupplung sehr junger Mädchen an reiche Londoner Wüstlinge und sollten vermutlich von mir zu einem Aufsatze für die Grenzboten verarbeitet werden, was ich indes unterließ. Bei der ersten Sendung lag folgendes Bleistiftbillet Buchers:

„10. Juli 1885.

In den fünfziger Jahren stiftete Shaftesbury einen Verein for the rescue of infortunates. Man mietete einige Kaffeehäuser in der Nähe von Haymarket, die Mitglieder wandelten auf den Straßen umher, luden die Frauenzimmer zu Kaffee, Thee und Sandwichs ein und suchten sie zu bereden, sich sofort in ein Magdalenenasyl bringen zu lassen, was mit einigen gelang. Die Times schwieg anfangs; als aber die andern Zeitungen Berichte gebracht hatten, schrieb sie einen Artikel, worin die Phrase vorkam: we are the moral people. Es sei richtig, daß sich unfortunates auf den Straßen umhertrieben; aber sie seien nicht Engländerinnen, sondern Irländerinnen [die, sofern sie katholisch sind, ein sehr geringes Kontingent liefern], Französinnen und Deutsche.

Über die beigefügten Artikel ist mancherlei zu sagen. Die Fakten sind ohne Zweifel richtig. Die Pall Mall Gazette ist in den Shops

gestopt worden. Durch die Polizei? Es geht also mit der Preßfreiheit nicht, die nur durch gerichtliche Strafen beschränkt ist."

Bucher verreiste darauf, und ich sprach ihn erst in der ersten Woche des September wieder, wo ich ihm abends auf der Voßstraße begegnete. Er war nicht am Bodensee, sondern wieder in Laubbach gewesen und hatte dort nochmals Massage gebraucht. Er wohnte dann zur Nachkur einige Zeit in Charlottenburg, sodaß ich ihn wieder mehrere Wochen nicht besuchen konnte.

Am 16. Oktober kam er früh in meine Wohnung, um mir mitzuteilen, daß nach Hatzfeldts Abgang auf den ihm bestimmten Botschafterposten in London Herbert Bismarck Staatssekretär werden sollte, und daß dieser sich Holstein zum Unterstaatssekretär erlesen habe. Der Chef denke zwar an einen andern, wie es schiene, an (Graf) Berghem, aber Herbert werde seine Absicht mit Holstein wahrscheinlich durchsetzen. Unter diesen Umständen werde er, Bucher, sich zurückziehen, er habe bereits abermals den Fürsten um Vermittlung seines Abschieds ersucht und Gesundheitsrücksichten dafür geltend gemacht, und wenn ihn der Chef durch Herbert abschlägig beschieden und ihm nur einen sechsmonatigen Urlaub bewilligt habe, so werde er nach dessen Ablauf doch wohl sein Entlassungsgesuch wiederholen. Er will am 1. November abreisen und den Urlaub am Genfer See verleben. „Adieu, nun muß ich wieder in die Tretmühle," sagte er beim Abschiede.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Aus den Jahren 1886, 1887, 1888 und 1889

Am 5. Januar 1886, früh elf Uhr gab ich einen Brief an den Reichskanzler beim Portier seines Palais auf der Wilhelmstraße ab, um mich zu melden.

An demselben Tage und zwar schon um zwölf Uhr zehn Minuten brachte mir ein Kanzleidiener aus der Reichskanzlei folgende Antwort:

„Geehrter Herr Doktor!

Nachdem Ihre Zeilen dem Herrn Reichskanzler vorgelegen haben, bin ich beauftragt, Sie ergebenst zu bitten, Sr. Durchlaucht heute nachmittag um drei Uhr die Ehre Ihres Besuches gefälligst erzeigen zu wollen.

In besondrer Hochachtung
ganz ergebenst
Sachsse, Hofrat."

Ich war Punkt drei Uhr im Palais und wurde sofort vom Fürsten vorgelassen. Er gab mir die Hand und fragte: „Wie gehts, Büschchen?" Ich setzte mich ihm gegenüber an seinen Schreibtisch. Als ich sagte, er sehe recht wohl aus, klagte er über Fortdauer seines Gesichtsschmerzes, der nicht, wie ich vermutete, von kranken Zähnen komme, und von dem ihm Schweninger nicht habe helfen können. Dessen Kur habe nur sein weiteres Dickwerden gehemmt und sein Gallenleiden gehoben. Er sagte dann: „In der Politik giebt es jetzt nichts." Ich: „Ja, das sieht man an den leeren Zeitungen; Sie sorgen dafür, daß die nichts von Bedeutung mehr zu berichten haben, Sie haben uns wieder den Frieden erhalten." Er: „In Bulgarien, wo die Österreicher unbegreiflich schlechte Politik

gemacht hatten. Es war, als ob sie dort gar keine Agenten gehabt hätten, keine Beobachter und Berichterstatter. Sie meinten, die Geschichte in Rumelien[1] wäre von den Russen angestiftet und in deren Interesse, und nun dachten sie: Lässest du deinen Bulgaren los, so lasse ich meinen Serben marschieren. Offenbar haben sie diesem mehr versprochen, als sie halten konnten, und sich dann, als der Krieg für Milan schlecht ablief,[2] beide Teile zu Feinden gemacht. Khevenhüller ist zu derb aufgetreten. Der hat dem Fürsten gedroht,[3] wenn er nicht binnen vierundzwanzig Stunden Halt machte, so rückten die Österreicher gegen ihn vor, und die Serben wurden dann auch zum Stillstand genötigt und lahm gelegt. Nun klagen die Bulgaren: Wenn ihr uns nicht in den Weg getreten wäret, so stünden wir heute in Belgrad, und die Serben wieder behaupten, wenn man sie nicht zur Ruhe verwiesen hätte, so würden sie mit frischen Kräften ihre Schlappen ausgewetzt haben. Sie betreiben in Wien eine Politik der Beichtväter und der Bankiers; die Länderbank, die den Serben das Geld zum Kriege gegeben hat, verfährt wie in Paris die Caisse d'Escompte und hat ähnlichen Einfluß. Es ist, wie wenn der Bankier Cohn in Dessau auf unsre Politik Einfluß üben wollte. Man mußte in Wien wissen, daß England die Ereignisse in Rumelien eingefädelt hatte und hinter dem Fürsten stand, der schon seit Jahren mit dem Kaiser Alexander verfeindet war, und der ein gescheiter Kopf, aber falsch und unzuverlässig ist. Und das weiß man in Petersburg. Der Battenberger ist heute das Haupthindernis, wenn die bulgarische Angelegenheit nicht befriedigend geordnet werden kann. Der Kaiser traut ihm auch jetzt nicht, trotz seiner neulichen lobenden Äußerung über die russischen Offiziere.[4] Es mußte von außen her, durch einen Einmarsch, Ordnung geschaffen werden; aber wer sollte einmarschieren? Mit den

---

[1] Die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien unter Fürst Alexander im September 1885.

[2] Im November und Dezember 1885.

[3] Am 28. November. Graf Khevenhüller war österreichischer Gesandter in Belgrad.

[4] Er belobte die am 23. September aus der bulgarischen Armee ausgetretenen russischen Offiziere wegen ihrer Verdienste um die Ausbildung des siegreichen Heeres.

Russen ging es nicht, und mit den Österreichern ebensowenig." Ich: „Darf ich wohl fragen, wie Ihr Urteil über die geistigen Eigenschaften des Kaisers Alexander lautet?" Er: „Er ist besser als sein Ruf in unsern Blättern, verständiger, eine einfachere Natur und vor allem ehrlicher. Ganz anders wie sein Vater, männlicher, kein Phantasie- und Gefühlsmensch. Er ist ein ordentlicher Familienvater, hat nichts mit Weibern zu thun, keine Schulden. Da er nichts zu verbergen hat, so hat er nicht nötig, an Vorspiegelungen zu denken, an Winkelzüge und Täuschungen. Nur hängt er von kirchlichen Einflüssen ab." Ich: „Pobedonoszew?" Er: „Ja und andre." Er erzählte dann: „Als die Verwicklung mit den Engländern in Afghanistan spielte und er in Kopenhagen war,[1] telegraphierte ihm Giers ein über das andre mal und bat ihn, zurückzukommen. Er blieb aber, indem er sagte: Giers hat die Hosen voll, mag aber selbst sehen, wie er zurecht kommt." Ich versetzte: „Mir wurde er als dumm, sehr dumm bezeichnet, indes war das aus baltischer Quelle." Er: „Das ist im allgemeinen zuviel behauptet, aber bei denen an der Ostsee begreiflich. Die armen Leute! Aber wir können ihnen nicht helfen, sie liegen zu weit weg von uns. Es kommt oft in der Geschichte vor, daß die göttliche Vorsehung solche edlere Gemeinwesen und Völkerteile in größern, aber unedlern untergehen und aufgesogen werden läßt. Aber hier ist das doch unklug von der Regierung und mehr ein Schade für Rußland als für uns, wenn man sich dieses Gestüt für gute Generale wie Todtleben und für tüchtige Diplomaten ruiniert, das sie in dem baltischen Adel haben. Sie denken nicht mit Unrecht an die Einheit des Reiches wie bei den Polen, aber daß sie soweit gehen und so grob zu Werke gehen, und daß sie namentlich das niedre Volk gegen die höhern Stände aufwiegeln! Ich habe schon oft gedacht, warum nicht mehr von ihnen verkaufen und auswandern. Aber die Unterdrückung ist mehr ein Nachteil für sie als für uns, und

---

[1] Die Verwicklungen spielten im März und April 1885, das russische Kaiserpaar aber war vom 6. September bis Anfang Oktober in Kopenhagen. Gemeint hat also Fürst Bismarck die „Verwicklungen" im weitern Sinne, die bis zu dem Vertrage vom 10. September dauerten, oder er hat zwei zeitlich etwas auseinander liegende Dinge in der Erinnerung zusammengeschoben. Selbst wenn die Schuld daran Busch träfe, wäre sie nicht groß.

übrigens haben die baltischen Deutschen niemals zum Deutschen Reiche gehört, wenn sie auch immer mit dem deutschen Volksleben eng zusammenhingen."

Ich fragte: „Kann ich wohl wissen, wie Durchlaucht jetzt mit dem Kronprinzen stehen? Sie haben ja neulich bei ihnen gegessen." Er: „O ganz gut und schon seit mehreren Monaten, auch mit ihr. Als es mit dem Kaiser zu Ende zu gehen schien, näherte er sich mir, weil er sah, daß er jetzt am Rande stand, wo er ins Wasser springen und schwimmen mußte, und seitdem haben wir immer gut miteinander gestanden. Er will mich behalten, und wenn er als König befiehlt, muß ich wohl bleiben, obwohl ich krank bin und Ruhe bedarf; auch werden wir uns vorher verständigen müssen. Es handelt sich darum, daß er jemand für die auswärtige Politik hat. Im Innern ginge es schon, mit Bötticher, der das ganz gut besorgt, nur daß er etwas heftig ist, sodaß zuweilen Wasser dazu gegossen werden muß." Er sprach dann gegen das kollegialische System und für Einheitlichkeit der Verwaltung.

Ich gedachte des Kaisers und seines Regierungsjubiläums[1] und bemerkte, man hätte da einen guten Text zu Predigten gehabt: die Stellen im Buche Sirach, wo es heiße: „Das Werk lobt den Meister, und einen weisen Fürsten seine Hände" und weiterhin namentlich: „Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerate; derselbe giebt ihm einen löblichen Kanzler," desgleichen: „Einem weisen Knechte muß der Herr dienen, und ein vernünftiger Herr murret nicht darum." (Ich hatte darauf schon in den Grenzboten Nr. 1 vom 31. Dezember v. J. aufmerksam gemacht.) Er lächelte und sagte, nachdem er bemerkt hatte, der Kaiser sei gewissenhaft gegenüber dem Staatsinteresse und wisse dem sein Selbstgefühl unterzuordnen: „Er hat mir, obwohl er nach seiner Vergangenheit gewohnt war, zu regieren und zu kommandieren, immer viel freie Hand gelassen, während sein Bruder mit keinem selbständigen Minister auszukommen imstande gewesen wäre."

Ich kam dann auf die irische Krisis und die englischen Parteien zu sprechen und bemerkte, da sähe man doch, was der Parlamentarismus leistete, und wohin ein Reich mit ihm käme. Es wäre

---

[1] 2. Januar 1886.

mit unsern Liberalen in betreff Posens und der polnischen Sache überhaupt ähnlich gewesen, aber glücklicherweise hätten sie nicht die Bedeutung gehabt wie die in England. Er sagte dazu: „Der Parlamentarismus geht nur, wo bloß zwei Parteien miteinander ringen und wechseln, und wo die Vertreter der Gesetzgebung wohlsituiert, nicht egoistisch sind, nicht nötig haben, strebsam für sich zu sein. Ich bin kein Absolutist. Der Parlamentarismus ist gut, auch bei uns, als Veto gegen den Willen unverständiger Regierungen und schlechter Monarchen, als Kritik. In England waren es bisher im Parlament zwei große Parteien, die in ihren Grundsätzen in der letzten Zeit nicht sehr auseinander gingen und beide das Beste des Landes wollten, nichts für sich. Es waren die Vertreter von ein paar hundert Familien, die soviel hatten, daß sie kein Bedürfnis nach mehr fühlten und nur an das Wohl der Gesamtheit denken konnten, was im Grunde ja auch vom Könige gilt, der auch nicht nötig haben soll, an sein Interesse zu denken. Jetzt kommen die Irländer als dritte hinzu und die Radikalen, die noch gefährlicher als jene sind. Bei uns ist das schlimmer: wir haben acht oder zehn Parteien, und die Führer sind Streber, die sich verbessern wollen, Minister werden, auch dem Kapitale dienen und nicht umsonst."

Er sprach hierauf vom Kulturkampfe und wie der Papst jetzt ganz wohlgesinnt sei. Ich sagte: „Dem haben Sie ja mit der Vermittlung im Streite mit Spanien[1] einen großen Gefallen gethan und eine Bedeutung zugewiesen, für die er alle Ursache hat, dankbar zu sein." Er lächelte und sagte: „Nun, er hat mir auch seinen besten Orden gegeben[2] und einen recht schmeichelhaften Brief dazu geschrieben." Wir redeten dann von andern Orden, und ich fragte: „Wieviel mögen Sie jetzt wohl davon haben? Ich glaube 1872 waren es 64 Stück." Er: „Soviel warens wohl nicht. Seitdem ist aber noch Siam und andres Asiatisches dazugekommen." Ich: „Auch Japan war dabei mit den beiden großen Barbiermessern, der Kiste mit den Schwertern, mit denen Sie zum Daimio erhoben

---

[1] Über die Karolinen im Oktober 1885.

[2] Den Christusorden in Brillanten, 31. Dezember 1885. Bismarck-Regesten II, 385.

wurden.“ Er: „Sogar der Kaiser von China hat mir Geschenke gemacht, z. B. einen großen Elefantenzahn mit eingeschnittenen Figuren, Blumen, Häusern und Vögeln, alles tief ausgearbeitet, fast zum Durchsehen; man soll acht Jahre daran geschnitzt haben. Lassen Sie sich ihn doch mal oben zeigen. Er steht in der Ecke auf dem schwarzen Kamin oben im zweiten Zimmer neben dem großen Saal.“ Er klingelte einem Diner und befahl ihm, mich, wenn ich ginge, hinaufzuführen.

„Warum haben wir nur die Luciabai nicht bekommen können?“ fragte ich. „Ach — erwiderte er —, die war nicht soviel wert, als es anfangs schien. Leute, die dort Interessen eigner Art verfolgten, hatten sie wichtiger dargestellt, als sie in Wirklichkeit war. Dann wollten die Boers nichts Rechtes in der Sache thun, sie hätte für uns Wert gehabt, wenn sie nicht so weit von Transvaal läge. Den Engländern erschien sie so wichtig, daß sie erklärten, nicht darauf verzichten zu können, und sie haben uns zuletzt viel zugestanden, in Neuguinea und Zanzibar. Wir durften nicht zu viel auf einmal in die Hand nehmen von kolonialen Punkten, und wir hatten deren schon genug für den Anfang. Wir mußten es jetzt mehr mit ihnen halten, mit den Engländern, während wir, wie Sie wissen, mehr auf der Seite Frankreichs gestanden haben. Wie die Wahlen beweisen, hat hier aber jeder, der was bedeuten will, Feindschaft gegen uns an den Tag zu legen.“

Ich erkundigte mich nach dem Branntweinmonopol, und er erwiderte: „Das werden sie wohl nicht bewilligen, aber einbringen werden wirs. Sie sehen uns immer als Leute an, die Böses vorhaben, gegen das Land und gegen sie selbst, gegen ihre Befugnis und Wirksamkeit, und denen die Stange gehalten und imponiert werden muß von den Vertretern des Volkes, zu dem wir nicht gehören sollen. Wir thun doch nur unsern Dienst, und zu dem gehört, daß wir nach bestem Wissen den Vorteil des Staates wahrnehmen.“

„Bucher ist nun auch fort — bemerkte ich —, auf langen Urlaub vorläufig.“ Er: „Ja, weil er wohl schon zehnmal aus Gesundheitsrücksichten um seinen Abschied gebeten hat. Da habe ich ihm endlich Urlaub auf sechs Monate mit vollem Gehalt gegeben. Er war uns ein vortreffliches Lexikon zum Nachschlagen bei allen

Gelegenheiten; denn er hat viel gelesen und gesammelt bei seinem guten Gedächtnis. Auch ist er ein guter, anständiger Mensch“ — worin ich ihm lebhaft beistimmte.

So war es beinahe vier Uhr geworden, und ich erhob mich, als er einen Moment schwieg. Ehe ich ging, bat ich, mich es wissen zu lassen, wenn er glaube, ich könne in der Presse etwas für einen bestimmten Zweck thun, was er versprach. Draußen führte mich der Diener hinauf und durch den großen Saal, wo noch ein Christbaum und Tische mit der Bescherung standen, nach einem Zimmer, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, und in dem sich große Ölporträts (in ganzer Figur), Kaiser Wilhelm (im Hermelin) und der Kaiser von Österreich und Rußland, desgleichen ein Bild der Kaiserproklamation in Versailles (jetzt bloß der Rahmen, das Gemälde selbst wird gefirnißt) und auf dem schwarzen Kamin der chinesische Elefantenzahn, fast zwei Meter lang, befanden. In einem andern Zimmer sah ich ein vortreffliches neues Porträt des Kanzlers (von Angely, sagte der Diener) und auf einem Sofa lehnend das Brustbild Papst Leos XIII. von Lenbachs Hand.

Am 7. oder 8. Mai war ich in Buchers Wohnung, um mich zu erkundigen, ob er zurückgekehrt sei. Er war schon am 28. April wieder eingetroffen und sagte mir, daß er sich bei Berghem amtlich, bei Rantzau privatim gemeldet, den Fürsten aber, der ihm seinen Urlaub inzwischen verlängert hätte, noch nicht gesprochen habe. Er ist von Clarens aus abermals um seinen Abschied eingekommen, hat aber auf das Gesuch noch keinen Bescheid. Will sich eventuell zur Disposition stellen lassen und mit Benutzung der Archive geschichtliche Arbeiten machen, worüber er sich schon mit Sybel besprochen hat. Inzwischen besieht er sich Berlin, die Panoramen und andres ihm bis jetzt noch Unbekannte, und will, wie in Clarens, botanisieren. Wir verabredeten einen gemeinsamen Ausflug nach Tegel und der Jungfernheide. Den Tag wollte er mir schriftlich bestimmen. Wir sprachen von Herbert Bismarck, den er als sehr fleißig rühmte, und von dem Stillstand im Kampfe mit Rom, von dem er glaubte, er werde nur ein zeitweiliger sein. Gab mir schließlich Pufendorfs „Bericht von dem Zustande des H. R. Reichs Teutscher Nation“ (Leipzig, Gleditsch und Weidmann) in deutscher Übersetzung von 1715 mit, zugleich als Probe des damaligen deutschen Stils.

Am 14. Mai gegen Abend brachte mir Buchers Diener folgenden Brief von ihm nebst der darin erwähnten Anlage:

„14. Mai 1886.

Verehrter Freund!

Bei dem wechselnden Wetter hat sich mein Zipperlein wieder gemeldet, sodaß ich weite Wege nicht machen kann. Was sich inzwischen mit mir zugetragen hat, ersehen Sie aus der anliegenden Piece meiner Personalakten, die ich mir gelegentlich zurückerbitte. Jetzt, wo ich nichts bin, mir den Titel anhängen zu lassen, erscheint mir absurd und lästig. Als Exzellenz müßte ich mich entsprechend verhalten, könnte nicht, wie ich in Clarens gethan, mit der Botanisiertrommel auf dem Rücken in der Jungfernheide umherlaufen und mir einen abgerissenen Knopf selber annähen. Die fortschrittlichen Blätter werden mich wahrscheinlich verhöhnen, daß ich nicht erreicht habe, was ihnen wichtiger erscheint als mir; doch das ist mir, wie der Chef in Versailles sagte, Farcimentum. Wenn mein Beinwerk wieder imstande ist, melde ich mich.

Der Ihrige

Bucher."

Dabei befand sich ein Briefbogen mit folgendem Bericht:

„Nachdem ich von Clarens aus um Verabschiedung oder Stellung zur Disposition gebeten habe, ließ der Reichskanzler mich am 12. Mai rufen, redete mir zu, zu bleiben, und machte mir, um mich vor den unaufhörlichen Störungen zu schützen, einen Vorschlag, der jedoch unausführbar gewesen wäre und mich in eine ganz unbefriedigende Stellung gebracht hätte. Als ich ihm dies auseinandergesetzt und meine Bitte um Stellung zur Disposition wiederholt hatte, sagte er zweimal:

„Ich bin bereit, zu thun, was Sie verlangen, bin auch bereit, mehr zu thun.

„Ich erwiderte: Wenn ich zur Disposition gestellt wäre, würde ich so zufrieden sein, wie ich überhaupt sein könnte.

„Darauf er: So schreiben Sie mir das, damit ich dem Kaiser sagen kann, daß Sie nichts weiter wünschen.

„Am 13. schickte ich das umstehende Schreiben an ihn ab:

Berlin, den 13. Mai 1886.

Durchlauchtigster Fürst!

„Obwohl Ew. Durchlaucht mir mehrmals einen längern Urlaub zur Herstellung meiner Gesundheit zu bewilligen die Gewogenheit gehabt haben, so bin ich von der großen Nervosität nicht befreit worden, die sich infolge langjähriger rheumatischer Leiden bei mir eingestellt hat. Dieselbe macht mich, wie ich mich leider habe überzeugen müssen, für den Geschäftsbetrieb des Auswärtigen Amtes unfähig. Zu einer ruhigen Arbeit ohne Störungen fühle ich mich dagegen noch imstande und würde es dankbar erkennen, so oft Euer Durchlaucht mir eine solche zu übertragen Anlaß finden sollten. Ich erneure daher meine gehorsamste Bitte,

„Bei Seiner Majestät dem Kaiser zu beantragen, daß ich zur Disposition gestellt werde, und würde in der Gewährung derselben meine Wünsche nach jeder Seite hin erfüllt sehen. Ich habe damit den Ausdruck meines ehrerbietigen und herzlichen Dankes zu verbinden für die Güte und Nachsicht, die Eure Durchlaucht mir seit dem Jahre 1864 erwiesen haben.

Ew. Durchlaucht

gehorsamster

Bucher."

Am 15. Mai war ich früh $10^1/_4$ Uhr in Buchers Wohnung, um ihm den Pufendorf und die Anlagen zu seinem letzten Briefe wieder zu bringen. Der Diener aber hatte Befehl, niemand hineinzulassen, „weil General Klapka bei ihm sei, dieser werde indes bald gehen." Ich ging darauf dreiviertel Stunden im Tiergarten spazieren, als ich aber um elf Uhr wieder anfragte, war der Besuch noch immer bei Bucher.

Am 24. Mai machte mir Bruno Bucher aus Wien, der als Deputierter zur Eröffnung der Jubiläumsausstellung nach Berlin gekommen war, seinen Besuch. Er hatte seinen Bruder, obwohl er ihm seine Ankunft brieflich gemeldet hatte, nicht zu Hause getroffen. Lothar war verreist, der Diener hatte nicht wissen wollen, wohin. Es mußte eine plötzliche Abreise gewesen sein; denn Bruno hatte

seinen Brief noch ungeöffnet auf dem Tische seines Bruders liegen sehen. Ich vermutete, Lothar sei nach Friedrichsruh zitiert worden, wo Fürst Bismarck seit einigen Tagen ist.[1] Diese Vermutung wurde mir von Bruno am 25. bestätigt, mit dem ich an diesem Abend einige Stunden in Gesellschaft Hehns bei Schultz verbrachte. Der Diener hatte ihm jetzt, wo er ihm gesagt hatte, er sei der Bruder, mitgeteilt, er habe nach Friedrichsruh telegraphiert, und der Herr Geheimrat werde Mittwoch zurückkommen. Sollte der Fürst Bucher nochmals haben zureden wollen zu bleiben? Oder hätte er etwa mit ihm Rücksprache wegen Bearbeitung der Aufzeichnungen oder einiger davon genommen, von denen er im Herbst 1883 in Friedrichsruh zu mir gesagt hatte: „Dann sollen Sie (im Falle seines Rücktritts, für den ich mich hatte melden wollen) meine Papiere ordnen. Es ist noch viel Gutes darunter." Bucher würde sich in wichtigen Punkten sicher besser dazu eignen. Oder endlich — dürfte man bei Buchers Reise nach Friedrichsruh am Ende an Klapkas neulichen Besuch bei ihm denken? In den nächsten Tagen erfährt man wohl von ihm selbst Genaueres über den Ausflug zu Gamaliel im Sachsenwalde.

29. Mai. Ich war heute vormittag bei Bucher und fand ihn zu Hause. Er ist nicht in Friedrichsruh gewesen, sondern in Hamburg bei Kusserow, der ihn eingeladen und ihm Hamburg und seine Umgebung, Butenalster, Blankenese u. a. gezeigt hat. Er hat die Kabinettsordre des Kaisers, in der er zur Disposition gestellt wird, und die Verfügung des Reichskanzlers, mit der sie ihm zugestellt worden ist, schon mehrere Tage und ließ mich die Verfügung durchlesen. Darin werden ihm dreiviertel seiner bisherigen Bezüge (die 9900 Mark Gehalt und 1200 Mark Wohnungsgeldzuschuß betragen haben) zugesichert, und zum Schluß dankt ihm der Kanzler für seine langjährigen Dienste und fügt „von Herzen" gute Wünsche für seine Zukunft hinzu. Der „unausführbare Vorschlag" vom 12. Mai, der Bucher „in eine ganz unbefriedigende Stellung gebracht hätte," hat darin bestanden, daß der Kanzler Bucher mit dem Titel Exzellenz im A. A. zu verbleiben aufgefordert hat, nur, um nach B.s Wahl größere Aufsätze zu bearbeiten, nicht aber den ge-

[1] 20. Mai bis 15. Juni. Bismarck-Regesten II, 406 f. Über Buchers Rücktritt s. auch Poschinger III, 239 ff.

wöhnlichen Dienst weiter zu thun. „Ich habe früher gegen Orden und Titel gesprochen, und ich wäre so das fünfte Rad am Wagen gewesen," sagte er. Unter den größern Aufsätzen, die er beabsichtigt, hat er an die Erweiterung und Fortsetzung einer Denkschrift über England und Afghanistan gedacht, die er früher für den Kaiser und auf Radowitzens Rat auch für den Kronprinzen gemacht hatte, und zu deren Ergänzung er von den englischen Generalen (es sind nacheinander drei gewesen) in Clarens gutes, neues Material bekommen hat. Erzählte unter anderm, die Armee von Bengalen, dessen Bevölkerung nicht kriegstüchtig ist und sich nicht anwerben läßt, besteht in der Kavallerie aus Sikhs, in der Infanterie aus Ghurkas, Nepalesen, Mietssoldaten, ähnlich den Schweizern — point d'argent, point de Suisses —, „die für bessern Sold auch unter russischer Fahne dienen würden." Er will nun wegen andrer Arbeiten nochmals mit Sybel reden, „ob der inzwischen Material dazu gefunden hat. Jetzt ordne ich meine Bücher und Papiere. Dann gehts auf Reisen, im Sommer wahrscheinlich wieder in die Schweiz, zuerst aber nach Schlesien, wohin Stirum mich eingeladen hat. Im Winter wird hernach gearbeitet." Von einer etwaigen Beschäftigung mit Bismarcks Privatpapieren war nicht die Rede, und nach Klapkas Besuch zu fragen hielt ich mich nicht für berechtigt.

Wir blieben auch ferner gute Freunde, Bucher nahm mehrmals an den Mittwochszusammenkünften teil, die ich mit Hehn bei Trarbach hatte, und ich besuchte ihn im Herbst und Winter 1886 wiederholt, auch im Januar 1887, als er wieder von einem Besuche bei Stirum zurückgekehrt war und ich ihm das Honorar für den Aufsatz: „Zwei Minderer des Reichs" (Gladstone und Windthorst, der Vergleich auf Verlangen Bismarcks angestellt) zu überbringen hatte, den er für die Grenzboten geschrieben hatte, und der in Nr. 41 abgedruckt worden war. Dies war am 13. Januar. Bucher sagte mir dabei, er habe den Entwurf zur Verfassung des Norddeutschen Bundes gemacht. Bismarck sei damals (nach der Rückkehr von Nikolsburg im Herbst 1866) in Putbus schwer krank gewesen. Savigny habe die Sache (als Staatssekretär) besorgen sollen, sich mit Keudell zusammengesetzt und den Auftrag durch einige Veränderungen der alten Verfassung des Deutschen Bundes erledigen zu können geglaubt. Bucher habe die Motive dazu verfassen müssen.

Als der Chef zurückgekommen sei, habe er ihn rufen lassen, Savignys Leistung für unbrauchbar erklärt und ihm, Bucher, mit Beihilfe „eines kleinen Buchs," wahrscheinlich eines Auszugs aus dem Pölitzschen Werke über die verschiednen Konstitutionen, die Grundzüge einer Verfassung für den neuen Bundesstaat diktiert, die er dann mit Hilfe eines Chiffreurs und, als dieser nicht mehr hätte schreiben können, eigenhändig ausgearbeitet habe. Das habe ihm einen Nachmittag und eine Nacht bis an den Morgen gekostet. Der Chef habe, nachdem er nur wenig daran geändert hatte, die Verfassung sofort zwölf mal im Auswärtigen Amte abschreiben lassen.[1] Bucher erzählte dann noch von Keudells Ungeschick. Als er nach Rom gegangen sei, habe ihm der Chef seine Ansichten über Italien zu persönlicher Information auseinandergesetzt und dabei gesagt, wir würden eine Wendung nach Frankreich hin nicht dulden. Keudell habe gemeint, er solle dies Visconti Venosta mitteilen und es auch gethan. Der Chef habe dies gemißbilligt und ihn angewiesen, bei der ersten Gelegenheit dem italienischen Minister zu erklären, seine Äußerungen seien nur der Ausdruck seiner persönlichen Ansichten gewesen. Er habe aber unterlassen, zu berichten, daß er dieser Weisung nachgekommen sei. Endlich sagte mir Bucher auf meine Frage Näheres über das Schicksal der Briefe, die Bismarck an Lassalle geschrieben und dieser bis zu seinem Tode aufbewahrt habe. Als er nach der Schweiz abgereist sei, habe er die Schlüssel seiner Wohnung Holthoff übergeben. Auf die Nachricht von seinem Tode sei Lassalles Schwester, eine in der Scheidung von ihrem Manne begriffne Frau Friedland, die mit diesem früher in Prag, dann bei ihrer Mutter in Breslau gelebt habe, nach Berlin gekommen, habe Holthoff, der hübschen Damen nichts habe abschlagen können, die Schlüssel abgelockt, sich dann in den Besitz des Nachlasses ihres Bruders gesetzt und dessen Papiere durchstöbert, wobei ihr auch die Bismarckbriefe in die Hände gefallen seien. Sie habe diese an ihren Schwiegersohn geschickt, der früher Offizier, damals aber Hofjunker oder etwas der Art in Meiningen gewesen sei, und dieser habe sie bald darauf Bismarck zurückgestellt — d. h. die Originale.

---

[1] Vgl. Poschinger, Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke III, 131 ff. Fürst Bismarck und der Bundesrat I, 1. Sybel, VI, 24.

Am 13. Januar sagte mir Glanz bei der Heimkehr von Siechen, „der Professor“ (Scheibler, mit dem er zusammenwohnt) sei auf Rottenburgs Veranlassung beim Fürsten gewesen, um von ihm einen guten Einfall zu hören, der in ein Witzblatt kommen solle. Derselbe werde durch Trojan, mit dem Scheibler bei Siechen abseits gesprochen hatte, in die nächste Nummer des Kladderadatsch besorgt werden. Ich möge das jedoch als Geheimnis betrachten. Erfuhr später, daß das Gedicht: Der neue Sindbad (Nr. 3) hieraus entstanden sei.

Am 15. schrieb ich an den Fürsten, wenn er mir bei der jetzigen Krisis einen Auftrag zu geben habe, so bitte ich ihn, mich geneigtest wissen zu lassen, wann ich denselben von ihm empfangen könne. Erst am 26. bekam ich durch einen Kanzleidiener aus der Reichskanzlei einen Brief ohne Unterschrift, in dem mir angezeigt wurde, der Reichskanzler bitte mich, ihn morgen um zwei Uhr zu besuchen.

Ich ging infolgedessen am 27. Januar 1887 nachmittags zwei Uhr ins Palais auf der Wilhelmstraße, wo, während ich warten mußte, erst Rottenburg, dann die drei kleinen Rantzaus und deren Bonne durch das Vorzimmer gingen, wo außer seinen beiden Säulen mit Sofas, seinem Billard und seinem Bücherschrank jetzt auch eine eichene Staffelei mit der großen Liebenowschen Eisenbahnkarte von Europa stand. Um $2^1/_4$ rief Theiß mich zum Fürsten hinein. Er kam auf mich zu, gab mir die Hand und fragte, wie es ginge. Ich erwiderte: „Gut, und wie man liest, geht es Ihnen ebenso.“ Er: „Na, in den letzten Tagen nicht. Beklemmung und Stiche hier (er fuhr über die Brust), ich glaube, etwas wie Lungenentzündung,“ was sehr zu bezweifeln war, da er ganz gesund und rot aussah. Als er Tiras weggejagt und ich mich ihm gegenüber an sein Doppelpult gesetzt hatte, fragte er: „Na, was haben Sie denn in der letzten Zeit in der Presse gemacht?“ Ich antwortete: „Allerlei Sachen über die Lage in den Grenzboten. Das Eigentliche haben Sie ihnen im Reichstage gesagt, reichlich und überzeugend für alle Vernünftigen. Ich fürchte aber, es wird nicht lange vorhalten. Die Dummen werden nicht alle, und wenn Sie erleuchtet haben, wird sofort gesorgt, daß es wieder dumm und dunkel in den Köpfen wird. Die Kaplanspresse füllt immer wieder nach mit Verdrehungen

und Lügen, und die großen und kleinen Blätter der Fortschrittspartei thun nach Kräften desgleichen. Daneben helfen die kleinen Juristen in der Provinz wühlen und hetzen." Er: „Jawohl und die Winkelkonsulenten. Ich glaube auch, daß bei der Leichtgläubigkeit des Publikums wenig Besserung für die Wahlen zu erwarten ist." Ich: „Es ist schade, daß man den Herren Volksvertretern, wie sie sich nennen, den Kliquenvertretern, nicht von vornherein wenigstens das Hineinreden in militärische und auswärtige Fragen verfassungsmäßig abgesprochen hat. Das sollte nur ausnahmsweise, wo sie nutzen können, und nach besondrer Aufforderung von seiten der Regierung stattfinden können. Bei der Norddeutschen Verfassung ist eine solche Bestimmung unterblieben." Er sagte, das sei doch nicht ganz so, aber allerdings sei damals manches Unrichtige hineingekommen, da er zuerst krank gewesen sei und das „Kriegsministerium," eifersüchtig auf das „Militärkabinett," verschiedne unpraktische Bestimmungen hineingebracht habe. Er setzte mir dann die jetzige rechtliche Lage, ungefähr, wie er sie dem Reichstage dargelegt hatte, auseinander, wobei er mir die betreffenden Verfassungsparagraphen (zunächst § 60) vorlas und kommentierte. Er schloß mit den Worten: „Es kann wieder zu einem Konflikt kommen, wenn sich die drei gleichberechtigten Gewalten nicht verständigen bei der Gefahr. Das erste und wichtigste, was wir brauchen, ist ein starkes und festes Heer; denn das verbürgt uns unsre Freiheit nach außen hin, unsre Existenz, unsern Besitz gegenüber den uns von dorther drohenden Feinden. Wir könnten uns die am Ende auch ohne die jetzige Verfassung wahren und gewiß besser ohne einen solchen Reichstag, wie der letzte, der viel weniger ein Ausdruck unsrer Einigkeit als unsrer Spaltung, unsers Partikularismus und fast nur ein Hemmschuh bei der Wahrnehmung unsrer wichtigsten Interessen war. Ich könnte den Kaiser gleich dazu kriegen, hier eine Änderung zu treffen und die Bundesregierungen ebenfalls. Aber das muß noch abgewartet werden — wie die Wahlen ausfallen und vielleicht die nächsten. Zuerst tritt, wenn kein besserer Reichstag zustande kommt, nach Ablauf des Kompromisses, des Septennats, die Bestimmung in Kraft, die dem Kaiser nach Maßgabe der Bevölkerungszahl des Reiches auszuheben gestattet, wobei ihn nur finanzielle Rücksichten beschränken. Immer aber behält er die Be-

fugnis, soviel Soldaten zu nehmen, als er für nötig hält, und für die müssen natürlich auch die Kosten bewilligt werden. — Aber, was ich Ihnen sagen wollte, ich habe mich vor dem Reichstage über die gegenwärtige Stellung Rußlands zu uns beruhigt geäußert.[1] Doch da ist manches Bedenken verschwiegen worden, was nicht zu meiner Absicht gestimmt hätte, was sich aber in der Presse andeuten ließe — mit Behutsamkeit. Ich sprach hier nicht sowohl zu den Mitgliedern des Reichstages und zum deutschen Publikum, als nach auswärts, auch nach einer Stelle hin, der ich mein Vertrauen auf ihre Einsicht, ihr Wohlwollen und ihre Friedensliebe zu erkennen geben wollte, und die solches Vertrauen zu schätzen weiß — der Kaiser Alexander —, namentlich, wenn es von einer Seite kommt, der er selbst unbegrenztes Vertrauen schenken darf und schenkt.[2] Es ist ganz richtig: der Kaiser und Giers erblicken jetzt in Deutschland keine Gefahr für Rußland und denken infolgedessen an keinen Angriff auf uns, und sie würden vermutlich auch für die nächste Zeit auch keine feindselige Stellung zu uns einnehmen, wenn alles so bliebe, wie es gegenwärtig in Deutschland und Rußland steht. Die Situation kann sich indessen ändern. Es giebt neben dem Kaiser eine Art öffentlicher Meinung, Parteien, die schon jetzt berücksichtigt werden müssen, und die bei einem Kampfe Deutschlands mit Frankreich umsomehr Einfluß auf die Entschlüsse der Krone gewinnen könnten, als sie mit ihren Ansichten und Forderungen ein wirkliches Interesse Rußlands zu vertreten scheinen würden. Sie haben da die Panslawisten mit ihrem Hasse gegen die Deutschen und ihrer Hinneigung zu Frankreich. Dann sind da die Polen und die liberalen Russen, die einen Krieg mit uns in der stillen Hoffnung herbeiwünschen, er werde mit einer Niederlage Rußlands endigen, und die werde sie an ihr letztes Ziel bringen, den Polen die Unabhängigkeit verschaffen und den andern eine Konstitution. Diese Parteien würden, wenn ein deutsch-fran-

---

[1] Vor allem in der Rede vom 11. Januar 1887 über den Gesetzentwurf vom 25. November 1886, die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des deutschen Reichsheeres betr. Politische Reden XII, 179. Es war die Zeit, wo Boulanger französischer Kriegsminister war.

[2] Vgl. G. u. E. II, 257 f.

zösischer Zusammenstoß erfolgte, stärker als jemals bisher nach oben drücken, mit ihren Blättern und ihren Verbündeten in der Armee, in den Ministerien und in Hofkreisen, und schon die Möglichkeit, daß sie die dort herrschende Einsicht und Friedfertigkeit erschütterten mit ihrem Drängen — was ja unter dem vorigen Kaiser der Fall war, vor dem letzten Türkenkriege, wie Sie wissen —, schon das würde uns nötigen, an unsrer Ostgrenze gegen die zweihunderttausend Mann, die Rußland in seinen westlichen Provinzen stehen hat, ein Beobachtungskorps von mindestens hunderttausend Soldaten aufzustellen und damit unsre gegen Frankreich verfügbaren Streitkräfte erheblich zu schwächen. Ferner würde, gesetzt den Fall, daß wir trotzdem die Oberhand behielten, die öffentliche Meinung in Petersburg und Moskau und, von ihr bestürmt, zuletzt auch die Regierung schwerlich dulden, daß wir unsern Sieg so ausnutzten, wie es geschehen müßte, zu gründlicher Schwächung Frankreichs für die nächsten dreißig oder vierzig Jahre; denn das wäre eine Stärkung des Deutschen Reiches, die auch in Rußland schwere Bedenken und Beklemmungen hervorrufen könnte. Endlich aber ist beinahe mit Sicherheit anzunehmen, daß die Russen, während wir im Westen beschäftigt sind, Österreich angreifen werden, dem eine Verstärkung seiner Wehrkraft noch mehr notthut als uns die der unsrigen, und das diese Pflicht bis jetzt mit sträflichem Leichtsinn vernachlässigt hat, und da müßten wir doch wohl zuletzt helfen. Alles das konnte ich natürlich nicht sagen, und es muß auch in der Presse mit Vorsicht behandelt werden."

Ich bemerkte: „Ich weiß nicht, ob es richtig ist, wenn ich mich vor einem Kriege mit Rußland nicht so sehr deshalb fürchte, weil ich eine Niederlage für wahrscheinlich halte, als deshalb, weil ich nicht sehe, was wir ihm bei einem Siege abnehmen könnten, um uns für die großen Kosten, die er uns verursachen würde, zu entschädigen." Er: „Gewiß, und für die großen Menschenverluste. Das hält mich auch vom Kriege mit Frankreich ab. Auch da heißt es: Was kannst du armer Teufel geben!" Ich: „Die Milliarden waren zuletzt auch kein Segen, wenigstens nicht für unsre Industrie; denn sie veranlaßten Überproduktion. Nur die Bankiers haben dabei verdient, und auch von denen nur die großen." Wir kamen davon auf die Börse und die jetzige Baisse, und er äußerte hierbei: „Bleich-

röder sagte mir neulich, er habe auch mobil gemacht, und zwar zu rechter Zeit, schon lange."

Ich erzählte, in der Börsenzeitung habe ich gelesen, ein kleines süddeutsches Blatt berichte, der Kaiser sei über die Ablehnung der Militärvorlage höchst aufgebracht gewesen und habe im Beisein Bismarcks und des Kronprinzen von einem Schritte gesprochen, der, wenn er ihn gethan hätte, das größte Bedauern hervorgerufen haben würde. Man habe dabei an seine Abdankung gedacht. Wer aber sollte wohl den Auftritt weiter getragen und in die Öffentlichkeit gebracht haben? Er sagte: „Von der Geschichte ist nur das eine richtig, daß er sehr böse über die Opposition war. Von einer Abdankung ist nicht die Rede gewesen. Wohl aber wäre er zu einem Schritte zu haben, der aller Verlegenheit in militärischen Dingen, die der Reichstag bereiten kann, ein Ende machen würde." Er sprach darauf wieder über die Parteien der Opposition, über deren Lügenhaftigkeit, deren Legenden: er wolle das allgemeine Wahlrecht beseitigen oder beschränken, mit einer gefügigen Vertretung das Tabak- und das Branntweinmonopol einführen, „und was noch, die Leibeigenschaft wieder herstellen zum Beispiel. Die Dummheit der Wähler allein glaubt das, sie selber, Richter und seine Apostel selbst denken nicht daran, daß so was beabsichtigt ist. Es ist einfacher Wahlschwindel, grob und dreist, nach dem Goethischen Rezept: Willst du sie betrügen, so mach es nur nicht fein. Und Windthorst, der verlogne —, treibt es ähnlich mit seiner Gesellschaft von Kaplänen und sieht bald die Freiheit, bald die Kirche bedroht, um zu verbergen, daß er das Reich nicht zur Ruhe kommen lassen und den Welfen Wege zur Rückkehr nach Hannover bahnen möchte. Sie sind alle Heuchler, tragen alle Masken, ich bin der einzige in dem parlamentarischen Mummenschanz, der keine Larve vor dem Gesichte hat. Partikularisten sind sie, die einen wie die andern, trotz aller Versicherungen, die Deutschfreisinnigen Partikularisten der Partei, die andern territoriale Partikularisten. Alle streben nach Zersetzung und Auflösung. Aber ein preußischer König von heute könnte am Ende vom Reiche absehen und für sich allein bestehen, wenn sie nicht wollen."

Ich fragte: „Wie stehen Sie denn jetzt mit dem alten Herrn?" Er: „Mit dem Papste? O ganz vortrefflich, auch in dieser An-

gelegenheit. Auch er vertraut mir und hat Ursache, an meine Billigkeit zu glauben. Ich sagte ihnen, ich würde noch weiter gehen, und meinte damit, ich würde selbst einen päpstlichen Nuntius in Berlin gern sehen. Aber der Kaiser will nicht, der denkt, da muß er auf seine alten Tage noch katholisch werden. Auch die Minister sind dagegen, aber ohne Grund. Ich fürchte mich nicht, im Gegenteil, es würde dadurch besser werden. Jetzt ist Windthorst der Nuntius, der Vater der Lügen. Wir wissen jetzt genau, wie ers mit Rom treibt, wir haben Briefe von ihm in den Händen. Ein wirklicher Nuntius könnte nicht so lügen gegen uns und den Papst, der wohlwollend und vernünftig ist. Er wäre ein kirchlicher Diplomat, der keine andern Ziele als kirchliche hätte und sich bei der Regierung nicht um den Kredit bringen und unmöglich machen dürfte. Er hätte die Funktionen seines Auftraggebers auszuführen, aus Rom, nicht aus Gmunden, und das wären friedfertige Instruktionen, förderlich für den Bestand des' Reichs, wie jetzt der Wunsch des Papstes, daß das Zentrum für die Militärvorlage stimmt." Ich: „Ich dachte vorhin eigentlich an den Kaiser und Ihr Verhältnis zu ihm." Er: „Auch mit dem stehe ich schon lange aufs beste, und wir sind, abgesehen von der Nuntiatur, in allen Stücken einer Meinung und eines Willens. Und der Kronprinz ist jetzt auch ganz, was ich wünschen muß, und sie ist mir gleichfalls vollkommen wohlgesinnt." Ich: „Die Gladstonianerin? Das ist ja hocherfreulich." Er: „Ja, die denken jetzt ganz verständig. Die haben keine Veränderung im Sinne, wenn der alte Herr einmal gehen muß, und haben mirs oft schon gesagt. Sie haben nur noch Furcht, daß ich nicht bleiben will. Und ich möchte wirklich manchmal, es wäre nicht so, ich möchte lieber fort und meine letzten Tage in Friedrichsruh zubringen und den Dingen bloß zusehen." Ich: „Und den Doktor Busch, wie Durchlaucht vor drei Jahren dachten, meine Papiere ordnen lassen." Er: „Auch das, ja. Aber solange noch ein preußischer König mich braucht und behalten will, muß ich bleiben." Ich: „Und Ihr Werk würden Sie doch auch nicht im Stiche lassen und in die Hände von Leuten wie Virchow und Forckenbeck fallen sehen wollen. Sie sprachen zu mir einmal von Götz von Berlichingen und Metzler, dem Bauernanführer." Er: „Daß ich wenigstens das Schlimmste verhüten könnte, wenn ich bliebe. Ein solcher Fall ist jetzt nicht

mehr zu erwarten. Die täuschen sich sehr, wenn sie hoffen, es wird mit dem neuen König wesentlich anders. Aber beschwerlich ist meine neue Stellung jetzt, wo ich nicht mehr die Kräfte habe, lange und vielerlei durcheinander zu arbeiten, und wo es doch so viel zu thun giebt. Alle Minister kommen und fragen bei mir um Sachen an, die mich eigentlich nichts angehn, und machen mich dafür verantwortlich, selbst das Hausministerium, wo Schleinitz, der faule Kerl, alles vernachlässigt hat, und wo Stolberg oft nicht da ist. Aber man muß seine Pflicht und Schuldigkeit thun. Was Sie da von meinem Werke sagen, so sieht es groß aus, ist aber doch nur ein irdisches, vergängliches. Was ist zuletzt groß? Deutschland ist groß, die Erde ist größer, und doch wie klein im Sonnensystem, und nun gar in der uranischen Welt. Und wie lange wird es dauern?" Ich: „Hegel hat behauptet, die Erde sei der einzige Stern mit geistigem Leben, Denken und Geschichte." Er: „Weil er darauf philosophierte. Gewiß giebt es Welten, wo viel Bedeutenderes gedacht wird und geschieht. Aber so sind diese Professoren (er nannte Virchow, Du Bois-Reymond und fragte, wie heißt er gleich, der dritte Physiker, ich riet »Helmholtz«), die thun, als ob sie alles wüßten, während sie doch in ihrer Wissenschaft zwar viel, aber auch da im letzten Grunde nichts wissen, geschweige von anderm. Sie kommen bis zur Zelle, aber wo hat die ihre Ursache?" Ich: „Ich stelle mir die Welt als Punkt vor, den man den Urgrund von Gott nennen kann, und der sich zur Kugel ausdehnt und das Nichts ausfüllt." Er: „Und es doch ewig bestehen läßt." Ich erhob mich, um Abschied zu nehmen. Er gab mir die Hand und sagte: „Ich freue mich, daß Sie so wohl aussehen und sich gar nicht verändert haben. Und die vielen Haare noch. Zeigen Sie mal." Ich bückte mich, daß er den Scheitel sehen konnte, und er sagte: „Ja, es ist echt, ich dachte, sie trügen eine Perücke. Aber der Bart wird weiß, den sollten Sie abschneiden und sich den Schnurrbart färben lassen; da wären Sie ganz jung."

Der wichtigste Teil dieser Unterredung, die um drei Uhr endigte, wurde in dem Artikel: „Die Kriegswolke im Westen" verarbeitet, der in Nr. 6 der Grenzboten erschien und dem Fürsten zugeschickt wurde.

Am 28. April brachte ein Kanzleidiener früh zehn Uhr einen Brief, in dem es hieß: „Der Herr Reichskanzler würde Herrn

Dr. Moritz Busch dankbar sein, wenn derselbe ihm heute etwa um $2\frac{1}{2}$ Uhr die Ehre seines Besuchs schenken wollte. Berlin, den 28. April 1887.“ (Keine Unterschrift.) Ging zu angegebner Stunde hin, hörte vom Portier, daß Rottenburg mich vorher sprechen wolle, erfuhr von diesem, daß der Fürst zwei Aufgaben für mich habe: eine Darstellung der Patriotenliga und einen Aufsatz über den Hammersteinschen Antrag wegen der evangelischen Kirche,[1] und wurde um drei Uhr von Theiß zum Fürsten hineingerufen, bei dem ich dann bis $3\frac{3}{4}$ Uhr blieb. Er klagte wieder viel über Unwohlsein und Schlaflosigkeit sowie über Geschäftsüberbürdung von allen Ministerien her. „Aber über das vorausgesehene Sterbejahr sind Sie doch mit Ihrem letzten Geburtstage hinweg,“ sagte ich, indem ich ihn an seine Äußerungen in Versailles und Varzin erinnerte[2] und hinzufügte, jetzt erlaube ich mir ihm zum erstenmale zum Geburtstage zu gratulieren, weil der letzte ein wichtiger Abschnitt sei. Er lächelte und sagte: „Ja, ein Abschnitt. Ich hatte bemerkt, daß in meinem Leben gewisse Abschnitte mit Veränderungen, Wechseln waren, körperlich und geistig, eine bestimmte Anzahl von Jahren (ich glaube, er sagte elf), die sich wiederholte, und daraus hatte ich mir mit kabbalistischen Zahlen herausgerechnet, daß ich einundsiebzig Jahre alt werden und 1886 sterben würde. Jetzt, wo das nicht eingetroffen ist, werde ichs wohl auf drei- oder vierundachtzig bringen.“ Er kam dann auf das zu sprechen, was ihn bewogen hätte, mich bestellen zu lassen, und zwar hatte er damit nicht Hammerstein und Genossen, sondern die Verlegenheit der Ultramontanen gegenüber der Kaplanokratie, der Demokratie der mittlern und niedern Geistlichkeit, im Auge, die man zur Mithilfe gegen die Regierung aufgeboten hätte, und die sich jetzt disziplinlos nicht dem Papste habe fügen wollen. Er verglich diese Verlegenheit mit der des Goethischen Zauberlehrlings und sprach von „antipäpstlichen Katholiken.“ Er schloß: „Ich mag das nicht in unsern Blättern sagen lassen; wir

[1] Herr v. Kleist-Retzow stellte am 6. März 1887 einen Antrag im Herrenhause, der Staat möge auch der evangelischen Kirche größere Selbständigkeit gewähren, und im Abgeordnetenhause war ein ähnlicher von Hammerstein zu erwarten. Fürst Bismarck bekämpfte diese Absicht durch die Rede vom 22. April. Politische Reden XII, 390 ff.

[2] S. B. I, 429 u. II, 487 f.

brauchen das Zentrum noch für die Zucker- und Branntweinsteuer." Ich erwähnte dann die Patriotenliga, und von dieser lenkte das Gespräch auf die Reichslande ab. Als ich bemerkte, es wäre doch vielleicht möglich, diese mit Preußen zu vereinigen oder mit Bayern und Baden zu teilen, erwiderte er: „Mit Preußen, das würde die Opposition im Abgeordnetenhause, wo es ja leidlich geht, um dreißig Stimmen verstärken. Die Bayern wollen auch nichts davon und noch weniger die in Baden, die haben eine heillose Angst vor solchen Sachen. . . . Ja, wenn wir zur Zeit Karls des Großen lebten, könnten wir die Elsasser nach Posen versetzen und die dortigen Bewohner zwischen den Rhein und die Vogesen, oder auch eine menschenleere Wüste zwischen uns und den Franzosen machen. So aber müssen wirs anders versuchen." Wir sprachen vom Kronprinzen, von dem er meinte, er solle einen Polypen im Halse haben, [1] und es wäre kein Wunder, daß er nicht gesund würde, da nicht zugelassen würde, daß in seinem Zimmer mehr als elf Grad Wärme wären, er in Ems zum Besuche kalter und zugiger Berge und zur Fahrt über den Rhein bei Sturm und Regen veranlaßt würde u. dgl. Ich sagte ihm, Diest-Daber wolle ja seinen Prozeß wieder aufnehmen lassen. Er entgegnete: „Wie will er denn das machen?" Dann gab er mir eine Darstellung der Angelegenheit, die ursprünglich eine Verleumdungsklage gegen Diest gewesen und dann durch Klotz in eine Anklage gegen ihn (Bismarck) verwandelt worden wäre, die mit seiner Rechtfertigung geendigt hätte. Er schloß: „Diest leidet am Verfolgungswahnsinn, d. h. aktiv, er muß verfolgen, und zuletzt ists wohl Größenwahn." Wir kamen davon auf sein Vermögen, indem ich äußerte: „Nur um zu zeigen, was für Aberglaube in dieser Hinsicht unter den Leuten herrscht — da sagte mir neulich ein sonst verständiger Kaufmann, Sie besäßen wenigstens hundert Millionen." Er setzte mir darauf seine Vermögensverhältnisse ausführlich auseinander, sprach von dem Werte der einzelnen Güter, von dem, was sie einbrächten, und davon, daß er nicht an Mehrung seines Kapitalbesitzes — „wie es meine Söhne gern hätten" —, sondern an Abrundung und Verbesserung seiner Güter denke. Er

[1] Schon zu Anfang des Jahres 1887 litt der Kronprinz an einer hartnäckigen Heiserkeit, und am 6. März stellte eine ärztliche Untersuchung eine kleine harte Geschwulst am linken Stimmbande fest, den Anfang des Krebsleidens.

erinnerte an Chorow und Sedlitz, an die Güterkäufe am Sachsenwalde und ähnliches: „Ich kann nicht anders — sagte er —, wenn ein Nachbar mit einer Koppel in das Meinige hineinragt, und es steht eine hübsche Baumgruppe darauf, und sie soll niedergeschlagen werden, da muß ich die Koppel haben.“ Oft bezahlte er bei solchen Käufen zu teuer, auch würden die Güter von den Beauftragten häufig nicht gut verwaltet, und so habe er wohl in günstigen Jahren, bei hohen Holzpreisen u. dergl. hunderttausend Thaler, mehrmals aber gar keine Überschüsse über die Ausgaben gehabt. „Ich lebe übrigens — fuhr er fort — auf dem Lande kostspieliger als in Berlin, und meine Pferde kommen mich mit ihrem Futter in Varzin höher zu stehen als hier. Könnte ich meine Güter für das verkaufen, was sie vielleicht wert sind, so würde ich wohl vier Millionen dafür bekommen.“ Wegen des Materials zu den Aufsätzen wies er mich an Rottenburg, der mir zu dem über die Patriotenliga die Anklageschrift des Oberreichsanwalts Tessendorff in Leipzig (vom 21. April 1887) gegen zehn Reichsländische (an der Spitze Koechlin-Claudon aus Mülhausen, am Ende Humbert aus Metz) mit einer Geschichte und Charakteristik des Bundes, zu dem über die „antipäpstlichen Katholiken“ einige Tage später einen Bericht des Oberpräsidenten von Westfalen an den Kultusminister und etwa ein Dutzend Zeitungsausschnitte aus den Akten durch einen Kanzleidiener unter dem Siegel der Reichskanzlei übersandte. Der Artikel über Déroulèdes Herde wurde noch für Nr. 19 der Grenzboten fertig, wo er unter dem Titel „Die Patriotenliga“ erschien, der andre kam unter der Überschrift „Verlegenheiten im Zentrum“ in Nr. 20 (vom 12. Mai). Beide wurden von mir für den Kanzler in dessen Palais persönlich abgegeben.

Mit Bucher waren Hehn und ich im Mai und Juni regelmäßig alle Mittwochabende (bald bei Huth, bald bei Trarbach) zusammen, und er schrieb mir für die Grenzboten den Aufsatz „Maharadscha Dhulip Sing,“ der in Nr. 26 abgedruckt wurde, sagte auch für das Blatt einen weitern zu, der die Regierung der Königin Viktoria mit der der Queen Beß vergleichen sollte — natürlich nicht zum Vorteile und Ruhme der ersten. Er teilte mir dabei mit, daß der Chef, bei dem er vor kurzem gespeist, und der ihn eingeladen hätte, ihn nächstens in Friedrichsruh zu besuchen,

etwas der Art an Viktorias Jubiläum geknüpft zu sehen wünsche. Am 28. Juni reiste Bucher nach der Drachenhöhle im Sachsenwalde ab, was er mir am 27. durch eine Karte meldete. Nach ungefähr zehn Tagen war er wieder in Berlin. Er hatte fünf derselben in Friedrichsruh und die übrige Zeit bei Kusserow in Hamburg zugebracht und erzählte, Gamaliel scheine jetzt keine rechte Lust mehr zu haben, den Artikel über die englischen Königinnen abschießen zu lassen, er wolle sich die Sache noch überlegen, aber keinesfalls solle der Artikel in die Grenzboten kommen, da sie des Zusammenhangs mit ihm verdächtig wären.

In der letzten Hälfte des Juli reiste Bucher nach Großpeterwitz zu Stirum, seinem Freunde und Gesinnungsverwandten, der ihn eingeladen hatte, ein paar Wochen bei ihm zu verbringen. Aber schon am 3. August erhielt ich von ihm ein Billet, worin er schrieb, wenn ich einen Abend wieder mit ihm bei Trarbach oder in einem Bräu sein wolle, möge ichs ihn wissen lassen. Dabei lag ein Beitrag zu dem von mir beabsichtigten Grenzbotenartikel über das ihm vom Verfasser zugesandte Buch Conventional Cant, its Results and Remedy von Sidney Whitman in Gestalt eines Leaders der Pall Mall Gazette: How Un-English. Ich ging am 4. zu ihm, und er berichtete, daß es dem Fürsten in Varzin nicht gut ergehe; er habe wieder einmal Gesichtsschmerz gehabt und dagegen, der Weisung des Arztes ungehorsam, Morphium genommen, was ihm so übel bekommen sei, daß Schweninger schon zweimal zu ihm hätte reisen müssen. Bucher ist nur acht Tage in Großpeterwitz gewesen, weil die dortige Luft (eine Stauung des Schweidnitzer Wassers zu einem See verbreitet hier des Abends kalte Nebel) ihm nicht zugesagt hat. Er hat in der Nachbarschaft des Stirumschen Schlosses fleißig botanisiert, im Walde u. a. mit der einen Tochter des Grafen die wilde Balsamine (Noli me tangere) entdeckt, von der er ein säuberlich aufgeklebtes Exemplar mit andrer botanischer Beute dieses Ausflugs zeigte. Abends trafen wir uns beim Bräu im Münchner Kindl, wo er mir allerlei erzählte, z. B. wie er bei seiner ersten Mission nach Madrid[1] den Nachstellungen der fran-

---

[1] im April 1870, vgl. oben S. 165 und Bd. I, 30, Anm. 1. Näheres bringt jetzt darüber v. Werthern in der Biographie des Generals v. Versen, 78 ff.

zösischen Geheimpolizei zu entschlüpfen gewußt habe. In Düsseldorf, wo er den alten Fürsten von Hohenzollern im Jägerhof aufzusuchen gehabt hat, ist ihm der Portier des Gasthofes am Bahnhofe, wo er abgestiegen war, nachgeschlichen, um ihn von einem Fenster in der Nähe des Jägerhofs zu beobachten. Der alte Fürst, dessen Gemahlin sehr bigott ist, hat ihm zu verstehen gegeben, daß er der Kandidatur seines Sohnes nicht geneigt sei, weil dieser als König von Spanien dem kirchlichen Banne verfallen könne. Auf Buchers Fahrt nach Paris hat man ihm die Krampe seines starken Lederkoffers aufgebrochen. In dem dortigen Hotel haben ihn der Wirt und die dame du comptoir nach seinem weitern Reiseziele auszuforschen versucht, und die Krampe ist nicht ordentlich repariert worden, „vermutlich nicht aus Nachlässigkeit, sondern absichtlich." Er hat vorgegeben, nach London zu wollen, hat jedoch, als ihn am nächsten Tage der Fiakerkutscher nach dem Bahnhofe für Calais habe fahren wollen, wo ihn wahrscheinlich ein Detektiv zur Begleitung erwartet habe, unterwegs befohlen, die Richtung zu ändern und nach dem Bahnhof für Orleans zu kutschieren, und ist so glücklich der für ihn bestimmten Überwachung entgangen. In Madrid hat man ihm Photographien für den Papa Hohenzollern in Düsseldorf, den er auch bei der Rückkehr zu besuchen hatte, namentlich ein Bild des schönen Palastes am Manzanares mitgegeben, „der dem alten Herrn mehr Lust zur Sache machen sollte, und sie gefielen ihm wirklich sehr wohl." Wir sprachen darauf vom Großherzog von Hessen, der Czapska und der „gebieterischen Einmischung der ehemaligen königlichen Schwiegermama (Victoria) in die Heirat der beiden, die in einer Schrift, vermutlich nach Mitteilungen der Polin selbst, sehr drastisch und in der Hauptsache sicher wahrheitsgemäß geschildert ist, und die nicht verhindert hat, daß das Verhältnis halb geheim fortgesetzt wird."

Er knüpfte daran den Tadel, daß der Fürst so oft mit seinen Privatsekretären gewechselt und auch unsichre Kantonisten auf diesen Posten gestellt habe, nachdem Karl von Bismarck (=Bohlen) abgegangen war. Brinken, Landsberg und Kurowski seien zwar zuverlässige Leute gewesen, aber von Hermann von Arnim sei das keineswegs zu rühmen, der vielmehr mit seinem Schwager konspiriert und ihm Berichte über den Chef erstattet habe, was er mit Beispielen be-

legte, die aus seiner eignen Wahrnehmung herrührten. Er erwähnte in diesem Zusammenhange auch des Pamphlets des Freiherrn Otto von Loe, „Fürst Bismarck. Urkundliche Beiträge zum Ruhme eines großen Mannes," das er sich aus der Bibliothek des Auswärtigen Amtes geliehen hatte, und das er mir am 5. August auf zwei Tage zum Durchlesen überschickte. Loe ist bei der Gesandtschaft in Kopenhagen gewesen und dann, nachdem ihn Bismarck wegen ungehörigen Verhaltens gegenüber der Äußerung eines andern Diplomaten über den Reichskanzler kalt gestellt hatte, fleißiger Mitarbeiter von Joachim Gehlsens Reichsglocke. Seine Schrift ist ein Seitenstück zu Arnims Pro Nihilo, voll Verdrehung und Übertreibung, sehr bitter und boshaft, aber bei einigermaßen Verständigen kaum gefährlich für ihr Urteil.

Im Winter 1887/88 war ich fast jeden Mittwoch und jeden Sonntag mit Bucher und Hehn abends bei Knoop auf der Potsdamer Straße zusammen, und ersterer erzählte dort beim Moselkutscher vielerlei Interessantes vom Kanzler und aus seinem eignen Leben. Einmal besuchte er mich auch in meiner neuen Wohnung in Moabit, um mir den ersten Band der Selbstbiographie des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha wiederzubringen, den ich ihm mit einem Grenzbotenartikel seines Wiener Bruders Bruno („Ein Traum") geliehen hatte.

Am 1. März 1888 erhielt ich folgende Zeilen aus der Reichskanzlei: „Euer Hochwohlgeboren würden mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie die Güte haben wollten, mich an einem der nächsten Tage zwischen elf und halb ein Uhr oder von zwei bis vier Uhr in der Reichskanzlei mit Ihrem Besuche zu beehren. Der Herr Reichskanzler hat mich beauftragt, mit Euer Hochwohlgeboren eine Angelegenheit zu besprechen. Rottenburg."

Ich ging am 2. März früh zu ihm, und er sagte mir, der Fürst wünsche, daß ich die Partie der Beustschen Schrift „Aus drei Vierteljahrhunderten," die sich im zweiten Bande Seite 346 ff. finde, in der Presse bespreche, und wolle mir zu dem Zwecke mündlich Mitteilung machen, doch solle ich mich vorher aus dem Buche über den Gegenstand informieren. Ich möge, wenn dies geschehen sei, ihm, Rottenburg, dies mit ein paar Zeilen anzeigen, er werde es alsdann dem Kanzler berichten und mich Tag und Stunde wissen

lassen, wo dieser mich zu empfangen bereit sei. Ich verschaffte mir das Beustsche Werk noch denselben Tag von Hehn, las die betreffenden Stellen, die von Österreichs Haltung kurz vor unserm Kriege mit Frankreich und während des Kriegs und dem Streit Beusts mit Gramont handeln, mehrmals sorgfältig durch und meldete Rottenburg am 5., daß ich nunmehr genügend über den Gegenstand unterrichtet zu sein glaube, weitere Informationen darüber aus dem Munde des Reichskanzlers zu verstehen und passend verarbeiten zu können. Es erfolgte indes keine Antwort darauf, die mich zum Chef eingeladen hätte — ohne Zweifel, weil dieser durch die Krankheit des Kaisers Wilhelm, die mit dessen Ableben endigte, und dann durch den Regierungsantritt seines Sohnes von wichtigern Angelegenheiten und Fragen als Beusts einstiger Politik in Anspruch genommen war.

Bucher erzählte — zufällig, vorahnend oder über das, was einige Tage später allgemein bekannt wurde, unterrichtet und darauf vorbereitend? — mir und Hehn am 28. März abends bei Knoop: „Die Prinzessin Viktoria, Tochter unsers neuen Kaiserpaares, jetzt ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, sollte sich schon vor längerer Zeit verheiraten, und zwar mit dem Battenberger, der damals noch Fürst von Bulgarien war,[1] aber schon Organ der englischen Politik. Er hatte die Enkelin der Königin von England auf seiner europäischen Rundreise in Berlin kennen gelernt, und war von den Eltern einmal mit ihr allein gelassen worden. Man dachte an eine Heirat, wahrscheinlich von der Großmama in London dazu angeregt, die ihren Diener gegen Rußland durch die Verbindung mit unserm Hofe sicherer stellen wollte. Der Plan sprach sich herum und kam auch dem Chef zu Ohren. Natürlich mißfiel er ihm, und er verhehlte seine Bedenken auch dem Kaiser nicht, sondern machte ihm erst mündlich, dann schriftlich, in einer Denkschrift, die ich ausarbeiten mußte, Vorstellungen. Es würde uns in Petersburg in schlechtes Licht setzen, und es ginge nicht an, daß eine preußische Prinzessin in den Fall kommen könnte, Sofia gezwungen zu verlassen. Der Kaiser sah das ein und verbot ihnen die Geschichte, was der Kronprinzessin sehr wider den Strich gegangen sein wird.[2]

---

[1] Er dankte am 3. September 1886 ab.

[2] Es war im Mai 1884. Wie Kaiser Wilhelm dem Kanzler am 4. Mai schrieb, hatte er und die Kaiserin damals schon vor einigen Monaten „instinkt-

6. April. Am Geburtstage des Chefs hat Prinz Wilhelm, jetzt Kronprinz, sich bei ihm, als er gratulierte, selbst zum Diner eingeladen und während des Diners einen Toast ausgebracht, der nach einigen Blättern etwa folgendermaßen gelautet hätte: „Das Reich gleicht einem Armeekorps, das bei einem Feldzuge seinen Oberbefehlshaber verloren hat, während der Offizier, der ihm im Range am nächsten steht, schwer verwundet daniederliegt. In diesem kritischen Augenblicke wenden sich sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist aber unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen. Möge er lange leben."[1] Das wäre viel vom Mitgliede eines regierenden Hauses: „Unser großer Kanzler" — von der kaiserlich-königlichen Hoheit vor kurzem schon einmal in einer Rede gesagt — „möge er ausführen, wir wollen ihm folgen" — viel Anerkennung, viel bescheidne Selbstverleugnung und ehrliche Unterordnung vom Kaiser der Zukunft. Gott segne ihn dafür mit Sieg unter dieser Fahne! Gestern wurde ein Wiener Telegramm der Kölnischen Zeitung bekannt und von den Blättern der Freisinnigen mit kaum verhehltem Jubel begrüßt, nach dem Bismarck mit einem Abschiedsgesuche umginge.

Ich gab heute früh 10¾ Uhr im Palais beim Portier zu sofortiger Beförderung an den Chef einen Brief ab, worin ich schrieb:

---

mäßig eine Ahnung gehabt," daß diese Verbindung beabsichtigt sei und von der Königin Viktoria eifrig gefördert werde, um der Heirat ihrer Tochter Beatrice mit dem Prinzen Heinrich von Battenberg durch die Heirat einer preußischen Prinzessin mit einem Battenberg „mehr Relief zu geben." Daher habe die Kronprinzessin schon im Sommer 1883 einen Besuch des Fürsten herbeigeführt, um in den beiden jungen Leuten eine Neigung zu erwecken. Der Kaiser war aber durchaus dagegen und ließ den Eltern keinen Zweifel darüber, daß er eine derartige Verbindung niemals zulassen werde. Die Familie Battenberg sei nicht ebenbürtig, auch nicht durch die Erhebung in den Fürstenstand; daran sei auch durch die Wahl Alexanders zum Fürsten von Bulgarien nichts geändert worden. Dazu sei dessen jetzige Lage zu prekär, auch pekuniär zu unsicher, und das bulgarische Volk zu unzivilisiert und roh, sodaß eine preußische Prinzessin ihm nicht anvertraut werden dürfe.

[1] Der Wortlaut nach der Kreuzzeitung vom 6. April 1888 in den Bismarck-Regesten II, 459.

„Euer Durchlaucht bitte ich im Hinblicke auf die durch die Blätter gehende überraschende Nachricht der Kölnischen Zeitung sich geneigtest erinnern zu wollen, daß ich wie bisher so auch in der Zukunft ganz und unbedingt zu Ihrer Verfügung bereit bin und es immer bleiben werde."

7. April. Um elf Uhr brachte ein Kanzleidiener einen von heute datierten Brief aus der Reichskanzlei folgenden Inhalts: „Der Herr Reichskanzler bittet Euer Hochwohlgeboren, ihm heute nachmittag zwei Uhr die Ehre Ihres Besuchs erweisen zu wollen. Ergebenst der Ihrige. Rottenburg." Ich erschien pünktlich. Doch kam, als ich ins Vorzimmer getreten war, der Justizminister Friedberg und wurde vor mir zum Chef hineingeführt. Erst nach drei Viertelstunden entfernte er sich wieder. In der Zwischenzeit stellte sich auch der Minister von Puttkamer ein, ging jedoch nach einer Unterhaltung mit Rottenburg wieder. Dieser kam darauf zu mir und meinte, es sei zweifelhaft, ob mich der Fürst heute empfangen könne, da er sehr angegriffen sei. Doch habe er ihn benachrichtigt, daß ich um zwei Uhr da sein werde. Wenn er mich rufen lasse, so möge ichs „kurz machen." Ich erwiderte, das hinge vom Kanzler, nicht von mir ab, doch wolle ich ihm anbieten, falls er nicht disponiert sei, an einem andern Tage wiederzukommen. 2 ¾ Uhr führte Theiß mich zu ihm hinein.

Er war in Interimsuniform und sah recht wohl aus, klagte aber, nachdem er mir die Hand gedrückt und nach meinem Befinden gefragt hatte, über nervöse Aufgeregtheit und Schlaflosigkeit. „Nur Opium und Morphium verhelfen mir zu einigem Schlafe," sagte er. „Ich bin überarbeitet und habe überdies, wie Sie gelesen haben, mit denen in Charlottenburg in der letzten Zeit Verdruß gehabt. Die Ärzte wollen durchaus, daß ich aufs Land gehe. Schweninger prophezeit mir, wenn das nicht geschieht, alle nur denkbaren Nervenkrankheiten mit Einschluß des Typhus. Dazu kommt, daß ich nach Varzin sollte, wegen der Wasserverwüstung. Die Wipper hat alle Mühlen weggerissen, und der Wiederaufbau kann Hunderttausende kosten. Aber ich kann nicht fort; denn wer weiß, was sie machen, wenn ich den Rücken wende. . . . Sie wissen aus den Zeitungen, daß ich daran denke, meinen Abschied zu nehmen, wegen Konflikten und Hofeinflüssen, nicht mit dem Kaiser, der vielmehr verständig ist

und meine Ansicht teilt.[1] Es handelt sich jetzt um die Heirat des Battenbergers mit der Prinzessin Viktoria, die von der Königin von England ins Auge gefaßt ist und schon früher, vor drei Jahren, unter dem hochseligen Herrn, von der Tochter der jetzigen Kaiserin lebhaft betrieben wurde, erst geheim. Ich machte schon damals, als ichs erfuhr, Vorstellungen dagegen, auch schriftlich beim Kaiser, und er ließ sich von meinen Gründen überzeugen und weigerte sich, seine Einwilligung zu geben. . . . Übrigens kann das nicht in Frage kommen vor den politischen Bedenken und Gefahren, die die Sache hat. Die alte Königin stiftet gern Ehen, wie alle alten Frauen, und sie mag den Prinzen Alexander für ihre Enkelin ausersehen haben, weil er ein Bruder ihres Schwiegersohnes, des Mannes ihrer Lieblingstochter Beatrice ist. Sie hat aber offenbar politische Zwecke im Sinne, eine dauernde Entfremdung zwischen uns und Rußland, und wenn sie zum Geburtstage der Prinzessin herkäme, so wäre die Gefahr dringend, daß sie ihren Willen durchsetzte. Sie ist in Familienangelegenheiten keinen Widerspruch gewohnt, sie brächte den Pastor gleich in der Reisetasche mit und den Bräutigam im Koffer, und die Trauung ginge ohne Verzug von statten. Der Battenberger wäre vielleicht auch schon hier, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre, abratend; denn sie hat es eilig, die in London."

Ich fragte nach dem Befinden Seiner Majestät in Charlottenburg. „Ists wirklich Krebs, und wie lange kann es noch dauern?" — Er: „Krebs, und Bergmann hat schon sein Urteil abgegeben: es

---

[1] Der Fürst reichte am 4. April sein Entlassungsgesuch ein für den Fall, daß die Verlobung der Prinzessin mit dem Fürsten Alexander beschlossen werden sollte, worüber er schon am 31. März in Charlottenburg verhandelt hatte. (Bismarck-Regesten II, 459.) Der Großherzog von Baden, der damals dort war, wirkte in demselben Sinne auf den Kaiser ein und sagte ihm, als er Gelegenheit hatte, diesen allein zu sprechen, an demselben 31. März: „Ohne Bismarck kannst du unmöglich regieren." Auch der Kronprinz Wilhelm war durchaus gegen die Heirat; er verkehrte in diesen Tagen mehrfach mit dem Reichskanzler (Bismarck-Regesten II, 459. 460), persönlich und schriftlich. Kaiser Friedrich selbst wollte von Anfang an von der Sache nichts wissen, vor allem, weil er den Battenberger nicht für ebenbürtig hielt, und hat es, wie Fürst Bismarck später erzählte, diesem „sehr gedankt, daß er ihm den Battenberger vom Leibe hielt." Trotzdem fiel die Entscheidung in der Frage und damit in der Kanzlerkrisis erst am 10. April. Bismarck-Regesten II, 460.

ist eine Frage von drei Wochen oder drei Monaten. Äußerlich merkt man ihm nicht viel an, er hält sich gerade und geht mit raschen Schritten. Nur ist er im Gesicht (er zeigte mit zwei Fingern zwischen Backenknochen und Nase) in den letzten Tagen schmaler geworden und sieht abgespannt und niedergeschlagen aus, infolge von Gemütsbewegungen. Sie haben ihn geradezu gemartert, als er nicht wollte. . . . Freilich ist bis jetzt noch nichts erreicht als ein Aufschub. Wenn die Heirat doch noch zustande kommt, so kann ich nicht mehr Minister bleiben, ich habe dann kein Vertrauen mehr auf die Zukunft. . . . Ich büße in Petersburg das Vertrauen auf meine Ehrlichkeit ein, das ich mir wieder mühsam erworben habe, beim Kaiser Alexander, nach allerhand Verhetzungen.[1] Sie wünsche zwar dringend, daß ich bleibe, in Charlottenburg, auch sie. Ich werde behandelt wie Watte und Sammet. Der Erlaß[2] sprach das auch aus, er machte mir aber, da er zu viel Anerkennung enthielt, weniger Freude und Hoffnung, eher Bedenken, daß er nicht aufrichtig sei, und daß etwas dahinter stecke. Wenn ich das bloß aufhalten kann, nicht ganz verhindern, diese englischen Einflüsse auf unsre Politik, wenn ich nicht mehr mit Erfolg kritisieren kann, wenn sie auf meine Stimme nicht hören wollen, warum soll ich mich da noch weiter quälen und schinden? Ich will nicht bloß Schanddeckel sein für die Thorheiten andrer Leute. Wenns noch der Kaiser wäre, der alte, mit dem ich auf dem Holzweg gehen sollte, aber mich von dieser Engländerin benutzen zu lassen, für ihre Laune, für fremde Interessen, zu Gefahr und Schaden für uns." Ich sagte: „Ja, der Kaiser war doch ein prächtiger alter Herr, ein wirklicher König, voll Pflichtgefühl und gutem Willen, und er wußte, was er an Ihnen hatte." Er: „Ein zuverlässiger Kamerad, der einen nicht fallen ließ." Ich: „Zwar hat er Ihnen das Leben zuweilen sauer gemacht und Sie gelegentlich nicht gut behandelt." Er: „Ja, aber dann geschah es nicht aus bösem Willen, sondern aus Mißverständnis und geringer Kenntnis der Sache. Er war, wenn es sich um Wichtiges handelte, zuerst oft auf dem falschen Wege, ließ

[1] Der Fürst hat hier die gefälschten Briefe über die Haltung Deutschlands in der bulgarischen Frage im Auge, deren Unechtheit er dem Zaren am 18. November 1887 persönlich bewies.

[2] des Kaisers vom 12. März 1888.

sich aber immer zuletzt auf den richtigen bringen. So wollte er in der Konfliktszeit, als er keinen Minister mehr kriegen konnte, abdanken. Als ich zu ihm nach Babelsberg gerufen wurde,[1] hatte er die Abdikationsurkunde schon fertig unterzeichnet. Wenn ich keine Minister finde, mit denen ich so regieren kann, wie ich es für nötig halte, so mag mein Sohn es versuchen, sagte er. Ich erklärte, ich wolle ein solcher Minister sein. Auch gegen die Majorität? fragte er. Auch gegen die Majorität, erwiderte ich. Nun, dann ists gut, sagte er, und damit zerriß er die Urkunde und zu gleicher Zeit einen ganzen Bogen liberaler Zugeständnisse, die er mir vorher vorgelesen hatte." Ich: „Dann, wie Sie ihm später nach Jüterbogk entgegenfuhren, und er von den Damen in Baden in Angst wegen drohender Revolution verhetzt war und niedergeschlagen das Schafott fürchtete, und Sie ihm mit dem Appell an seine Ehre Mut einsprachen, ihm an sein Offiziersportepee griffen, wie Sies einmal gegen mich ausdrückten." Er: „Ja, und bei andern Gelegenheiten hatte er zuviel Mut, wollte er zu rasch voran und zuviel haben. So wollte er sich 1864 ohne Österreich nach Jütland hineinstürzen, und in Nikolsburg den Krieg fortsetzen bis nach Wien." Ich erinnerte an den dortigen Weinkrampf. „Dann hätte er zuerst lieber ein halbes Sachsen, ein halbes Hannover, Ansbach und Baireuth und von Österreich ein Stück Böhmen gehabt, bis ichs ihm als unpraktisch ausredete."[2] — „Und 1870 die Militärverschwörung in Mainz vor dem Einmarsche in Frankreich und später in Versailles den Ansprüchen der Bayern gegenüber," versetzte ich. „Gewiß — sagte er —, wo sie dem Bayer geradezu Gewalt anthun wollten und dann ihm Rechte vorzuenthalten beabsichtigten, die er verlangen konnte." Ich sagte: „Der Ausdruck Schanddeckel läßt mich auch an das Gegenteil denken: Monarchen werden oft mit fremden Federn geschmückt; wie bei einer Schlacht, so ists auch auf politischem Felde." „Nun ja — erwiderte er —, aber wenn es nur geschieht und gelingt, das ist die Sache, wenn es nur gemacht wird; wer es macht, ist gleichgiltig."

Er besann sich einen Augenblick und fuhr darauf fort: „Die neue Kaiserin ist immer eine Engländerin gewesen, ein Kanal für

---

[1] 22. September 1862. Vgl. Oncken, Zeitalter Wilhelms II, 752 Anm.
[2] S. Band, I, 434; II, S. 115.

englische Einflüsse bei uns, ein Werkzeug für ihre Zwecke, sie ist es in ihrer jetzigen Stellung noch mehr, und in dem Battenberger soll ein zweites geschaffen werden.[1] In England will man kein foreign influence; Sie wissen, wie Palmerston und andre den Prince-Consort mit seiner Einwirkung auf die Königin, angeblicher und wirklicher, anklagten, hinderten und verfolgten. Wir aber sollen das dulden und als selbstverständlich betrachten. Wir sind ihnen eine untergeordnete Rasse, bestimmt, ihnen zu dienen. So denkt auch die Königin, und ihre Tochter nicht minder, sie treiben das als Kompagniegeschäft, und ich möchte Ihnen vorschlagen, dieses Thema bei der jetzigen Gelegenheit einmal ausführlich zu behandeln, diplomatisch darzustellen und geschichtlich, wie von England seit alter Zeit und immer von neuem versucht worden ist, uns für ihre Zwecke zu beeinflussen und, oft gegen unser Interesse, in ihrem Nutzen, zu ihrer Sicherung und für die Erweiterung ihrer Macht zu verwenden, zuletzt durch Töchter und Freundinnen der Königin Viktoria. Ich bitte Sie, dabei eine kleine Schrift zu benutzen, die unter dem Titel »Mitregenten und fremde Hände in Deutschland« vor zwei Jahren in der Schweiz erschienen ist. Der anonyme Verfasser ist mir nicht anonym, es ist der Herzog Ernst von Koburg, und die Darstellung ist im ganzen richtig." Ich sagte: „Das muß sie wohl sein, er gehört ja dazu: Leopold von Belgien, Viktoria in London, Viktoria in Berlin und Stockmar, auch Josias Bunsen in seiner Blütezeit."[2] Er sagte: „Ja, aber jetzt nicht mehr, wie Sie in der Broschüre lesen werden. Sie können jedoch weiter ausholen. Thun Sie einen Rückblick auf die englische Politik in den letzten Jahrhunderten." Ich: „Schon früher muß etwas der Art dagewesen sein, ein Engländer war sogar deutscher Kaiser, Richard von Cornwallis, vor Rudolf von Habsburg." Er: „Ja, aber beschränken Sie sich auf die neue Zeit bis zurück zum Anfange des vorigen Jahrhunderts. Immer ging die englische Politik in dieser Periode darauf aus, unter den Mächten des Kontinents Zwietracht zu stiften oder zu erhalten, nach dem Satze duobus litigantibus tertius gaudet, und

---

[1] G. u. E. II, 305.

[2] Der langjährige preußische Gesandte in London unter Friedrich Wilhelm IV. bis 1854, im Anfange des Krimkrieges das gefügige Werkzeug der westmächtlichen Politik. Freiherr Christian von St., der Vertraute des Prinz-Gemahls Albert.

sich der einen gegen die andern zu bedienen, sodaß sie zu Englands Vorteil geschwächt und geschädigt wurden. Erst richtete sich dieses Bestreben gegen Frankreich, dann gegen Rußland, erst wars der Kaiser in Wien, der für sie Krieg führen mußte, dann sollten wir uns für sie schlagen. Erinnern Sie an den österreichischen Erbfolgekrieg und die Schlacht bei Dettingen.[1] Gewiß war damals von der werdenden Universalmonarchie in Frankreich jeder andre Staat Europas bedroht in seiner Freiheit und seinem Bestande, keiner aber so sehr wie England. Dann denken Sie an den Siebenjährigen Krieg, wo die Engländer sich den Löwenanteil an der Siegesbeute nahmen, obwohl sie nur wenig gewagt und geleistet hatten, verhältnismäßig, wo wir ihnen die französischen Kolonien eroberten. In der letzten Zeit versuchten sie uns gegen die Russen auszuspielen, die ihnen am Bosporus und mehr noch an der Grenze Indiens gefährlich geworden sind. Wir sollen ihre schwachen militärischen Kräfte ergänzen, die russischen in der Flanke bedrohen und festhalten, wenn sie marschieren wollen. Zuerst sollten wir während des Krimkrieges, wo beiläufig die Franzosen wenig Grund hatten, sich mit an den Wagen zu spannen, da sollten wir uns ganz gegen unser Interesse mit den Westmächten dem Kaiser Nikolaus entgegenstellen. Ich habe das damals verhindern helfen.[2] Später, 1863, wollte England den Aufstand der Polen zur Schwächung Rußlands begünstigt sehen, wobei wir uns einen alten Freund, der ein noch besserer Freund für unsre Zukunft werden konnte, verscherzt und keine zuverlässige Freundschaft im Westen dafür eingetauscht hätten, wohl aber in den Polen einen alten Feind gestärkt, einen natürlichen Bundesgenossen Frankreichs geschaffen. 1877, als der russisch-türkische Krieg sich ankündigte, sollten wir ihn durch Einspruch in Petersburg verhindern, im Interesse der Menschlichkeit, wie die Times demonstrierte, und die Königin Viktoria uns ans Herz legte, in einem Brief an den Kaiser, der von Augusta übermittelt und befürwortet wurde, und in zweien an mich.[3] Menschlichkeit, Friede und Freiheit ist immer ihr Vorwand, wenn es nicht Christentum und Ausbreitung der Segnungen der Gesittung unter Wilden und

---

[1] 27. Juni 1743.

[2] Vgl. G. u. E. I, fünftes Kapitel.

[3] Das Letzte wird bestritten, aber hier steht Zeugnis gegen Zeugnis.

Halbbarbaren sein kann, zur Abwechslung. In Wahrheit aber schrieben die Times und die Königin im Interesse von England, das mit dem unsern nichts gemein hatte. Das Interesse Englands ist, daß das Deutsche Reich mit Rußland schlecht steht, unser Interesse, daß wir mit ihm so gut stehen, als es der Sachlage nach möglich ist. Danach habe ich in der letzten Zeit gestrebt, und es ist gelungen, trotz verschiedner Gegenwirkungen, und nun soll der Battenberger benutzt werden, meinen Erfolg zu nichte zu machen, dem Kaiser Alexander neue Zweifel zu erwecken, und die moskowitische Presse mit Vorwänden zu versehen, die sich hören lassen, wenigstens den Schein für sich haben, daß wir Hintergedanken hätten. Der Prinz Alexander, den man der Tochter des deutschen Kaisers zum Bräutigam bestimmt hat, würde, wenn er hereinheiratete, ein dauerndes Organ des englischen Einflusses bei uns sein, nicht bloß scheinen — das ist der Kern des Planes, betonen, wiederholen Sie das —, soweit sich dieser Einfluß gegen Rußland richtet. Er ist eigentlich ein Pole, durch seine Mutter, die als ein Fräulein Hauke heiratete, eine weder alte noch angesehene, auch sonst nicht gerade empfehlenswerte Familie. Ein Onkel von ihm wurde 1863 fahnenflüchtig, um unter dem Namen Bosak eine Bande polnischer Insurgenten zu führen. Er war dann Mitglied einer internationalen Sozietät für Putsche und Barrikadenbau in der Schweiz und Italien und zog zuletzt 1870 mit Garibaldi der französischen Republik gegen die Deutschen zu Hilfe und kam dabei um. Solche Verwandtschaft mag den Engländern und ihren Gehilfen in Berlin nicht anstößig sein, in das preußische Königshaus, für die Tochter des deutschen Kaisers paßt sie entschieden nicht, und Kaiser Friedrich fühlt und sieht das auch und vielleicht noch mehr wie andre; denn er hat eine sehr hohe Vorstellung von seiner Familie und seiner Würde. Aber abgesehen davon, wichtiger ist, daß der Battenberger dem Kaiser Alexander von Grund der Seele verhaßt ist, vielleicht die verhaßteste Persönlichkeit, die er kennt."

Ich sagte: „Der unerhört schroffe Brief, wie er im Verkehr zwischen Fürsten kaum ein Seitenstück haben wird, die Streichung aus den Armeelisten."[1]

---

[1] Nach der Umwälzung in Ostrumelien im September 1885.

Er erwiderte: „Ja und andres. Er hatte diesen Zorn aber auch reichlich verdient, durch Falschheit und Verrat. Als Neffe der verstorbnen Kaiserin[1] war er in Petersburg geeignet befunden worden, das russische Interesse in Bulgarien wahrzunehmen als Fürst, und das war berechtigt, durch den Dank, den man ihnen dort schuldig war für die Befreiung, was auch ihr letztes Ziel dabei war, das eigentliche Ziel des Kriegs von 1877. Zuerst regierte er auch in diesem Sinne, dann aber ließ er sich mit den Engländern ein, die ein Großbulgarien wollten, das ihren Zwecken diente, wie Rumänien, auch durch Dank verpflichtet; ein neues Königreich im Wege Rußlands sollte sich daraus entwickeln. Das war schon lange eingefädelt und durch verschiedne Maßregeln vorbereitet, aber der Fürst versuchte immer durch schöne Worte die Verstimmung, die sie hervorriefen, zu beschwichtigen und den Argwohn, der erwacht war, als unbegründet darzustellen mit bündigen Versprechungen. Noch zuletzt gab er Giers die Zusicherung, sich jeder Veränderung in Ostrumelien zu enthalten, und bald nachher brach die Revolution in Philippopel aus,[2] mit seinem Vorwissen und seiner Mitwirkung. Es wäre ein Wunder, gegen alle menschliche Art, wenn ihn der Kaiser Alexander nicht tödlich haßte für diese Unehrlichkeit, diesen Vertrauensbruch. Er wird ihm nie verzeihen, ihn immer als entschiednen Feind betrachten, der überdies durch seine Verdrängung erbittert ist, und seine Aufnahme unter die Mitglieder des deutschen Kaiserhauses müßte ihn mit einem Argwohn erfüllen, der ihm mit keiner Kunst auszureden sein würde. Er würde eine bleibende Bedrohung des Friedens sein. Er wird uns deshalb nicht den Krieg erklären, gleich und ohne weiteres wie Napoleon bei ähnlicher Veranlassung 1870, aber er wird alte Zweifel an unsrer Aufrichtigkeit, die wir widerlegt haben, dadurch bestätigt finden, und die russische Presse wird ihre Hetzereien mit der frühern Heftigkeit und Bosheit wieder beginnen und mit mehr Erfolg. Es ist jetzt nicht ausgemacht, daß die Russen gegen uns marschieren würden, wenn die Franzosen uns wieder anfielen, aber wenn Ruß-

[1] Einer hessen-darmstädtischen Prinzessin.

[2] 18. September 1885 mit der Entsetzung des Generalgouverneurs Gawril Paschah.

land uns einmal den Krieg erklärt, ist Frankreich gewiß sogleich dabei. Und ein solcher Krieg wäre doch keine so sichere Sache für uns und ein großes Unglück, auch wenn wir siegten, weil wir unter allen Umständen Menschen und Geld verlieren und indirekt Schaden erleiden würden, durch Störung von Arbeit und Handel, und weil wir zuletzt weder den Franzosen noch den Russen soviel abnehmen könnten, daß es die Verluste aufwöge. Nur den Engländern könnte es zugute kommen, es wäre ein englischer Krieg, wenn die Heirat des Battenbergers Rußland bewöge, sich dem französischen Angriffe doch anzuschließen. Wir sind gut gerüstet, aber es würden jedenfalls große Massen gegen uns ins Feld geführt werden, und Österreich hat seine Wehrkraft noch nicht so angespannt und entwickelt, wie es könnte und sollte. Auf Italien aber ist kein rechter Verlaß. Die Franzosen können dort doch wieder Boden und Freundschaft gewinnen, wenn andre Parteien an die Regierung kommen, sogar die Republik ist möglich, und Italien kann sich mit Wiederaufnahme der irredentistischen Pläne und Ansprüche gegen Österreich kehren."

Ich sagte: „Das will ich mir alles gegenwärtig halten und den Aufsatz so gut machen, als ich kann. Vielleicht darf ich auch auf die Mitwirkung der englischen Damen gegen die Beschießung von Paris hinweisen."

„Thun Sie das — versetzte er —, aber denken Sie bei dem Artikel auch an das Preßgesetz, hübsch vorsichtig, diplomatisch und nicht zu malitiös, und immer hervorheben, daß es auswärtige Einflüsse sind, die gegen mich laufen, nicht der Kaiser, sondern die regierende Frau und deren Mutter." — — — „Aber wird es nicht ein ungünstiges Licht auf den Kaiser werfen, ihn schwach und bemitleidenswert erscheinen lassen, wenn man sagt, er wolle den Battenberger nicht, könne aber dahin gebracht werden, sich dem Verlangen der Damen zu fügen?" Er entgegnete: „Das braucht nicht direkt gesagt zu werden. Überdies ist es so, und mit dem verstorbnen Kaiser war es ähnlich, der hatte auch mit weiblichen Einwirkungen zu kämpfen und war mir dankbar, wenn ich ihm dagegen beistand. Er sagte dann gewöhnlich: »Machen Sies nur so, daß sie ihren Willen zu haben glaubt, es aber so kommt, daß wir thun, was sich gehört«. Ich kam im ganzen gut mit ihm aus."

Nachdem ich etwas länger als dreiviertel Stunden bei ihm gewesen war, und er mich noch auf ein wunderliches kleines Kunstwerk aufmerksam gemacht hatte, das vor ihm auf dem Schreibtische aufgestellt war und aus einer sehr großen grauen Perle in einem Gestelle mit Diamanten und Rubinen bestand, die wie ein Windhundkopf gestaltet war und eine goldne Tabakspfeife im Munde trug[1] — „ein Geschenk aus Mexiko," erklärte er —, empfahl ich mich, während er sich schlafen legen wollte. Draußen sagte mir Theiß, während ich drin gewesen sei, habe der Großherzog von Baden ihm seinen Besuch machen wollen, er habe ihm jedoch bemerkt, der Fürst „hätte eine Konferenz," und da sei er wieder gegangen. Ich begab mich direkt zu Bucher hinaus, um ihm die Besprechung mit dem Chef möglichst wörtlich zu berichten und sie mir so besser einzuprägen. Er hatte die Koburgische Broschüre und gab sie mir mit. Auch erzählte er mir folgendes Beispiel von der Anglisierung der jetzigen kaiserlichen Familie weiblichen Teils: „Die Prinzessin Viktoria, die Battenbergerin in spe, hatte einmal einen Streit mit ihrem Bruder, dessen Gegenstand eine häusliche Einrichtung war. »Das alles ist doch bei uns viel besser,« meinte sie. — »Was, bei uns — fragte er —, uns, was soll das heißen?« — »Je nun, bei uns in England.«"

Als ich um sechs Uhr nach Hause zurückkam, lag folgender inzwischen eingetroffner Brief mit eingelegtem Ausschnitt aus dem Deutschen Tageblatt auf dem Tische: „Berlin, 7. April 1888. Geehrter Herr Doktor! Fürst Bismarck bittet Sie, den heute besprochnen Artikel an die hierneben angeschlossenen Ausführungen der Times gefälligst anknüpfen zu wollen, damit er nicht aus der Luft gegriffen erscheine. Ergebenst der Ihrige, Rottenburg."

Am 8. April früh dreiviertel zwölf Uhr klingelte der Kanzleidiener mit dem schwarzen Barte und übergab folgendes Billet: „Der Herr Reichskanzler bittet Sie, ihm heute um zwei Uhr die Ehre Ihres Besuchs schenken zu wollen." War um diese Zeit im Palais und wurde ohne längern Aufenthalt vorgelassen. Er lag auf einer Chaiselongue am Fenster und las die Kölnische Zeitung. Ich mußte mir einen Fauteuil an seine Seite rücken, und er sagte:

---

[1] Es soll thatsächlich ein menschlicher Kopf sein.

„Da ist das hier in der Kölnischen Zeitung über die Times und gegen sie, und hier die Frankfurter Zeitung, das könnten Sie in dem, was wir gestern besprachen, auch noch erwähnen und, wo nötig, widerlegen. Es kommt vorzüglich darauf an, daß der Kaiser auf meiner Seite steht. Es muß hier (er zeigte auf das rot unterstrichne Wort »Kaiser«) noch eine Silbe angesetzt werden — Kaiserin. Es ist ein Widerstreit zwischen den beiden: sie will den Battenberger, und zwar als Engländerin, er will ihn nicht, erstens aus politischen Gründen, wie ich, dann, weil er ihn geradezu haßt, weil ihm die Mesalliance nicht gefällt; denn er ist sehr stolz auf seine Dynastie und Stellung. Zwei Kaiserinnen bekämpfen seine Ansicht und meine, die von Indien und die von Deutschland, und Viktoria Tochter debattiert ihn nieder mit ihrer Heftigkeit, sie ist ihm mit der Zunge überlegen, wie sie es immer war, und er ist ihr jetzt um so weniger gewachsen, als er leidend ist und Verdruß schlecht verträgt. Auch ist er ein sehr guter Familienvater. Schon einmal war ich dabei, wo sie ihm mit ihrer Weiberlogik und Redefertigkeit so hitzig zusetzte, daß er zuletzt schwieg und ganz niedergeschlagen dasaß. Er freut sich da jedesmal, wenn ich ihm beispringe gegen die streitbare Frau." Ich erzählte ihm Buchers Historie von der Prinzessin Viktoria und ihrem Bruder. „Ja — sagte er —, das ist sehr glaublich. Sie spricht mit den Töchtern zu Hause nur englisch, die deutsche Kaiserin, die Sprache des auserwählten Volkes, und die Prinzessinnen schreiben ihrem Vater englische Briefe."

„Dann — fuhr er fort — sehen Sie hier. Da ist von meiner Anhänglichkeit an die Dynastie die Rede. Nun ja, doch war es mehr der Vater, der alte Herr. Ich wollte immer schon gehen mit dessen Ableben, und wenn ich blieb, so war doch bestimmt anzunehmen, daß es auf Grund einer Verständigung geschah, nach der ich meine bisherige Politik fortsetzen konnte und vor foreign influence und dem Hineinreden und Mitregieren der Damen geschützt war,[1] das aber niemals so arg getrieben wurde wie jetzt. Ferner bitte ich Sie, auf die freisinnigen Blätter, auf diese Hofjakobiner, hinzuweisen — brauchen Sie das Wort —, die ihre Parole von

[1] Vgl. die Unterredung mit dem damaligen Kronprinzen 1885, G. u. E. II, 305.

Charlottenburg bekommen, durch die Weiber an der Spitze der Adresse, die Helmholtz, die Schrader, die Stockmar, deren verstorbner Mann Sekretär der Kaiserin war, als Kronprinzessin. Diese byzantinischen Heuchler, diese Demokraten, die ärger schweifwedeln und kriechen als der tollste Absolutist, möchten mich aus einem Diener des Staates und seines Oberhauptes zu einem Knechte des Hofes erniedrigen, während ich doch das Recht und die Pflicht habe, eine eigne Meinung mir zu bilden und festzuhalten wie jeder andre, und noch mehr, da ich die Verantwortlichkeit trage, wenn Mißgriffe begangen werden in wichtigen Fragen und offenbare Thorheiten, wie die hier." Er besprach dieses Thema noch einige Minuten. Dann wollte er nochmals die Schrift des Herzogs Ernst benutzt wissen und ließ Rottenburg kommen, um ihm zu sagen, daß eine andre Verwendung nicht das gleiche bringe, wie mein Auszug. „Wissen Sie denn bestimmt — fragte ich, als Rottenburg fort war —, daß ers (der Herzog) geschrieben hat? Es ist stark von ihm, aber dem Stil nach, der etwas nachlässig ist, könnte ers sein, auch kennt er die Sache, da er der Königin nahe steht." — He himself told me so, erwiderte er lächelnd. Ich sprach noch von seiner Autobiographie und nannte sie übel geordnet und weitschweifig. „Ja — versetzte er —, er hat etwas von dem Fehler Beusts; er vermag nichts, auch das kleinste nicht, zu unterdrücken und zu verschweigen, was er gethan, versucht und gesammelt hat." Ich fragte nach dem Auftrage über Beusts Buch. „Das muß jetzt unterbleiben, wo es sich um Wichtigeres handelt — erwiderte er —, vielleicht später. Aber lassen Sie sich vorläufig den Band geben; ich habe da einiges angestrichen, was mir nicht richtig zu sein scheint. Jetzt aber werde ich zu schlafen versuchen. Mein Puls geht jetzt durchschnittlich in der Minute fünfzehn Schläge mehr als unter der vorigen Regierung." Ich ging mit guten Wünschen, daß es bald besser werde, nachdem ich etwa zwanzig Minuten bei ihm gewesen war, machte in den nächsten drei Tagen den gewünschten Aufsatz und schickte ihn den Grenzboten, die ihn in Nr. 17 unter dem Titel „Fremde Einflüsse im Reiche" brachten.

13. April. Am 10. hatte die Kaiserin im ehemaligen kronprinzlichen Palais in Berlin mit Bismarck eine zweistündige Unterredung. Zwei Tage nachher wußten die Zeitungen, daß die Batten-

bergische Frage gelöst sei, und zwar im Sinne Bismarcks. Viktoria hätte, sich selbst besiegend, die tragische Szene mit schönem Pathos in den Worten gipfeln und verhallen lassen: „Ich opfere das Glück meiner Tochter auf dem Altare des Vaterlandes." Heute abend aber erzählte Bucher: „Es hat sich bei der ganzen Geschichte nicht mit einem Worte um den Exhospodar gehandelt, sondern um finanzielle Themata, Kronfideikommiß, Krontresor, andre Geld- und Besitzfragen und ihre Rechte und Ansprüche."

25. April. Bucher bezeichnete heute abend bei Knoop die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern, bei der er mitgewirkt hat, als „Falle für Napoleon"[1] und fügte hinzu, weder der Kaiser

[1] S. Bd. I, 30 Anm. und oben S. 165 ff. Es handelt sich um eine Ansicht Buchers, die man nicht ohne weiteres als objektive historische Wahrheit betrachten darf. Daß Bismarck die spanische Kandidatur im Interesse Deutschlands nach Kräften befördert hat, ist unbestreitbare historische Thatsache. Ob er dabei nur als Privatmann seinen persönlichen Rat, der König nur als Chef des Hauses Hohenzollern seine Zustimmung gab, was noch H. Kohl im Wegweiser 114 ff. besonders betonen zu müssen glaubt, ist ebenso unzweifelhaft rechtlich bedeutsam wie sachlich gleichgiltig, denn auch als Privatmann blieb Bismarck eben Bismarck, als Chef seines Hauses König Wilhelm eben König von Preußen und Oberhaupt des Norddeutschen Bundes. Die Sache steht, soweit wir jetzt sehen können, wohl so. Bismarck sah den Krieg gegen Frankreich als unvermeidlich an, da dies den schlechthin unerträglichen Anspruch erhob, kraft des Prager Friedens der deutschen Einheit hindernd in den Weg zu treten. Es war also seine Pflicht, den Krieg, der durchaus kein „Präventivkrieg" war, im günstigsten Augenblick und unter den günstigsten Umständen zu beginnen. Nun wußte er ohne Zweifel, daß ein Angriffsbündnis zwischen Frankreich, Österreich und Italien dem Abschluß nahe sei, vielleicht kannte er noch mehr von den Einzelheiten. Unter diesen Umständen war er entschlossen, alle Minen sprengen zu lassen. Wie er im Frühjahr 1866, als der Krieg mit Österreich bevorstand, den Prinzen Karl, den Bruder Leopolds, drängte, die Wahl zum Fürsten von Rumänien anzunehmen (Aus dem Leben König Karls von Rumänien I, 16 ff. 21), gegen den Willen und das damalige Interesse Österreichs, um diesem einen unter Umständen unbequemen Nachbar auch im Südosten zu schaffen, so wollte er Leopold nach Spanien verpflanzen, nicht gerade, um die wenig bedeutende Bundesgenossenschaft Spaniens zu gewinnen, wohl aber, um den Franzosen an ihre Südgrenze eine Macht zu stellen, deren Haltung sie im Kriegsfalle nicht sicher waren. Ob ihnen dies störend erscheinen würde oder nicht, war ihm gleichgiltig, denn zu derlei Rücksichten fühlte er damals keine Verpflichtung mehr. Daß sie daraus einen Kriegsgrund machen würden in dem Augenblicke, wo sie mit Österreich und Italien noch nicht ganz im reinen waren, das war vernünftigerweise kaum anzunehmen, obwohl B. auch diese Möglichkeit

Wilhelm noch der Kronprinz habe von diesem Charakter des Manövers Bismarcks, über das er nach seiner Reise auch dem Kronprinzen Vortrag gehalten hatte, eine Ahnung gehabt, die Kandidatur vielmehr als Gelegenheit aufgefaßt, den Glanz ihres Hauses zu mehren.

28. April. Begegnete heute nachmittag Bucher auf der Kaiserin-Augusta-Straße. Er sagte lächelnd: „Soeben habe ich eine überraschende Nachricht erhalten. Die Königin Viktoria hat sich in Charlottenburg ganz vernünftig aufgeführt.[1] Sie hat die Haltung des Chefs gegenüber dem Battenberger Heiratsplane als in der Ordnung bezeichnet, und sie hat ihrer Tochter zugeredet, sich zu ändern: es sei ja schön von ihr, daß sie ihr Vaterland nicht vergessen habe und ihm zu nützen suche, wo sie könne; sie bedürfe aber auch die Liebe der Deutschen und möchte danach streben. Schließlich hat sie auch den Kronprinzen Wilhelm mit seiner Mutter wieder versöhnt." Ich fragte: „Haben Sie das aus guter Quelle?" — „Aus sehr guter," erwiderte er.

29. April. „Wir sind in der Lage — so las ich heute früh in der Berliner Börsenzeitung —, mitzuteilen, daß der vielberufne Schmähartikel der Grenzboten gegen die Kaiserin Viktoria den höchsten Unwillen des Reichskanzlers erregt hat, wie das ja auch nicht anders zu erwarten war, und daß Fürst Bismarck seiner Verurteilung einen sehr scharfen Ausdruck gegeben hat. In diesem Sinne erscheint der sympathische Artikel, mit dem die Norddeutsche Allgemeine Zeitung den Besuch der Königin von England bespricht, besonders bedeutungsvoll." Wohl die Stimme der Firma Bleichröder, der das Blatt dient, und über der die Flagge des großbritannischen Generalkonsulats weht. Wohlunterrichtet? Möglich, ja wahrscheinlich. Verleugnung? Warum nicht? Ganz in der

im Auge behalten haben wird; auch hat ja die Hohenzollernsche Thronkandidatur an sich den Krieg gar nicht herbeigeführt, sondern erst die scharfe Zurückweisung der dreisten Forderungen Benedettis an den König in Ems, der selbst darüber innerlich empört war, durch die von Bismarck redigierte und allen Höfen mitgeteilte Emser Depesche vom 13. Juli. Diese Redaktion vollzog Bismarck natürlich in dem vollen Bewußtsein, daß sich damit der Krieg entschied, und Deutschland hat es ihm zu danken, daß dieser so, und daß er in diesem Momente ausbrach, wie das H. von Treitschke schon damals offen ausgesprochen hat.

[1] Sie traf am 24. April in Berlin ein.

Ordnung. Tempora mutantur. Bei mir ihm gegenüber aber niemals, und bei ihm mir gegenüber für die Zukunft wohl auch nicht.[1]

Mein „Schmähartikel" wurde, wie ich sehe, übrigens auch vom Daily Telegraph und der Neuen Freien Presse mit Entrüstung erwähnt. Jener nannte dabei die Grenzboten a publication which for well known reasons is read with attention throughout Germany; diese sprach von einer Taktlosigkeit, die man schwarz auf weiß sehen müsse, um sie für möglich zu halten. Vortrefflich! So kam, was ich geschrieben hatte, in weitern Kreisen unter die Leute.

16. Juni. Nachdem es eine Zeit lang in der Presse gemunkelt hatte, der letztverstorbne Kaiser[2] habe ein Tagebuch hinterlassen, worin Bismarck nicht in idealem Licht erscheine, und daß es gegenwärtig in den Händen der Königin von England sei, wird jetzt (Berliner Börsenzeitung vom 13. abends) vom Matin und andern französischen Blättern eine andre Version der Sache aufgetischt, die folgendermaßen lautet: Fürst Bismarck hat bei Lebzeiten des Kaisers Wilhelm eine offne Darlegung der europäischen Lage und seiner politischen Ansichten verfaßt und dem Kaiser überreicht in der Annahme, er werde seinen Sohn überleben und das Schriftstück ohne Zwischenhand vom Großvater auf den Enkel kommen. Nun starb aber Wilhelm I. vor seinem Sohne, Friedrich III. bestieg den Thron und fand die Denkschrift Bismarcks vor. Alle Bemühungen des Fürsten, die Denkschrift wieder zu erhalten, waren vergebens, und als Friedrich III. gestorben war, fand sich, daß das Schriftstück, das die geheimsten Gedanken und Pläne des Kanzlers enthielt, in den Besitz der Königin Viktoria übergegangen war, die sich nun weigert, es herauszugeben. — In dieser Gestalt, wohl vom Geschlecht der allsommerlichen Seeschlangen, aber doch vielleicht nicht ganz und gar ohne Sinn und Kern. Jedenfalls könnte ein Tagebuch des letzten Kaisers existieren und von dessen Gemahlin bei ihrer Frau Mutter in Sicherheit gebracht worden sein.

Am 20. September erhielt ich von Grunow das im Oktoberheft der Deutschen Rundschau veröffentlichte Kriegstagebuch Kaiser Friedrichs, das ich für Nr. 40 der Grenzboten ohne Zweifel an

---

[1] Siehe unten Seite 246.

[2] Kaiser Friedrich war soeben, am 15. Juni, verschieden.

seiner Echtheit im großen und ganzen besprach. Am 24. ließ Rottenburg mich bitten, um $2^1/_2$ Uhr zu ihm zu kommen. Ich ging hin, und er zeigte mir einen von Schreibershand geschriebnen Brief des Reichskanzlers, wonach er mich ersuchen sollte, nach Friedrichsruh zu kommen[1] und meine Aufzeichnungen aus dem Kriege mitzubringen, es scheine Falsches in dem Tagebuch des K. Fr. zu stehen. Versprach am nächsten Vormittage hinzureisen, wogegen Rottenburg dem Grafen Rantzau telegraphieren wollte, den Zug von acht Uhr dreißig Minuten, der in Friedrichsruh nicht hält, dort halten zu lassen. Es sollte von meinem Besuche nichts in die Zeitungen kommen. Ich sagte, soweit das von mir abhänge, verstünde sich das von selbst. Erhielt abends sechs Uhr durch Kanzleidiener folgendes eigenhändige Billet von Rottenburg: „Herr W. Geh. Oberregierungsrat Dr. v. Rottenburg läßt bitten, morgen früh nicht abzureisen, sondern um zehn Uhr vormittags in der Reichskanzlei zu sein, da andre Dispositionen getroffen worden sind. Berlin, den 24. September 1888."

Den 25. September $7^1/_4$ früh ist wieder ein Kanzleidiener da, der wieder einen eigenhändigen Brief des Geheimrats bringt. Derselbe lautet: „Euer Hochwohlgeboren darf ich ganz ergebenst bitten, Ihre Aufzeichnungen aus den Jahren 1870/71 morgen gefälligst mitbringen zu wollen.

Berlin, 24. 9. 88.

Verehrungsvoll

Der Ihrige

Rottenburg."

War pünktlich um zehn Uhr im Vorzimmer des Kanzlers, wo ich den Staatssekretär von Schelling (mittelgroß, rotes Gesicht, weiße Haare, desgleichen Schnurrbärtchen) traf, der vor mir zum Fürsten hineingerufen wurde. Dieser war, wie Rottenburg, während ich wartete, mir mitteilte, angekommen und wollte mich sehen, doch würde ich vielleicht jetzt nicht vorkommen, in welchem Falle ich $2^1/_2$ Uhr wiederkommen möge. R. erkundigte sich auch, ob ich in dem Tagebuche der Rundschau schon Unrichtiges gefunden habe. Ich erwiderte, bis jetzt nur Kleinigkeiten, und ich hielte es im ganzen für echt, nur nicht vollständig. Schelling blieb eine halbe

[1] Wo der Fürst seit dem 12. Juli war. Bismarck-Regesten II, 462.

Stunde. Als er ging, kam Rantzau vom Fürsten heraus und sprach mit Rottenburg, worauf dieser mich nochmals bat, um $2^1/_2$ wieder zu kommen; der Chef sei jetzt zu beschäftigt, um mit mir sprechen zu können. Als ich dann aber wieder erschien, sagte er mir, der Fürst habe immer noch keine Zeit für mich, und er reise schon heute abend wieder nach Friedrichsruh, es werde also nichts übrig bleiben, als daß ich ebenfalls dorthin käme, und es würde gut sein, wenn ich schon den nächsten Tag mich dahin aufmachte und das kurz vor der Abfahrt ihm telegraphierte, sodaß er das Anhalten des Zuges auf der dortigen Station veranlassen könnte. Ich versprach mit dem Zuge zu kommen, der acht Uhr dreißig Minuten vom Lehrter Bahnhofe abgeht und gegen ein Uhr in Fr. eintrifft, auch die Aufzeichnungen mitzubringen, worum er wieder gebeten hatte.

26. September. Kam gegen ein Uhr in Friedrichsruh an, wo Rottenburg und ein Wagen warteten, und zwar zugleich auf Graf Solms, unsern Botschafter in Rom, der auch mit mir ausstieg. Als wir zusammen nach dem nahen Hause des Fürsten gingen, sagte uns der Geheimrat, der Fürst sei spazieren gegangen, um sich zu erholen, da er letzte Nacht viel gearbeitet habe. Um $2^1/_4$ Uhr fand ich ihn beim Frühstück, bei dem außer ihm und mir auch die Fürstin, Rantzau und Gemahlin, Exzellenz Solms und eine „Priorin" (Name vergessen) zugegen waren und der Chef wie früher in Varzin und hier Schriftstücke las, unterzeichnete oder sonst erledigte. Nach dem Essen gab Rottenburg auf seinen Befehl mir eine Denkschrift über das Tagebuch der Rundschau, die an den Kaiser gerichtet war und nächsten tags im Reichsanzeiger veröffentlicht werden sollte.[1] Als ich sie in seinem Büreau zu lesen begann, kam der Chef herein, ließ sie sich geben und korrigierte einiges daran, schrieb auch ein paar Worte dazu. Ich las sie dann oben auf meinem Zimmer vollends durch, worauf der Kanzleidiener Kleist sie abholte. Unterhielt mich darauf mit den drei kleinen Rantzaus, die am Wagenschuppen vor dem Hause bei der großen Tanne seitwärts mit Bogen und Pfeilen nach einer improvisierten Scheibe schossen, gab ihnen Ratschläge in der Sache und erwarb mir dadurch ver-

---

[1] Der Immediatbericht vom 23. September, abgedruckt in den Bismarck-Regesten II, 464 ff.

mutlich das Wohlwollen der noch recht kindlichen und natürlichen Bürschchen. Dann mit Solms ein Stückchen in den Park am Ufer der Aue hinein. Als ich zurückkam, hielt der Wagen angespannt vor der Hausthür, und der Chef ließ mir sagen, er führe aus, ob ich mit wolle? Natürlich wollte ich, und wir machten nun eine etwa zweistündige Fahrt zunächst nach Silt, dann nach Schönau, zuletzt hinunter nach der Villenbrücke und durch den Buchenwald am rechten Ufer der Aue nach Hause.

Der Fürst sprach unterwegs mit zwei Forstleuten über die diesjährige Seltenheit der Rebhühner und über unberechtigte Fischer, dann mit einem Kuhhirten bei einer Herde über die Wicken, in denen sie weidete, weiterhin mit Verwaltern bei Kartoffelsuchern und Knechten, die mit Ochsen pflügten, über Saatenstand und Viehbefinden. Dazwischen lange Unterhaltung mit mir, über die Art, wie das kronprinzliche Tagebuch zu behandeln sei, die er mit der Frage einleitete: I'm afraid you have forgotten your English, und als ich mit No, Sir, by no means geantwortet hatte, des Kutschers wegen englisch fortsetzte: „Zunächst müssen wir es, wie Sie gelesen haben werden, als Fälschung behandeln — begann er —, wo sich schon manches darüber sagen läßt. Dann, wenn sie die Echtheit beweisen, durch Vorlegung des Originals, weiteres auf andern Wegen.“

Ich sagte, mir schiene es im ganzen echt zu sein, aber unvollständig, und andrerseits interpoliert, wofür ich Beispiele anführte. Sagte ihm auch, daß ich, unbekannt mit seinen Plänen, die Sache schon vor acht Tagen nach meiner Ansicht in den Grenzboten besprochen und in gewissen flagranten Punkten vorsichtig verurteilt habe. Doch könne ich noch eine andre Wendung nehmen. Ich teilte ihm dabei den Anfang des betreffenden Aufsatzes aus dem Gedächtnis mit. Er erwiderte: „Sie hatten ja recht; ich selber halte das Tagebuch für noch echter als Sie . . . . Aber fürs erste müssen wir es bezweifeln.“ Es war sodann die Rede von den Einzelheiten des Tagebuchs.

Ich fragte, ob er mit dem Kaiser über die Angelegenheit gesprochen habe, und er bejahte es, indem er sagte: „Er war ganz wütend (quite in a rage) und will scharf eingeschritten wissen gegen die Veröffentlichung.“ Er kam auf das Verlangen nach Reichs-

ministern, die wir ja haben, ohne den Titel und Namen. Der Reichskanzler ist der ständige Ministerpräsident, ständig, weil bei uns die Macht des Kaisers größer ist, verfassungsmäßig, als wo die wechselnde Majorität des Parlaments regiert. Ich äußerte die Vermutung, Gustav Freytag möge das Tagebuch im Auftrage der Kaiserin Friedrich zurecht gemacht und eingesandt haben, was ich mit seiner politischen Denkart, seiner intimen Stellung zu den beiden Viktorien und vorzüglich mit dem Auftrage für Braters Blatt in Frankfurt (Sommer 1863) begründete. Er hingegen meinte, der Streich sei wohl auf den Litteraten Hengst zurückzuführen, der dem Hofe, besonders den Damen, in der Presse Dienste leiste. Er wiederholte alsdann die Hauptpunkte der Denkschrift, die ich vorher gelesen hatte, und die, wie ich jetzt bestimmter erfuhr, ein Bericht ist, den der Kanzler dem Kaiser auf dessen Befehl in diesen Tagen über das Tagebuch der Deutschen Rundschau erstattet hat, und fügte verschiedne Einzelheiten hinzu.

„Der Kronprinz — sagte er — war 1870 nur teilweise in unsre Verhandlungen eingeweiht, weil der König fürchtete, er werde seiner Frau oder direkt der Königin Viktoria und ihrem Hofe, wo man mit den Franzosen sympathisierte, darüber schreiben. Zweitens aber konnte er uns dadurch schaden, daß er von unsern deutschen Bundesgenossen zu viel wollte und an Zwangsmaßregeln dachte, zu denen seine guten Freunde aus Baden und Koburg rieten, Roggenbach zum Beispiel, der immer ein Narr war (who always was a fool). Er war also über die Geschäfte nur oberflächlich informiert. Dennoch muß es auffallen, daß in den Aufzeichnungen, die doch Tag für Tag niedergeschrieben sein wollen, so viele falsche Eindrücke, Vermischungen, Verwechslungen und chronologische Irrtümer vorkommen. Manches hiervon kann der Kronprinz unmöglich geschrieben haben; es muß von seiner Umgebung oder von dem Herausgeber herrühren. Da soll ich Mitte Juli nach Varzin zurückgewollt haben, weil der Friede nicht mehr gefährdet sei, während er doch wußte, daß ich den Krieg für unvermeidlich ansah und zurücktreten zu wollen erklärt hatte, als der König nachzugeben Miene machte.[1] Es ist ferner nicht denkbar, daß der Kronprinz sich

[1] G. u. E. II, 184.

schon frühzeitig bemüht haben will, Nichtpreußen das Eiserne Kreuz zu verschaffen, während er doch in Versailles gegen diese von mir zuerst vorgeschlagne Maßregel war.[1] Erst hier soll sodann der Streit zwischen ihm und mir über die Zukunft Deutschlands stattgefunden haben,[2] wo er sich doch an frühere Meinungsdifferenzen dieser Art erinnern mußte, die zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen geführt hatten, die man nicht leicht vergißt. Es war schon vor oder gleich nach Sedan, bei Beaumont oder bei Donchery,[3] und die Unterhaltung fand in einer langen Allee statt, wo wir nebeneinander hinritten. Wir gerieten dabei mit unsern Ansichten über das, was nützlich und moralisch zulässig wäre, hart aneinander, und als er von Gewalt und Zwangsmaßregeln gegen die Bayern sprach, erinnerte ich ihn an Markgraf Gero und die dreißig Wendenfürsten, auch an die Mordnacht von Sendling. Als er aber bei seiner Meinung blieb und sie mir zur Ausführung empfehlen wollte, sagte ich ihm (wohl nicht ganz so schroff und unverblümt), das könne vielleicht ein Prinz, aber kein Edelmann versuchen. Es wäre Treulosigkeit, Mißhandlung und Verrat an Bundesgenossen gewesen, die ihre Schuldigkeit gethan hätten, ganz abgesehen von der Unklugheit eines solchen Attentats, wo wir sie weiter nötig hatten.[4] Auch das kann der Kronprinz kaum selbst geschrieben haben, was das angebliche Tagebuch über meine Stellung zur Kaiserfrage im Jahre 1866, über meine Absichten in betreff der Infallibilität und über die Oberhausidee und die Reichsministerien anführt. Er hat 1870 nicht mehr zweifeln können, daß das Kaisertum, wie er sichs 1866 vorstellte, damals weder nützlich noch erreichbar gewesen wäre, ja das Kaisertum überhaupt nicht. Er wollte 1866 keinen Kaiser, sondern einen König von Deutschland; die übrigen Könige und Großherzoge sollten wieder werden, was sie gewesen seien, bloße Herzöge — als ob das so leicht gewesen wäre! Das Oberhaus war schon in Beaumont oder Donchery zwischen uns beseitigt worden, desgleichen die

---

[1] Tagebuch vom 23. August 1870.

[2] Nach dem Tagebuche am 16. November 1870 in Versailles.

[3] s. Bd. I, S. 169, Anm. 1. Tagebuch des Kronprinzen vom 3. September 1870.

[4] Vgl. G. u. E. II, 116.

Reichsminister.[1] Endlich mußte er auch wissen, daß die Unfehlbarkeit für mich wenig Bedeutung hatte, daß ich sie für einen Mißgriff des Papstes ansah, und daß ich dem Könige geraten hatte, sie wenigstens während der Dauer des Krieges auf sich beruhen zu lassen. Daraus mit dem Tagebuche zu schließen, daß ich sie nach dem Kriege zu bestreiten vorhabe, hätte wohl der Kronprinz schwerlich fertig gebracht, und so ist die betreffende Stelle wohl nicht von ihm. Wenigstens müssen wir jetzt und bis auf weiteres an der Echtheit dieser und andrer Aufzeichnungen zweifeln."

Er sprach noch von Bray, der als österreichisch gesinnt 1870 die bayrische Mobilmachung aufgehalten habe, und von König Ludwig, der, damals gut deutsch denkend, „unser einziger einflußreicher Freund in Bayern gewesen sei". Indem er auf die kronprinzliche Idee von 1866 und dessen Oberhaus zurückkam, bemerkte er: „Ein Kaiser oder König von Norddeutschland hätte eine Spaltung zwischen Nord- und Süddeutschland herbeigeführt, wie sie im Zollverein nicht vorhanden war, und ein Oberhaus mit Fürsten und Gewählten war unmöglich." Ich gedachte darauf des Umstandes, daß Baden und Koburg ihn in Versailles mit Denkschriften solchen Inhalts und mündlichen Ratschlägen, Anfragen und ähnlichem belästigt hätten. Dann erzählte ich von Buchers Bericht über das verständige Auftreten der Königin von England in Charlottenburg. Er bestätigte ihn, indem er hinzufügte, er habe bei der Besprechung mit ihr[2] die Ermahnungen, die sie an ihre Tochter gerichtet habe, zum Teil veranlaßt. Als ich, daran anknüpfend, fragte, ob es wahr sei, was Bleichröders Börsenzeitung über seine strenge Verurteilung meines Aufsatzes „Fremde Einflüsse im Reiche" berichtet habe, und hinzusetzte, ich würde es rebus mutatis ganz begreiflich gefunden und mich ebenso geäußert haben, sagte er lächelnd: „Absurd. Ganz im Gegenteil, ich habe mich sehr anerkennend darüber ausgesprochen, mehrmals, und er war auch ganz vortrefflich, der Aufsatz, und die Koburgische Broschüre war mit Geschick dabei verwendet."

Als wir zuletzt in der Dämmerung in der Nähe des Pensionats

---

[1] Nach dem Tagebuche erklärte sich B. am 25. Oktober 1870 gegen ein Oberhaus.

[2] Am 25. April 1888, Bismarck-Regesten II, 460. Vgl. oben S. 239.

auf dem rechten Ufer der Aue vorbeifuhren, begrüßte uns eine dort aufgestellte Kinderschar, wohl eine Schule mit ihrem Lehrer, mit dreimaligem Hurra. „Die werden den graubärtigen Herrn neben mir für einen rumänischen oder bulgarischen Minister gehalten haben, der mich besucht," sagte er. „Da behalte ich etwas von der Ovation — erwiderte ich — und nehme mirs zum Andenken mit nach Berlin." Der Chef sagte mir zuletzt noch, ich möchte morgen in meinem Tagebuche nachsehen, ob sich in der Veröffentlichung der Deutschen Rundschau noch andre chronologische oder sonstige Ungehörigkeiten fänden, und ihm darüber berichten.

Nach dem Diner, das um sieben Uhr begann und etwa eine Stunde dauerte, wurde im Nebenzimmer Kaffee und Kognak getrunken, während der Fürst auf einem Sofa in der Ecke hinter dem Tische mit der Lampe Zeitungen las und aus langen Pfeifen Tabak rauchte. Wir sekundierten ihm dabei mit Cigarren. Ich unterhielt mich bei Rantzau, der jetzt auf seinen Posten in München abreisen will, über Friedrich den Achten und meinen Verkehr mit ihm und seinen „Ministern," sowie über das damalige Treiben in Schleswig-Holstein. Dann brachte mir die Fürstin ein von ihr angelegtes Buch, in das ich meinen Namen und das Datum schreiben mußte — vor mir verschiedne vornehme und berühmte Leute, Zeitgenossen, Minister, Botschafter, Gesandte und dergleichen. Wird einmal ein interessantes Dokument sein. Später Solms oben auf dem Gange vor seinem und meinem Zimmer begegnet und ihm in der Eile ein bischen (wohlverdientes) Lob über seinen scharfen diplomatischen Geruchssinn in den Monaten vor dem französischen Kriege beigebracht, was ihn bewog, mich auf seine Stube einzuladen und mir hier ausführlich seine Erlebnisse und Leistungen in jener Zeit auseinanderzusetzen — leider französisch, wodurch mir einiges entging.[1]

Am 27. früh sprach ich den Botschafter, als er im Begriffe stand, wieder nach Berlin und Rom abzureisen, nochmals. „Adieu, alter Freund, und wenn Sie nach der ewigen Stadt kommen, besuchen Sie mich doch gewiß. Aber das, was ich Ihnen gestern abend von Pariser Geschichten mitgeteilt habe, kommt nicht in Ihre

[1] Graf Solms-Sonnenwalde, damals (1887—93) Botschafter in Rom, 1863—70 Botschaftsrat in Paris, war am 26. und 27. September in Friedrichsruh. Bismarck-Regesten II, 466.

Memoiren." — „Nein, Exzellenz, bloß kurze Erwähnung des Gesprächs, ohne Details. Ich weiß Ihr Vertrauen zu ehren wie das von andern Leuten." — „Ja, ich bin überzeugt, daß Sie von unsern Sachen viel erfahren haben, was nicht in Ihren Büchern steht."

Ich ging am Vormittage mein Tagebuch, wie der Chef gewünscht hatte, durch, bis zum Aufenthalte in Ferrières. Beim Frühstück bemerkte der Fürst, indem er mir zum Anfang Hering empfahl: „Die sind gesund, und ich nehme immer davon, seit Schweninger mir den Fisch empfohlen hat, der übrigens ein sehr feiner und edler und nur deshalb gering geachtet ist, weil er häufig vorkommt und wenig kostet. Ich habe gewiß seit 1883, wo ich damit anfing, schon über tausend Stück gegessen." Abends nach Tische sagte der Fürst, während er von seiner Zeitung aufblickte, ganz plötzlich: „Ja, von 1840 an haben die Fürsten angefangen zu degenerieren. Da will ich Ihnen (er sah mich an) ein Beispiel erzählen oder zwei. 1858, wo der spätere Kaiser Wilhelm noch nicht für seinen Bruder die Regentschaft führte, war eine reaktionäre Intrigue im Gange, der Manteuffel nicht fremd war, und bei der ich auch mitthun sollte. Sie ging darauf hinaus, den kranken König zur Zurücknahme seiner Vollmacht zu bewegen und dann die Königin Elisabeth durch die Minister regieren zu lassen. Ich aber that nicht mit, sondern reiste zu ihm nach Baden — oder wars ein andrer süddeutscher Ort — und sagte ihm (dem Prinzen von Preußen) das alles. Er war jedoch nicht erschrocken über den Plan, sondern erklärte sich sofort bereit, zurückzutreten, es war ihm also ganz gleichgiltig. Ich aber stellte ihm vor: Was soll da werden? Es ist doch Ihre Pflicht, auszuhalten. Lassen Sie sogleich Manteuffel herkommen. Der kam denn auch, nachdem er ein Weilchen gezögert und sich entschuldigt hatte, er sei krank, und die Geschichte unterblieb.[1] — Dann in Babelsberg, als ich hinberufen wurde, um Minister zu werden, da hatte er die Abdikationsurkunde schon unterzeichnet in seiner Verzweiflung, und erst als ich mich erbot, auch gegen das Parlament, die Majorität, mit ihm auszuhalten, zerriß er das. Er hatte jetzt Mut und Vertrauen gekriegt und

[1] Es war in Baden-Baden am 15. Juli 1858. G. u. E. I, 198. Bismarck-Regesten I, 152.

Gefühl für seine königliche Pflicht, die ihm bis dahin in seiner schlimmen Lage ganz einerlei gewesen war, und die er hernach fest genug hielt." Über den jetzigen Kaiser bemerkte er, nachdem er vorher gesagt hatte, der hochselige Herr habe es ihm mit diesem Pflichtgefühl bis gegen seine letzten Jahre hin zuweilen schwer gemacht, da sein Verständnis der Dinge nicht rasch gewesen sei, und er sich nur langsam in Neues hineingefunden habe: „Der besitzt davon mehr, auch mehr Mut und Unabhängigkeit vor Hofeinflüssen, aber er geht in seiner Zuneigung zu mir zu weit. Wie rücksichtsvoll war er, als er das vorige mal hierherkam! Da wunderte er sich, daß ich ihn bis elf Uhr erwartet hatte, was sein Großvater nicht imstande gewesen wäre, und früh wartete er auf mich und stand, obwohl er sonst viel früher auf ist, erst um neun auf, weil er dachte, ich schliefe so lange. Ich wusch mich eben und war halb nackt, als er mir die Hand auf die Schulter legte, und ich zog schnell wenigstens meinen Schlafrock an, um einigermaßen anständig mit ihm konferieren zu können." [1]

Ich sagte: „Ja, Durchlaucht, jetzt haben Sie, was Ihnen zu wünschen war, wie es scheint, zur Genüge: ein gelehriger und dankbarer Schüler und warmer Verehrer steht als Gebieter und Maßgebender im Staate neben Ihnen, und wir, Ihre Leute, freuen uns von Herzen darüber und hoffen, daß es so bleibe. Nur an Kleinigkeiten und Nebensachen wird man bei ihm zuweilen etwas ausstellen dürfen, zum Beispiel an der Form seiner Kundgebungen." Er erwiderte: „Ja, in der Rede von der Strecke[2] hätte er wohl genug gethan, wenn er gesagt hätte: Und wenn ich als der letzte auf dem Schlachtfelde stehen bleibe, so soll nichts verloren werden, was wir gewonnen haben. Aber das ist jugendliche Lebhaftigkeit, die sich

---

[1] Kaiser Wilhelm II. kam auf der Rückreise von Petersburg, Stockholm und Kopenhagen am Abend des 31. Juli 1888 in Friedrichsruh an und reiste am 1. August nach Berlin weiter. Bismarck-Regesten II, 462 f.

[2] Am 16. August 1888 bei der Enthüllung des Prinz-Friedrich-Karl-Denkmals in Frankfurt a. O. sagte der Kaiser: „. . . wir — wissen — daß wir lieber unsre gesamten achtzehn Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Strecke liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten." Kaiserworte 1888—1898 (Hannover, Dunckmann, 1898), S. 76 f.

mit der Zeit schon geben wird. Besser zu viel jetzt, als zu wenig Feuer." — Ich sprach dann mit der Gräfin Rantzau und empfahl ihr Luftkur, tiefes Atemholen im Freien. Er sah von der Zeitung auf und sagte: „Lungengymnastik. Die habe ich auch gebraucht und brauche sie gelegentlich noch."

Am 28. früh las ich bis zum Frühstück weiter in meinem Kriegstagebuche und stieß auf Verschiednes, was für den Zweck des Chefs brauchbar zu sein schien. Zum Essen hinunter gerufen, fand ich am Tische einen Privatbesuch vor, der mir als Geheimer Legationsrat Brauer vorgestellt wurde. Er ist ein stattlicher Mann von etwa sechsunddreißig Jahren und spricht mit Anklang an süddeutschen Dialekt. Es war vom Kronprinzen und seinen Aufzeichnungen die Rede, wobei sich der Chef der aufwartenden Diener wegen wieder des Englischen bediente. Ich erlaubte mir zu bemerken, nach Seite 138 meines Tagebuchs scheine er doch am 16. November in Versailles ein Gespräch über die deutsche Frage mit Seiner Königlichen Hoheit gehabt zu haben. Er entgegnete: „Ja, dann hat er aber das frühere damit vermischt; auch kann ich ihm nicht empfohlen haben, dem Könige die Entwaffnung der Bayern vorzuschlagen." Ich erwiderte, das sei doch nur spöttisch, ironisch gemeint gewesen, ein Rat von solcher Ungeheuerlichkeit, daß man ihn nicht ernst habe nehmen können.[1]

Als er aufstand, um nach seinem Arbeitszimmer zu gehn, folgte ich ihm, um ihm draußen unter vier Augen zu sagen, daß ich in meinem Tagebuche einige Stellen gefunden hätte, die jetzt für ihn Interesse haben würden, wobei ich besonders Flemmings Depesche über Mohls Bericht namhaft machte. Er wollte sich das nachmittags ansehen und mich dazu rufen lassen.[2]

Am 29. vor dem Frühstück bat ich Rottenburg, den Chef zu fragen, ob unser Geschäft jetzt beendigt sei und ich wieder heimreisen könnte. Ich bekam aber bis abends, obwohl ich Rottenburg an die Sache erinnert hatte, keinen Bescheid und litt inzwischen oben auf meiner Stube verdrießlich an Arbeitshunger und Langeweile, und spazieren zu gehn war unthunlich, da es bis zum Einbruch der Dämmerung regnete.

---

[1] S. Bd. I, S. 407. 434.

[2] S. Bd. I, S. 251.

Sonntag, den 30. September kam um die Mittagstunde Rottenburg zu mir herauf und sagte: „Ich habe die Frage wegen der Heimreise dem Chef vorgetragen, er wünscht aber, daß Sie wenigstens noch einige Tage bleiben, damit es wie ein Besuch aussieht, nicht, als ob Sie deshalb herbeigerufen worden wären. Wie schreibt sich übrigens Commercy?“ Ich erwiderte: „Mit zwei m und y.“ — „Er wird Sie wahrscheinlich über den dortigen Aufenthalt fragen.“ Ich sah nach und fand, daß wir am 23. August um zwei Uhr mittags dort angekommen und am 24. in der zwölften Stunde weitergefahren waren, daß der Chef dort mit dem König eine Besprechung gehabt hatte, und daß wir Waldersee und Alvensleben bei Tische gehabt hatten.[1] Sagte das dem Chef beim Frühstück, bei dem er, beiläufig, wie die Tage vorher, meinen Gruß beim Hereintreten mit „Guten Morgen, Büschlein“ erwiderte, und bei dem man auf Anordnung der Fürstin neben andern guten Dingen für mich eine Terrine Erbssuppe mit Speck auftrug, ein Leibgericht von mir, wie ich bei einer Unterhaltung über Delikatessen am Freitag verraten hatte. Der Fürst sprach über die mangelhafte Kenntnis der neusten Geschichte, die das Tagebuch zeige, wenn es Kaiser und Reich wie neue Ideen behandle: „Das war lange vor der Geburt des Kronprinzen schon die Sehnsucht vieler. Die Burschenschaft sang und trank darauf gleich nach den Befreiungskriegen, und als ich nach Göttingen kam, brachte ich es mit, und wäre, wenn sie nicht so mensur- und bierscheu gewesen wäre, bei ihr eingesprungen und dann mit in die Untersuchung verwickelt worden.“[2] Er erzählte darauf als weitere Probe für sein damaliges politisches Denken die Wette mit Coffin,[3] von dem er übrigens jetzt wußte, daß er nicht gestorben sei. „Dann war 1848 schon der Kaiser auf der Tagesordnung, nur ging es nicht, vorzüglich, weil man dabei auch an andres dachte. Im Norddeutschen Bunde war das Reich schon als Anfang vorhanden, und nur Bayern war noch nicht zu haben. Auch 1870 noch nicht, und ich hatte Mühe, sie herumzukriegen. Andrerseits hatte ich schwere Kämpfe mit unserm allergnädigsten Herrn, der lange

---

[1] S. Bd. I, 98 ff.

[2] Vgl. G. u. E. I, 1 f.

[3] S. Bd. II, 126.

nichts vom Kaiser wissen wollte. Aber wollen Eure Majestät denn immer ein Neutrum bleiben? fragte ich ihn eines Tags. — Wieso? Was meinen Sie damit? — Je nun, daß Sie bis jetzt das Präsidium sind.[1] Wenn ich den Chef beim Frühstück recht verstand, handelt es sich bei der Frage nach Commercy darum, daß er dort schon dem Könige die Verleihung des Eisernen Kreuzes an Süddeutsche empfohlen hat. „Moltke — sagte er — wollte durchaus nicht und fragte, ob er denn schon einen bayrischen Orden hätte."

Abends beim Diner ist der General Lesczinsky in Uniform unter den Gästen. Der Chef trägt ebenfalls Uniform. L. erweist sich in allerlei Gesprächen bei und nach Tische als unterrichteter und wohlgesinnter Mann. Er hat die Feldzüge in Baden, Schleswig-Holstein, Böhmen und Frankreich mitgemacht und ist auch sonst viel herumgekommen. Jetzt steht er in Hamburg, wohin er heute noch zurückkehrt. Auch Brauer reist heute nacht elf Uhr wieder heim nach Berlin.

Montag, 1. Oktober. Früh neun Uhr kommt Rottenburg auf meine Stube und fragt nochmals, wann wir in Commercy gewesen seien. Sage ihm das. Es handelt sich in der That darum, daß der Chef hier zum erstenmale mit dem König über die Verleihung des Eisernen Kreuzes auch an Nichtpreußen, namentlich an Bayern, gesprochen hat. Rottenburg und ich machten abends einen weiten Spaziergang über die Aumühle bis ins Holsteinische hinein und beredeten ähnliche Ausflüge nach andern Richtungen, vorzüglich durch den Sachsenwald, den mehrere gute Straßen durchschneiden, und der sich jetzt leicht herbstlich zu färben beginnt. Rottenburg ist ein liebenswürdiger, aufgeknöpfter Mann, dem man bald gut wird, gescheit, wohlunterrichtet, besonders auch in Sozialwissenschaften, reich an Personenkenntnis, wie es scheint, eine tüchtige Arbeitskraft. Er stammt aus Danzig und hat sich Studien halber fünf Jahre in London aufgehalten.

Nach Tische bewog mich etwas in der Unterhaltung, dem Fürsten von dem Briefe Andraes an mich und meiner Begegnung mit ihm zu erzählen. Er bemerkte dazu, Andrae sei ein eitler und intriganter Mensch, und die Geschichte mit Stirum sei nicht wahr. Übrigens

[1] Vgl. G. u. E. II, 115.

habe nicht bloß Holts, sondern auch ein großer Teil der übrigen Deklaranten an ihn, Bismarck, einzeln Entschuldigungsbriefe geschrieben, wozu die Fürstin äußerte, Andrae sei einer der ärgsten Deklaranten gewesen. Ich erfuhr dabei, daß ihre Mutter sich zu den Gichtelianern gehalten habe, und daß Below-Hohendorf deren Großkophta sei, welchen Ausdruck die Dame übrigens nicht brauchte. Der Chef las dann in dem Buche „Bismarck unter drei Kaisern" und blätterte weiter, legte es aber bald weg und sagte, als ich mich erkundigte, ob etwas daran sei: „Ach nein. Fabrikarbeit, mit Schere und Kleistertopf zusammengelesen aus Zeitungen und ähnlichem, ohne viel Verständnis und ordentlichen Zusammenhang."

Bei dem Spaziergange hatte ich Rottenburg meine Sehnsucht nach Arbeit geklagt und ihm gesagt, daß ich vor Langeweile schon meine Zuflucht zu den drei Bänden von Hallbergers „Über Land und Meer" genommen hätte, die in meinem Zimmer lagen. Er hatte mir Schmidts Buch über die erste französische Revolution zu schicken versprochen, es aber unterlassen. In meiner Not faßte ich mir jetzt ein Herz, wandte mich an den Chef selbst und fragte ihn, ob er mir nicht etwas zu thun geben könne, und wenn es auch nur etwas zu chiffrieren, zu dechiffrieren oder abzuschreiben wäre, vielleicht etwas Irrelevantes, „meinetwegen Listen oder Rechnungen." Er lächelte und erwiderte nach einigem Nachsinnen: „Vielleicht fände ich morgen eine interessante Beschäftigung für Sie; ich werde nachsehen."

Dienstag, den 2. Oktober früh bei schönem Wetter von elf bis ein Uhr durch den Wald nach Dassendorf und zurück gewandert. Beim Frühstück erfuhr ich von Rottenburg, der Fürst wolle mir eine Anzahl Briefe zur Durchsicht geben, und als dieser aufstand, sprach er an der Thür leise mit ihm, worauf Rottenburg zu mir zurückkam und mir mitteilte, der Chef ginge jetzt, um oben die Papiere zu suchen. Nach einer Viertelstunde etwa ließ der Fürst mich in sein Arbeitszimmer rufen, wo er mehrere große Pakete mit Schriftstücken vor sich liegen hatte. „Ich habe Ihnen einmal versprochen — hob er an —, Sie sollten mir meine Papiere ordnen. Hier ist ein Teil davon: Briefe und andres aus der Frankfurter und der Petersburger Zeit, hier z. B. die Gerlachsche Korrespondenz und da Briefe von Friedrich Wilhelm IV. an mich." Er las mir

einen von diesen vor und sagte dann: „Ich denke, Sie werden darunter noch mehr Interessantes finden; ich selbst weiß jetzt nicht mehr genau, was alles dabei ist. Nun nehmen Sie sichs mit hinauf und machen Sie sich einen Plan, wie sie zu ordnen sind; ich glaube, chronologisch wird am besten sein.“ Wer war froher als ich! Soviel Vertrauen! Soviel Aussicht auf neue Kenntnis! Erfüllung einer schwach gewordnen großen Hoffnung. Vergnügt über die Maßen eilte ich mit meiner Last hinauf und machte mich ohne Verzug daran, sie vorläufig aufs Geratewohl in einzelnen Stücken zu kosten. Die Sichtung des Schatzes sollte am folgenden Morgen beginnen und die nächsten Tage fleißig und mit möglichst wenig Unterbrechung fortgesetzt werden.

Am 3. Oktober waren Oberförster Lange, ein Verwalter des Fürsten und ein Wiesenbauingenieur Gäste beim Diner. Am 4. aß der technische Leiter der Zollgebietsabscheidung in Hamburg mit uns. Am 5. kam Schweninger an, der sich recht nett benahm und fast zärtlich wurde, als ich oben seine unleugbaren Verdienste um die Wiederherstellung der Gesundheit des Kanzlers pries. Er wollte von hier zu einer kranken Edeldame im Mecklenburgischen, war jedoch noch am 6. in Friedrichsruh, wo er von allen Mitgliedern der Familie wie ein Freund des Hauses behandelt wurde. Am 8. war wieder der Oberförster und mit ihm ein wohlhabender Holzhändler und Kohlengrubenbesitzer aus Westfalen beim Diner zu Gaste, und zwei Stunden später sollte der Minister Bötticher aus Berlin eintreffen. Beim Essen erzählte der Fürst, er habe früher und noch als Minister bei Hoffesten zuweilen mit Prinzessinnen tanzen müssen, bis ihm „der alte Herr“ (König Wilhelm) sein Mißfallen darüber ausgesprochen habe. Als er sich entschuldigt hätte: „Was soll man machen, Majestät, wenn Prinzessinnen befehlen?“ sei es ihnen verboten worden. Keudell sei ebenfalls ein leidenschaftlicher Tänzer gewesen, desgleichen Radowitz, diesem aber habe es der König auch abgewöhnt.

Nachzutragen, daß der Kanzler gestern wieder einmal darauf zurückkam, wie König Wilhelm 1866 den Sieg anders verwerten wollte als er. „Er dachte an Nordböhmen, halb Sachsen, halb Hannover, Ansbach und Baireuth u. s. w., und es war schwer, es ihm auszureden.“ Ferner, daß ich heute beim Frühstück dem Chef

mitteilte (der Dienerschaft halber englisch), ich dächte in zwei oder drei Tagen mit meiner Arbeit zu Ende zu kommen und ihm die Papiere, geordnet und nach Jahrgängen in Leinwandcouverts gelegt, wieder überreichen zu können. Er erwiderte (gleichfalls englisch): „Da haben Sie sich dazu gehalten bei der Menge. Aber dann habe ich noch andres für Sie, die Sache ist noch nicht zu Ende, es ist noch viel mehr da, Neueres und vielleicht Wichtigeres für Sie. Haben Sie wohl Bedeutendes unter dem jetzigen gefunden?" Ich bejahte es, und er wies auf den Gegensatz zwischen Gerlach und dem Minister Manteuffel hin, der aus den Briefen an ihn hervortrete, und erwähnte Niebuhrs,[1] von dem er bemerkte: „Dem ging es, wie es vielen frommen Leuten von seiner Art zu gehen pflegt: er hatte keinen Takt, er hielt sich für den Gesandten des gesalbten Königs und als dessen Vertreter selber für gesalbt."

Am 9. Oktober war ich zwei Wochen in Friedrichsruh, und am 10. sollte das letzte Couvert gefüllt werden, als unerwartet eine wichtige Nebenarbeit dazwischen kam. Aus dem Hausministerium waren zwei Dokumente eingetroffen, ein kürzeres und ein längeres Kriegstagebuch des Kronprinzen, spätern Kaisers Friedrich III., beide von ihm selbst geschrieben, das erste vermutlich ein Auszug, vielleicht auch die Urschrift des harmlosern Teils des letztern, das zweite, offenbar großenteils erst nach dem Kriege verfaßt und mit vielen Zusätzen versehen. Beide sollten hier noch durchgesehen werden, und ich sollte, wie Rottenburg mir sagte, als er mir das Betreffende überbrachte, mich dabei insoweit beteiligen, daß ich das letzte Drittel von beiden Manuskripten prüfte, während der Chef das erste und der Geheimrat das zweite vornahm. Später half ich diesem auch bei seiner Aufgabe, weil die Sendung schon nach zwei Tagen wieder nach Berlin zurückgehen sollte. Das Tagebuch der Deutschen Rundschau ist nicht aus dem kürzern, sondern aus dem weit umfänglichern des Hausministeriums gemacht worden, dessen Interpolationen vielfach politischer Natur und oft äußerst charakteristisch sind, aber wahrhaft staatsmännische Gedanken vermissen lassen. Das inter-

[1] Marcus Niebuhr, Sohn des großen Historikers, geb. 1817, eifriges Mitglied der Kreuzzeitungspartei, mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwandt, 1854 Kabinettsrat, starb 1860. Allg. Deutsche Biogr. XXIII, 662 f. Einige Briefe Niebuhrs aus den Jahren 1851—55 im Bismarck-Jahrbuch VI, 18 ff.

polierte Tagebuch geht bis München, den 17. Juli 1871,[1] dann giebt es noch ein paar Seiten über den damaligen Aufenthalt in England und Wilhelmshöhe.

Am 9. Oktober erschien Exzellenz Bötticher beim Frühstück. Gescheites, praktisches Gesicht, Napoleonsbart, große Statur. Bringt, als er sich vom Kaminsims Feuer für seine Cigarre holt, auch mir a light. Chef sagt, als er wie gewöhnlich das Dejeuner mit Lesen und Unterzeichnen von amtlichen Sachen beschließt, plötzlich von einem Schriftstücke aufblickend, zu Bötticher gewendet: „Unentwegt — das kann Busch nicht leiden." Der Minister sah mich lächelnd an. „Ja — versetzte ich —, und diesbezüglich ist mir ein noch viel scheußlicheres Modewort, jenes ist aus der Schweiz, dies aus Wien zugelaufen." Er lobte dann auch gegen Bötticher den Hering und erzählte, daß er ihn regelmäßig esse, woran er Mitteilungen über weitere Gesundheitsmittel knüpfte, z. B. daß er hier täglich bei gutem Wetter zwei, selbst drei Stunden reite oder weite Gänge mache; sein Pensum sei im letztern Fall fünftausend Schritt, aber es werde nicht selten mehr.

Die mir vom Chef zum Ordnen übergebnen Schriftstücke waren am 12. Oktober sämtlich durchgesehen, chronologisch zu einander gelegt und mit Rotstift fortlaufend von eins bis dreihundertundacht numeriert und wurden nun in acht große Couverts gepackt, die jedes mit den Jahren, den ersten und letzten Monatsdaten und der ersten und letzten Nummer der darinliegenden Stücke bezeichnet wurden. Weitere Inhaltsangabe, die ich angeboten hatte, hatte der Fürst als überflüssig abgelehnt. Die Papiere bestanden meist aus Briefen und zum kleinern Teil aus Berichten, Denkschriften, Konzepten und Telegrammen.

Freitag, den 12. Oktober war eine rundliche, schwarzseidne Dame, wahrscheinlich in den ersten Vierzigern, erst beim Frühstück, dann abends beim Diner zugegen, eine Frau von Patkowski aus Ostpreußen, Tochter Kaiserlingks, des Jugendfreundes unsers Chefs. Ich erbat mir auf drei Tage Urlaub vom Fürsten und verabschiedete mich von ihm und den Damen des Hauses. —

---

[1] Der Kronprinz zog am 16. Juli an der Spitze der bayrischen Truppen in München ein.

Sonnabend, den 13., mittags $12^3/_4$ Uhr fort nach Berlin. Als ich hinunter nach Rottenburgs Büreau ging, um ihn, der mich zum Waggon begleiten wollte, abzuholen, begegnete ich im Vorzimmer dem Chef. „Schön — sagte er lächelnd —, daß ich Sie noch vor der Reise treffe. Die Frau von Patkowski reist mit Ihnen, und daß Sie mir die kleine hübsche, runde Dame nicht unterwegs attackieren.“ — „Die Zeit ist vorbei, Durchlaucht, auch reist die erster, ich zweiter Klasse.“ — „Nun, durch das Arrangement wäre sie allerdings sicher.“ Ich wünschte ihm für die Tage meiner Abwesenheit Fortdauer seines guten Befindens und das zum Spazierengehen und Ausreiten geeignete Wetter. „Ja — erwiderte er —, ich thue, was ich kann, um Krankheit abzuwehren, aber einmal wird es doch kommen und wahrscheinlich bald. Es wird ein plötzliches Zusammenbrechen sein, im Stehen.“ Er sah aber — Gott sei Dank und unberufen! — durchaus nicht danach aus, als er mit frischester Farbe und gerader Haltung, die Dame am Arme, mit uns nach der Station wandelte.

Mittwoch, den 17. Oktober, früh $8^1/_2$ Uhr wieder von Berlin nach Friedrichsruh abgereist. In Hagenow sagt mir der Oberschaffner bei Besichtigung meines Billets, in Friedrichsruh werde nicht angehalten. Ich: Es wäre aber deshalb telegraphiert, und ich würde beim Reichskanzler erwartet. Er: Schön, dann müßte ich jedoch meinen Namen sagen. Ich: Das könne ich nicht. Er: Dann müsse er mit dem Stationsvorsteher in Büchen sprechen. Das geschah, und der Mann mit der roten Mütze kam an die Waggonthüre und meinte, ich müßte mich legitimieren. Lehnte das, da keine Fremden von meinem Aufenthalte beim Fürsten wissen sollten, rundweg ab, ich hätte meine Ankunft um ein Uhr einem Beamten des Kanzlers gemeldet und würde an der Station erwartet. Er bestand auf seinem Verlangen; was ich behaupte, könne jeder sagen, und als ich bei meiner Weigerung blieb, versetzte er barsch: „Gut, dann werden Sie in Friedrichsruh Rede stehen.“ So kam ich ans Ziel, wo der Stationsvorsteher mich natürlich nicht examinierte, sondern den Übereifer seines Kollegen entschuldigte. Der Wagen erwartete mich, ebenso Rottenburg. Ich erfuhr von ihm, daß Rudolf Lindau zum Besuche da sei, den ich dann auch beim Frühstück sah. Der Fürst lächelte über das Abenteuer Büschleins. Als ich darauf vom

Vatikan und der schneidigen Bemerkung Prinz Heinrichs gegen den Kammerherrn des Papstes, ein deutscher Kaiser warte nicht im Vorzimmer (Zeitungsgerücht), erzählte,[1] sagte er: „Dem Prinzen ist die Reise nach Rom vermutlich von [dem Kammerherrn] Seckendorff angeraten worden, der jetzt am Hofe [der Kaiserin Viktoria] allmächtig ist." Die Fürstin kam wieder auf Andrae-Roman zu sprechen und wiederholte, daß er einer der ärgsten Deklaranten gewesen sei.

Ich hatte die drei kleinen Rantzaus früher jeden Abend nach dem Diner ein Weilchen auf einem Sofa des Nebenzimmers wälzen oder, wie ichs nannte, „wabbeln, „brätzeln" oder „zerwurzeln" müssen und war von ihnen dafür durch schöne Purzelbäume auf dem Teppich belohnt worden. Als ich mich jetzt bei der Mama nach dem Befinden der Bürschchen erkundigte und äußerte, sie würden nun wieder gewabbelt und gewurzelt sein wollen, erwiderte sie, das möge ich ihnen heute versagen, zur Strafe, weil die beiden ältern sich am Morgen hochmütig und unartig gegen die Gouvernante betragen hätten. Der Fürst sagte, dafür müsse es Hiebe geben. Die Gräfin entgegnete, sie hätten dafür nicht baden dürfen, auch hätte es Ohrfeigen gesetzt. Er aber bemerkte: „Das ist nicht genug für solche Ungehörigkeit; da müssen die andern Backen was kriegen, mit Rute oder Stöckchen." Er erzählte dann, wie er einmal Herbert und Bill gezüchtigt hätte, als sie Haselnüsse geholt und darauf vor dem Forstbeamten davongelaufen wären. „Es war nicht wegen der Nüsse, sondern weil sie den alten Mann genötigt hatten, ihnen durch Gestrüpp und Wurzeln nachzusetzen, bis ich sie griff und durchprügelte, was ihn sehr zu verwundern schien." Ich erkundigte mich bei ihm, ob unartige Prinzen von ihren Gouvernanten oder sonst mit ihrer Erziehung Beauftragten gezüchtigt werden dürften, oder ob diese es den Eltern sagen müßten, damit diese die Abstrafung besorgten. Er bejahte das erstere und erzählte, daß die Erzieherin des Kaisers Wilhelm II., als sie ihn einst thätlich bestraft hätte, gegen ihn geäußert habe: „Prinz, wenn ich das thun muß, so schmerzt mich das so sehr wie Sie, Königliche Hoheit." — „So — habe er darauf gesagt —, auch da, wo es bei uns weh

[1] Beim Besuche Kaiser Wilhelms II. in Rom und im Vatikan im Oktober 1888 (beim Papste am 12. Oktober).

thut?“ Es wurde viel über die drollige Wißbegier des Knaben gelacht. Als wir aufstanden und Lindau sich verabschiedete, um heimzureisen, fragte der Chef mich: „Herr Doktor, gehen Sie jetzt auf Ihre Stube?“ — „Ja, Durchlaucht.“ — „Da werde ich Sie von dort rufen lassen; ich möchte Ihnen noch was zeigen.“ Nach einer Viertelstunde holte mich der Diener nach dem Arbeitszimmer des Fürsten, und dieser übergab mir ein großes Paket Briefschaften. „Die sind vom alten Kaiser,“ sagte er, worauf er mir einiges davon vorlas. Dann wollte er sie wie die frühern Schriftstücke geordnet haben — „wieder bloß chronologisch, nach dem Datum.“ Er fragte: „Wird das Ihnen aber nicht zu viel werden?“ Ich verneinte es lebhaft; dazu sei ich da, und ich freue mich, ihm zu dienen und zugleich etwas zu meiner Information lesen und mitnehmen zu können. Er fuhr fort: „Und hier ist auch einer von dem alten Bodelschwingh — Schwindelbod. Und da sind andre (auf ein zweites Paket deutend), die Korrespondenz mit Andrassy zum Beispiel, im Sommer 1879; da werden Sie Information genug finden.“ Er nahm einen dritten Haufen. „Die sind vom Kaiser Friedrich als Kronprinzen, auch einer von ihr, aus der Villa Zirio.“ Er wollte sie in ein Fach des Schreibtisches legen. Ich bat ihn, sie mir auch mitzugeben. „Na (lächelnd), haben Sie denn noch nicht genug, Büschlein?“ — „Es wird gut sein, der Übersicht und raschen Einordnung wegen, daß ich gleich alles, was da ist, mitbekomme.“ — „Es ist aber noch mehr da, und schon das ist schwer zu tragen.“ Ich kriegte indes alles, was er bei der Hand hatte, und schaffte es hinauf, um nächsten Vormittag mit der Durchsicht zu beginnen. Doch ließ es mir nicht Ruhe bis dahin, und ich las schon diesen Nachmittag einige Stücke als Probe, z. B. den langen Brief der Kronprinzessin aus San Remo (vom 22. November 1887), der dem Kanzler über die Krankheit ihres Gemahls und die Ärzte berichtete, und Bodelschwinghs Schreiben, an das der Chef oben mit Bleistift „alter Heuchler“ geschrieben hatte. Dann vor dem Diner weiter Spaziergang mit Rottenburg durch den Wald, wo die Chaussee nach Möhnsen ihn durchschneidet. Lebhafte Unterhaltung über allerhand Ernstes und Heiteres dabei, z. B. über Darwin und dessen Würdigung von seiten des Chefs, der viel von ihm hält.

Donnerstag, den 18. Oktober früh mit der Sortierung und

Legung der Schriftstücke angefangen. Ihre Numerierung und Verpackung in Couverts soll nach gründlicher Durchsicht des Ganzen erfolgen. Sehr schöner Herbsttag draußen, nachmittags mit brennender Beleuchtung der Stämme und Wipfelgruppen des Waldes unter rein blauem Himmel. Beim Frühstück, wo Schweninger wieder da war, dem Chef die kronprinzliche Empfehlung Geffckens an ihn und seine mit einer Charakteristik begründete, ablehnende Antwort[1] gegeben, die ich tags vorher unter den Schriftstücken gefunden hatte. Freut sich über die Entdeckung, die Rottenburg zur Abschrift und Verwendung erhält. Gleich nachher stellt sich auch Schweinitz, unser Botschafter in Petersburg, ein, grauköpfiger, stattlicher Herr mit Schnurrbart, der wenig und leise spricht. Beim Diner außer Schweinitz auch ein stark bebarteter Gast in Jagdjoppe — Major von Goldammer aus Frankfurt, der Weidmann, der neulich zur Bekümmernis des Oberförsters — „wenns noch Graf Herbert wäre!" — den Vierzehnender aus des Chefs Gehege, der auf sein erpachtetes Jagdrevier ausgebrochen war, geschossen hatte. Morgen soll Bleichröder seine Aufwartung machen.

Sonnabend den ganzen Vormittag und zwei Stunden nach dem Frühstück die Papiere nach den Daten übereinander gelegt. Am Frühstück nehmen Bleichröder und sein jüdisch aussehender Sekretär teil. Der Bankier erzählt Anekdoten von Amschel Rothschild und Saphir und spricht von Lehndorffs Geschäften. Gegen Abend abermaliger Ausflug mit dem Geheimen Oberregierungsrat. Beim Diner bemerkte ich, Bleichröder habe sich seit 1871, wo ich ihn in Versailles bei Tische gesehen hätte, fast gar nicht verändert. „Ja, persönlich nicht — versetzte der Fürst —, aber in seinem Vermögen wesentlich."

Ich äußerte, es werde behauptet, das betrage jetzt vierzig Millionen. Die Fürstin meinte, das wäre gewiß eine zu hohe Schätzung.

Sonntag, den 21. Oktober, mit dem Studium und der Numerierung der chronologisch gelegten Papiere begonnen, wobei manches anders als vorher zu ordnen war.

Montag, den 22. Oktober war beim Frühstück und später beim

---

[1] Die erste vom 5. Januar, die zweite vom 8. Januar 1876, s. S. 266.

Diner Graf Herbert zugegen, der am Dienstag wieder nach Berlin abreiste. Montag nach dem Kaffee sagte ich dem Chef, die Sichtung der Papiere sei jetzt im besten Zuge. Es wäre aber weit mehr, als es anfangs geschienen hätte, und es könnte noch acht bis zehn Tage dauern, bis ich sie ihm geordnet wie die ersten übergeben könnte. Er erwiderte: „Nehmen Sie sich nur Zeit. Nun kommt aber in diesen Tagen der Kaiser her. Da lassen Sie sich nicht sehen; am besten, Sie gehen für diese Zeit nach Hamburg. Sonst fragt er, wer der ist, und was er hier macht. Da muß ichs ihm sagen, und da ist er neugierig, und zuletzt legt er Beschlag auf die ganze Geschichte, was mir doch gar nicht passen würde."

Dienstag und Mittwoch fleißig sortiert, numeriert und exzerpiert. Abends mit dem Geheimrat bis eine Stunde vor dem Diner weiten Spaziergang gemacht. Mittwoch beim Diner der Hamburger Kaufmann Merck und Frau zugegen, sie recht hübsch, 27 Jahre alt, er ein mittlerer Vierziger. Donnerstag wieder sehr eifrig mit den Briefschätzen des Chefs hantiert. Beim Frühstück spricht der Fürst davon, daß die reichen und Einfluß besitzenden Hammoniter[1] früher sehr österreichisch gesinnt gewesen seien, wobei er des Millionenvorschusses der Wiener Politik im Jahre 1857 erwähnt und die damalige Ungefälligkeit und Ungeschicklichkeit der preußischen tadelt. Die Fürstin bemerkt, auch jetzt hielten diese Kreise nicht viel von Preußen, aber Bismarck imponiere ihnen, und zwar sehr. Sie erklärte mir dann, daß die Mercks Nachbarn von ihnen seien und am Saume des Waldes ein Landhaus mit vierzig Morgen bewohnten, den Rest eines Gutes, das sich ein sächsischer Offizier erheiratet, und von dem später der Fürst 600 Morgen gekauft habe. Dieser sagt mir auf mein Befragen, der Kaiser werde Montag abend eintreffen und am Dienstag nach dem Frühstück wieder abreisen. Werde also für etwa dreißig Stunden hier unsichtbar werden.

Freitag beim Frühstück fragte mich der Chef: „Sie, Busch, was halten Sie von Goethes Trauerspielen und Dramen überhaupt?" Ich erwiderte, er wäre weniger Dramatiker als Lyriker, aber der Faust wäre, abgesehen vom zweiten Teile, doch ganz wundervoll.

---

[1] Nämlich die Hamburger (Hammonia = Hamburg).

„Ja — sagte er —, gewiß. Auch der Götz ebenfalls; aber Egmont, der Mann in Stella, Tasso und die andern mit ihrer Hauptperson sind doch lauter Weißlingen, schwache, weichliche, sentimentale Menschen, keine Männer wie bei Shakespeare, immer er selber, der auch was Weibliches hatte und nur die Weiber nachfühlen und gut darstellen konnte." Ich empfahl ihm schließlich Viktor Hehns „Gedanken über Goethe" und wies namentlich auf das erste und zweite Kapitel hin. — Gegen Abend wieder große Fußwanderung mit Rottenburg, während der Fürst nach Schwarzenbeck, die Fürstin — vermutlich zu Bestellungen für den Besuch des Kaisers — wieder nach Hamburg gefahren ist. Beide sind beim Diner wieder da, woran auch der Forst- oder Oberforstmeister von Schleswig-Holstein und Oberförster Lange teilnehmen. Infolgedessen ist bei Tische viel von Waldwirtschaft, Baumarten und andern hölzernen Gegenständen die Rede.

Am 29. Oktober 12 Uhr 20 Minuten, bald nachdem der Kaiser nach Hamburg durchgefahren war, fort und eben dahin. Am 30. nachmittags wieder zurück nach Friedrichsruh, wo ich etwa halb sechs Uhr eintraf. Bei Tische sagte der Fürst, der sehr aufgeräumt war, der allergnädigste Herr habe ihn ganze fünf Stunden in Anspruch genommen, und später, beim Kaffee, bemerkte er gegen mich: „Diesen Nachmittag hat er mich drei Stunden hintereinander reden lassen. Ich stand wie auf der Kanzel, und das hat mich recht matt gemacht." Alle äußerten sich, der Kaiser sei ungemein natürlich und liebenswürdig gewesen, und die Fürstin fand, daß er namentlich recht von Herzen lachen könne. Ich hörte, den nächsten Tag solle Minister Mittnacht eintreffen. Ich hatte am Tage meiner Fahrt nach Hamburg früh bis zwölf Uhr die letzten von Bismarcks Papieren durchgelesen, die bis zum Jahre 1887 gingen und mit der Nummer 735 schlossen.

Mittwoch beim Frühstück Minister Mittnacht anwesend; Mittelgröße, mager, ziemliche Glatze, Haar und Backenbart ergraut, schielt ein wenig. Es wird unter andern Dingen von den Schwerins gesprochen, und die Fürstin sagt von einem, er sei ein recht hübscher Mann gewesen, aber dumm, sehr dumm, wozu der Chef bemerkte: „Die Schwerins sind meist dumm, aber selten hübsch. Der Minister war nicht gerade dumm, wollte aber oft mit dem Kopfe durch die

Wand." Während des Essens traf ein Rosenstrauß für den Fürsten ein, mit dem die Geberin, ein Fräulein Ottilie Hoffmann aus Bremen, laut der ihn begleitenden Zeilen die Verdienste des Chefs um das Vaterland anerkannte und belohnte. Später ließ der Chef für sich und den Gast aus Stuttgart anspannen. Als sie hinaus gingen, sagte er zu mir, da ich bei Tische fast gar nicht gesprochen hatte: „Ist Ihnen was passiert? Sie sehen so verhagelt aus." Ich erwiderte: „Mir fehlt nicht das mindeste, Durchlaucht; im Gegenteil, ich bin vergnügt, daß ich mit meiner Aufgabe jetzt fertig bin und Ihnen das Betreffende säuberlich geordnet und verpackt heute oder morgen wieder zustellen kann." Beim Diner, woran der württembergische Minister wieder teilnahm, war der Chef, wie immer in den letzten Tagen, aufgeräumt und gesprächig. Beim Kaffee dagegen rauchte er ziemlich wortkarg seine drei Pfeifen Varinas und las Zeitungen, obwohl Mittnacht, dessen gescheites Gesicht und entschlossenes Kinn oben im Signalement auch zu erwähnen waren, dicht neben ihm saß. Es kam mir vor, als ob der Chef mit dem Herrn Kollegen etwas mehr hätte reden können.

Donnerstag, den 1. November sagte ich dem Fürsten beim Frühstück, ich werde ihm die Papiere nun sogleich oder morgen früh geordnet und verpackt zurückgeben; er erwiderte indessen, es hätten sich noch einige neuere gefunden, die zur Sammlung gehörten, nahm mich mit in sein Arbeitszimmer und übergab mir die Papiere ebenfalls zur Ordnung, wobei er hinzufügte, in Varzin befänden sich deren noch viel mehr, eine ganze Kiste voll, darunter Privatbriefe von geschichtlicher Bedeutung; die solle ich ihm später gleichfalls sichten und chronologisch zurechtlegen.

Freitag, den 2. November früh neue Schriftstücke gelesen, sortiert und numeriert, die darauf in ein neues Couvert kamen — nichts von besondrer Bedeutung darunter.

Die Sammlung war jetzt in zehn Stoffcouverts verpackt, leicht verklebt und jedes einzelne Couvert bis auf die letzten mit der Aufschrift „Politische Schriftstücke, zweite Hälfte, meist Korrespondenz zwischen Kaiser Wilhelm und Kronprinz Friedrich Wilhelm einerseits und dem Ministerpräsidenten resp. Reichskanzler von Bismarck andrerseits" bezeichnet, woran sich Anfang- und Enddaten sowie die Nummern der inliegenden Stücke schloß. Die erste Nummer (im

Anschluß an die letzte der frühern Sammlung) war 309, die letzte 752, das erste Datum der 19. Oktober 1862, das letzte der 29. Oktober 1888. Das zehnte Couvert enthielt undatierte und zeitlich nicht genau oder überhaupt nicht zu datierende Konzepte u. dergl. -- wahrscheinlich aus den Jahren 1862 bis 1882.

Mittags vor dem Frühstück übergab ich dem Chef die Couverts mit den Papieren persönlich. Nachmittags schien er sie sich angesehen zu haben; denn als er vor dem Diner, wie gewöhnlich, mit seinen beiden Hunden herüber kam, gab er mir die Hand und bedankte sich, wobei er seine Verwunderung darüber äußerte, daß ich mit einer solchen Masse von Briefen und Denkschriften in so kurzer Zeit fertig geworden sei. Ich sagte, wenn er die in Varzin liegenden auch geordnet haben wolle und keinen Geeignetern dazu wisse, so möchte er mich bei seiner nächsten Reise nach der hinterpommerschen Herrschaft davon in Kenntnis setzen, damit ich käme und die Sache besorgte. Ich werde glücklich sein, ihm zu dienen und dabei gescheiter zu werden. Beim Diner fehlte Rottenburg. Er war nach Hamburg gefahren, um dort mit Verwandten zusammenzutreffen. Bei Tische wurde zuerst von einem Herrn von Bülow gesprochen, der beim Frühstück Gast des Chefs gewesen war. Ich erfuhr, daß ich in ihm den famosen Führer der lauenburgischen Ritterschaft mir gegenübergesehen hatte, dem Bismarck vor der Huldigung erst auf dem Ratzeburger See, dann beim Schwure in der dortigen Kirche den Standpunkt klar gemacht hatte.[1] Er ist viel harmloser, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Der Chef kam später auf die von mir geordneten Briefe des Kronprinzen von 1863 und seine Bleistiftbemerkungen zu dem einen davon zu sprechen. Ich sagte: „Absalom! Und wie Sie ihm nach dem auf der Rückseite Befindlichen geantwortet haben können, Sie gedächten einmal nicht zu seinen Ministern zu gehören." — „Ja — versetzte er —, und das Citat: Leichtfertig ist die Jugend mit dem Wort." Er knüpfte daran einen Rückblick auf die verschiednen Phasen, in denen der Kronprinz ihm im Verlaufe seines Lebens gegenüber gestanden hätte: „Zuerst 1848 oder 49. Er war damals noch recht dünn und schmächtig. Da machte er sich sehr an mich, und als sies ihm ver-

[1] Siehe Bd. II, 519/20.

boten, in Potsdam, suchte er mich des Abends in der Dunkelheit zu treffen und mir die Hand zu geben. Dann der grobe Brief von 1863, später, seit 1864 aus Flensburg besser. Dann wieder liberale Ratschläge, Augustenburgerei, Empfehlung Geffckens und Friedbergs, Parteinahme für Cumberland."[1]

---

[1] Am 4. Juni hatte sich der Kronprinz beim Könige brieflich gegen die Preßverordnungen vom 1. Juni ausgesprochen, am 5. in Danzig sich öffentlich gegen sie erklärt. Am 30. Januar 1863 antwortete er von Stettin aus auf einen Brief Bismarcks vom 10. Juni, in dem dieser sich über den Protest des Kronprinzen gegen die Preßverordnungen geäußert und ihn vor die Wahl gestellt hatte, dem Ministerium seine Aufgabe zu erleichtern oder zu erschweren: Das erste könne er nicht, denn er stehe in grundsätzlichem Widerspruch mit den Preßverordnungen, da sie nach allgemeiner Überzeugung nicht verfassungsmäßig seien und die Stimmung nur verschlimmern würden. Bismarck werde auf diesem Wege von der Deutelei an der Verfassung allmählich bis zum Anraten des nackten Verfassungsbruchs getrieben werden. Minister, die den König auf solche Wege führten, betrachte er als die allergefährlichsten Ratgeber für Krone und Vaterland. Den Sitzungen des Staatsministeriums werde er nicht mehr beiwohnen, um nicht den Gegensatz immer wieder aussprechen zu müssen, aber in der Äußerung seiner Meinung werde er sich keinen Zwang auferlegen, auch ein ferneres öffentliches Auftreten unter Umständen nicht scheuen. Vgl. darüber G. u. E. I, 316 ff., wo auch S. 309 der Inhalt jenes Stettiner Briefes kurz angegeben wird. In einem zweiten kurzen, scharfen Briefe vom 3. September erklärte sich der Kronprinz nach der soeben verfügten Auflösung des Abgeordnetenhauses für einen „entschlossenen Gegner des Ministeriums" (G. u. E. II, 322) und legte dem Könige seine Auffassung in einer ausführlichen Denkschrift dar, die Bismarck von Gastein aus mit widerlegenden Erläuterungen versah (G. u. G. II, 324 ff.). Auch während des dänischen Krieges befand sich der Kronprinz bekanntlich im Gegensatze zur Politik Bismarcks. In einem Schreiben aus Flensburg vom 17. April 1864, am Tage vor dem Düppelsturm, der Antwort auf zwei Briefe Bismarcks vom 11. und 12. April, vermißt er ein festes Programm der preußischen Politik und findet nur das eine Prinzip bei ihr, nach den Umständen zu handeln. Dahinter steckten wohl Hintergedanken einer preußischen Vergrößerungspolitik. Nach seiner Meinung würde eine solche die ganze deutsche Politik Preußens völlig verfälschen und ihm Europa gegenüber wahrscheinlich eine Niederlage bereiten. Es wäre nicht das erste mal, daß Preußen versuchte, feiner als alle andern zu sein, um sich schließlich zwischen zwei Stühle zu setzen. Ebenso ist bekannt, wie energisch direkt und indirekt der Kronprinz dem Entschlusse zum Kriege mit Österreich 1866 entgegenwirkte. Dabei arbeiteten auch der Herzog von Koburg und die Königin Viktoria von England mit. Als der Herzog im März in diesem Sinne an den König geschrieben hatte, legte der Monarch Bismarck dieses Schreiben und die Frage vor, ob er überhaupt rate, es zu beantworten. Bismarck sprach sich am 3. April

Beim Diner erzählte der Fürst auch, als er vier oder fünf Jahre alt gewesen wäre, sei er einmal nach Eckartsberge in Sachsen gekommen, und da habe er auf den Bergen Ziegen gesehen und gefragt, das wären wohl Gemsen, worauf er die Antwort erhalten habe: Sächsische Gemsen. Beim Kaffee ferner Unterhaltung über Varzin und Reinfeld. Der Fürst hat Varzin nicht, wie mir einmal erzählt worden war, von Bleichröder, sondern vom Grafen Blumenthal gekauft, auch nicht für 400000, sondern für 500000 Thaler,

---

entschieden dagegen aus. Der Herzog habe sich seit vier Jahren an jeder Intrigue gegen die auswärtige Politik des Königs beteiligt, habe demokratische Wahlen in Preußen durch sein Geld unterstützt, sich an den Vereinen zur Volksbewaffnung beteiligt, 1864/65 den Herzog von Augustenburg ungünstig beeinflußt und versucht, durch den Kronprinzen und die Königin Viktoria auf den König einzuwirken, um diesen zur Nachgiebigkeit zu bestimmen und Bismarck „als Ursache alles Übels" darzustellen. Er, der Minister, sei bereit, auf der Stelle zu gehn, aber er sehe keine Möglichkeit, daß irgend ein andrer Minister eine andre Politik als die bisher verfolgte und in dem Konseil vom 28. Februar genehmigte [den Beschluß, es um Schleswig-Holstein auf einen Krieg ankommen zu lassen] mit Ehren anraten könne. Demgemäß möge der König dem Herzog nicht antworten. In der That unterblieb die Antwort. Als aber die Kreuzzeitung kurz darauf zwei „Schmähartikel" gegen den Herzog brachte, die genaue Sachkenntnis verrieten, war der König doch sehr ungehalten und forderte Bismarck in einem Schreiben vom 8. April auf, „diesem Unwesen [der Kreuzzeitung] ein Ende zu machen." Der Minister antwortete sofort, bekannte sich offen als Urheber der beiden Artikel, bat aber den König, nicht das Übermenschliche von ihm zu erwarten, daß er ruhigen Blutes bleibe, wenn er sehen müsse, wie ihm sein schwerer, aufreibender Dienst absichtlich erschwert werde durch die Ungnade solcher hochgestellter Persönlichkeiten, denen das Gelingen preußischer Politik, denen der Ruhm des Königs und des königlichen Hauses nach menschlicher Erwartung mehr als alles am Herzen liegen müsse. Nur wenn er deren Wünsche beim König amtlich vertreten wolle, könne er Frieden haben. Noch am 1. Mai mußte er den König mit dem Hinweis auf die wachsende Beunruhigung in der Hauptstadt mahnen, die Rüstungen energischer zu betreiben; Roon werde am nächsten Tage einen Bericht des Staatsministeriums über diese Frage vorlegen. Die Folge war, daß der Ministerrat am 3. Mai unter dem Vorsitze des Königs und in Gegenwart des Kronprinzen die Mobilisierung von 150000 Mann beschloß. Bismarck-Regesten I, 279. — Die Empfehlung Geffckens datiert vom 5. Januar 1876 wurde unter dem 8. von Bismarck mit der Begründung zurückgewiesen, daß G. zum Katholizismus, zu augustenburgischer Gesinnung und zu hanseatischem Partikularismus neige, was der Kronprinz (12. Januar) nicht Wort haben wollte. Friedberg schlug er zweimal, am 12. Mai und am 30. Juni 1876, zum Sekretariat im Reichsjustizamt vor.

und später erst Sedlitz für 70000, dann Chorow für 120000 Thaler dazu erworben. Die Fürstin erzählte, wie wohlfeil früher dort die Güter gewesen seien, und lobte die schöne Lage mehrerer davon. Ihr Vater habe ehemals außer Reinfeld und Viartlum noch zwei Güter besessen.

Sonnabend verabschiedete ich mich von dem Fürsten und seiner Gemahlin im Speisezimmer, nachdem ich noch mein den kleinen Rantzaus gegebnes Versprechen erfüllt hatte, mit ihnen das „Haus“ zu besehen, das sie an der Straße nach Dassendorf zu bauen begonnen hatten. Es waren Baumäste aus dem benachbarten Walde, die sie quer über einen Graben gelegt hatten, und ich riet zu Verbesserungen mit Heidekraut und gefallnen Blättern, an die die kleinen Architekten unter meiner Leitung mit Eifer gingen. Zuletzt bedankte sich der größte naiv höflich „für die guten Ratschläge, die ich ihnen erteilt hätte,“ und hoffte, ich werde bald wieder kommen. Beim Abschied im Hause wurde mir Aussicht dazu eröffnet. Der Chef sagte, indem er mir die Hand reichte: „Adieu, Büschlein, vielleicht setzen wir unser Geschäft schon bald in Varzin fort. Ich muß nur erst nach Berlin.“ Die Fürstin trug mir Grüße an Bucher auf. Die Gräfin kam herunter, um mich mit ihren Kindern nach der Station zu begleiten. Vorher zeigte sie mir noch die stattliche Wanduhr und den Schrank mit Schreibmaterialien, den deutsche Fabrikanten ihrem Vater verehrt hatten, und die im zweiten Parterrezimmer vom Flur stehen, und schenkte mir zum Andenken einen der Federhalter von Porzellan aus den Schubladen des Schrankes. An der Station bat sie mich, ihr meine Photographie und das Niggerlied: I'am coming from Alabama zu schicken, das ich ihr die letzten Abende mehrmals hatte vorsingen müssen, und das ich ihr hier noch ein paarmal wiederholen mußte. Auch wünschte sie meinen Besuch, wenn sie das nächstemal in Berlin bei den Eltern wäre. Rottenburg erschien ebenfalls an der Station, um herzlich Abschied von mir zu nehmen. Die drei kleinen Grafen riefen mir noch, als ich im Wagen war, nach: „Bald wieder, Herr Doktor!“ Photographie und Lied gingen in den nächsten Tagen an die Gräfin ab. Die Grüße an Bucher, die sie mit denen ihrer Frau Mutter vereinigt hatte, wurden getreulich ausgerichtet. Alle werden, denke ich, mir ein freundliches Andenken bewahren.

1889

Sonntag, den 10. Februar 1889 von einem Kanzleidiener auf drei Uhr zum Chef bestellt, war ich pünktlich im Vorzimmer, wo auf Billard und Sofa die marokkanischen Geschenke umherlagen, allerlei Buntes und mit Gold Gesticktes, ein großer Teppich, Schuhe, Seidenstoffe u. dergl. und ein Ölbild des Königs von Siam (junger Mann, braunes Gesicht, schwarzes Schnurrbärtchen, weiße Uniform, viele Orden), ein andres, denselben in orientalischer Kleidung auf dem Throne darstellend, an der Wand lehnte. Vor mir wurde Minister Bötticher zum Fürsten gerufen, und ich unterhielt mich, bis an mich die Reihe kam, mit Rottenburg. Der Fürst war, als ich bei ihm eintrat, in Uniform. Erkundigte sich nach meinem Befinden, ich mich nach dem seinen. Er klagte über Schlaflosigkeit und sagte, er könne nicht mehr ohne künstliche Mittel zu Schlafe kommen. Als er dann fragte, womit ich mich in der Zwischenzeit beschäftigt habe, und ich des Grenzbotenartikels über ihn und den Kronprinzen bei den Versailler Verhandlungen mit den Bayern erwähnte, wollte er ihn sehen, worauf er sagte: „Da möchte ich Sie bitten, doch daran anzuknüpfen und auf Geffckens Auszug aus dem Tagebuche des Kronprinzen zurückzukommen, oder richtiger, aus einem der drei oder vier Tagebücher aus dem Kriege und aus spätern Jahren. Die letztern sind eigentlich keine Tagebücher. Ein Tagebuch ist eine Reihe von täglichen Aufzeichnungen, in denen man hinschreibt, was man erfahren und erlebt hat, unmittelbar nachher wie ein Tourist, und so verhält es sich auch mit dem einen, dem ursprünglichen. Das ist kurz, beschäftigt sich vorzüglich, wie es der Krieg mit sich brachte, mit militärischen Dingen und enthält so gut wie gar keine politischen Betrachtungen. Die andern sind später interpoliert, nach Gesprächen, die er mit guten Freunden oder solchen, die er dafür hielt, Geffcken, Roggenbach u. s. w. gehabt hatte. Er bildete sich dabei ein, daß er das schon 1870 selbst gedacht habe. Auch englische Briefe und Einflüsse werden dabei mitgewirkt haben. Ich sage, er bildete sich das ein und glaubte daran; denn er war ein sehr wahrheitsliebender Herr. Die guten Freunde waren Mißvergnügte, Streber und Intriganten, Leute, die sich zu großen Dingen berufen fühlten, die es besser wußten und konnten

als die Regierung, die gern mitgethan hätten, aber nicht durften, es waren verkannte Talente, sitzen geblieben und kalt gestellt — sagen Sie, politische Winkelkonsulenten oder Pfuschdoktoren. Er zeigte ihnen das Tagebuch, und sie machten ihre Bemerkungen dazu, die er dann eintrug. Sie hatten gefunden, daß es in dieser Gestalt eine nützliche Unterlage für die Zukunft abgeben könne. Die verschiednen Umgestaltungen sind darauf zurückzuführen. Aber der Kronprinz liebte auch das Abschreiben, wie er ähnliche Beschäftigungen, z. B. das Siegeln liebte. Und er hatte Zeit dazu; denn der König hielt ihn fast von allen politischen Geschäften fern, er redete beinahe niemals von solchen Sachen mit ihm und verbot auch mir, ihm davon Mitteilung zu machen. Von 1863 an gab es ununterbrochen Kämpfe zwischen den beiden, und mehrmals kam es dabei zu heftigen Auftritten, wo der Kronprinz angefahren wurde und er (macht die Gebärde) verzweiflungsvoll nach oben blickte und die Arme emporhob. So auch in Versailles bei der Kaiserfrage,[1] wo der allergnädigste Herr zuerst durchaus nichts von unsern Vorschlägen wissen wollte und einmal so zornig wurde, daß er mit der Faust neben dem Tintenfasse auf den Tisch schlug, sodaß es hoch aufhüpfte und fast zum Fenster hinausgeflogen wäre. Und hier können Sie den Bericht des Tagebuchs über diese Angelegenheit ergänzen. Wie es überhaupt lückenhaft und unvollständig ist, so fehlt bei ihm auch der erste Akt der Verhandlungen, wo ich den Kronprinzen von seiner wohl aus Baden stammenden Ansicht abzubringen hatte, daß die Kaiseridee undeutsch, Deutschland schädlich sei, wobei er aber nur an die mittelalterlichen Kaiser, an Römerzüge und an Karl den Fünften dachte. Er wollte deshalb nur einen König von Deutschland oder der Deutschen, und die andern drei Könige sollten wieder den Herzogstitel annehmen: Herzog von Bayern, von Schwaben, von Sachsen. Daran knüpfte sich die Idee der Vergewaltigung, sie sollten nach Versailles eingeladen werden, und hätte man sie einmal da, sollte es heißen: Jetzt friß Vogel oder stirb. Ich erwiderte ihm, das wäre Verrat, Untreue und Undank, und dazu gäbe ich mich nicht her, auch weil es keinen Bestand hätte. Auf gütlichem Wege aber ließen sich die Könige nicht degradieren. Dann stellte

---

[1] Vgl. oben S. 245 ff. 251 ff.

ich ihm die Vorzüge der Kaiseridee vor, etwa wie ich später an den König von Bayern schrieb. Die Könige würden sich lieber einem Landsmanne, der den Titel deutscher Kaiser führte, als einem Könige von Preußen, einem etwas robustern Nachbarn, der an die Spitze Deutschlands gestellt werden sollte, unterordnen und ihm Rechte im Kriege und Frieden einräumen. Im Volke aber habe der Kaiser mehr Eindruck hinterlassen als die wenigen Fürsten, die sich nach Karl dem Großen deutsche Könige genannt hätten, wie z. B. Heinrich der Finkler; es hoffe bei der Erneuerung des Reiches auf einen Kaiser als Schlußstein. Der sitze im norddeutschen Kyffhäuser und im süddeutschen Untersberge. Man denke sich dabei keinen römischen Kaiser, keine Römerzüge und keinen Anspruch auf Weltherrschaft, die gegen das wahre Interesse der Nation wäre; es sei vielmehr eine rein nationale Idee, die damit repräsentiert werde, und die auch uns vorschwebe, die Idee der Einigung nach Zwietracht und Verfall, der neuen Macht und Sicherheit durch die Einigung, diese Konzentrierung zu gleichen Zielen aller Glieder. Solche Gedanken hätten 1818 schon in der Burschenschaft gelebt, 1848 wären sie in der Paulskirche zu Worte gekommen, 1863 hätte Österreich mit seinem Verfassungsentwurf für den Fürstentag etwas ähnliches im Sinne gehabt. Nur dachte es dabei in erster Linie an sein eignes Interesse." — „Später war bei der Gründung des Norddeutschen Bundes von einem Kaiser desselben die Rede, und man sah davon nur deshalb ab, weil es eine Spaltung gegeben hätte, weil Bayern und Württemberg sich in diesem Falle uns damals gewiß nicht und auch später wahrscheinlich nicht angeschlossen hätten. Aus ähnlichen Gründen wies ich im Februar 1870 Lasker zurück mit seinem Ansinnen, Baden in den Bund aufzunehmen, weil das ein Druck auf dessen süddeutsche Nachbarn gewesen wäre. Die Überzahl der Könige überzeugte ihn allmählich, und er war nunmehr für den Kaiser. Diesen ganzen ersten Akt hat er im Tagebuche vergessen. Er schreibt da, als ob er die Kaiseridee erfunden und gleich anfangs angeregt hätte, während sie lange schon in allen Schichten des Volkes lebte als Hoffnung und er zuerst nichts von ihr wissen wollte. Nun kam der zweite Akt, wo wir allerdings zusammen den alten Herrn in der Präfektur für uns zu gewinnen suchten. Der wies es zuerst heftig ab und geriet

in Zorn, als wir dabei beharrten. Ich fragte, ob er denn ewig ein Neutrum bleiben wollte. Was meinen Sie damit? Was für ein Neutrum? sagte er verdrießlich. Nun das Präsidium, erwiderte ich. Es half aber auch nichts. Dann verstand er sich einigermaßen dazu, wenn er den Titel Kaiser von Deutschland führen dürfe. Ich setzte ihm auseinander, daß dies gegen die Verträge sei und den Territorialbesitz ganz Deutschlands ausdrücken würde. Er meinte, der Zar nenne sich auch Kaiser von Rußland. Ich widersprach und sagte, der Titel sei russischer Kaiser (er zitierte den russischen Ausdruck); er blieb aber bei seiner Meinung, bis er Schneider darüber befragte und der mir Recht geben mußte."[1]

Er hatte in seinem Berichte einmal der Anwesenheit Schleinitzens bei dieser Verhandlung Erwähnung gethan. Ich fragte jetzt: „Was wollte oder sollte denn der da? Als was war er zugegen, als Hausminister, als ehemaliger Chef des auswärtigen Dienstes, oder in welcher andern Eigenschaft?"

Er lächelte und versetzte: „Als Vertreter der Königin, die ihn hergeschickt hatte, um gegen das Bombardement zu wirken, es dem König auszureden. Mit der Kaiserfrage hatte er nichts zu thun. Er war immer der Courmacher Augustas gewesen. . . . Er war überhaupt nur durch ihre Gunst Minister geworden."

Wir sprachen dann noch von Sybels Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich,"[2] die er mir mitgab, von Moriers grobem Briefe an Graf Herbert, der ganz ungerechtfertigt gewesen sei, da man den Herrn gar nicht beschuldigt habe, Bazaine direkte Nachrichten über die Bewegung der deutschen Truppen gegeben zu haben, und ferner von der elenden Haltung der deutschfreisinnigen Presse, die hier wie in der Mackenzieschen und der Geffckenschen Sache und auch sonst immer für jeden Feind Deutschlands und seiner Interessen Partei ergriffe, wenn er nur gegen ihn sei, endlich von Samoa, wobei der Chef den dortigen deutschen Konsul der

---

[1] Russkij imperator; der große Titel lautet indes: Kaiser aller Reußen, d. h. aller russischen Länder, Imperator wsjech Rossij.

[2] Die Schrift, die Erweiterung einer akademischen Rede in München 1859, erschien 1862 und gab zu einem lebhaften Streite über die Auffassung des mittelalterlichen Kaisertums Veranlassung. Vgl. C. Varrentrapps biographische Einleitung zu den Vorträgen und Abhandlungen von H. von Sybel (1897) 99. 106 ff.

Eigenmächtigkeit beschuldigte.[1] Er hätte, erklärte er, die Truppen nur auf Befehl von Berlin, oder wenn sie selbst angegriffen worden wären, ins Feuer schicken sollen, und sei nun für den verhältnismäßig großen Verlust verantwortlich. Die Unterredung hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, und der Kanzler sagte, als ich ging, nun wolle er ein wenig zu schlafen versuchen. Der von ihm gewünschte Artikel wurde im Laufe der nächsten Woche gemacht und sollte dann in Nummer 8 der Grenzboten mit der Überschrift: „Die Kaiserfrage und Geffckens Tagebuchblätter" erscheinen. Vorher legte ich aber dem Kanzler einen Korrekturabzug vor, worin er eine Anzahl Änderungen vornahm, die Rottenburg mir zur Übertragung auf meinen Abzug in seiner Kanzlei diktieren mußte. Darauf schickte ich diesen an Grunow (Sonnabend, den 16. Februar); aber ein paar Stunden nachher kam Rottenburg, mit dem ich bei Professor Scheibler diniert hatte, zu diesem mit der Nachricht vom Chef zurück, ich möchte telegraphieren, der Artikel solle bis auf weiteres zurückgestellt werden. Er war auch in der abgeschwächten Gestalt zu gefährlich erschienen.

Sonntag, 17. Februar, mittags zwölf Uhr kam ein Kanzleidiener von Rottenburg und brachte einen Brief von ihm: „Verehrter Herr Doktor! Darf ich Sie bitten, mich heute um drei Uhr in der Reichskanzlei gefälligst aufsuchen zu wollen? Ich habe einen wichtigen Auftrag. Stets der Ihrige

Rottenburg."

Als ich um drei Uhr zu ihm kam, sagte er mir, der Chef wolle jetzt den Artikel gedruckt haben, aber mit noch einer kleinen Änderung. Wir telegraphierten deshalb an Grunow, er solle noch diesen Abend die ihm gesandte Korrektur mir zuschicken, ich werde sie ihm umgehend wieder zustellen. Sie kam bis Montag früh neun Uhr nicht. Ich telegraphierte deshalb: „Wo bleibt Korrektur. Bitte umgehend Antwort." Um zehn erhielt ich sie und fuhr sofort zu Rottenburg, wo wir die letzten Änderungen des Chefs auf sie übertrugen und die Fahnen eingeschrieben an Grunow absandten, der den Artikel noch in Nr. 8 bringen konnte. Per tot discrimina rerum!

[1] Am 18. Dezember 1888 während des dortigen Bürgerkrieges zwischen den Königen Mataafa und Tamasese.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Aus dem Jahre 1890

Im Februar 1890, einige Tage nach der Veröffentlichung der kaiserlichen Erlasse in der Arbeiterschutzfrage,[1] hatte Bucher bei Adam schon über die Schwierigkeiten einer internationalen Verständigung in der Sache gesprochen und vermutet, daß der Kaiser hier wohl mehr unternehme, als der Kanzler gutheiße.

Heute Montag, 24. Februar, sagte er gleichfalls im Paradiese, als Hehn noch nicht da war, zu mir: „Ich habe einen Auftrag für Sie, den ich erledigen möchte, ehe der Staatsrat kommt. Heute ließ mich der Drache kommen und fragte, ob ich noch Verbindungen mit englischen Zeitungen hätte; dann wollte er mich bitten, eine Betrachtung über die Wahlen[2] hineinzubringen. Ich bedauerte, keine solchen Beziehungen mehr zu haben, aber vielleicht könnten Sie an den Daily Telegraph schreiben und ihn veranlassen, den Artikel aufzunehmen. Er sagte: »Busch, wie geht es dem denn? Der soll ja einen Schlaganfall gehabt haben.« — Ich erwiderte: »Ach nein, der hat sich vorige Pfingsten durch Zug eine Erkältung und besonders starke Heiserkeit zugezogen, aber das hat sich in der Zwischenzeit gebessert, und jetzt befindet er sich ganz wohl.« — Sie merken wohl, der Schlaganfall ist von Freund Holstein." (Wahrscheinlich ganz harmlos von Scheibler durch Rottenburg zum Chef gelangt.) Ich versetzte: „Zwar schreibe ich seit Jahren schon nicht mehr für das Blatt, aber man schickt mirs noch täglich zu, und einer von seinen Mitredakteuren und Leitartikelschreibern, Kingston, hat mein Buch »Unser Reichskanzler« ins Englische übersetzt. Ich

[1] Über die Einladungen zur Arbeiterschutzkonferenz vom 4. Februar. Bismarck-Regesten II, 496.

[2] Zum Reichstage am 20. Februar.

denke daher, daß sie einen Aufsatz von mir über das vom Fürsten angeregte Thema aufnehmen würden. Jedenfalls will ichs versuchen." Er zog darauf ein Couvert aus der Tasche und sagte: „Hier habe ich zu Papier gebracht, was wir über den Gegenstand sprachen. Es sind im wesentlichen seine Worte, über die Hauptursache des Ausfalls der Wahlen, den er vorzüglich dem Erlasse zuschreibt. Machen Sie daraus den Artikel, und sehen Sie zu, daß Sie ihn in London anbringen. Es liegt ihm viel daran, und er möchte ihn, wenn er abgedruckt ist, sehen." Ich versprach, den Aufsatz nächsten Morgen zurecht zu machen und abzuschicken, ihn auch, wenn die Aufnahme erfolgt sei, im Abdruck dem Chef persönlich zu übergeben, wobei ich fragen werde, ob ich ihm in der Angelegenheit noch anderweit dienen könne. Er berichtete dann noch, daß Gamaliel mit den Erlassen überhaupt nicht zufrieden sei, auch sonst mit vielem nicht, und daß er in seiner Stellung bisher nur verblieben sei, weil er gehofft habe, der Kaiser werde ihm Herbert zum Nachfolger geben. Er wisse aber wohl schon, daß dieser Wunsch sich nicht erfüllen werde. Ich solle übrigens, wenn ich zum Chef komme, recht laut und deutlich reden, da er nicht mehr so gut wie früher höre, auch jeden Widerspruch vermeiden, da er nach Rottenburgs Mitteilungen jetzt sehr verdrießlich und reizbar sei. Buchers Notizen (das Original von mir aufgehoben) lauteten: „Den Einfluß der kaiserlichen Erlasse auf die Wahlen beleuchten. Die alten Sozialdemokraten (Republikaner) thaten, als ob die Erlasse ein Sieg ihrer Bestrebungen wären. Viel Unzufriedne — und was in der Welt ist zufrieden? — Die bisher durch royalistisches Gefühl — und unser Volk ist im Grunde royalistisch — abgehalten waren, zu der Sozialdemokratie überzugehen, glaubten jetzt mit gutem Gewissen für sie stimmen zu können. Die Bourgeoisie hat der Kaiser vor den Kopf gestoßen, die Großindustriellen sind geradezu erbittert, weil sie in den Erlassen eine Aufhetzung ihrer Arbeiter sehen. Die kleine Bourgeoisie, Zwischenhändler, shopkeepers, sehen ihre materiellen Interessen nicht direkt bedroht, denn eine Steigerung der Preise der Fabrikate wissen sie abzuwälzen; aber sie finden sich in ihrer politischen Stellung durch den vierten Stand bedroht. Viele sind daher von den regierungsfreundlichen, den Kartellkandidaten, für die sie vorigesmal gestimmt

hatten, abgefallen und haben mit den Freisinnigen gestimmt, deren Führer ein doppeltes Gesicht haben. Welches Gewicht die Stimmung der Bourgeoisie hat, zeigt die Erfahrung während der Konfliktsjahre. Sie wollte sich damals der Herrschaft à la Louis Philipp bemächtigen. Der Masse des Volks war das gleichgiltig oder verborgen, doch fielen die wiederholten Wahlen immer gleichartig aus. Der Kaiser hat das nicht erlebt, und es ist schwer, ihm das Verständnis beizubringen, weil er von zu vielen Byzantinern umgeben ist, die ihn in seinem Selbstvertrauen bestärken. Unter den als »zersplittert« bezeichneten Wahlzetteln auf dem Lande in den östlichen Provinzen befanden sich viele, die auf Kaiser Wilhelm lauteten.

„Summa: Ohne die Erlasse würden die Wahlen ungefähr wie vor drei Jahren abgelaufen sein.“[1] Ich baute daraus den Artikel für den Daily Telegraph und sandte ihn am 26. Februar der Redaktion auf Fleet Street zu.

Sie nahm aber diese Einsendung nicht auf, vermutlich weil sie sich durch ihren regelmäßigen Berichterstatter über die Sache besser unterrichtet glaubte, oder nicht gegen den Kaiser Partei nehmen zu dürfen meinte.

Am 15. März fand ich abends beim Nachhausekommen ein Couvert vor mit einer Einladung, dem Fürsten Bismarck nächsten Mittag $11\frac{1}{2}$ Uhr „die Ehre meines Besuchs erweisen zu wollen.“ (Original aufgehoben.) Ich ging infolge dessen zur angegebnen Zeit in das Palais Wilhelmstraße 77 und kam bald vor. Der Chef war in Interimsuniform im vordern Arbeitszimmer und reichte mir die Hand mit „Guten Tag, Büschlein.“ Dann lächelnd: „Immer noch der schöne Bart!“ Er ging darauf nach der größern Hinterstube und rief mich nach. Es standen da mehrere Kisten mit Schriftstücken, darunter auch ein großer Koffer mit solchen, und ein größerer Schrank mit Aktenstößen war halb ausgeräumt. Er zog die eine Schublade des Schreibtischs auf und nahm eine dunkelgrüne Mappe, in der in Friedrichsruh die Korrespondenz mit Andrassy[2] gelegen hatte, heraus, dann auch die dort von mir in

---

[1] Also sehr günstig für die Kartellparteien, wie 1887.

[2] Von 1879, s. Anhang.

chronologischer Ordnung gefüllten Couverts und sagte: „Die sollen Sie mir durchsehen, zuerst die Friedrichsruher noch einmal, dann die Varziner und andre, neue, es sind ihrer noch viele. Ich habe Ihnen damals gesagt, wir wollen das Geschäft fortsetzen. Haben Sie noch Lust dazu?" Ich: „Unzweifelhaft, Durchlaucht, ich bin nur zu glücklich darüber. Dachte schon mehrmals daran zu erinnern, wollte aber nicht zudringlich erscheinen und so lieber Ihre Aufforderung abwarten." Er: „Nun, da sind andre (auf den Koffer deutend) und hier in der grünen Mappe noch neuere. Sie sollen die Friedrichsruher noch einmal durchgehen und mir die geschichtlich wichtigen davon bezeichnen, dann alle andern chronologisch numerieren und Verzeichnisse von den wichtigen anlegen. Denn ich will jetzt meine Memoiren schreiben, und dabei sollen Sie mir helfen. Ich gehe nämlich. Sie sehen, ich bin schon beim Packen. Meine Papiere sollen gleich fort; denn wenn sie noch lange hierbleiben, legt man mir am Ende Beschlag darauf."[1] Ich sprach meine Verwunderung aus. Er: „Ja, es ist meines Bleibens hier nicht mehr, und je eher, je lieber." Ich: „Aber doch nicht gleich, Durchlaucht?" Er: Es handelt sich um drei Tage, vielleicht um drei Wochen; aber ich gehe bestimmt, es ist nicht mehr zum Aushalten ... So ist mir auch sehr zweifelhaft, wie ich die Papiere sicher fortbringen kann. Sie können ja zu Ihnen geschafft werden, aber wie?" — „Ich könnte die wichtigern ja paketweise selber mitnehmen und alle zuerst zu Hehn bringen, dann vielleicht nach Leipzig." Er: „Hehn — wer ist das?" Ich sagte es ihm, und daß Hehn ganz zuverlässig sei. Er: „Ich könnte sie auch nach Schönhausen schaffen, wo Sie sie von Friedrichsruh aus abholen könnten. Ich möchte, daß Sie die wichtigsten abschreiben ließen und die Abschriften behielten, bis auf weiteres." Ich: „Wenn ein Fremder sie abschriebe, so könnte er ja doch zu andern davon reden, den Inhalt verraten." Er: „Ach, das fürchte ich nicht. Das könnte er

[1] An diesem 15. März hatte Fürst Bismarck die entscheidende Unterredung mit dem Kaiser über die von diesem gewünschte Aufhebung der Kabinettsordre vom 8. September 1852, die es den Ministern zur Pflicht machte, über wichtigere Dinge dem König nur mit Vorwissen des Ministerpräsidenten Vortrag zu halten, und über Windthorsts Besuch beim Reichskanzler. Bismarck-Regesten II, 497.

ja wohl, aber ich habe keine Geheimnisse darunter — überhaupt keine. Wenn ich in Friedrichsruh bin, so kommen Sie hin, und dann arbeiten wir zusammen. Zuerst aber wollte ich, Sie brächten einen Brief Friedrich Wilhelms IV. in die Presse, den ich am Schlusse eines neuen Buchs — ich weiß den Titel nicht mehr, es ist aber Fabrikarbeit — in ganz falscher Gestalt — Unmöglichkeiten und Sinnlosigkeiten — gefunden habe. Ich habe den richtigen in Abschrift, kann ihn aber in Ihren Couverts nicht finden. (Sucht in denen von 1852.) Doch, da ist er. Nehmen Sie ihn mit, schreiben Sie ihn ab und geben Sie mir das Original dann wieder." Ich schlug vor, ihn in den Grenzboten abdrucken zu lassen. Er: „Gut, aber er muß aus Wien kommen, und der Abdruck mit dem falschen Exemplar motiviert werden, als Berichtigung." Er kam alsdann, während ich ihm Papiere in eine Kiste packen half, auf die Erlasse zu reden und erklärte: „Das ist nur Unkenntnis der Dinge, und daraus kann gar nichts werden, aber er glaubt es nicht, daß es bloß verwirrt und schadet."[1] Ich berichtete, daß der Artikel über den Einfluß der Erlasse auf die Wahlen gemacht und abgesandt, von dem Daily Telegraph aber nicht abgedruckt worden sei. Er: „Er ist aber ganz richtig, denn von allen Seiten gingen Berichte ein über die schlechte Wirkung der Erlasse auf die Wähler." Er fragte dann, wie alt ich sei: Ich: „Neunundsechzig, aber mein Vater wurde sechsundachtzig, und meine Mutter vierundachtzig." Er: „Na, achtzig würde ich mir draußen auf dem Lande auch gefallen lassen." Er versprach, als ich ging, mir die neusten Papiere (die in der grünen Mappe lagen) zur Durchsicht, chronologischen Sortierung und Abschrift zu schicken. Ich dankte für sein großes Vertrauen; es wäre aber auch am Orte; denn, wie ich ihm schon 1877 einmal gesagt, er sei mein Herr und mein Heiland. Er: „Frevel, aber mein Vertrauen haben Sie sich verdient."

Am 17. März kam um elf Uhr ein Kanzleidiener mit Droschke: der Fürst lasse mich bitten, sofort zu ihm zu kommen. Als ich

[1] Der Kaiser sagte damals zum Fürsten, er wolle nicht Kartätschenprinz heißen, wie sein Großvater, er wolle nicht bis an die Knöchel im Blute waten. „Wenn Ew. Majestät jetzt nachgeben — bemerkte der Kanzler —, werden Sie noch viel tiefer hinein müssen."

ins Vorderzimmer mit den beiden Säulen trat, war Bleichröder bei ihm und später Herbert, und so mußte ich warten. Endlich sagte mir Rottenburg, der mir vorher erklärt hatte, er ginge auch ab, die Herren seien zum Frühstück hinaufgegangen, er wollte mich aber nochmals beim Fürsten melden. Nach einigen Minuten kam er mit einer Einladung des Chefs, mit ihm zu frühstücken. Ich fand oben an der Tafel einen Neffen oder Vetter des Fürsten, dem ich als „Büschlein" vorgestellt wurde, und der sich erinnerte, mit mir in Versailles diniert zu haben — wohl der damalige Dragonerleutnant mit rosenfarbnem Kragen. Später kam auch die Fürstin hinzu und Graf Herbert. Zuerst war von einem englischen Gesandten die Rede, der Gräfin Marie geheiratet hätte, wenn ihr Vater nicht vor ihm als einem Verschwender gewarnt worden wäre. „Ich bin auch überhaupt gegen die Heiraten mit Ausländern — sagte der Chef —, besonders bei Diplomaten." Dann sprach er von dem angeblichen zweiten Besuche Windthorsts, der dem Kaiser mißfallen hatte,[1] aber Zeitungsfabel ist und dementiert werden soll. „Solcher Verkehr ist übrigens nützlich," sagte er. „Es ist gut, daß ich dadurch Fühlung mit den Parteien habe, und so bin ich immer zugänglich für sie gewesen. Jeder Abgeordnete konnte sich zu jeder Zeit, bei Tag und bei Nacht, bei mir melden lassen und wurde gleich angenommen. Aber sie haben es wenig benutzt; sie wollen bei ihrer Fraktion nicht für gouvernemental gelten, um schimpfen zu können, ich unterhielte keine Beziehungen zu ihnen. Nur die Ultramontanen kamen zuweilen, so Windthorst, Schorlemer, Huene, auch der verstorbne Frankenstein. Die Kartellparteien ließen sich fast gar nicht sehen." Er empfahl mir den Kaviar, der auf dem Tische stand; „den hat mir der Minister des kaiserlichen Hauses in Petersburg geschickt, und ich nehme an, daß auch der Kaiser Alexander solchen ißt; er ist das beste in seiner Art, was ich bis jetzt gehabt habe." Er lobte auch den Mosel und den Yquem auf dem Tische. Herbert legte ihm, als er erschien, eine Karte zu den Verhandlungen vor, die über die Aufteilung in Ostafrika mit England schweben, und

---

[1] Windthorst war in diesen Tagen nur einmal, am 12. März, beim Reichskanzler. Vgl. J. Knoop, Ludwig Windthorst 239 ff. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 226 ff.

der Chef gab seine Meinung über die Grenzen ab.[1] Zuletzt ließ er für uns einen feinen, alten Kornbranntwein servieren. Dann mußte ich mit ihm wieder hinunter gehen, wo er mir aus der grünen Mappe auf dem Schreibtische des großen Zimmers neun oder zehn Abschriften seiner Hand von Briefen gab, die er von 1872 bis 1887 an Kaiser Wilhelm I. gerichtet hatte. „Die schreiben Sie ab und behalten Ihre Abschriften an sich, die Originale, auch den Empfehlungsbrief von 52[2] bringen Sie mir wieder."

Ferner übergab er mir in einem großen Couvert neuere Briefe und Berichte, damit ich sie ihm chronologisch ordne und die wichtigern für die Memoiren mit kurzer Inhaltsangabe bezeichne. „Diese bringen Sie mir morgen oder übermorgen zurück," sagte er, und ich versprach das für Donnerstag. Wir gingen darauf in das andre Arbeitszimmer, und ich sagte, ich könne immer noch nicht glauben, daß er ginge, es schiene ganz unmöglich. Er: „Unmöglich? Es ist jetzt Thatsache, es ist rascher gegangen, als ich meinte.[3] — — — Er will den alten Mentor nicht mehr haben. . . . Aber er möchte Herbert behalten; nur geht das nicht, das wäre wie ein zusammengekoppelter Güterzug, da bliebe ich immer mit verantwortlich, auch läßt der sich wohl von mir Vorschriften und Tadel gefallen, aber nicht vom Reichskanzler Bötticher. (Er hielt also wohl diesen bestimmt zu seinem Nachfolger und wußte noch nichts von einer Wahl Caprivis.) Und zuletzt haben sie seinen Vater schlecht behandelt." Ich schlug vor, die Briefe Wilhelms I. oder doch einige davon in Druck zu geben und nannte die Grenzboten, aus denen sie vielfach in andre Blätter übergehen würden. Es schien ihm zu gefallen. „Ich werde sie darauf ansehen, wenn Sie mir die Originale zurückbringen. Wenn Sie mich dann nicht wiedersehen, so melden

---

[1] Das Abkommen vom 1. Juli 1890 war nicht im Sinne des Fürsten Bismarck. Siehe seine Äußerung am 31. Oktober 1892 bei Poschinger, Tischgespräche I, 229.

[2] Von Friedrich Wilhelm IV. an Kaiser Franz Joseph, datiert vom 5. Juni 1852, für die Sendung Bismarcks nach Wien. G. u. E. I, 83 ff.

[3] Am 17. März erhielt der Reichskanzler die amtliche Aufforderung des Kaisers, von seinen Ämtern zurückzutreten, die am Abend wiederholt wurde. Bismarck-Reg. II, 498, am 18. reichte er sein Entlassungsgesuch ein, am 20. wurde es genehmigt. Den Text siehe bei Busch, Bismarck u. sein Werk 110 ff.

Sie sich bald in Friedrichsruh. Jetzt will ich ein bischen ausreiten.“ Als ich ging und auf der Schwelle stand, klopfte er mir liebkosend von hinten auf die Schulter. Draußen sagte Rottenburg wieder, er ginge auch, seine Nerven hielten das nicht mehr aus. Hübsch von ihm.

Donnerstag, 20. März brachte ich dem Fürsten die Originale seiner Briefe an Kaiser Wilhelm I. wieder; er sah sie durch und genehmigte den Abdruck der drei ersten in den Grenzboten, wobei er hinzufügte: „Wir wollen erst die bringen, die sich auf Familiensachen beziehen, und sehen, welchen Eindruck sie machen; dann können wir die übrigen folgen lassen und später vielleicht noch andres aus der Sammlung.“ Ich: „Vielleicht auch Artikel.“ Er (lächelnd): „Auch das vielleicht. Auch Hamburger Blätter würden so was aufnehmen. Die Norddeutsche Allgemeine, die mir die Aktiengesellschaft zur Verfügung gestellt hat, habe ich den Konservativen (wohl denen vom freikonservativen Flügel) als Organ empfohlen.“

Sonnabend, den 22. März stellte ich ihm die neununddreißig neuen Schriftstücke in einem Couvert, chronologisch geordnet, numeriert und die wichtigsten außen bezeichnet und inhaltlich angegeben, wieder zu. Der Chef sah sich meine Inhaltsangaben auf dem Couvert an und bemerkte: „Das sind wirklich wichtige Sachen. Aber nehmen Sies wieder mit, und bewahren Sies vorläufig zu Hause auf.“ Dann jedoch besann er sich und sagte: „Nein, wenn man Sie mit einem großen Couvert kommen und gehen sieht — lieber so — kommen Sie.“ Er ging in das hintere Arbeitszimmer und an eine in der Mitte stehende große Kiste; ich folgte, und er bog den Deckel einer grünen Mappe zurück, die unter einer runden Schachtel darin verpackt war. „Das sind Karten,“ sagte er. „Da legen Sies dazwischen, und merken Sie sich für den Fall, daß ichs vergessen sollte, wo es liegt, wenn wir in Friedrichsruh die Memoiren machen. — Ich schicke gegen dreihundert Kisten und andre Sachen fort und dreizehntausend Flaschen Wein. Das ist viel; aber es sind viele Geschenke dabei. Doch habe ich, als ich noch Geld hatte, auch mehrmals Posten von gutem Sherry gekauft, der soll für meine Kinder sein. Wenn ich vierzehn Tage in Friedrichsruh bin, schreiben Sie und fragen an, wann

Sie zu längerm Aufenthalt kommen können, um mir bei den Memoiren zu helfen. Ich muß einen Privatsekretär haben, dem ich diktieren kann, und der kleinere Geschäfte brieflich erledigen kann. Das ist aber nichts für Sie, ich habe Sie zu was besserm bestimmt. Ich habe daher Schweninger gebeten, mir zu dem Zwecke einen jungen Arzt zu besorgen, der auch bei Unpäßlichkeiten und Unfällen zur Hand sein würde, z. B. wenn ich beim Ausreiten Schaden nähme. Es ist für ihn nicht unerheblich, es wird ihm immerhin ein paar tausend Mark eintragen. Machen Sie sich frei für unser Geschäft." Ich erwiderte, ich wolle mich einrichten, vorläufig ein halbes Jahr bei ihm zu bleiben und später, wenn es nötig sei, nach einer kurzen Urlaubspause, noch einmal. Wir gingen darauf wieder in das vordere Zimmer, und er sagte, nachdem wir uns gesetzt hatten: „Nun möchte ich Sie für jetzt bitten, wenn Sie noch Einfluß auf die Presse haben, einen Irrtum aufzuklären, dem ich in diesen Tagen wiederholt begegnet bin, in Zeitungsartikeln, auch in Zuschriften von hohen Stellen, z. B. aus England, mit Vermutungen und Vorwürfen: ich hätte meinen Abschied verlangt aus Furcht vor großen Krisen und den Kaiser im Stiche gelassen aus Angst vor der durch die Wahlen verstärkten Opposition im Reichstage. Das hätte man schon bei einem Rückblicke auf meine Geschichte und meinen Charakter nicht glauben sollen, bei einer Erinnerung an den Konflikt vor 1866, wo die Opposition viel stärker und gefährlicher war, und bei meiner Treue gegen meine königlichen Herren, die ich auch bei späterer Gelegenheit bekannt und bethätigt habe. Aber es ist auch thatsächlich unwahr. Im Gegenteil: ich wollte erst im Sommer gehen, ich erbot mich, inzwischen die kaiserliche Politik im neuen Reichstage zu vertreten und den Kampf mit der Opposition aufzunehmen. Es wurde mir aber nicht vergönnt." — — Er stand dann auf, beugte sich über den Schreibtisch, stemmte die Hände auf die Platte und fragte, indem er mir lächelnd ins Gesicht blickte: „Aber sagen Sie mal, Herr Doktor, trinken Sie viel Wein?" Ich erwiderte: „Am Tage überhaupt nichts Geistiges, auch nicht bei Tische, abends zwei Schoppen dünnen sauern Mosel." — „So — sagte er —, neulich machten Sie mir den Eindruck, als hätten Sie eine Flasche Burgunder im Leibe, und Sie haben doch vor kurzem einen kleinen

Verdruß gehabt. (Schlaganfall?) Sonst mißbillige ich es gar nicht; denn ich selber trinke feste. Aber nehmen Sie sich in acht, ich möchte Sie doch noch lange behalten.“ Es wurde dann nochmals ausgemacht, daß ich ihm in vierzehn Tagen nach seiner Ankunft in Friedrichsruh schreiben solle, jetzt aber, um mich zu erkundigen, wann ich ihm einen kürzern Besuch machen dürfe zur Besprechung über längern Aufenthalt.

Montag, den 24. März wurde ich nochmals von einem Kanzleidiener mit Droschke zum Chef geholt. Mußte von 11 3/4 bis ein Uhr im Vorzimmer warten, weil Caprivi allein oben mit dem Fürsten frühstückte. Sah dann den neuen Reichskanzler, als er endlich ging. Rottenburg ließ sich von Scheibler zum Roten Adler zweiter Klasse mit Eichenlaub gratulieren. Der Chef saß, als ich zu ihm gerufen wurde, in einer Causeuse vor seinem Schreibtische. Ich reichte ihm die heutige Post, die Rottenburg mir für ihn mitgegeben hatte. Er las den kleinen Leitartikel vom 23. (von mir aufgehoben) vor und sagte: „Die wollen sich auch lieb Kind machen. Das kommt von Hofherren, die vertuschen wollen. Sagen Sie doch etwas dagegen. Können die Freisinnigen noch ärger auf mich schimpfen? Nicht der schlechteste, sondern der beste Dienst, der mir geleistet werden kann, ist die richtige Beantwortung der Frage, ob der Rücktritt ein freiwilliger war oder ein unfreiwilliger, und die lautet: ein unfreiwilliger. Patriotische Pflicht aber ist nicht, die äußerste Zurückhaltung zu beobachten, sondern die Wahrheit zu sagen.“ — Ich fragte, ob er noch lange bliebe. „Nein — erwiderte er —, morgen oder übermorgen.“ Ich: „Dann darf ich also wegen der Besprechung längern Aufenthalts, wie verabredet, in vierzehn bis fünfzehn Tagen an Durchlaucht schreiben und anfragen?“ Er: „Sie können auch eher schreiben, und kommen Sie recht bald.“

Der gewünschte Artikel ging als Anhang zu dem neulich bestellten an die Grenzboten ab, die ihn in Nummer 14 unmittelbar nach einem längern (wahrscheinlich Kayserschen) brachten, der ungefähr wie die Post predigte. Die drei ersten Briefe Bismarcks[1] an Wilhelm I. erschienen an der Spitze von Nr. 14; sie lauteten:

[1] Obwohl diese Briefe (bis auf den letzten, Nr. 10) im Bismarck-Jahrbuch abgedruckt sind, teilen wir sie doch hier mit, weil diese Publikation verhältnismäßig wenig verbreitet ist.

1[1]

Varzin, 1. August 1872.

Eure Majestät haben meiner Frau und mir durch die huldreiche Teilnahme an unserm Familienfeste eine große Freude bereitet und wollen unsern ehrfurchtsvollen Dank gnädig entgegennehmen.

Mit Recht heben Eure Majestät unter den Segnungen, für die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erster Linie hervor, aber zum Glück gehört in meinem Hause, für meine Frau sowohl, wie für mich, das Bewußtsein der Zufriedenheit Eurer Majestät, und die so überaus gnädigen und freundlichen Worte der Anerkennung, welche das allerhöchste Schreiben enthält, sind für kranke Nerven wohlthuender als alle ärztliche Hilfe. Ich habe im Rückblick auf mein Leben so unerschöpflichen Anlaß, Gott für seine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir so gut nicht bis zu Ende gehen. Für eine besonders glückliche Fügung aber erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienste eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Unterthanen unter Eurer Majestät Führung niemals zu befürchten hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu geraten. Möge Gott mir auch ferner zu dem Willen die Kraft geben, Eurer Majestät so zu dienen, daß ich mir die allerhöchste Zufriedenheit erhalte, von der ein so gnädiges Zeugnis heut vor mir liegt, in Gestalt des Handschreibens vom 26.[2] Die Vase, die rechtzeitig eintraf, ist ein wahrhaft monumentaler Ausdruck Königlicher Huld, und dabei so solide, daß ich hoffen darf, nicht „die Scherben," sondern das Ganze wird meinen Nachkommen die gnädige Teilnahme Eurer Majestät an unsrer Silberhochzeit vergegenwärtigen.

Die Offiziere des 54. Regiments hatten die kameradschaftliche Freundlichkeit gehabt, ihre Musik von Kolberg herzuschicken. Sonst waren wir, wie die ländlichen Verhältnisse es mit sich bringen, auf den engern Familienkreis beschränkt; nur der frühere amerikanische Gesandte in London, Motley, ein Jugendfreund von mir, war zufällig zum Besuch hier. Außer Ihrer Majestät der Kaiserin hatte

---

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 287.

[2] Abgedruckt in den Bismarck-Regesten II, 50, siehe unten.

Se. Majestät der König von Bayern und Ihre K. H. Prinz Karl und Friedrich Karl und Se. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz mich mit telegraphischen Glückwünschen beehrt.

Mit meiner Gesundheit geht es langsam besser; gearbeitet habe ich allerdings gar nicht; doch hoffe ich für die Zeit der Kaiserbesuche mich zum Dienst bei Eurer Majestät melden zu können.

v. Bismarck.

2[1]

Varzin, 13. November 1872.

Allergnädigster König und Herr

ich bin sehr niedergeschlagen darüber, daß ich auf Eurer Majestät huldreiches Schreiben vom 9. c. nicht sofort nach Berlin kommen und mich Eurer Majestät in der schwebenden Krisis zur Verfügung stellen konnte, um so mehr, als ich gegen Ende des vorigen Monats glaubte, daß ich bald so weit hergestellt sein würde. Ich befand mich seit meiner Rückkehr von Berlin in fortschreitender Zunahme der Kräfte und ließ mich dadurch und [durch] das Interesse zur Sache, im Widerspruche mit den dringenden Mahnungen des Arztes, verleiten, auf Graf Eulenburgs wiederholte Aufforderungen einzugehen, indem ich durch Eingaben an Eure Majestät, durch Korrespondenzen mit den Ministern und mit Gliedern des Herrenhauses auf den Gang der Dinge zu wirken suchte. Es ist das auf diesem Wege und aus der Ferne gewiß sehr gewagt, da mir die aufklärende Discussion und die Kenntnis der Gegengründe fehlt, und ebenso die ausreichende Arbeitshülfe. Ich hoffte aber, daß es nur wenige Tage dauern werde, bis die Geschäfte wieder in ruhigeres Fahrwasser gelangten. Dieser Versuch hat mich aber leider zu rasch überführt, wie mein Arzt Recht hat, und wie gering der Vorrat meiner neu gesammelten Kräfte war. Ich bin sehr entmutigt darüber, denn meine Einwirkung auf die Geschäfte wird eher eine störende gewesen sein, und die wenigen Tage der Arbeit und der Gemütsbewegung, welche nervenkranke Reizbarkeit damit verbindet, haben hingereicht, mir die Ermattung meiner geistigen Arbeitskraft wieder klar zu machen. Ich fürchte, daß ich verbrauchter bin, als ich mir selbst eingestehen mag, und diese Sorge, sowie das Gefühl der Beschämung darüber,

---

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 31.

daß ich in so wichtigen Momenten nicht auf meinem Posten und zu Eurer Majestät Dienst bin, drücken mich nieder, wenn ich mir auch sage, daß ich mich in Demuth dem Willen Gottes zu ergeben habe, der meiner Mitwirkung nicht bedarf und meinen Kräften ihre Schranken zieht. Meine Unruhe findet ihr Gegengewicht in dem Vertrauen, welches Eure Majestät am Schlusse Ihres Schreibens aussprechen, und welches ich von Herzen teile, daß Gottes Gnade, die Eurer Majestät Regierung bisher gesegnet hat, auch weiterhelfen werde. Der Weg, den Eure Majestät im Conseil gebilligt haben, kann ebenso gut wie der von mir vorgeschlagne zu denselben Zielen führen, wenn nur kein Bruch mit dem jetzigen Abgeordnetenhause dazwischen kommt, und wenn meine Collegen unter sich einig bleiben. Das werden sie Eurer Majestät zuliebe thun, wenn auch bisher manche Anzeichen von Divergenzen bis hierher erkennbar wurden. Ich fürchte, daß meine Correspondenzen mit den einzelnen unter ihnen, je nachdem sie Fragen an mich richteten, die Elemente der Verstimmung gelegentlich vermehrt haben, und daß Mißverständnisse mir gegenüber dadurch entstanden sind, daß der Inhalt meiner Berichte nur denen, an die sie gerichtet waren, vollständig bekannt wurde. Ich habe daher Roon gebeten, mich nur dann zuzuziehen, wenn Eure Majestät es besonders befehlen, und ihn benachrichtigt, daß ich mit den einzelnen Collegen nicht mehr correspondieren würde.

Auf diese Weise wird meine Heranziehung, so lange mir Gott nicht zu bessern Kräften hilft, allein in Eurer Majestät gnädige und nachsichtige Hand gelegt sein. Meine Hoffnung und meine Bitte zu Gott ist, daß mir bald wieder vergönnt sein möge, unter Eurer Majestät Auge selbst wieder meine Pflicht zu thun, und die Beruhigung wieder zu gewinnen, die in der Arbeit liegt.

v. Bismarck.

3[1]

Berlin, 24. Dezember 1872.

Eurer Majestät

danke ich ehrfurchtsvoll und herzlich für das schöne und auszeichnende Geschenk zum Weihnachtsabend.[2]

---

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 43 f.

[2] Eine Nachbildung des Standbildes Friedrichs des Großen von Rauch in Bronzeguß.

Mein Vater war 1783 bei Leib-Carabinier eingetreten und hat noch die Ehre gehabt, Friedrich dem Großen bei der Revue als Junker vorgestellt zu werden, bei welcher Gelegenheit der große König geruht hat, ihm das Beispiel seines Großvaters, des bei Czaslau gebliebnen Majors von Bismarck (von damals vacant von Schulenburg, später Bayreuth-Dragonern) in gnädig anerkennender Weise als Muster vorzuhalten. Diese und viele andre aus dem Munde meines Vaters überkommende lebendige Mittheilungen aus der großen Zeit, welche das vor mir stehende Kunstwerk vergegenwärtigt, und zu denen ich eine wohlerhatene Reihe von Briefen meines Großvaters aus den Feldlagern des Siebenjährigen Krieges rechnen kann, bilden die dauernden Eindrücke meiner Kindheit, und ich habe es jederzeit bedauert, daß es mir nach dem Willen meiner Eltern nicht erlaubt war, lieber vor der Front als hinter dem Schreibtische meine Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus und meine Begeisterung für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu bethätigen. Auch heut, nachdem Eurer Majestät Gnade mich zu den höchsten staatsmännischen Ehren erhoben hat, vermag ich das Bedauern, ähnliche Stufen nicht als Soldat mir erstritten zu haben, nicht ganz zu unterdrücken. Verzeihn Eure Majestät am Heiligen Abend einem Manne, der gewohnt ist, an christlichen Gedenktagen auf seine Vergangenheit zurück zu blicken, diese Aussprache persönlicher Empfindungen. Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eignen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Eure Majestät gewonnen, wie die Generäle, die das Denkmal zieren, als diplomatische Kampagnen. Nach Gottes Willen und nach Eurer Majestät Gnade habe ich die Aussicht, in Schrift und Erz genannt zu werden, wenn die Nachwelt die Erinnerung an Eurer Majestät glorreiche Regierung verewigt. Aber die herzliche Anhänglichkeit, die ich, unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmannes für seinen Landesherrn, für Eurer Majestät Person fühle, der Schmerz und die Sorge, die ich darüber empfinde, daß ich Eurer Majestät nicht immer nach Wunsch und nicht mehr mit voller Kraft dienen kann, werden in keinem Denkmal Ausdruck finden können; und doch ist es nur dieses persönliche Gefühl in letzter Instanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Soldaten ihrem Führer, auf Wegen wie

Friedrich II. und Eure Majestät nach Gottes Ratschluß gegangen sind, in rücksichtsloser Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft entspricht nicht mehr meinem Willen, aber der Wille wird bis zum letzten Athem Eurer Majestät gehören.

v. Bismarck.

Der Brief Friedrich Wilhelms IV. (vgl. oben Seite 279 A. 2) war ebenfalls (in Nr. 13) abgedruckt worden; und alle wurden von vielen andern Blättern reproduziert.

Ich schalte hier zunächst die übrigen Briefe Bismarcks an Wilhelm I. ein, die ich auf seinen Wunsch abschrieb.

4[1].

Varzin, 13. August 1875.

Eurer Majestät huldreiches Schreiben vom 8. c. aus Gastein habe ich mit ehrfurchtsvollem Danke erhalten und mich vor allem gefreut, daß Eurer Majestät die Kur gut bekommen ist, trotz allen schlechten Wetters in den Alpen. Den Brief der Königin Victoria beehre ich mich wieder hinzuzufügen; es wäre sehr interessant gewesen, wenn Ihre Majestät sich genauer über den Ursprung der damaligen Kriegsgerüchte ausgelassen hätte. Die Quellen müssen der hohen Frau doch für sehr sicher gegolten haben, sonst würde Ihre Majestät Sich nicht von neuem darauf berufen, und würde die englische Regierung auch nicht so gewichtige und für uns so unerfreuliche Schritte darangeknüpft haben. Ich weiß nicht, ob Eure Majestät es für thunlich halten, die Königin Victoria beim Worte zu nehmen, wenn Ihre Majestät versichert, es sei Ihr „ein Leichtes, nachzuweisen, daß Ihre Befürchtungen nicht übertrieben waren." Es wäre sonst wohl von Wichtigkeit, zu ermitteln, von welcher Seite so „kräftige Irrthümer" nach Windsor haben befördert werden können. Die Andeutung über Personen, welche als „Vertreter" der Regierung Eurer Majestät gelten müssen, scheint auf Graf Münster zu zielen. Derselbe kann ja sehr wohl, gleich dem Grafen Moltke, akademisch von der Nützlichkeit eines rechtzeitigen Angriffs auf Frankreich gesprochen haben, obwohl ich es nicht weiß und er niemals dazu beauftragt worden ist. Man kann ja sagen,

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 35 ff.

daß es für den Frieden nicht förderlich ist, wenn Frankreich die Sicherheit habe, daß es unter keinen Umständen angegriffen wird, es mag thun, was es will. Ich würde noch heute, wie 1867 in der Luxemburger Frage, Eurer Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen sofort zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn bald beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen. Aber es ist auch nicht nützlich, dem Gegner die Sicherheit zu geben, daß man seinen Angriff jedenfalls abwarten werde. Deshalb würde ich Münster noch nicht tadeln, wenn er in solchem Sinne gelegentlich geredet hätte, und die englische Regierung hätte deshalb noch kein Recht gehabt, auf außeramtliche Reden eines Botschafters amtliche Schritte zu gründen, und sans nous dire gare, die andern Mächte zu einer Pression auf uns aufzufordern. Ein so ernstes und unfreundliches Verfahren läßt doch vermuten, daß die Königin Victoria noch andre Gründe gehabt habe, an kriegerische Absichten zu glauben als gelegentliche Gesprächswendungen des Grafen Münster, an die ich nicht einmal glaube. Lord Russell hat versichert, daß er jederzeit seinen festen Glauben an unsre friedlichen Absichten berichtet habe. Dagegen haben die Ultramontanen und ihre Freunde uns heimlich und öffentlich in der Presse angeklagt, den Krieg in kurzer Zeit zu wollen, und der französische Botschafter, der in diesen Kreisen lebt, hat die Lügen derselben als sichere Nachrichten nach Paris gegeben. Aber auch das würde im Grunde noch nicht hinreichen, der Königin Victoria die Zuversicht und das Vertrauen zu den von Eurer Majestät Selbst dementierten Unwahrheiten zu geben, die Höchstdieselbe noch in dem Briefe vom 20. Juni ausspricht. Ich bin mit den Eigentümlichkeiten der Königin zu wenig bekannt, um eine Meinung darüber zu haben, ob es möglich ist, daß die Wendung, es sei „ein Leichtes nachzuweisen," etwa nur den Zweck haben könnte, eine Übereilung, die einmal geschehen ist, zu maskieren anstatt sie offen einzugestehen.

Verzeihen Eure Majestät, wenn das Interesse des „Fachmannes" mich über diesen abgemachten Punkt nach dreimonatlicher Enthaltung hat weitläufig werden lassen.

Die türkischen Sachen können kaum große Verhältnisse annehmen, wenn die drei Kaiserhöfe einig bleiben, und dazu können

Eure Majestät am erfolgreichsten wirken, weil wir die Einzigen sind, die zunächst und noch sehr lange keine directen Interessen auf dem Spiele stehend haben. Im Übrigen kann es für uns nur nützlich sein, wenn die öffentliche Aufmerksamkeit und die Politik der andern Mächte sich einmal einer andern Richtung als der deutsch-französischen Frage eine Zeit lang zuwenden.

Da Eure Majestät die Gnade haben, meiner Gesundheit zu erwähnen, so melde ich darüber ehrfurchtsvoll, daß die sechs Wochen lang durchgeführte Kissinger Kur mich doch mehr als im vorigen Jahre angegriffen hat. Ich bin sehr matt geworden, kann wenig gehen und noch gar nicht reiten. Ein Regime von Malz- und Soolbädern soll dem nun wieder abhelfen, und haben die 4 ersten in der That gut gewirkt. Ich hoffe daher, daß die nächsten sechs Wochen mich wieder geschäftsfähiger machen werden, wenn ich auch fürchte, daß ich auf Eurer Majestät huldreiche Nachsicht in höherm Maße rechnen muß, als meinem Pflichtgefühl zulässig scheint. Meine Frau und Tochter danken ehrfurchtsvoll für Eurer Majestät huldreiche Erinnerung und empfehlen sich der allerhöchsten Gnade.

v. Bismarck.

5[1]

Friedrichsruh, 3. Dez. 1878.

Zu meiner tiefen Betrübnis bin ich nicht im Stande, Eurer Majestät meine ehrfurchtsvolle Begrüßung übermorgen gemeinsam mit meinen Kollegen darbringen zu können. Ich vermag nur schriftlich Eurer Majestät den herzlichen Wunsch zu Füßen zu legen, daß Gottes Segen in der wiederübernommenen Regierung Eurer Majestät Trost und Genugthuung gewähren möge für die Verbrechen und den Undank der Menschen, welche Eure Majestät im Herzen ebenso schwer als äußerlich haben verwunden müssen.

Der plötzliche Übergang der Gasteiner Kur in die Arbeiten des Reichstags scheint meine Herstellung gehindert zu haben, sodaß ich heute noch nicht wieder so wohl bin, wie ich im September war Wenn aber Eure Majestät die Gnade haben wollen, mir noch 4 bis 6 Wochen arbeitsfreie Zeit und Waldluft zu gestatten, so darf ich hoffen, daß es mir mit Gottes Hilfe gelingen werde,

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 46.

mich im Januar für die Arbeiten zu Vorbereitung des Reichstags mit frischen Kräften zu Allerhöchstdero Verfügung stellen zu können. Die Reichstagsverhandlungen werden in diesem Jahre wegen der Nothwendigkeit tief eingreifender finanzieller und wirthschaftlicher Reformen besonders schwierig und voraussichtlich von harten Kämpfen der Parteien untereinander und gegen Eurer Majestät Regirung begleitet sein. An einem schließlichen günstigen Erfolge, auf dem finanziellen wie auf dem wirtschaftlichen Gebiete, zweifle ich aber nicht, wenn es gelingt, die Einigkeit des Staatsministeriums in sich und mit den wichtigern Bundesregirungen zu erhalten, und der Regirung diejenige Festigkeit und Entschlossenheit zu bewahren, die Eurer Majestät Führung uns in allen schwierigen Lagen gewährt hat, und der wir, nächst Gott, so große Erfolge verdanken.

v. Bismarck.

6[1]

Friedrichsruh, 25. December 1883.

Eurer Majestät danke ich in Ehrfurcht und von Herzen für das huldreiche Weihnachtsgeschenk,[2] und insbesondre für die gnädigen Worte, welche dasselbe begleiteten. Sie geben mir die volle Befriedigung, die ich auf dem Niederwald empfunden haben würde, wenn ich dem Feste hätte beiwohnen können. Eurer Majestät Zufriedenheit mit mir hat für mich höhern Wert, als der Beifall aller Andern. Ich danke Gott, daß er mein Herz so gestimmt hat, denn Eurer Majestät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der Andern aber selten und vorübergehend. Ich danke aber auch Eurer Majestät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchstdieselben mir in dem langen Zeitraum von mehr als 20 Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eignen mir wohlbekannten Fehler, in den schwierigsten und in den ruhigen Zeiten stets Ihr Vertrauen bewahrt haben und mir ein huldreicher Herr geblieben sind. Weiter bedarf ich auf dieser Welt, neben dem Frieden mit dem eignen Gewissen vor Gott, nichts mehr. Gottes Segen ist mit Eurer Majestät Regiment gewesen und hat Eurer

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 53 f.

[2] Eine bronzene Nachbildung des eben eingeweihten Nationaldenkmals auf dem Niederwald.

Majestät vor andern Monarchen, die Großes ausgeführt haben, den Vorzug verliehen, daß Allerhöchst dero Diener mit Dankbarkeit gegen Eure Majestät auf ihre Dienstleistungen zurückblicken. Die Treue des Herrscher erzeugt und erhält die Treue seiner Diener.

Meine Frau dankt ehrfuchtsvoll für Eurer Majestät huldreiche Grüße in dem gnädigen Schreiben vom 21. c., auf welches ich gesondert antworte. Es geht ihr langsam besser, nachdem ich einige Wochen sehr besorgt um sie gewesen bin. Sie beauftragt mich, ihre unterthänigsten Empfehlungen und Glückwünsche zum Jahreswechsel Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Ich selbst bin augenblicklich körperlich wieder rüstiger, wie seit mehreren Jahren und habe gestern die Freude gehabt, mit meinen beiden auf Urlaub hier anwesenden Söhnen einen mehrstündigen Ritt im Walde machen zu können. Wenn ich für geistige Arbeiten meine Nerven noch nicht so anspannen darf, wie der Dienst es fordert, so hoffe ich auch hierin auf weitere Besserung, wenn Eure Majestät mir huldreich gestatten, noch bis zum Ende des nächsten Monats hier zu bleiben. Gott schenke Eurer Majestät ein frohes Fest, in Gesundheit und Zufriedenheit.

v. Bismarck.

7[1]

Varzin, 2. September 1884.

Eure Majestät haben den Gedenktag von Sedan für mich zu einem besonders freudigen und ehrenvollen gemacht durch die huldvolle Verleihung des Ordens pour le mérite, und Allerhöchstdieselben haben die Bedeutung dieser Auszeichnung durch die überaus gnädigen Worte der sie begleitenden Ordre vom gestrigen Tage erhöht.[2] Es macht mich glücklich, daraus zu ersehen und mir im Hinblick auf eine lange Reihe von Jahren zu vergegenwärtigen, daß Eure Majestät Gnade und Vertrauen mir stets ohne Wandel zur Seite gestanden haben, und daß Eurer Majestät Nachsicht auch die Abnahme meiner Kräfte deckt. Eurer Majestät Anerkennung und Wohlwollen ist an sich die höchste Befriedigung, die ich auf dieser Welt erstrebe, aber ich habe auch meine Freude daran, wenn

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 55.

[2] Abgedruckt in den Bismarck-Regesten II, 327.

die Welt es erfährt, daß ich im Besitz des von mir erstrebten Gutes, der Gnade meines irdischen Herrn, unausgesetzt bin und bleibe. Sie zu verdienen werde ich stets in Treue und Eifer bemüht sein und mich dessen würdig erhalten, daß Eurer Majestät höchste und kompetente Autorität mir „Herz und Sinn eines Preußischen Soldaten" zuerkennt. Ein höheres Lob erstrebe ich nicht, wie das in diesen Worten liegende, wenn sie Eurer Majestät Unterschrift tragen.

Am 11. hoffe ich Eurer Majestät meinen wiederholten Dank persönlich zu Füßen zu legen und Allerhöchstdieselben in erwünschtem Wohlsein sehen zu dürfen.

v. Bismarck.

8[1]

Berlin, 25. Dezember 1884.

Eurer Majestät danke ich ehrfurchtsvoll für das schöne Weihnachtsgeschenk. Das Kunstwerk mahnt mich einigermaßen an meine eigne Situation: während der Centaur beide Hände braucht, um das riesige Horn auf die Schulter zu legen, hängt sich das Weib mit seiner ganzen Last in seine Barthaare; so macht es mit mir, während ich mit Eurer Majestät und des Landes Dienst alle Hände voll zu thun habe, die Opposition im Parlament; sie rauft an mir auf die Gefahr hin, mich im Tragen der Geschäftslast zu stören. Dabei ist sie leider viel häßlicher als das weibliche Wesen, das der Künstler dem Centauren an den Bart gehängt hat. Ich werde mich indessen nicht abhalten lassen, die Last, die ich in Eurer Majestät Dienst trage, freudig und fest auf der Schulter zu halten, solange mir Gott die Kraft und Eurer Majestät Gnade erhält.

Mit den herzlichsten und ehrfurchtsvollsten Wünschen für Eure Majestät Festfeier verbinde ich vorbehaltlich mündlicher Wiederholung diejenigen für das kommende Jahr.

v. Bismarck.

9[2]

Friedrichsruh, 26. September 1887.

Eurer Majestät danke ich in Ehrfurcht für das huldreiche Handschreiben zum 23. c. und für das gnädige Geschenk der Abbildung

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 56 f.
[2] Bismarck-Jahrbuch IV, 60 f.

des Palais,[1] in welchem ich so viele Jahre die Ehre gehabt habe, Vortrag zu halten und die allerhöchsten Befehle entgegenzunehmen. Eine besondre Weihe erhielt der Tag für mich durch die Begrüßung, mit welcher Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Wilhelm und Heinrich mich in Eurer Majestät Auftrag beehrten. Auch ohne diese neuen Gnadenbeweise war das Gefühl, mit welchem ich den 25. Jahrestag meiner Ernennung zum Minister begrüßte, das Gefühl des herzlichsten und ehrfurchtsvollen Dankes gegen Eure Majestät. Minister ernennt jeder Landesherr, aber es ist in neuerer Zeit kaum vorgekommen, daß ein Monarch einen Minister-Präsidenten 25 Jahre hindurch in bewegten Zeiten, wo nicht alles gelingt, gegen alle Feindschaften und Intrigen hält und deckt. Ich habe in dieser Zeit manchen frühern Freund zum Gegner werden sehn, Eurer Majestät Gnade und Vertrauen sind aber für mich unwandelbar gleich geblieben. In dem Gedanken daran liegt für mich reicher Lohn für jede Arbeit und Trost in Krankheit und Einsamkeit. Ich liebe mein Vaterland, das Deutsche wie das Preußische, aber ich hätte ihm nicht mit Freuden gedient, wenn es mir nicht vergönnt gewesen wäre, es zur Zufriedenheit meines Königs zu thun. Die hohe Stellung, welche ich der Gnade Eurer Majestät verdanke, hat zur Unterlage und zum unzerstörbaren Kern den Brandenburgischen Lehnsmann und Preußischen Offizier Eurer Majestät, und deshalb beglückt mich Eurer Majestät Zufriedenheit und wäre mir jede Popularität ohne dieselbe für mich wertlos und betrübend. Ich habe am 23., neben vielen Telegrammen und Zuschriften aus dem In- und Auslande, sehr gnädige Grüße und Wünsche von Ihren Majestäten von Sachsen und Würtemberg, von Seiner Königlichen Hoheit dem Regenten von Bayern, den Großherzögen von Weimar, Baden und Mecklenburg und andern regierenden Herren erhalten, auch von Seiner Majestät dem König von Italien und dem Minister Crispi. Die beiden letztern streiften die Politik und waren schwierig zu beantworten; da der Text derselben Eure Majestät vielleicht interessiert, so habe ich das Auswärtige Amt zur Einsendung derselben veranlaßt.

---

[1] Zum fünfundzwanzigjährigen Ministerjubiläum.

Ich bitte Gott, daß er mir noch länger die Freude gönne, Eurer Majestät zu allerhöchster Zufriedenheit zu dienen.

v. Bismarck.

10

Friedrichsruh, 30. Dezember 1887.

Eurer Majestät danke ich ehrfurchtsvoll für das huldreiche Handschreiben vom 23. c.[1] und für die Gnadenbeweise, von denen dasselbe begleitet war; einmal für den Hornhumpen mit den weidmännischen Ausschmückungen, den ich durch diese als für Eurer Majestät herzoglich Pommerschen Ober-Landjägermeister bestimmt ansehe und in Varzin aufstellen werde. Vor allem aber bin ich beglückt durch die Anerkennung, welche mein Sohn durch seine Ernennung zum Wirklichen Geheimrat erhalten hat, weil ich aus derselben ersehe, daß Eure Majestät mit seinem Dienste zufrieden ist, und er damit den Zweck erfüllt, zu dem ich ihn erzogen habe. Ich bitte um Eurer Majestät fernere Nachsicht mit ihm, in der Gewißheit, daß er sie durch seine Anhänglichkeit verdienen wird, auch da, wo ihm die Erfahrung noch mangelt.

In betreff meines allerunterthänigsten Vorschlags bezüglich der weitern Vorbereitung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm für die Staatsgeschäfte würdige und teile ich die Besorgnisse, welche Eurer Majestät die Sorge für das Befinden Sr. Kaiserlichen Hoheit einflößt; ich habe die Frage pflichtgemäß angeregt, getraue mich aber nicht, sie weiter zu vertreten, weil ich die Rückwirkung von Verstimmungen Sr. Kaiserlichen Hoheit auf Höchstderen Gesundheit nicht verantworten möchte. Vielleicht läßt sich dem Ziele, welches im Staatsinteresse angestrebt wird, in unauffälliger Weise näher treten, es würde das nicht schwierig sein, wenn der Prinz in Berlin statt in Potsdam wohnte; ich bitte ehrfurchtsvoll um die Erlaubnis, Eurer Majestät darüber Vortrag zu halten, wenn ich wieder in Berlin bin, wie ich es im nächsten Monat zu sein hoffe. In der Zwischenzeit bitte ich unterthänigst, daß Eure Majestät mir den Versuch gestatten wolle, Se. Kaiserliche Hoheit zu bewegen, daß Höchstdieselben aus eigner Initiative den Antrag bei Eurer

---

[1] Dieser Brief ist jetzt abgedruckt in den Gedanken und Erinnerungen II, 300 ff.

Majestät stellen, daß dem Prinzen ein Civiladlatus in der beabsichtigten Weise gegeben werde. Graf Radolinski, der heut bei mir ist, hält diesen Versuch nicht für aussichtslos, weil der Kronprinz nur über die Frage verstimmt gewesen sei, ob seiner väterlichen Autorität Rechnung getragen worden oder nicht. Wenn Se. Kaiserliche Hoheit bewogen werden könnte, das Erstrebte und staatlich Nützliche selbst zu beantragen, so würde damit jede Schwierigkeit gehoben sein. Mißlingt der Versuch, so ist es kein Unglück, da der Kronprinz mir leicht eine abschlägige Antwort geben kann, Eurer Majestät aber nicht. Bis dahin könnte das bisherige Verfahren in Beschäftigung des Prinzen bei einigen der Ministerien in bisheriger Weise, der Intention Eurer Majestät entsprechend, fortgesetzt werden.

Durch Graf Stolberg habe ich erfahren, daß Se. Kaiserliche Hoheit die Beförderung des Grafen Radolinski zur Exzellenz angeregt hat. Ich erlaube mir, diesen Antrag des Kronprinzen ehrfurchtsvoll zu befürworten, einmal weil die Gewährung günstig, die Ablehnung aber nachteilig auf Stimmung und Befinden Sr. Kaiserlichen Hoheit zurückwirken würde, dann aber auch weil Graf Radolinski einer solchen Auszeichnung würdig ist; er hat bei großem Vermögen und umfänglichen Privatgeschäften seine bequeme Stellung im diplomatischen Dienste aufgegeben und dafür lediglich aus Gehorsam gegen Eurer Majestät Wünsche die jetzige, durch manche Rivalität erschwerte und unter Umständen dornenvolle, bereitwillig übernommen, und es ist zu wünschen, daß ein Kavalier von seinem Ansehen und seiner Rechtlichkeit darin erhalten bleibe. Er ist außerdem einer der wenigen für Eure Majestät und dem preußischen Staat ganz sichern polnischen Edelleute, ähnlich wie der verstorbne Graf Raczynski, und schon diese Eigenschaft verdient meines Erachtens eine auszeichnende Anerkennung. Eine solche würde ihm dem Herkommen nach auch dann nicht entgehen, wenn er, ohne Hofbeamter zu sein, als regierungsfreundlicher Magnat in der Provinz Posen auf seinen Gütern lebte.

Eure Majestät bitte ich meine herzlichen und ehrfurchtsvollen Glückwünsche zum Neuen Jahre huldreich entgegenzunehmen. Ich hoffe sie noch im Laufe des Januar mündlich erneuern zu können, und mich, so gesund wie ich in diesem Leben überhaupt noch zu

werden Aussicht habe, mit dem Reichstage zusammen bei Eurer Majestät melden zu dürfen. v. Bismarck.

Einige Tage nach der letzten Zusammenkunft mit mir reiste der Chef nach Friedrichsruh ab.[1] Am 11. April schrieb ich ihm nach diesem Orte folgende Zeilen:

„Hochverehrter Fürst,
Euer Durchlaucht

bittet der ehrerbietigst Unterzeichnete, ihm geneigtest zu bestimmen, wenn er sich zu der verabredeten Besprechung über einen längern Aufenthalt in Friedrichsruh wegen Ordnung und Ausziehung von Schriftstücken bei Eurer Durchlaucht melden darf. Er hat sich so eingerichtet, daß er zwei Tage nach Empfang Ihrer Antwort zu jener vorläufigen Besprechung abreisen kann und einige Tage zu sonstiger Verfügung über ihn in Friedrichsruh verweilen könnte.

Berlin NW., Lübeckerstraße 10, zwei Treppen.
11. April 1890.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigst ergebner
Dr. Moritz Busch."

Mehr als eine Woche blieb ich ohne Antwort hierauf, wohl aber ging durch die Zeitungen die Nachricht, der Fürst habe in Dr. Rudolf Chrysander (bisher Assistent bei Professor Schweninger) einen Privatsekretär gefunden, der ihm bei Abfassung seiner Denkwürdigkeiten an die Hand gehen werde. — Nach einer zweiten Preßnotiz sollte ihm auch ein Redakteur der Hamburger Nachrichten dabei helfen, und zuletzt schrieb Bucher:

„Lieber Busch!

Brief von Herbert. Der Papa erinnert an das Versprechen, ihn zu besuchen, will wissen, ob ich anfangs Mai kommen kann, nicht zu so einem kurzen Besuche wie vor zwei Jahren (wo ich nur drei Tage dort war), sondern zu einem längern Aufenthalt, da es ihm lieb sein würde, wenn ich bei der Ordnung seiner Papiere helfen wollte. So paßt mir die Sache wenig, ich

[1] Am 29. März.

hatte mich darauf gefreut, den Mai mit angenehmer Gesellschaft in Baden zu genießen. Aber ablehnen konnte ich doch nicht, habe also geantwortet, ich würde mich anfangs Mai melden, wenn der Monat einigermaßen seinem Rufe entspräche. Sollte die Witterung noch sehr rauh sein, so würde ich um die Erlaubnis bitten, etwas später zu kommen. Natürlich würde es mir eine Ehre und eine Freude sein, mich nützlich zu machen.

„Wir werden also zusammen angespannt werden, und vielleicht wünscht er das Ordnen abgemacht zu haben, ehe er ins Bad geht. Wenn Sie vor mir nach Friedrichsruh kommen, so vergessen Sie die Briefmarken nicht.

Ever yours

Bucher."

Ich ging noch denselben Tag zu ihm, wünschte ihm Glück zu Herberts Schreiben und teilte ihm meine Besorgnis mit, daß jetzt wohl aus meiner Berufung nach Friedrichsruh nichts werden werde. Vielleicht sei mein Brief vom 11. nicht in seine Hände gelangt, vielleicht hätte der eine Artikel über den Rücktritt des Fürsten in den Grenzboten ihn an mir irre gemacht. Der sei aber von Kayser und vor dem meinigen, der gleich dahinter stehe und wörtlich dem Auftrage des Chefs entspreche, bei Grunow eingetroffen. Bucher beruhigte mich bei dieser Vermutung, sagte aber, Kayser sei wirklich, ebenso wie Lindau und Holstein, abgeschwenkt. Die Briefmarken sollte ich ihm für eine Dame aus Geldern, die er sehr schätzt, und deren Photographie er mir zeigte, von den Couverts unter den Papieren des Fürsten ablösen, worum er mich schon einige Tage vorher gebeten hatte. Obwohl er es für ganz unmöglich erklärt hatte, daß der Chef jetzt in betreff der Papiere von mir absehe, fühlte ich mich nicht sicher, und so schrieb ich einige Tage nachher an den Fürsten „Eingeschrieben"

„Hochverehrter Fürst,

Eurer Durchlaucht

erlaubte sich der ehrerbietigst Unterzeichnete, wie in Berlin verabredet, am 11. d. M. die Frage vorzulegen, wann er Ihnen zur Besprechung über einen längern Aufenthalt in Friedrichsruh behufs

Ordnung und Auszeichnung Ihrer Schriftstücke seine Aufwartung machen dürfe, woran er die Bemerkung knüpfte, er habe sich so eingerichtet, daß er zwei Tage nach einer Antwort abreisen könne.

„Da ihm diese Antwort bis heute nicht zugekommen ist, so fürchtet er, daß Eure Durchlaucht mein Schreiben nicht erhalten hat, was mir sehr unlieb sein würde, da man daraus schließen könnte, ich habe meine Zusage vergessen oder behandle sie nachlässig, während der Gegenstand mir doch mehr wie alles andre am Herzen liegt. Ich richte daher an Eure Durchlaucht die ebenso ehrerbietige als dringende Bitte, mich recht bald benachrichtigen zu lassen, ob mein Brief vom 11. April in Ihre Hände gelangt ist.

Berlin NW., Lübeckerstraße 10,
19. April 1890.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigst ergebner
Dr. Moritz Busch."

Darauf erhielt ich vom Grafen Herbert folgende Zuschrift:

„Friedrichsruh, 19./4. 1890.

Eurer Hochwohlgeboren gefälligen Brief von gestern hat mein Vater dankend erhalten und läßt Ihnen sagen, er behielte sich vor, Sie mit der Bitte um Sichtung einiger Schriftstücke hierher einzuladen; einstweilen ist er noch durch Besuche und die durch den Umzug bedingten Einrichtungen zu sehr in Anspruch genommen, um die Papiere schon in allernächster Zeit in Angriff nehmen zu können.

„In vorzüglicher Hochachtung bin ich der Ihrige

H. Bismarck."

Vierzehn Tage, nachdem mich Bucher durch Postkarte benachrichtigt hatte, daß er nach Friedrichsruh abgereist sei, schrieb ich ihm dahin:

„Lieber Bucher,

Vor einigen Tagen erfuhr ich von Professor Scheibler (Freund von Rottenburg und Schweninger), daß ich in Friedrichsruh gewesen sei und noch dort vermutet werde. Ich konnte mit gutem Gewissen erklären, daß er irre und nichts der Art im Gange sei. Die Zeitungen hätten es ja aber gebracht, und der Kladderadatsch

hätte von Büschlein erzählt, wie es mit dem Kanzler im Sachsenwalde spazieren ginge — ich glaube in Versen. Wahrscheinlich ist nun, daß der Fürst das Zeug gelesen, und möglich, daß er mit Verdruß gedacht hat, ich habe es direkt oder indirekt veranlaßt, was mir freilich nicht entfernt eingefallen ist. Ich wüßte dann, weshalb ich bisher noch keine Einladung nach Friedrichsruh erhalten habe, und weshalb ich vielleicht überhaupt auf eine solche verzichten muß. Für diesen Fall bitte ich Sie, dem Fürsten zu sagen, die neuern Schriftstücke seien von mir auf seinen Befehl in die Mappe mit den Landkarten in der großen Kiste gelegt worden. Es sind unter den neununddreißig Stücken wichtige Sachen, und er wollte daran erinnert sein.

„Erhalte ich nun bis Ende Mai keinen Ruf nach Friedrichsruh, so reise ich am 2. Juni zur Erholung zuerst nach Leipzig und dann nach dem Rochlitzer Berge, und da es immer noch denkbar ist, daß der Chef mich später einladen läßt, und ich dem ohne Aufschub entsprechen möchte, so teile ich Ihnen, der die Aufforderung bei der Abwesenheit des Grafen Herbert wahrscheinlich zu besorgen haben würde, meine Adresse während der kleinen Tour mit.

2. bis 4. Juni: Leipzig, Emilienstraße 10, III, bei Kaufmann E. Benke,

5. bis 14. Juni: Rochlitz (Königreich Sachsen) auf dem Berge.

„Sie würden mich aber zu großem Danke verpflichten, wenn Sie die Güte hätten, mir recht bald oder doch vor Pfingsten hierher (Berlin) ein paar Zeilen zu schreiben, wenn Sie es können, benachrichtigen, ob ich noch hoffen darf, berufen zu werden, damit ich mich mit meinen Arbeiten danach einrichten kann.

Yours truly

Moritz Busch."

Mit diesem Schreiben kreuzte sich der folgende Brief Buchers:

„Fr., 15. Mai 1890.

Ich schreibe aus zwei Gründen unter Deckadresse: 1. weil Sie mich über Ihre where-abouts nicht benachrichtigt haben; 2. weil der Verdacht eines schwarzen Kabinetts nicht ausgeschlossen ist. Also Vorsicht, wenn Sie hierher an mich schreiben. Ich habe einen

großen Stoß zu ordnen und zu registrieren gehabt und mich dabei überzeugt, daß Sie die Sachen abgeschöpft hatten. Was ich unter die Hand bekam, war recht indifferent, Glückwünsche, Danksagungen, Telegramme, Meldungen von Adjutanten u. dergl.; darunter einige von Ihnen rot und blau numerierte Piecen, alle unbedeutend, offenbar gerade deswegen aus der betreffenden Mappe entfernt und zu dem großen Haufen geworfen. Eine neue Ladung, wahrscheinlich ähnlichen Inhalts, steht in Aussicht. Dabei helfe ich dem Sekretär bei Dankschreiben in fremden Sprachen. Von einer Verarbeitung des Materials ist bis jetzt keine Rede. Ich soll bleiben, bis H. zurück ist von England, wahrscheinlich bis Ende dieses Monats. Er ist körperlich wohl und beruhigt sich allmählich."

Ich zeigte ihm sogleich den Empfang seiner Zeilen an und erinnerte an die Schlußbitte meines frühern Briefes. Er antwortete wieder in Einlage in einem an Hedwig Hämmerling adressierten Couvert: „17. Mai 1890. Um Ihre unerledigten Fragen beantworten zu können, müßte ich ihn interpellieren, und dazu habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gefunden. Ich erwähnte, daß ich rot und blau numerierte Piecen gefunden hätte, nannte Sie jedoch nicht, um nicht zu verraten, daß Sie mir von Ihrer Thätigkeit erzählt haben. Er antwortete: »Rangieren Sie die nur chronologisch ein« und äußerte sich nicht über die Mappen, aus denen sie stammten, noch über den Ordner derselben. Nach Ihrem rekommandierten Briefe und der Antwort darauf scheint es mir nicht in Ihrem Interesse zu liegen, daß ich gleichsam dränge. Es kommt dazu, daß er davon spricht, nächstens eine längere Touristenreise anzutreten nach Ländern, die er noch nicht kennt*) — gewiß ein sehr glücklicher Ausweg. Ich nehme an, daß er erst nach seiner Rückkehr im Herbst an die Arbeit gehen wird. Und dann wird er sich ja seiner Abrede mit Ihnen erinnern. Meinen Glückwunsch zu dem gelben Familienereignis. [Dem Auskriechen dreier kleiner Kanarienvögel, das ich ihm gemeldet hatte.] Sobald die Abreise approximative feststeht, schreibe ich Ihnen."

Am 20. Mai traf mich ein Gehirnschlag, verbunden mit einer

*) Nach den Vereinigten Staaten, sagte mir Rottenburg Sonntag den 18. Mai bei Scheiblers Frühstück und setzte hinzu: „Da sollten Sie ihn begleiten."

Lähmung, von der ich mich erst im Verlauf von sechs Monaten größtenteils (d. h. bis auf veränderte Handschrift und rauh gebliebne Stimme) wieder erholte. Am 10. Juli kam aus Friedrichsruh ein Billet an Frau Hämmerling: „Liebe Frau Hämmerling. Es ist das Gerücht hierher gelangt, daß der Dr. ernstlich erkrankt sei. Bitte, geben Sie mir mit einigen Zeilen Auskunft, wie es sich damit verhält. Wenn die Nachricht, wie ich hoffe, falsch ist, so wird er ja selbst schreiben."

Auf Frau Hämmerlings die Wahrheit meldende Antwort erwiderte er mit einem Briefe an mich:

„Lieber Busch,

Welchen herzlichen Anteil ich nehme, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; ich schreibe, um Sie in einer Beziehung zu beruhigen, um Ihnen zu sagen, daß Sie hier nichts versäumt haben und in den nächsten Wochen nichts versäumen werden. Ich habe fünf- bis sechstausend Briefe chronologisch zu ordnen gehabt, die aus den fünfziger Jahren bis heute reichen, und die durcheinander lagen wie Mäusedreck und Koriander, durcheinander in betreff der Zeit und des Inhalts. Leider bekam ich sie nicht auf einmal, sondern nach und nach in vier oder fünf Kisten, sodaß ich jedesmal die umfängliche Operation von vorn anfangen mußte, die Masse erst nach Dekaden zu trennen, dann die Dekaden in Jahrgänge, die Jahrgänge in Monatshaufen und diese endlich nach Tagen zu ordnen hatte. Und jedenfalls hat er noch viel hinter sich, das mir noch bevorsteht. Es ist wenig Politisches darin, und in dem Wenigen wieder wenig über auswärtige Politik. Auf meine Andeutung, ob es nicht zweckmäßig sei, die Bettelbriefe, ärztlichen Ratschläge, Weltverbesserungspläne, donnernde Lebehochs und feurige Salamander in den Kamin zu stecken, wollte er nicht eingehen. Sie werden sich also durch den ganzen Wust, von dem ich nur die wirtschaftlichen Rechnungen und dergleichen ausgesondert habe, durchzuschlagen haben, wenn es an das Verarbeiten geht. Wann es dazu kommen wird, ist noch nicht abzusehen. Mit der komischen, sich selbst ironisierenden Verzweiflung, die Sie an ihm kennen, beklagt er sich, daß er jetzt gar keine Zeit habe, zu nichts kommen könne. Vorläufig scheint er sich selbst damit zu rechtfertigen, daß doch erst der

ganze Stoff chronologisch geordnet sein müsse, worüber wohl noch vierzehn Tage vergehen werden, obgleich ich mich daran halte. Und dann wird er allerdings seine Lebensweise und seine Tageseinteilung etwas ändern müssen. Aus den geplanten Reisen wird schwerlich etwas werden, aber wenn er auch hier bleibt, wird er nicht eher an die Arbeit gehen, als bis Sie, wie F. H. mir schreibt, wieder hergestellt sein werden. An eine Heranziehung Poschingers ist kein Gedanke; er weiß, daß der Mann unfähig ist, etwas zu gestalten.

„Er selbst und Graf Herbert lassen Ihnen ihre Teilnahme ausdrücken. Mit dem Wunsche guter Besserung

truly yours

Bucher."

Nach einigen Wochen schrieb mir Bucher aus Berlin wieder:

„Eben aus Friedrichsruh zurückgekehrt.

„Wann treffe ich Sie zu Hause? Ich gehe in einigen Tagen nach Laubbach. 7. Juli. L. B." Wir hatten am 8. eine Unterredung. Dann erhielt ich noch folgenden Brief von ihm aus Berlin:

„Ich muß Ihnen noch einen kleinen Beitrag zu Ihren Memorabilien geben. Als der Graf Herbert den Beamten ein Abschiedsessen gab, lehnten vier die Einladung ab; alle vier verdankten alles dem Fürsten. K. hat seit dem 20. März kein Lebenszeichen gegeben. Durch Besuche in Friedrichsruh haben der allerhöchsten Ungnade getrotzt Lehndorff, Stirum, Krupp, Stumm, Kardorff. Nachdem Bötticher, der seine Beförderung dem Fürsten verdankt, dem Kaiser gesagt hatte, Bismarck sei Morphinist, ließ Seine Majestät Schweninger kommen und fragte ihn danach. Schweninger antwortete: »Majestät, das ist eine elende Verleumdung, und ich kenne die, von denen sie ausgeht.« H. hat sich schon seit Jahren an Waldersee gehängt, in dem er den kommenden Mann zu sehen glaubte; er ergeht sich jetzt in Reden über die vielen Mißgriffe Bismarcks.

„Im Gegensatz gegen diese nette Gesellschaft. Kurz vor meiner Abreise von Friedrichsruh sprach Bismarck bei einer Ausfahrt mit einem alten Bauer über die ungünstige Witterung. »Ja, antwortete

der Bauer in Platt, der liebe Gott hat uns ganz vergessen, er giebt uns keinen Sommer und nimmt uns den Kanzler.«"

Am 5. September besuchte mich Bucher, der am 3. oder 4. von Laubbach wieder hier eingetroffen war, und am 6. war ich bei ihm. Das Bemerkenswerteste aus seinen Mitteilungen ist, daß er in Friedrichsruh einen Brief Hermann Wageners an den Fürsten gefunden hat, aus dem hervorgeht, daß Wagener schon im Jahre 1876 beauftragt gewesen ist, eine Denkschrift über die Arbeiterversicherung zu verfassen. Der alte Kreuzzeitungsmann ist in dieser Zeit, wo Bismarck wohl zuerst ernstlich an praktische Beschäftigung mit der Arbeitersache und an positive Bekämpfung der Sozialdemokratie gedacht hat, sein Gehilfe und Berater dabei gewesen, nicht aber Bucher, der Gesinnungsgenosse von Lassalle und Rodbertus, wie Poschinger wissen will. Bucher stellte ausdrücklich in Abrede, daß der Kanzler je mit ihm über diese Frage verhandelt hätte. Wir verabredeten abendliche Zusammenkünfte beim Bier, es wurde aber zweimal nichts daraus, und am 20. September schrieb Bucher:

„Lieber Busch,

Auch das letzte mal konnte ich nicht zum Augustiner kommen, weil ich mich unter den Händen des Zahnarztes befand, der mit mir Kehraus gemacht hat. Zu Anfang der Woche erhielt ich eine Einladung von B., ihn in Varzin zu besuchen. Ich antwortete vorläufig mit einer Andeutung des Hindernisses und werde, nachdem dasselbe beseitigt, morgen abreisen. Wenn etwas, das Sie interessieren könnte, zur Sprache kommt, so schreibe ich Ihnen. Gute Besserung

der Ihrige

Bucher."

Kurz darauf kam von ihm folgender Brief:

„Varzin, 3. Oktober.

Lieber Busch,

Ich habe Ihre Empfehlung ausgerichtet; er freut sich, daß es Ihnen besser geht, und wünscht Ihnen fortdauernde Genesung. Die Zustände sind hier wie in Friedrichsruh. Es wird nichts produziert und viel Zeit mit Zeitungen verbracht. Die Artikel in Nummer 431

und 433 der Börsenzeitung, allegiert in Nummer 459, haben den Wunsch veranlaßt, die Nummern der Grenzboten zu sehen, gegen welche in Nummer 431 und 433 polemisiert wird — Vorwurf der Bourgeoisie, daß sie den landesväterlichen Absichten widerstrebe. Können Sie uns das betreffende Heft aus Ihrer File leihen oder, wenn Sie es nicht besitzen, von Grunow verschaffen? Das Wetter ist seit gestern niederträchtig, gegen achtzig alte Buchen im Park abgebrochen. Einige Tage war Lord Rosebery hier, der von Schottland hierher gespritzt war und sich Danzig und Marienburg ansieht. Mit allen guten Wünschen

Bucher."

Ich erwiderte ihm, ich wolle das gewünschte Heft sofort absenden, wisse aber nicht, welches er meine, und bitte daher um Angabe der Nummer. Er antwortete auf diesen meinen eigenhändigen Brief:

„Varzin, 14. Oktober 1890.
Hochkirch und Jena.

Lieber Busch!

Ich bedaure, daß Sie sich selbst gequält und nicht, wie ich vorausgesetzt hatte, Ihren Sekretär benutzt haben. Freilich freue ich mich auch über den großen Fortschritt, den Sie gemacht haben, seit ich bei Ihnen war. Die beiden Nummern der Börsenzeitung, von denen ich mir Exemplare verschaffte, erwiesen sich nicht als die richtigen, enthalten nicht die Polemik gegen die Grenzboten, ich kann Ihnen daher das betreffende Heft der letztern nicht bezeichnen und muß die Sache fallen lassen, woran auch nichts gelegen ist; er beschäftigt sich ohnehin immer noch zu viel mit der Presse. Indessen hat er seit einigen Tagen angefangen zu diktieren, aber ohne rechten Zusammenhang, abwechselnd aus verschiednen Jahren. Es ist also vorläufig nur Rohmaterial.

„Hin und wieder gelangen Nachrichten über das Auswärtige Amt hierher. H., den vor zehn Jahren kein Mensch ernst nahm, macht alles und lästert nicht nur den Fürsten, was er schon seit Jahr und Tag gethan hat, sondern schimpft auch auf Herbert, der in unbegreiflicher Verblendung ihn bis zuletzt gehalten hat. Auch H.,

Sardanapaul, wie sein Vetter L. ihn getauft hatte, hat seinen Abfall proklamiert. Ich will aber auch einen anständigen Mann erwähnen, Graf Arco, Gesandter in Washington, ist auf einige Tage hier zum Besuch — rara avis. Nun bessern Sie sich weiter.

Yours truly

Bucher."

Gratulierte ihm zum Geburtstage, 25. Oktober. Erhielt über sieben Wochen keine Antwort und dachte schon an allerhand Verdrießlichkeit. Da kam er am 22. Dezember früh selbst, und einige Tage später war ich bei ihm. Er berichtete, der Fürst befinde sich körperlich ganz vortrefflich, wie es scheine; er mache sich Bewegung, habe guten Appetit und trinke eher zu viel als zu wenig bei Tische, auch klage er nicht mehr über Schlaflosigkeit, geistig aber, namentlich in Sachen des Gedächtnisses „gehe er auseinander," womit Bucher meinte, er könne sich nicht genügend mehr konzentrieren, halte beim Erzählen die Einzelheiten nicht mehr recht fest und komme leicht ab von seinem Thema; auch erzähle er die Sachen heute so, morgen anders. „Er wollte, daß ich für das Weihnachtsfest zu ihm nach Friedrichsruh ginge, aber sie gab mir zu verstehen — und zwar recht deutlich —, daß ihr das nicht recht wäre, so bin ich denn hier und für einige Wochen mein eigner Herr." „Auf Schweningers Betreiben hat er sich endlich entschlossen, mir täglich aus seinen Erinnerungen zu diktieren, wobei ich stenographisch nachschreibe. Aber es sind nur Bruchstücke ohne Zusammenhang und mit häufigen Irrtümern, besonders in den Daten.[1] So über 1848, was ganz interessant war, aber erst mit Wolfs Chronik verglichen und berichtigt werden mußte. — Chrysander macht sich recht nützlich, auch als Arzt, er hat mir zum Beispiel gute Dienste bei meiner Gicht geleistet. (Noch waren an seiner einen Hand mächtige Knoten zu sehen.) L. ist, wie der Fürst aus guter Quelle erfahren hat, in Hamburg beim Korrespondenten (oder bei den Nachrichten) und in München bei der Allgemeinen Zeitung gewesen und hat dort

[1] Über die Schwierigkeiten seiner Memoiren äußerte sich der Fürst schon am 9. Juli 1890 zu Julius Rittershaus, Herausgeber des Frankfurter Journals, Poschinger, Tischgespräche I, 335. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung I, 112. Er hatte damals eben, am 6. Juli, ein Abkommen mit dem Hause Cotta getroffen, s. G. u. E. I, Vorwort.

gegen seinen alten Chef und Gönner gewühlt, wobei er das Blatt für den Fall, daß es fortführe, für den Kanzler Partei zu ergreifen, „mit Maßregelung bedroht“ habe.

Am Mittwoch fragte ich Bucher, wie der Fürst über Caprivi denke. Er wußte nur, daß der Fürst mit seinem Nachfolger (wohl noch in Berlin bei einem Frühstück) eine Unterredung gehabt habe, bei der Caprivi geäußert habe, wenn ihn der Kaiser mit einem Armeekorps an eine Stelle schicke, wo er den Untergang zu erwarten habe, so werde er remonstrieren; werde der Befehl darauf wiederholt, so bleibe er auf dem Posten und erwarte das Weitere. Von der in Aussicht genommnen Selbstbiographie fürchtete er, es werde wohl nichts daraus werden. „Zwar hat er mich schon einen ganzen Haufen stenographieren lassen, und es ist natürlich manches Neue und Wertvolle darunter, aber oft ist ein Bericht nicht zuverlässig, und vorzüglich glaubt er manchmal was gesagt oder gethan zu haben, was er hätte sagen oder thun sollen, was er aber unterlassen hat oder wenigstens so, wie er behauptet, nicht gesagt oder gethan haben kann. Und vom Wichtigsten hört er zuweilen ganz auf, wie ein versiegendes Wasser, und kommt nicht wieder darauf zurück. So fing er neulich an, von seinem Verhältnis zu Napoleon vor 1870 zu sprechen, ließ es aber dann fallen, und ich brachte ihn seitdem nicht wieder zu zusammenhängender Erzählung davon. Es ist aber noch ein andrer Übelstand. Er könnte bei den Aufzeichnungen an die Geschichte denken, an eine Erinnerung nach dem Tode, ein Vermächtnis für die Zukunft, und das wäre, da vieles nur er vollständig und richtig wissen kann, gewiß ganz lobenswert und nützlich. Er hat aber, wie es scheint, mehr noch was andres im Auge: er denkt noch an die Gegenwart und will auf sie einwirken, er will warnen und belehren, und danach wählt er oft den Gegenstand gar nicht aus seinem Leben und bisweilen einen solchen, den er nicht gehörig kennt, der aber ihm als dazu passend erscheint, seine Betrachtung daran anzuknüpfen. So hat er Angst, der Kaiser werde nicht genau und besonnen genug zwischen Wien und Petersburg lavieren und es einmal versehen und sich den Österreichern zu sehr nähern. Nun will Bismarck aber das nicht gerade heraus sagen und warnen, sondern denkt an einen Rückblick auf den Vertrag von Reichenbach anzuknüpfen, wo die Verhältnisse ähnlich ge-

legen hätten, und man in Berlin ebenfalls nicht ordentlich gewußt hätte, was man wollte, und mit wem man es eigentlich halten solle. Man hätte nur zeigen wollen, daß man auch eine Macht sei — a mere show of power.[1] Ich habe aber jetzt den Ranke nachgelesen, und danach verhielt sichs gar nicht so. Herzberg leitete damals noch die Angelegenheiten, und der war sich ganz klar darüber, was er wollte, nämlich Danzig und andre Weichselstädte zur Abrundung für Westpreußen."

Bucher fuhr fort: „Was ich jetzt gethan habe, kann ein andrer Stenograph auch besorgen, es wäre bloß, daß noch ein andrer Fremder ins Vertrauen gezogen werden müßte. Aber die Sache kritisieren und redigieren, dazu habe ich keine Lust, wieviel auch Schweninger bittet und drängt; da giebt es zu viel Mühe und Verantwortlichkeit. Und dazu fehlt es an Büchern zum Nachschlagen und Vergleichen. Zwar ist seit fünfundzwanzig Jahren wohl kaum ein geschichtliches oder politisches Buch erschienen, wovon man ihm nicht ein Exemplar geschickt hätte. Aber die Fürstin hat als Bibliothekar darüber verfügt und sie so in die verschiednen Räume, in die Keller, wo sie verstocken und verfaulen, auch in die Fremdenzimmer verteilt, daß nichts zu finden ist, wenn man es braucht."

Bucher gab mir zu, daß der Chef den Zeitungsaushorchern gegenüber nicht vorsichtig und gegen den Hof nicht vornehm genug verfahren sei und seinen Verdruß sehr habe merken lassen. Indes habe er in betreff der Ausfrager nicht uneben bemerkt: „Wer viel wissen will, erfährt viel, wenn es auch nicht immer die lauterste Wahrheit sein muß; besonders gilt dies von den Geschäftsreisenden der Preßfirmen, die ja nicht mit der Wahrheit handeln." Über seine Stimmung äußerte Bucher: „Er liest fleißig Zeitungen, ist aber im allgemeinen gleichgiltig gegen Politisches, »auch meine Wirtschaft interessiert mich nicht mehr so sehr,« sagte er einmal. Es ist das nicht mehr die alte Wurstigkeit im vornehmen Gefühle der Leichtigkeit und Überlegenheit, der Kraft zu rascher Überwältigung, im sorglosen Blick von der Höhe; es ist die teilnahmlose Gleichgiltigkeit, der müde Überdruß."

[1] Vgl. jetzt G. u. E. I, 271 ff., wo die Sache genau in dem hier angedeuteten Sinne behandelt wird.

Vierunddreißigstes Kapitel

Aus den Jahren 1891, 1892 und 1893

2. Januar 1891. War früh bei Bucher. Schweninger sorgt eifrig für Beschäftigung des Fürsten aus medizinischen Gründen, er fürchtet, er werde sonst noch verstimmter und verdrießlicher, ja zuletzt gemütskrank werden.

Bei Besprechung der Aufzeichnungen des Chefs hat Bucher, als er deren lehrhafte Absichten bemerkt hatte, auf Nicolls Recollections and Reflections als auf eine Art Vorbild hingewiesen. Er glaubt bald wieder nach Friedrichsruh fortzumüssen, obgleich es wahrscheinlich zu nichts führen wird. „Gott bessers!" seufzte er bei unserm Abschied auf der Schwelle. Ja wohl, Gott bessers!

Erst am 21. Februar erhielt ich wieder ein Lebenszeichen von ihm und zwar in Gestalt eines Billets ohne Unterschrift, das in ein Couvert an Frau H. eingeschlossen war und lautete: „Sie werden wahrscheinlich bald eine Einladung zu dem Orte erhalten, wo ich schreibe. Die Anlage zur Veröffentlichung mit einer Einleitung oder Note des Inhalts, der Brief sei den Gästen am 28./7. 72 vorgelesen worden, mehrere hätten Abschrift genommen. Vergessen Sie nicht, G. zu schreiben, daß er den Korrektoren einschärft, nicht einen Buchstaben wegzulassen und die Abkürzung u. desgl. die lateinischen Buchstaben in Borussia und Material beizubehalten. Also verlangt es Gamaliel. Wenn Sie mir etwa schreiben, so denken Sie an das schwarze Kabinett."

Die „Anlage"[1] (ein Brief Kaiser Wilhelms I.) lautete:

„Coblenz den 26. July. 1872

Sie werden am 28. d. M. ein schönes Familienfest begehen, daß Ihnen der Allmächtige in seiner Gnade bescheert. Daher darf

[1] Abgedruckt auch in den Bismarck-Regesten II, 50.

und kann ich mit meiner Theilnahme an diesem Feste nicht zurück bleiben u. so wollen Sie und die Fürstin Ihre Gemahlin meinen innigsten u. wärmsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegennehmen, Das Ihnen Beiden unter so vielen Glücksgütern die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, daß ist es wofür Ihre Dankgebethe zum Himmel steigen! Unsere und meine Dankgebethe gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte u. damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen geht. Aber auch hierfür werden Sie Ihre Dankgefühle nach Oben senden, daß Gott Sie begnadigt, so hohes zu leisten! Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung u. Frieden — das erhält Sie in Ihrem schweren Berufe! Für diesen sich zu erhalten u. zu kräftigen, ist mein stetes Anliegen an Sie, u. freue ich mich aus Ihrem Briefe durch Ob. Gf. Lehndorff u. von diesem selbst zu hören, daß Sie jetzt mehr an sich als an die Papiere denken werden.

„Zur Erinnerung an Ihre Silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden die eine dankbare Borussia darstellt u. die, so zerbrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.

Ihr
treu ergebener
dankbarer König
Wilhelm."

Wurde sofort nach Buchers Anweisung an Grunow besorgt und dies nach Friedrichsruh gemeldet, desgleichen meine neue Adresse nach dem 2. April.

Am 23. Februar erhielt ich abermals ein Billet von Bucher (wieder im Einschluß eines Couverts an Frau Hämmerling): „23. 2. 91. Er sagt, er möchte Sie gern einmal wieder sehen, und läßt Sie bitten, ihn zu besuchen. Sie möchten die Zeit wählen, die Ihnen paßt, sich aber zwei Tage vorher anmelden, damit nicht eine Kollision mit einer Einladung nach Hamburg entsteht. Bringen

Sie auf alle Fälle Nachtzeug mit, wenn Sie auch bei der Hausfrau ebensowenig persona grata sind wie ich."

Antwortete, ich meldete mich lieber schon für übermorgen an, da mir der Tag aber freigestellt und ich schon mitten im Durchlesen, Ordnen und Verpacken für den Umzug am 16. März sei, so wolle ich am 18. kommen. Bat noch um Angabe des Zuges und erwähnte des hübschen Bildes und Gedichts Dropping the Pilot im Punch vom 29. März 1890, das mir ein Bekannter tags vorher gezeigt habe, und das ich, wenn man es nicht schon habe, mitbringen wolle.

Bucher erwiderte, man habe in Friedrichsruh den Pilot des Punch, und er sei mit dem Bummelzuge früh neun Uhr gefahren. Ich that am 18. März desgleichen und kam um drei Uhr in Friedrichsruh an. Der Fürst war mit dem Abgeordneten Buhl, der zum Besuche da war, ausgefahren. Ein Diener wies mir oben Nr. 4 als meine Stube an, wo ich Grant, Bancroft und die Büsten Washingtons und Hamiltons zu Gesellschaftern hatte. Machte sofort Bucher, der mir gegenüber wohnte, meinen Besuch. Er klagte, daß alles mit den Memoiren wie früher stehe. Der Fürst komme beim Diktieren von einem aufs andre, erzähle vieles mehrmals und dann fast immer anders als vorher u. s. w. Es sei schon ein ganzer Haufen von Diktaten, aus dem Stenographischen übertragen, vorhanden, wohl sechzig Druckbogen (er lag auf einem Stuhle, doch gab er meiner Schätzung nach kaum so viel); es müsse jedoch gesichtet und umgearbeitet werden, und der Chef habe noch keine Zeile davon wieder angesehen. Schwerlich werde aus der Sache noch etwas werden, jedenfalls sei er sich noch nicht klar darüber, ob es schon bei Lebzeiten oder erst posthum zu veröffentlichen sei. Bucher beabsichtigt, Ende des Monats wieder auf eine Weile fortzugehn, und ist sehr unbefriedigt mit seiner hiesigen Beschäftigung. Er zeigte mir von dem Haufen auf dem Stuhle ein schweres Paket mit der Aufschrift „Nikolsburg" und bemerkte, darin sei indes von den dortigen Vorgängen weniger die Rede als von allerhand andern Dingen. Von den Schriftstücken, die ich 1888 geordnet hätte, habe er wenig zu Gesicht bekommen, von denen über das Bündnis mit Österreich gar nichts, von den Gerlachschen Briefen nur zwei oder drei, von der Korrespondenz mit Manteuffel und Schleinitz eben-

falls nichts. Er glaubt, der Chef habe alles Fehlende nach England in eine Bank in Sicherheit gebracht. (Einige Tage später modifizierte er diese Vermutung und meinte, ein zuverlässiger Freund werde diese Papiere in Verwahrung haben.)

Vor Tische stellte sich mir unten Buhl (magerer alter Herr mit grauem Barte) vor; desgleichen machte ich jetzt die Bekanntschaft Dr. Chrysanders (schlanker junger Mann). Bald nachher erschien der Chef mit der Fürstin. Er begrüßte mich mit dem altgewohnten „Büschlein,“ freute sich, daß es mir nach meinem Aussehen wieder gut gehe, und ich mußte mich an der Tafel neben ihn zur Rechten setzen, während Präsident Buhl links zwischen ihm und seiner Gemahlin Platz nahm. Der Fürst, der recht wohl aussah, war bei Tische sehr aufgeräumt und gesprächig, wunderte sich, daß ich noch so viel Haare hätte, erzählte heitere Anekdoten und verbreitete sich mit Kennerschaft über verschiedne edle Weinsorten und feine Weinzungen, z. B. über einen alten außerordentlich schönen Rotspohn und Konsul Michelsen, bei dem er ihn 1861 in Bordeaux getrunken hatte, und über ein andres Gewächs der Art, das er ihm später in Berlin vorgesetzt hatte, eine Liebesgabe Rothschilds und eine Seltenheit, von der dieser ihm fast alles aufgekauft hatte.

Nach dem Essen, bei dem Forster Hofstück eine Rolle gespielt und das herber Marsala (Eigenbau Crispis und von ihm geschenkt) beschlossen hatte, gab es im Kaffeezimmer ernstere Gespräche. Auf eine Frage Buhls mißbilligte der Fürst die ostafrikanische Politik Caprivis: „Man hätte Sansibar nicht den Engländern überlassen, lieber bei dem alten Verhältnisse bleiben sollen. Wir hätten es dann später doch einmal gekriegt, wenn England unsre guten Dienste gegen Frankreich oder Rußland gebraucht hätte. Inzwischen hätten unsre Kaufleute, »die geschickter sind und, wie die Juden, weniger Profit nehmen«, die Oberhand behalten in geschäftlicher Beziehung. Und Helgoland ist mehr in der Phantasie als vor dem überlegenden Verstande ein Äquivalent, es ist für uns besser in den Händen einer neutralen Macht, im Kriege, und es läßt sich schwer befestigen und nur mit großen Kosten,“ was er mit Einzelheiten belegte. „Man ist damit des Reiches Mehrer noch nicht einmal wie damals, als ich mit der Abtretung des Landstückes an der Jahde in der Tasche nach Berlin reiste. Ich dachte da, was ich ihnen brächte.“

Er will ferner keine großen Schiffe mehr gebaut haben, lieber für ein solches zwei kleinere; „der Nordostseekanal verdoppelt unsre Seemacht.“[1]

Am nächsten Vormittag erschien Bucher auf meiner Stube mit einem Papier. „Hier bringe ich Ihnen was Hübsches zur Lektüre.“ Ich las es durch, und es war ein Brief Keudells an den Chef vom 30. September 1873, worin er sich gegen Anklagen Holsteins entschuldigte. Fragte, ob ich ihn exzerpieren dürfe. „Ja wohl.“ Schrieb ihn ab.

Freitag den 20. März nach dem Frühstück, wo der Fürst wieder recht frisch und mitteilsam gewesen war, ließ Bucher mich auf meine Bitte das Kapitel der Diktate über Nikolsburg lesen, zunächst, um die vielen Abschweifungen desselben von dem eigentlichen Thema zu notieren.[2] Solche Exkurse sind u. a. Blicke auf die den Deutschen abgeneigte Königin von Holland, auf beabsichtigte Annexionen, auf Friedrich den Großen, eine Intrigue während der Regentschaft, die Indemnität, den Eindruck der Ereignisse des Sommers 1866 in Rußland, das Danziger Pronunciamento [des Kronprinzen 1863], die deutsche Frage 1848, dynastische Gefühle, versäumte Gelegenheit im Jahre 1848, Faktionen, die Wochenblattspartei, Augusta, die Versetzung nach Petersburg, der italienische Krieg. Ich überflog dabei den größten Teil des Manuskripts und fand einiges Neue und Interessante über die Annexionspläne des Königs, Bismarcks Gründe für Mäßigung und baldigen Friedensschluß, Moltkes strategische Pläne, den Kronprinzen, der, als Bismarck schon verzweifeln will, mit seinem Rate durchzudringen, zu ihm kommt und ihn zu unterstützen verspricht. Der König willigt zuletzt ein, klagt aber: „Schmachvoller Friede!“ Von Interesse sind ferner Augustas Einfluß auf den Prinz-Regenten, Bismarcks Audienzen vor seiner Versetzung nach Petersburg, seine abfälligen Urteile über Minister der neuen Ära, z. B. über Schwerin, später über Usedom und dessen englische Frau, bemerkenswert die Behauptung, Friedrich der Große sei auch eitel gewesen, belegt mit seinem Urteil über ein von ihm selbst unmittelbar nach einer Schlacht angefertigtes Gedicht (n'est

[1] Vgl. G. u. E. II, 31. Poschinger, Tischgespräche I, 229. Penzler I, 110.

[2] Von diesen Abschweifungen enthält das Kapitel „Nikolsburg“ in den G. u. E. II, 32 ff. nur noch wenige.

pas trop mal après une bataille) und mit seinem Flötenspiele.[1] Sehr beherzigenswert die Schlußbetrachtung über unser Verhältnis zu Österreich und Rußland und die uns dadurch gebotne Politik. Man, d. h. wohl der Kaiser Wilhelm II., sei durch persönlichen Eindruck gegen die Russen verstimmt, Österreich sei uns nicht völlig sicher, die Möglichkeit eines Bruches mit ihm hänge von zwei Augen ab. Bucher sagte mir, der Chef wollte mit mir über Windthorst sprechen, über den noch verschiednes zu sagen sei, und ich möge ihn doch gelegentlich darauf zu bringen suchen.[2] Dies geschah beim Kaffee nach Tische indirekt, der Fürst ging aber nicht auf die Anregung ein, doch wurde später die Vermutung geäußert, man würde den alten welfischen Advokaten nach seinem Ableben nicht so übertrieben gefeiert haben, wenn der Kaiser nicht dazu erst das Beispiel gegeben hätte.

Der Chef hat heute Bucher „über staatsrechtliche Fragen“ diktiert; der aber kommt damit nicht recht zu Gange und weiß es nicht zu kontrollieren und zu ergänzen, da ihm dazu die Bücher, „sein Handwerkszeug,“ fehlen.

Beim Frühstück war, wie nachzutragen ist, Oberförster Lange zugegen, und es gab dabei meist geschäftliche Gespräche, z. B. über Verpachtung der Aumühle und die Besorgung von Lupinen für den Wildpark. Doch war zuweilen auch von andern Dingen die Rede.

Von Donnerstag, dem 19., ist nachzutragen, daß der Fürst beim Frühstück Viktor Hehns gedachte. „Ich habe ihn erst nach seinem Tode kennen gelernt[3] — bemerkte er — durch sein schönes Buch

[1] Diese Stelle hat zu einem ergötzlichen Stolpern der Herren Kritiker Buschs Anlaß gegeben. Die „Gedanken und Erinnerungen“ erzählen (Bd. II, 288) dieselbe Anekdote, verlegen aber die Entstehung des Gedichts vor eine Schlacht. Diese Differenz entging dem Scharfblick der Kritik, und Busch wurde mit Verachtung belehrt, vor einer Schlacht heiße à la veille d'une bataille. Als der Verleger die Gelehrten dann darauf aufmerksam machte, daß in der englischen Ausgabe groß und breit after a battle stehe, erwiderte ihm die hohe Kritik, er scheine mit dem Englischen auf schlechtem Fuße zu stehn! Sapienti sat!

[2] Windthorst war am 15. März 1891 gestorben und wurde am 18. März beigesetzt.

[3] V. Hehn starb am 21. März 1890 in Berlin. Die „Gedanken über Goethe“ erschienen 1887, „Kulturpflanzen und Haustiere“ schon 1869. Zu jenem Buche hatte Busch selbst die Anregung gegeben, s. Th. Schiemann, Viktor Hehn 203. Über das Verhältnis beider Männer geben auch die von Schiemann 341 ff. mitgeteilten Briefe Hehns an Busch aus dem Jahre 1883 Aufschluß.

über die Kulturpflanzen und Haustiere." Was für ein Landsmann er sei? — Balte, Livländer, seine Familie aber stamme aus Franken, aus der Gegend von Königsberg, und der Name hänge mit Henne zusammen. Ich empfahl ihm seine „Gedanken über Goethe."

Sonnabend, den 21. März, mittags 12½ Uhr ließ der Chef durch Bucher, dem er diesen Vormittag abermals über staatsrechtliche Gegenstände diktiert hatte, nachfragen, ob ich mit ihm spazieren gehn wolle. Ich bejahte es, obwohl es wie am vorhergegangnen Morgen sehr schneite, und holte ihn unten in seinem Zimmer ab. Wir gingen zuerst in den Stall, wo sich zwölf Pferde, auch das Füllen seines Reitpferdes, befanden, dann über das Brückchen der Aue auf deren rechtes Ufer nach der Stelle, wo der Ossenbeck mündet, und hier machte er mich auf eine von diesem kleinen Gerinne durchflossene Anpflanzung von rasch wachsenden Hemlocktannen aufmerksam, bemerkte auch, daß er auf der dortigen Wiese Pferdezucht zu betreiben beabsichtigt habe, es nun aber wahrscheinlich unterlassen werde. Wir kehrten auf der andern Seite des Wassers zurück und gingen an dessen Rande bis in die Nähe einer andern Pflanzung amerikanischen Nadelholzes, die höher aufgeschossen und sehr dicht, ein großes Ackerstück zwischen dem Park am Hause, dem Wege an der Post und der Eisenbahn und dem von dort nach dem Pächterhause und der Wohnung des Oberförsters führenden viereckig umkränzt, und deren üppiges Wachstum ihm viel Freude zu machen schien. „Das sind Dalhousien, der Baum der Zukunft — sagte er —; sehen Sie einmal, wie hoch die obersten Schossen schon hinauf gefahren sind." Ich ergriff die Gelegenheit, mich zu erkundigen, wie es mit seinen Denkwürdigkeiten stehe, indem ich bemerkte, ich wisse, er habe angefangen, davon Erinnerungen und Betrachtungen zu diktieren. „Das wohl — versetzte er —, aber es wird wahrscheinlich zuletzt nichts daraus werden. Ich habe keine Akten, und wenn ich mich auch an die Hauptsachen erinnere — sehr deutlich —, so kann man doch die Einzelheiten seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Laufe von dreißig Jahren nicht im Gedächtnisse behalten. Dann die Veröffentlichung bei Lebzeiten — ich habe von 1847 an immer das monarchische Prinzip vertreten und hochgehalten wie eine Fahne, und ich habe nun drei Könige nackt gesehen, und da nehmen sich die hohen Herren oft nicht

gerade sehr gut aus, und das der Welt zu sagen, das geht doch nicht, das wäre ja inkonsequent — gegen das Prinzip. Aber es verschweigen, wenn ich einmal darauf käme, oder gar das Gegenteil — das dürfte ich ebenso wenig. — Und geschieht es (die Veröffentlichung) nach meinem Tode, da heißt es: Da habt ihrs, noch aus dem Grabe heraus — welch ein abscheulicher alter Kerl!" Ich konnte nur erwidern, man habe doch Pflichten gegen sich und seine Ehre, Pflichten gegen das, was man geschaffen hat, als erfahrner weitsehender Warner vor falschen Wegen, auf die Hitze oder Unüberlegtheit und zu viel Selbstvertrauen der neuen Politiker das Land führen könnten, und Pflichten gegen die Geschichte, zur Zerstörung von Mißverständnissen, Scheinbildern und Lügen, und die Wahrheit, die über allem stehe, müsse ihr Recht haben, die Wahrheit, von der Jesus gesagt habe, sie werde uns frei machen. Er schwieg zu dieser eifrigen Dreistigkeit, und ich sprach von einem andern Thema.

Beim Frühstück erzählte der Fürst u. a. die Geschichte eines vortrefflichen alten Jamaikarums, von dem eine Flasche auf dem Tische stand, und von dem er beim Verkauf der Vorräte der Festung Jülich einige Dutzend Bouteillen erworben hatte, und bedauerte, nicht den ganzen Rest genommen zu haben. Dann führte das Gespräch zu einigen Berichtigungen: nicht L. hat in München die Allgemeine Zeitung verwarnt und bedroht, sondern K., und Bötticher hat die Lüge von der Morphiumsucht des Kanzlers nicht unmittelbar dem Kaiser aufgebunden, sondern dem Großherzog von Baden, der sie dann Seiner Majestät zugetragen hat. Schweningers Befragen durch diesen ist wahr, ebenso seine derbe Antwort. „Und wirklich habe ich — sagte der Chef — Morphium nur bei großen Schmerzen genommen und stets ohne Schaden, während Bötticher mich ganz geistig gestört und unzurechnungsfähig gefunden haben will."

Nach Tische beim Zeitungslesen bemerkte der Chef — ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß —: „Büschlein wird einmal, lange nach meinem Tode, eine innere Geschichte unsrer Zeit nach guten Quellen schreiben." — „Ja, Durchlaucht — antwortete ich —, doch nicht eine eigentliche Geschichte — das kann ich nicht —, wohl aber eine Zusammenstellung von gutem Material, gewissenhaft gesammelt und richtig beleuchtet, und nicht lange nach Ihrem Tode, den wir

selbstverständlich so fern als möglich wünschen, sondern sofort, ohne Verzug; denn der Wahrheit kann in diesen faulen Zeiten nicht bald genug zu ihrer Ehre verholfen werden." Der Chef äußerte später noch, er wolle mir, wenn ich wieder abreiste, Papiere mitgeben, die ich ihm aufheben, und die ich abschreiben solle, um die Kopien einmal abdrucken zu lassen. Ich versprach daran zu erinnern, erbot mich auch für die Zukunft zu anderm.

Sonntag, 22. März. Der Chef hat Bucher diesen Vormittag über die Frage diktiert, wie die deutsche Reichsverfassung zu ändern sei, wenn es einmal nicht mehr mit ihr ginge. Hat ihm auch gesagt, daß er mir gewisse Schriftstücke mitgeben wolle, die wichtig seien. Beim Frühstück ist Frau von Wallenberg da. Der Fürst ist wieder sehr gut gelaunt und ein wahrer Quell von allerlei hübschen Geschichten aus seinen Bekanntschaften und Erlebnissen. Beispiele: Der fröhliche Zechergreis Münchhausen, der in einer Magdeburger Weinstube alle Abende drei oder vier sich ablösenden Gesellschaften beim Glase beiwohnte und bei dieser Praxis dreiundneunzig Jahre alt wurde. „Er wäre da auch noch nicht gestorben, wenn er nicht einmal auf seinem Gute rücklings aus dem Fenster in den zugefrornen Schloßgraben gefallen und mit der Hinterpartie eingebrochen wäre; und schon hatte er sich auch davon erholt, als eine Lungenentzündung dazu kam." Ferner der Adjutant des Prinzen von Preußen, den Bismarck in einem Berliner Weinhause getroffen hatte, wie er sich nach langem Pokulieren am Morgen zum Verkehre mit seinem Gebieter vorbereitete, indem er sich durch oft wiederholtes tiefgehendes Aushauchen den Soffgeruch aus dem Schlunde geschafft hatte. „Sonst hatte ihm das viele Trinken nichts angehabt, und er war überhaupt ein recht gescheiter Mann." Drittens ein ähnlicher Kumpan, der seinen Tabaksduft im Atem durch Kauen von Papier vertrieb. Dann der alte seit Jahren gelähmte Bauer, der Bismarck an sein Bett rufen ließ, um ihm anzuvertrauen, er habe nach der Schlacht bei Jena und der Übergabe von Magdeburg dort herum mit seinem Leutnant und andern eine Regimentskasse vergraben, zehntausend Thaler in Gold, dreitausend in Silber, und sei, da sie von verfolgenden Feinden überfallen und der Offizier und die andern erschossen worden seien, als der einzige von den Mitwissern übrig geblieben; seine Lähmung aber hätte ihn

später verhindert, das Geld des Königs zu holen. Nun aber wolle er das Geheimnis nicht mit ins Grab nehmen. „Er gab die Stelle genau an und ihre Zeichen, eine Eiche und eine Pappel in der Entfernung und Richtung von da, und ich nahm ein Protokoll auf und machte Anzeige. Der Kriegsminister Roth ließ auch nach dem Schatze suchen, aber vergebens.“

Später vermehrte Kaufmann Vogt aus Hamburg, der aus Berlin zurückkehrte, die Zahl der heutigen Frühstücksgäste. Der Fürst ließ ihn seinen Jülicher Rum kosten und erzählte dessen Lebensgeschichte noch einmal.

Unten führte dann die Fürstin das Wort, um, heute ungewöhnlich angeregt, von Badereisen und Bekanntschaften ihrer pommerschen Jugend, u. a. von Simon in Polzin und seinen fünf Jungen, von den vielen dort auf den Gutshöfen hausenden „halbwilden Manteuffels, mit Weibern, mit denen sie nicht getraut waren,“ und die umlärmt von einer furchtbaren Masse von Kindern spannen, sowie andern dergleichen Naturgegenständen und Kunstwerken der guten alten Zeit dieser Weltecke ausführlich zu erzählen.

Montag, den 23. März. Sehr schöner, heller Morgen, nachdem wir die Tage vorher meist trübes Wetter und Schneefall gehabt hatten. Während ich am Nachmittag vorher mit Chrysander auf dem hübschen Schweinewege einen Spaziergang gemacht hatte, der hinter Spechts Villa flußaufwärts führt, besuchte ich heute den ähnlichen Mörderweg, eine Lieblingspromenade des Fürsten, die auf demselben Ufer des Flüßchens sich abwärts bis zur Aumühle erstreckt, und kehrte über diese, Waldesruh, das Schulhaus und das Gehölz jenseits der Eisenbahn zurück. Ich hatte den Chef gestern vergeblich auf dem Rückwege vom Frühstück nach seinem Arbeitszimmer erwartet, um ihn an die Schriftstücke zu mahnen, die ich mitnehmen sollte. Heute suchte ich ihn zu dem Zwecke nach dem Lunch, an dem außer der Wallenberg ein Herr von Blumenthal teilnahm, auf seiner Stube selbst auf. Entschuldigte die Störung mit meiner Absicht, mich morgen zu verabschieden, und damit, daß ihm die Mitnahme der Papiere wichtig geschienen habe: „Das ist sie mir auch, und es ist gut, daß Sie mich allein daran erinnern. Aber wollen Sie denn schon fort?“ — „Ich möchte Ihnen doch nicht länger zur Last fallen, Durchlaucht.“ — „Das ist ja gar nicht

der Fall, im Gegenteil, ich freue mich immer über einen solchen alten treuen Kameraden. Und Sie sind so wenig laut, daß Sie niemand stören." Wir kamen dann überein, daß ich noch ein paar Tage bleiben und ihn später nochmals an die Papiere erinnern sollte.

Oben bat ich Bucher, den Fürsten ebenfalls an die mir mitzugebenden Sachen zu erinnern, etwa morgen nach dem Diktate. Er versprach es.

Den Tag über waren Arbeiter vor und im Hause beschäftigt, aus großen Kisten Schränke mit Silberzeug herauszuschälen, einem wertvollen Schatze, den deutsche Fabrikanten dem Fürsten als Zeichen ihrer Verehrung übersandt hatten. Einer, der Vormann der Leute zu sein schien, hatte mit uns am Frühstück teilgenommen. Beim Diner wußte der alte Herr, immer noch Natur- und Tierfreund, viel von den Staren zu erzählen, denen er auf den Bäumen hinter dem Hause ein paar Dutzend Nesten hat herrichten lassen. „Sie hielten heute eine Volksversammlung, vermutlich wegen des nahen Frühlings," sagte er. „Vorhin bei meinem Spaziergange sah ich, wie an einer Stelle erst sieben beisammen saßen und Musik machten. Bald aber wurden es mehr, und zuletzt waren ihrer dreißig bei einander, Flügel an Flügel." — Später warf er einen Blick auf seine graue Dogge, die sich neben ihrer Frau Gemahlin im Saale wälzte, und bemerkte: „'S ist mit dem ganz ähnlich wie mit den Trauerovationen für Windthorst: ich hätte nicht daran gedacht, mir den anzuschaffen, wenn der Kaiser ihn mir nicht geschenkt hätte; ohne seine Beteiligung, gleich zu Anfang, hätte man lange nicht so viel Wesen mit ihm gemacht." Nach Tische wurde u. a. Zeitungsgeschwätz besprochen, z. B. er habe zwölf Kisten voll wichtiger Papiere in eine englische Bank zur Aufbewahrung gegeben. „Zwölfe! — versetzte er lachend —, wenn ich doch nur eine voll solche hätte!" Ferner wußte Frau Base Presse, er habe kürzlich in Berlin da und da auf der Königgrätzer Straße ein Haus — besser unterrichtete schrieben, zwei Häuser — um einen sehr hohen Preis gekauft. Die Fürstin meinte: „Das müßte wohl bei Mutzenbechers sein." Er: „Da fällt mir das alte Ding ein: Da müßt ich doch ein Esel sein, ein Stück von einem Rinde," wofür ich dann einige Gründe angab. Dabei kam er darauf zu sprechen, daß sie einst sein Palais (das Radziwillsche) auf der Wilhelmstraße (bei Veranlagung der Miet-

steuer) zu fünfzigtausend Mark Mietwert abgeschätzt und auf seinen Einspruch erwidert hätten, der englische Gesandte versteure sein nicht so großes Haus ebenso hoch.

Dienstag, 24. März, ließ der Chef mich am Vormittag zu sich herunter bitten und gab mir zunächst drei metallographierte Hefte mit zwei Schreiben und einem Votum von ihm, alle aus dem Jahr 1885 und bezüglich auf die Sicherung der Gemeinden gegen willkürliche Belastung durch die Schulbehörden. „Es sind Metallographien — sagte er —, und als solche darf ich sie wohl einmal veröffentlichen. Sie könnten sie zu dem Zwecke mitnehmen, aber sie möchten mir wieder abgefordert werden.“ — „Da schreibe ich sie ab.“ — „Ja, es ist aber viel, zwanzig oder mehr teilweise enge Seiten.“ — „Schadet nichts, es wird besorgt.“ — „Und dann ist hier mein Abschiedsgesuch, und da die Motive dazu — vertraulich. Das können Sie durchlesen.“

Mittwoch, 25. März. Der Chef reist heute nach Hamburg, um zunächst Waldersee in Altona[1] einen Gegenbesuch zu machen und dann Visiten bei einigen Hamburgern abzustatten; doch war er noch beim Frühstück (in Interimsuniform und mit einem Orden um den Hals) zugegen, und beim Diner sahen wir ihn schon wieder. Er hatte Waldersee nicht zu Hause getroffen und auch anderwärts nur die Frauen. Bei Tische war viel von dem Fackelzug die Rede, mit dem Hamburger Verehrer des Fürsten am 1. April dessen Geburtstag hier feiern wollen. Man erwartet drei- bis viertausend Teilnehmer mit Extrazügen in Friedrichsruh, wo sie auf der Wiese auf dem rechten Ufer der Aue sich leidlich bequem mit ihren Fackeln aufstellen und entwickeln können.

Der Chef sagte beim Frühstück, ich brauche die metallographierten Aktenstücke am Ende doch nicht hier abzuschreiben, das könne mit Muße in Leipzig geschehen — eine Wohlthat; denn ich hätte sonst noch drei Tage hier zu thun, und die Fürstin erwartet schon am 28. Besuch, für den sie meine Stube bedarf. Also auf und von dannen morgen mittag! Heute beim Diner der Baron Merck

---

[1] Graf Waldersee war seit Februar 1891 kommandierender General des IX. Armeekorps und hatte als solcher dem Fürsten seinen Antrittsbesuch gemacht. Penzler II, 60.

und Frau, mir von 1888 her bekannt, zugegen. Der Fürst sprach u. a. von seinem neuen Silberzeuge: es wäre sehr reich und schön, aber sein Haus wäre darauf gar nicht eingerichtet, und man hätte an seinem Tische niemals aus silbernen Schüsseln und silbernen Tellern gespeist. Nur die Kronleuchter werde er wahrscheinlich aufhängen, das andre aber wohl einer Bank aufzuheben geben.

Freitag, 27. März. Frühstücke wegen Abreise allein und etwas eher wie gewöhnlich. Dazu stellte sich nach einer Weile zuerst die Fürstin ein, die bei dieser Gelegenheit besonders aufgeräumt und mitteilsam war. Sie erzählte dabei u. a., daß ein von Bleichröder empfohlner berühmter Arzt, Schweningers Vorgänger, den Fürsten als am Magenkrebs leidend behandelt hätte. Zuletzt kam auch der Fürst in seinem zottigen Radmantel, nahm Abschied und lud mich ein, mich recht bald wieder in Friedrichsruh anzumelden. Dann fort nach Berlin und einige Tage später, am 2. April, nach Leipzig, der neuen Heimat, nachdem ich Freund Lothar, der am Sonnabend nach Berlin gefolgt war, am 30. März noch einen Besuch gemacht hatte.

In Leipzig erhielt ich bald folgenden Brief von Bucher (aus Berlin):

„15. 4. 91.

Ich muß Ihnen doch noch einen Beitrag zu Ihrem Dossier über K. geben.

„Die Italiener hatten seit längerer Zeit gebeten, ihnen diesen Mann abzunehmen, mit dem keine Geschäfte zu machen seien, aber man hielt ihn des Hausfriedens wegen. Da fingen die Italiener an, ihn schlecht zu behandeln. Nachdem er wieder einen slight erfahren, reichte er ein Scheinabschiedsgesuch ein, in der Voraussetzung, man werde es in einer für ihn schmeichelhaften Weise ablehnen, und dadurch sein Prestige wieder herstellen — waren ihm doch die kleinen Komödien so oft gelungen. Aber endlich überwog der Staatseifer die häuslichen Rücksichten; man nahm das Gesuch ernst.

„Jetzt sucht er sich an die Regierung heranzuschlängeln; lesen Sie seine Reden im Reichstage. Meine Vermutung, daß er der Nachfolger Caprivis werden wolle, begegnete anfangs einem Zweifel, ob der Ehrgeiz wohl so weit gehe. Nach längerer Beobachtung

aber meinte man, ich könnte am Ende recht haben; er habe schon seit Jahren seine Fäden im Neuen Palais gesponnen.

„Ich gehe dieser Tage südwärts, weiß noch nicht, wie weit, und komme schwerlich vor dem Juni wieder in den Wald. Was ich da soll, weiß ich nicht. Das Vorhandne soll ja nicht veröffentlicht werden, wie ich durch Sie weiß, und ein Mehreres ist, wie ich glaube, nicht zu geben. Er hat schon zu viel ausgegeben durch Poschinger und Sybel. Im Juni schreibe ich Ihnen wieder."

Im April und Mai schrieb ich nun die Metallographien ab, von denen vorzüglich das Schreiben an Goßler höchst charakteristisch für die Denkweise des Chefs ist. Dann brachte ich im Mai und Juni die Nachträge von 1890 und 1891 bis zu dem Bucherschen Briefe vom 15. April nach den sofortigen Aufzeichnungen säuberlich zu Papier, und nunmehr könnte es ein Ende nehmen.

* * *

Hoffte, nun endlich ruhen zu können, aber es sollte nicht sein. Die Mühle arbeitet weiter. Muß wohl, da man sonst nicht weiß, wie ich zu dem sonderbaren Gedanken kam, noch ein Buch über Bismarck zu schreiben, und wie es mit dem Plane zuging. Am 23. Juni erschien Kommerzienrat Kröner aus Stuttgart, damals mir nur dem Namen nach bekannt, bei mir und bat mich, ihm eine Biographie des Fürsten zu verfassen. Ich bejahte es, falls dieser einwillige, und am nächsten Tage ging zu diesem Zwecke folgender Brief an Bucher ab, der sich zu dieser Zeit wieder beim alten Herrn in Friedrichsruh befand:

„Lieber Freund, gestern war ein mir bisher persönlich unbekannter Herr aus Stuttgart bei mir, der anfragte, ob ich ihm eine Biographie des Fürsten schreiben wolle, drei bis vier Bände; könne mich ganz, wie ich wolle, aussprechen, auch sonst alle Bedingungen stellen, die mir paßten. Da er direkt von Friedrichsruh kam, und da er den F. und auch Sie gesprochen hatte, so wäre möglich, daß man in Friedrichsruh von der Absicht dieser seiner Anfrage bei mir wüßte und sie billigte. Ist das der Fall, und giebt der F. seine Erlaubnis zu der Arbeit, so bin ich geneigt, den Versuch zu machen, zumal da ich dann auch hoffen könnte, mit Beiträgen über mir Zweifelhaftes unterstützt zu werden. Ich würde mir Zeit nehmen

können, vollständig frei dem Verlag gegenüber sein und der Wahrheit dienen können, soweit sie mir bekannt ist.

„Fragen Sie also, bitte, noch heute oder morgen an, ob Er seinen Segen zu der Sache giebt oder nicht, und lassen Sie mich das wissen — bis zum 30. Juni unter der Adresse Frau Margarete Urban, Leipzig, Albertstraße 31, dann vom 3. bis 6. Juli Berlin NW, Embdener Straße 1, Frau Hedwig Hämmerling. Meine Gesundheit ist gut, hoffentlich auch die Ihrige. B."

Darauf erfolgte nachstehende Antwort von Bucher:

„Fr., 26./6. 91.

L. Fr., Ihren Brief vom 24., der seltsamerweise den Leipziger Poststempel vom 26. trägt, habe ich gestern abend erhalten und heute vormittag vorgelesen. Die Erklärung lautet wörtlich: »Ich habe gar nichts dagegen. Ich habe doch zuweilen das Gefühl, daß es einmal schnell mit mir zu Ende geht. Es ist mir lieb, noch manche Irrtümer viva voce berichtigen zu können. B. hat viel Material.« Mir geht es schlecht. Ich habe Schmerzen in der Hand und andre, die ich nicht schreiben kann. Wenn ich den Stein ein Stück bergauf gewälzt habe, so rollt er wieder hinunter. Ich wünsche Ihnen mehr Glück!"

Ich sagte nach dieser Auskunft Kröner das Buch endgiltig zu und schloß mit ihm einen Kontrakt darüber ab. Einige Wochen später aber that es mir beim Nachdenken über das Wagnis halb und halb leid, und ich schrieb an Bucher unter Adresse seiner Berliner Haushälterin, Frau Kockrick:

„Leipzig, den 30. August 1891.

Lieber Freund,

Schon geht der dritte Monat zu Ende, seit Sie meine Anfrage wegen der von Kr. verlangten Biographie beantworteten, und ich habe Ihnen noch nicht dafür gedankt und überhaupt nichts wieder von mir hören lassen. Außer einer phänomenalen sommerlichen Trägheit habe ich nichts zur Entschuldigung dafür vorzubringen, als daß ich die Zeit über mich meist in Ungewißheit über Ihren Aufenthalt befand. Jetzt aber wird es hohe Zeit, ein Lebenszeichen zu geben, zumal da ich wieder etwas zu fragen habe. Sie meldeten, daß Er »gar nichts« gegen meine durch Kr. angeregte

Absicht habe und sie durch viva voce erfolgende Berichtigung von etwaigen Irrtümern unterstützen wolle. »Ich besitze übrigens viel Material.« Daraufhin sagte ich Kr. Erfüllung seines Wunsches zu und schloß später einen Kontrakt mit ihm ab, laut dessen ich den ersten Band zum 1. Juli 1892 zu liefern verpflichtet bin, die andern in dritthalb Jahren. Seitdem habe ich nichts in der Angelegenheit gethan; wohl aber sind mir nachträglich Bedenken aufgestiegen, ob ich die Arbeit noch wagen soll. Werden Ihre Diktate nicht doch im Laufe der nächsten Jahre veröffentlicht? Dann selbstverständlich cedo majori und lasse meine Weisheit in der Mappe, da ich von ihr jetzt doch nur einen sehr eingeschränkten Gebrauch machen dürfte, also nichts Neues von Erheblichkeit zu bieten hätte und da gelegentliche Abweichungen in meinen Berichten wie absichtlicher Widerspruch aufgefaßt werden könnten. Blieben dagegen die Diktate, wie bisher mit Bestimmtheit anzunehmen war, bis zu einem von uns allen so fern als möglich, als irgend menschenmöglich weggewünschten Momente in der Verborgenheit, so fiele die überwältigende Konkurrenz des Riesen mit dem Zwerge weg, ja der Knirps könnte mit der ihm angebornen Frechheit vielleicht sogar hoffen, dem F. durch Sie die Bitte vortragen zu können, es möchte ihm erlaubt sein, Ihre Arbeit teilweise in die seine aufzunehmen, d. h. die Diktate in Varzin oder Friedrichsruh durchzulesen und einige Thatsachen und Gedanken mit Takt und Vorsicht zu exzerpieren. Erschrecken Sie nicht, lieber Freund. Warum sollte der F. nicht Nützliches, das er heute nicht selbst der Welt sagen will oder darf, durch einen andern mitteilen lassen? Der würde es natürlich nicht als höchsteignes Produkt, aber auch nicht zu merkbar und unzweideutig als von ihm eingegeben vorzubringen wissen, und zuletzt bliebe ja immer der streichende Bleistift bei der Durchsicht der Exzerpte und dann des druckfertigen Manuskriptes.

„Das sind vorläufige Bedenken und Wünsche. Habe ich einige Hoffnung, so besprechen wir das Nähere vielleicht Anfang Oktober, wo ich nach Berlin komme. Für jetzt, bitte, nur einige Andeutungen in der Sache. Ihnen geht es hoffentlich besser als im Juni, und der Sommer hat die schlimme Hand wieder einmal geheilt. Was haben Sie für Nachrichten von Gamaliel — Heaven's blessings on his head! Mir geht es befriedigend, und ich habe einige Be-

kanntschaften von guter politischer Qualität gemacht, darunter den Reichstagsabgeordneten Goetz.[1]

Ever yours

B."

Buchers Antwort hierauf:

„Laubbach bei Koblenz, 1. September 1891.

Lieber Freund, Aus den Memoiren wird nie etwas werden, und wenn Er und ich noch zehn Jahre leben. Das Haupthindernis ist seine »Faulheit«, wie Er selbst sich ausdrückt. Meine Arbeit kann ja nur darin bestehen, das Chaos von Diktaten zu zerschneiden und die Stücke zu Mosaikbildern zu vereinigen, außerdem seine Chronologie richtig zu stellen, die ganz unzuverlässig ist und natürlich die Kausalverbindungen fälscht. Was Er zu thun hat, ist, die von mir hergestellten Kapitel und die einschlagenden Briefe, die ich dazu gelegt habe, zu lesen, und dazu ist er nicht zu bringen. Von den vierzehn Kapiteln, die ich seit dem September v. J. vorgelegt habe, hat er bei meiner Abreise von Kissingen eins ganz und eins nur zum Teil gelesen! In vier wichtigen Fällen habe ich ihn durch Richtigstellung seiner Chronologie zu dem Geständnis genötigt, daß die Sache allerdings nicht so gewesen sein könne, wie er sie diktiert hatte, aber keine Erklärung herausquetschen können, wie es denn sonst gewesen sei. Ich bin der Verzweiflung nahe und wäre sehr zufrieden, wenn meine Arbeit eingestellt und der ganze Wust an Sie ausgeliefert würde. Wie er darüber denken wird, weiß ich nicht; aber machen Sie immerhin den Versuch.

„Schweninger, dem viel daran gelegen ist, ihn zu einer ernsten zusammenhängenden Thätigkeit zu bringen, beredete mich, nach Kissingen zu gehen, indem er versicherte, er werde die beiden störenden Elemente, J. D. und Herbert fernhalten; wir beide würden ihn allein haben, er werde dort ein neues Leben anfangen. Von alledem ist nichts geschehen; es war das alte Schlaraffenleben, tägliche Gasterei und Kneiperei, und das Bad hat mir, wie ich vermutete, gar nichts genützt: die rechte Hand ist dick geschwollen, und erst seit ich hier die frühere Kur wiederhole, ist eine kleine Besserung bemerkbar. Anfang Oktobers bin ich jedenfalls in Berlin, obwohl

[1] Dr. Ferdinand Goetz in Leipzig-Lindenau.

Er den Wunsch aussprach, ich möchte von hier nach Varzin kommen, wo ich v. J. monatelang in meinem Zimmer zwölf Grad hatte und mich ruiniert habe.

Ever yours

B."

Meine Antwort auf diese Zeilen:

„Leipzig, 2. September 1891.

Lieber Freund,

Na das ist doch eine Promptheit in der Beantwortung, die mich tief beschämt, und der ich schon aus Neid sofort nacheifern muß. Haben Sie besten Dank dafür, zumal, da Ihnen bei der geschwollnen Hand das Schreiben schwer fallen muß. Möge Laubbach bald und gründlich helfen.

„Also die Memoiren werden aus bekannten Gründen nie fertig werden, sondern Material bleiben. Ihre Arbeit wäre mithin umsonst gewesen. Das wäre traurig, aber um so mehr Grund, wenigstens Teile davon vor dem Umkommen zu retten. Ehe ich aber an Gamaliel selbst die Ihrerseits bejahte Anfrage richte, muß ich mündlich mit Ihnen Rücksprache darüber nehmen, und aus Ihren Zeilen ersehe ich, daß dies am 2. oder 3. Oktober geschehen kann, da Sie dann in Berlin sein werden. Eher werde ich in der Sache nichts thun, schon weil ich vorläufig aus postalischen Rücksichten nicht nach V. an ihn schreiben möchte, obwohl ich nicht ohne Hoffnung bin, er werde sich von meinen Gründen überzeugen lassen, mir bei meinem sonst zweifelhaften Unternehmen mit den Diktaten unter die Arme zu greifen. Aber darüber und andres anfangs Oktober auf der Derfflingerstraße 22, I. Für heute nur schöne Wünsche von wegen der schlimmen Hand.

Truly yours

B."

Nach einiger Überlegung entschloß ich mich doch, dem Fürsten mein Anliegen schon jetzt vorzutragen, und ließ folgende Auseinandersetzung nach Varzin (eingeschrieben) an ihn abgehen:

„Hochverehrter Fürst,

Eurer Durchlaucht

erlaubt sich der ehrerbietigst Unterzeichnete folgende Anfrage und Bitte vorzutragen. In der letzten Woche des Juni war der Geh.

Kommerzienrat Kröner aus Stuttgart, Nachfolger der Cottaschen Buchhandlung und Besitzer der Münchner Allgemeinen Zeitung, bei mir und ersuchte mich, ihm eine Biographie Eurer Durchlaucht in drei Bänden zu schreiben. Da er fast unmittelbar von Friedrichsruh kam und dort Sie und Geheimrat Bucher gesprochen hatte, so konnte ich annehmen, man wisse hier von seinem Anliegen an mich und billige es, und da er mir reichliche Zeit und vollkommne Freiheit der Auffassung und Darstellung für die Arbeit zusagte, so glaubte ich ihm Erfüllung seines Wunsches versprechen zu dürfen, falls Eure Durchlaucht die Erlaubnis dazu erteilten. Ich erbat sie darauf durch Bucher, dem ich dabei für den Fall Ihres Eingehens auf meine Bitte die Hoffnung aussprach, ich werde bei meinem Versuche mit Beiträgen über mir Zweifelhaftes unterstützt werden, und empfing darauf umgehend die Antwort, er habe Ihnen mein Schreiben vorgelesen, und sie hätten erklärt, »gar nichts dagegen zu haben«, und es sei Ihnen lieb, noch manche Irrtümer »viva voce berichtigen zu können«. »Ich hätte übrigens viel Material.« Das schien zu genügen, und so schrieb ich an Kröner, um ihm das Buch definitiv zu versprechen, und nachher schlossen wir einen Vertrag ab, laut dem ich mich verpflichtete, das Manuskript zum ersten Bande am 1. Juli 1892 abzuliefern, den Rest innerhalb der nächsten zwei Jahre darauf. Seitdem habe ich nichts in der Sache gethan.

„Wohl aber sind mir nachträglich schwerwiegende Bedenken aufgestiegen, ob ich die Arbeit überhaupt noch wagen soll. Eure Durchlaucht äußerten in einem Zwiegespräche, mit dem Sie mich letzten März in Friedrichsruh beehrten, daß Sie die Erinnerungen und Betrachtungen, zu denen Sie Bucher Material diktierten, aus verschiednen Gründen, die Sie anführten, sicher nicht in der nächsten Zukunft und überhaupt wohl nicht veröffentlichen könnten, und Bucher scheint der Meinung zu sein, daß sie sogar nicht vollendet werden würden. Diese Ansichten können aber wechseln, die Memoiren druckfertig und der Öffentlichkeit übergeben werden. Dann selbstverständlich cedo majori und lasse meine Weisheit in der Mappe, da ich überdies von ihr doch nur einen sehr eingeschränkten Gebrauch machen dürfte, also der Welt nichts oder wenig Neues von Erheblichkeit zu bieten hätte, und doch gelegentliche Abweichungen

meines Berichtes von dem andern unter Unverständigen als absichtlicher Widerspruch aufgefaßt werden könnten. Blieben die Diktate dagegen, wie man bisher mit Bestimmtheit anzunehmen hatte, bis zu einem von uns allen so fern als irgend menschenmöglich weggewünschten Momente in der Verborgenheit, so fiele die überwältigende Konkurrenz des Riesen neben dem Zwerge mit ihrer Lächerlichkeit für mich weg, ja ich könnte dann einigen Grund zu der Dreistigkeit haben, zu hoffen, ich dürfte mit Erfolg daran die Bitte um die Erlaubnis knüpfen, das von Eurer Durchlaucht jetzt oder auf immer der Öffentlichkeit Vorenthaltne teilweise in meine Arbeit aufzunehmen, d. h. die Diktate in Varzin oder Friedrichsruh durchzulesen und einige Thatsachen und Gedanken daraus mit Takt und Vorsicht für mein Buch zu exzerpieren. Ich weiß, ich bin mit dieser Andeutung sehr dreist, aber Eure Durchlaucht wollen mich mit dem ungewöhnlich weitgehenden Vertrauen entschuldigen, mit dem Sie mich wiederholt in solchen Dingen beehrten, und zugleich einen Blick auf den Umstand werfen, daß auf diesem Wege manche von den Bedenken wegzufallen scheinen, die nach Ihren Äußerungen die Veröffentlichung der Memoiren mit Ihrem Namen haben würde. Der Appetit wächst bei manchem mit dem Essen, viel Vertrauen erzeugt oft das Verlangen nach mehr Vertrauen, und so sagte ich mir in meinem Zweifel an der Ausführbarkeit der übernommnen Aufgabe: Warum sollte der Fürst Nützliches und für seine Geschichte Wichtiges, das er selbst jetzt nicht, ja vielleicht niemals der Welt sagen will oder kann, ihr nicht durch einen andern mitteilen lassen, von dem er versichert wäre, daß er es, uneigennützig, getreu und der Sprache mächtig, nicht als höchsteignes Produkt, aber auch nicht zu merkbar und unzweideutig als ihm von bestimmter Seite eingegeben vorbringen würde. Fänden darüber noch Zweifel statt, so bliebe zu ihrer Beschwichtigung ja immer der streichende oder bessernde Bleistift bei Ihrer Durchsicht der Exzerpte und dann des druckfertigen Manuskriptes.

„Hiermit empfehle ich meinen Plan, der vor allem von den beiden Gedanken ausgeht, daß die Diktate nicht umkommen sollten, und daß mein Buch sich nicht neben sie stellen dürfte, Eurer Durchlaucht geneigtem Wohlwollen. Geheimrat Bucher, dem ich ihn kürzlich mitteilte, äußerte sich günstig über ihn und empfahl mir

damit einen Versuch bei Ihnen zu machen. Wollten Eure Durchlaucht mir die Ehre schriftlicher Antwort erweisen, so würde sie mich unter der Adresse meiner Tochter, Frau Margarete Urban, Leipzig, Albertstraße 31, eine Treppe, sicher erreichen. Eventuell bin ich auch zu mündlicher Rücksprache auf Wunsch jederzeit bereit. Wie Ihre Entschließung aber auch falle, immer werde ich sie ehren und ihr gehorsam sein als

Leipzig, den 10. September 1891.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigst ergebner
Dr. Moritz Busch."

Nach Verlauf einer Woche, am 17. September, brachte der Briefträger folgende Antwort:

„Varzin, den 14. September 1891.

Ihr Schreiben habe ich erhalten und werde Ihrem Wunsche, das von Ihnen geplante Werk vor seiner Veröffentlichung durchzusehen, gern nachkommen. Meine eignen Niederschriften und Diktate kann ich aber noch nicht zur Verfügung stellen. Die Veröffentlichung des Inhalts ist für jetzt weder direkt noch indirekt thunlich; dieselbe würde, wenn indirekt, auch in ihrer Richtigkeit angefochten werden und Provokationen auf mein Zeugnis veranlassen.

„Eine kurze vorläufige Mitteilung, schriftlich oder mündlich, über Plan und Inhalt werde ich gern entgegennehmen.

v. Bismarck."

(Wahrscheinlich von Chrysander geschrieben, aber vom Fürsten eigenhändig unterzeichnet. Nicht der beste Bescheid, doch das „noch nicht" und das „für jetzt" lassen hoffen.)

Ich antwortete darauf in der nächsten Woche:

„Hochverehrter Fürst,
Eurer Durchlaucht

beeile ich mich, den Empfang Ihres Schreibens vom 14. d. M., das am 17. bei meiner Tochter eingegangen, aber, da ich verreist war, erst heute in meine Hände gelangt ist, ergebenst dankend anzuzeigen. Mein Buch würde sich dann allerdings nicht in Gefahr

begeben, neben den Memoiren zu erscheinen, meine Bedenken jedoch, daß es ein Wagnis sein würde, da ich mit der Wahrheit noch zu sehr zurückhalten müßte, wollen nicht weichen, und so muß ich den Anfang der Arbeit, ja ernstliche Gedanken an den Plan und Inhalt so lange aufschieben, bis ich einen Weg um diese Schwierigkeit herum finde und ein Werk, das sich zu schreiben und zu lesen lohnt, zu liefern hoffen darf. Vielleicht kann mir Bucher, den ich am 3. oder 4. Oktober in Berlin zu sprechen erwarte, dazu einen Fingerzeig geben. Fände sich ein Weg, so würde sich auch der Plan mit den Hauptpunkten des Inhalts bald einstellen, und ich würde denselben — vielleicht am besten mündlich — alsbald Eurer Durchlaucht Urteil unterbreiten, während ich jetzt, unentschlossen, ob ich überhaupt ans Werk gehen oder die Bearbeitung des Stoffes vertagen soll, allein sagen kann, daß ich suum cuique zu geben beabsichtige, soweit meine Kenntnis reicht.

Leipzig, den 21. September 1891.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigst ergebner
Dr. Moritz Busch."

Am 5. Oktober machte ich in Berlin Bucher wegen der Angelegenheit einen Besuch. Er war, als ich ihm das Konzept meines Briefes an Bismarck vorlegte, davon schon durch Schweninger benachrichtigt und meinte, ich hätte erst mit ihm verhandeln sollen, ehe ich meinen Wunsch dem Fürsten geschrieben und mich dabei auch auf ihn bezogen hätte. So werde Bismarck glauben, er, Bucher, habe meinen Plan wegen der Memoiren veranlaßt. Meine Ansicht, Kröner sei mit Wissen und auf Anregung des Fürsten wegen der Biographie zu mir gekommen, sei irrig; Kröner habe (auf den Verlag der Memoiren hoffend) wahrscheinlich vermutet, ich werde ihm mit einer solchen in anderm Verlage Konkurrenz machen, und so sich entschlossen, mich zu gewinnen und so sich selbst Konkurrenz zu machen.

In meiner Sache war nach dem Obigen anzunehmen, der Fürst wollte wissen und unter Umständen ändern — voraussichtlich viel ändern —, was ich über ihn und überhaupt zu sagen in der Lage und vielleicht willens war. Daher der Antrag Kröners. Ich aber

konnte dann nicht, wie ich gehofft hatte, der Wahrheit und der Geschichte dienen, also nur ein schales Buch schreiben. So erklärte ich Bucher, ich werde Kröner benachrichtigen, veränderte Gesundheitsumstände verhinderten mich, unserm Kontrakte nachzukommen, und ich bäte ihn, darauf zu verzichten. Dies geschah von Leipzig aus am 11. Oktober, und ich wurde der Last und Sorge ledig.

1892 und 1893

Am 5. Januar 1892 war ich von früh elf Uhr an wieder eine Stunde bei Bucher in Berlin und fand in ihm ganz den lieben alten Freund, aber auch dieselbe trübe Stimmung in Sachen der Memoiren wie das letzte mal, nur war sie noch erheblich gewachsen. Er war inzwischen wieder eine Zeit lang in Friedrichsruh gewesen und zwar bis kurz vor Weihnachten und wollte, vom Fürsten eingeladen, nächstens abermals dahin, obwohl sein Chiragra ihm erst am Sonntage vorher von neuem arg mitgespielt hatte und die Zustände und Aussichten im Sachsenwalde ihm noch weniger als früher gefielen. „Seien Sie froh, daß Sie nicht an meiner Stelle sind, bei den Memoiren," sagte er. „Da arbeitet man in jeder Beziehung ohne Erfolg und Freude. Es ist ein ganz hoffnungsloses Abmühen und giebt nichts für die Geschichte. Nicht nur, daß sein Gedächtnis mangelhaft und sein Interesse für das, was wir fertig haben, gering ist — er hat bis jetzt nur wenig von meinen Paketen wieder durchgesehen —, sondern er fängt an, auch absichtlich zu entstellen, und zwar selbst bei klaren, ausgemachten Thatsachen und Vorgängen. Bei nichts, was mißlungen ist, will er beteiligt gewesen sein, und niemand läßt er neben sich gelten, als etwa den alten Kaiser — — und den General Alvensleben — ich weiß nicht warum —, der [1863] den Vertrag mit Rußland abgeschlossen hat und bei Vionville kommandierte. Auch Falk wird jetzt gelobt, wahrscheinlich weil er fürchtet, er würde ihm sonst darauf (es soll ja gar nicht in die Öffentlichkeit kommen) mit Enthüllungen antworten. Am Kulturkampf will er keine Schuld haben; auch hat er nichts gegen die Unfehlbarkeitsabsichten Pio Nonos gethan und ebensowenig gegen Arnims ehrgeizigen Unfug, obwohl jedermann das Gegenteil weiß. Als ob nicht genug Licht um ihn und sein Werk wäre, um über solche Schatten hinwegsehen zu können! Selbst da, wo

seine Politik glänzend geglückt ist, will er nichts davon wissen, z. B. von der Falle, die er Badinguet stellte, in der spanischen Sache.[1] Er verleugnete den Brief an Prim, bis ich ihn daran erinnerte, daß ich ihn selbst dem General in Madrid überreicht habe, und daß die Welt jetzt durch Rothan (so verstand ich den Namen, er kann aber Gramont gemeint haben),[2] hinreichend davon unterrichtet sei."*) Er sprach bei der Gelegenheit nochmals von seiner Zickzackreise mit Salazar und seiner Audienz bei König Wilhelm in Ems. „Die ganze Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern — sagte Bucher — war nach ihm (Bismarck) jetzt eine reine Privatangelegenheit des Hofes, bloße Familiensache gewesen, während er doch zugestehen mußte, daß sie in einer Sitzung des Gesamtministeriums beraten worden ist."[3] — Ich gab mein Teil Erinnerungen dazu, bemerkte jedoch zuletzt, der Chef bleibe trotz alledem der große politische Genius und Erlöser der Deutschen; nur eigne er sich nicht zum Historiker: er habe die Geschichte der letzten Jahrzehnte dermaßen gemacht, daß man sie seine Geschichte nennen könnte, verstehe sie aber nicht zu erzählen. Er stimmte natürlich bei und fuhr dann in seinem Berichte über die letzten Wochen fort. Bismarck habe durchaus in den Reichstag gewollt, um gegen die Handelsverträge zu sprechen. Vergebens habe man auf die Gefahr boshafter und flegelhafter Angriffe aus dem Richterschen und Bebelschen Winkel hingewiesen und ihn aufmerksam gemacht, daß der Präsident jetzt auch ihn zur Ordnung rufen dürfe. „Da werde ich ihm ironisch antworten," habe er lächelnd erwidert. Erst Schweninger sei es geglückt, ihm mit medizinischen Vorstellungen die Idee auszureden. — „Hofmann von den Hamburger Nachrichten — fuhr Bucher fort — kommt alle Wochen und läßt drucken, was der Fürst ihm sagt, gleichviel ob es wohl bedacht ist oder das Gegenteil." —

---

[1] Siehe oben S. 165 f.

[2] Von Gramont giebt es ein Buch La France et la Prusse, von Rothan ein Werk L'Allemagne et l'Italie, die beide diese Angelegenheit behandeln. Nach den G. u. E. II, 81 wird hier das erste gemeint sein.

*) Er erwähnte dabei auch die Regesten Horst Kohls, die er als „genau und meist verläßlich," wenn auch lückenhaft bezeichnete.

[3] In den G. u. E. II, 81 wird das „Minister-Conseil" im Schlosse in Abrede gestellt.

„Zu den Arbeiten für die Memoiren wird jetzt auch ein alter Kopist zugezogen werden, da Chrysander, dem ich meine Stenogramme in Übersetzung diktiere, mit andern Arbeiten zu überladen ist und das Abschreiben nicht mehr überwältigen kann." „Sie sollen den Söhnen als Vermächtnis bleiben, werden aber schwerlich veröffentlicht werden von ihnen" — weil sie wissen, daß sie viele von der Welt erkennbare und leicht nachzuweisende Entstellungen enthalten und voll von ungerechten Urteilen über hervorragende Personen sind, z. B. über die meisten frühern Kollegen des Fürsten. Höchstens ließe sich einmal ein letztes Kapitel über die Vorstadien seiner Verdrängung und seines schließlichen Rücktritts drucken, über die sich Herbert reichliche und zuverlässige Aufzeichnungen gemacht hat, in die der alte Herr aber ebenfalls allerlei Ungenaues und Falsches hineinkorrigiert hat. — Die Frau Fürstin ist noch die alte. — Als ich nach der Tochter fragte, holte Bucher hinter dem grünen Vorhange seines Bücherregals eine Flasche alten Ungars hervor, den ihm die Gräfin Rantzau neulich aus Hamburg mitgebracht hat, und wir tranken ein Glas davon auf die Gesundheit der braven und guten Frau, die ihm immer eine Freundin gewesen ist. „Nicht zu vergessen unsern alten Herrn," sagte ich. „Wie stehts sonst mit ihm?" — „Unser alter Löwe ist wohl — versetzte er — und bei Tische immer vergnügt; er ißt und trinkt, erzählt Schnurren und macht hübschen jungen Damen den Hof, wie der Jüngste."

* * *

Wir sollten uns nicht wiedersehen. Am 12. Oktober 1892 starb Bucher,[1] nachdem er einige Monate entfernt vom Fürsten gelebt hatte. In der Illustrierten Zeitung (Nr. vom 29. Oktober) gab ich neben einem guten Bilde von ihm eine Skizze seines Lebens und Charakters.

Im nächsten Frühjahr ließ es mir keine Ruhe: ich mußte den Chef noch einmal begrüßen, und ich durfte es. Am 1. Mai, nachmittags ein Uhr dreißig Minuten kam ich in Friedrichsruh an. Chrysander mit einem Diener erwartete mich am Bahnhofe, und ich wurde ins Herrenhaus gebracht und in Nummer 4 einlogiert. Nach

[1] In Glion bei Montreux am Genfer See. Vgl. über Buchers letzte Reise und Ende Poschinger, Ein Achtundvierziger, III, 381 ff. 387 ff.

einem Imbiß, der das Frühstück nachholte, Spaziergang mit Chrysander, der mir dann in einem der Parterrezimmer Geschenke und prachtvolle Adressen aus Costarica und Kalifornien zeigte, die vor vier Wochen zum Geburtstage des Fürsten eingegangen waren. Vor dem Diner Begegnung mit dem alten Herrn im Kaffeezimmer, wo die Ahnenbilder hängen. Er hat sich wenig verändert. Muß mich zu ihm aufs Sofa setzen und bin „Büschlein" wie früher. Ob ich in der letzten Zeit was geschrieben habe und worüber? Klagt über Gesichtsschmerz, „der aber diesmal wohl von dem scharfen Morgenwinde beim heutigen Spaziergange kommt." — Bei Tische, wo die Fürstin, Gräfin Rantzau, Dr. Schweninger, Graf Herbert und der Reichstagsabgeordnete von Kardorff zugegen sind, ist mein Platz wieder rechts neben dem Fürsten, der liebenswürdig, lebhaft und aufgeräumt wie fast immer bei solchen Gelegenheiten ist.

Schweninger begleitete mich auf meine Stube, und wir sprachen von der Gesundheit des Fürsten. Er meinte, es stünde gut damit; „wenn er nur nicht soviel tränke" (d. h. bei Tische, gegen System und Vorschrift seines Leibmedikus). Die Rede kam auch auf Bucher: er ist an einem Blasenleiden gestorben und unter großen Schmerzen.

2. Mai. Früh elf Uhr meldete sich Schweninger bei mir ab, da er wieder fort wollte. Er bat um die Erlaubnis, sich sein Frühstück zu mir bringen zu lassen. Wir gedachten nochmals Buchers, den er sehr lobte. Der Doktor hat schon lange vor dem 15. März, „durch seine Verbindungen am Hofe," von der Absicht des Kaisers, sich Bismarcks zu entledigen, gewußt und es diesem auch mitgeteilt. Er fährt heute nach Hamburg und von dort nach Essen zu Krupp, dann nach Berlin zurück und hofft bald wieder hier zu sein, wo er mir mehr berichten will. — Von Chrysander um zwölf Uhr zum Fürsten gerufen, traf ich ihn allein im Eßzimmer, wo er mich erwartete. Ich gab ihm zunächst Poschingers drei Metallographien zurück, deren Abschriften, da „sie noch heute interessant sind," ich in einer Wochenschrift veröffentlichen soll. — Nachdem ich das Gespräch auf Bucher gelenkt hatte, erwähnte ich dessen Mission nach Madrid und des Briefes an Prim, wobei ich ihn nicht im Zweifel ließ, daß ich durch den verstorbnen Freund über dessen spanische Reise bis ins einzelne genau unterrichtet sei, auch wisse, er habe einmal von dem Briefe an Prim nichts wissen wollen. Das risse

aber das schönste Blatt aus seinem Lorbeerkranze u. s. w. Er erinnerte sich bei diesen Einzelheiten des Hergangs und Zusammenhangs und stellte nichts mehr in Abrede.[1] Er schloß die Unterredung mit den Worten: „Wir reden darüber noch einmal. Sie bleiben ja doch noch, aber jetzt muß ich mit Kardorff sprechen." Es fand sich aber keine Gelegenheit, wieder über das Thema zu verhandeln. — Beim Frühstück erschien Kröner und ein andrer, der der Fürstin eine Schüssel mit großen Erdbeeren und gelben Rosen überreichte. Es ist Jacoby, der frühere Redakteur der Münchner Allgemeinen Zeitung, jetzt für sie in Berlin angesiedelt. Es scheint, die Herren kommen von Hamburg. Nach dem Frühstück gehen sie auf des Chefs Einladung mit ihm auf sein Arbeitszimmer. Außer ihnen waren beim Frühstück noch zwei mir unbekannte Gäste, Herren mit baltischem Dialekte und musikalischen Interessen, wie ich später erfuhr, der Sänger Zurmühlen und sein Begleiter, der Pianist Schmidt. Das Gespräch war ein Konzert von Piecen sehr verschiednen Charakters. Es handelte von nord- und süddeutschen Schnäpsen, desgleichen von kurländischen, von Friedrich dem Achten, und seiner Unterredung mit Bismarck, von König Wilhelm, der in Wien erklärt hätte, nicht annektieren zu wollen,[2] vom Kronprinzen, der „nobel und wohlwollend, aber kein Politiker" gewesen sei. Dazwischen hörte man andre Themata: über den Kaiser, der alte Märsche und alte Trompeten ohne Klappen wieder einführt, über Spontinische Opern, „in denen die Sänger Hörner übersingen mußten," zuletzt über das Offizierkorps des ersten Garderegiments mit seinem Zwang und seiner strengen Lebensführung, „wie Mönche," sagte der Fürst, „Ertötung der Individualität nach dem Muster des Regiments, wie bei den Jesuiten Hoensbroechs. — Es gab übrigens früher unter ihnen keine Katholiken; jetzt sind mehrere im Korps." — Er nannte einen oder zwei.

Bei Tische abends außer Jacoby, Kröner und den Tonkunstbeflissenen auch die Nachbarn aus Sachsenwaldau: Baron Merck und Gemahlin. Beim Kaffee empfiehlt der Kommerzienrat Kröner dem Fürsten einen baldigen Besuch in Leipzig, den ihm der Oberbürgermeister Georgi als sehr erwünscht bezeichnet habe, und wo

---

[1] Siehe oben S. 165 und S. 331.

[2] Natürlich Schleswig-Holstein.

man ihn mit allgemeiner Begeisterung empfangen werde. — Kröner und sein Begleiter reisten in der Nacht ab, die Musikanten früh, nachdem sie am Abend noch musiziert hatten, wobei der Fürst auch zuhörte, ich aber bald abzog und mich zu Bette legte.

3. Mai. Früh Spaziergang. Im Garten des Landhauses, oben in der Ecke am Wege nach der Station ein Sandsteinblock mit Inschrift, von der Grotenburg am Standort des Hermannsdenkmals im „Teutoburger Walde" vor kurzem dem Fürsten Bismarck gewidmet „von einem Deutschen," einem Buchbinder aus Detmold, der zwar so wenig wie die Gelehrten mit Sicherheit wissen wird, wo der Teutoburger Wald war, aber wohl sichrer als viele Gelehrte, daß Bismarck der Gründer des Deutschen Reiches ist. — Beim Frühstück nur der Chef nebst Gemahlin und Tochter, Chrysander und ich anwesend. Gespräche: Über die Zeitungsnachricht, Rottenburg wolle den Fürsten besuchen, wovon letzterer nichts weiß, und was schon deshalb zweifelhaft ist, weil Rottenburg jetzt gerade mit der Hebung eines doppelt beträchtlichen Schatzes unabkömmlich beschäftigt ist: er hat sich nämlich mit Miß Phelps, der Tochter des amerikanischen Gesandten, verlobt, einer jungen Dame, die zwei Millionen Dollars Vermögen hat. Dazu bemerkt der Chef, Mr. Phelps habe neulich an ihn geschrieben und um eine Äußerung über die Weltausstellung in Chicago gebeten, natürlich eine günstige. Der Fürst scheint aber dazu nicht geneigt. „Wenn ich aufrichtig meine Meinung abgeben soll — sagte er —, so kann ich ihm nicht dienen. Diese Ausstellungen haben wenig Wert für Industrie und Kunst, mehr für Gastwirte und ihresgleichen. Sie sind gut für gelangweilte Leute, die Sensation und eine neue Unterhaltung brauchen und Geld genug haben, das Bedürfnis zu befriedigen und sich das Vergnügen zu gewähren." — Es wurde dann von dem Kaiser und seinen nähern Freunden gesprochen. Der eine ist nicht Vaerst, wie ich früher hier gehört hatte, sondern ein General von Versen. Die Rede kam auf die diplomatische Welt. — Ich erzählte noch vom König von Sachsen und seinem Wohlwollen für Bismarck,[1] und wie er

[1] König Albert sprach bei der Anwesenheit des Fürsten in Dresden am 18. und 19. Juni 1892 in einem Schreiben sein Bedauern aus, daß er ihn nicht empfangen könne und dankte ihm für den Segen, der durch den großen Kanzler auch in seine Arbeit gekommen sei, vgl. Grenzboten 1898, 2. Quartal, S. 239 f.

unmittelbar nach dessen Entlassung von Pillnitz in der Nacht und ohne Gefolge nach Berlin gereist sei — wahrscheinlich zu einer Besprechung mit dem Kaiser oder Caprivi, wie ein Mediziner, der damals die Stelle des Leibarztes in Pillnitz vertrat, mir erzählt hatte.

Als nach den Diplomaten auch — — erwähnt wurde, stellte ihn der Fürst noch unter Caprivi und schloß: „Übrigens treibt ihn die Frau dazu an, denn er steht unter dem Pantoffel." Und von — — sagte er: „Der schreibt sogar in amtlichen Aktenstücken fehlerhaftes Französisch, z. B. neulich noch nach Italien l'empereur et l'empereuse." — Ich meinte, es hätten ihm dabei vermutlich Confectioneuse und Chartreuse vorgeschwebt.

4. Mai. Früh Brief von Jacobsen: er und Trojan kommen den Himmelfahrtstag zum Oberförster und hoffen den Fürsten zu sehen. Beim Frühstück ist die Baronin Merck zugegen, desgleichen ein Professor Y., der dem Fürsten mit allerlei Fragen zusetzt. Man erfährt bei diesem Inquisitorium u. a., daß „Dutken Sommer" (bei Hesekiel), den ich bisher für ein ländliches Frauenzimmer hielt, von Rechts wegen generis masculini und zwar der Sohn des Pastors in Reinfeld ist, und daß er eigentlich Gustav Sommer heißt. Dutken = Gustel. Er wird vom Fürsten als blind, von der Fürstin als musikalisch charakterisiert. Y. notiert sich dies und andres noch über Kotelette und Eierkuchen eiligst in sein Taschenbuch. Nochmals Phelps, Chicago und das Urteil des Fürsten über diese World-Fairs. Dann erzählt er von Prinz und Prinzessin Reuß in Wien. Sie hat in betreff ihrer Stellung zu den famosen Erlassen („Uriasbriefe"[1]) geäußert: „Mein Mann dient, ich diene nicht." — Jemand brachte Ahlwardt aufs Tapet, und der Fürst meinte: „Der hat auch sein Verdienst; er bringt Abwechslung in die langweilige Alltäglichkeit des Reichstages." — Zu dem guten Empfange des Kaisers bei den Schweizern bemerkte er: „Die thun nichts umsonst; den werden wir mit höhern Zollsätzen zu bezahlen haben." — Wir werden vom Professor in Kenntnis gesetzt, daß er Vegetarianer ist, und daß eine Krankheit ihn zu dem Glauben bekehrt hat. Ich erwähne der bevorstehenden Ankunft des Redakteurs des Kladderadatsch

---

[1] Caprivis vom 9. Juni 1892. Die Frau Prinzessin Reuß ist eine Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

und seines Freundes Jacobsen. Y. fragt nach einem Blick in sein Taschenbuch nach Frankreichs Verhalten im Jahre 1866 und nennt dabei Moustier, dessen Namen er Mustieh ausspricht. Der Fürst korrigiert „Mutieh“ und erzählt dann: „Der erinnerte mich früher einmal im Gespräche an Jena, drohend, da sagte ich zu ihm: Reden Sie mir von Jena, so spreche ich Ihnen von Leipzig. Ich hätte auch Waterloo nennen können. Darüber hat er sich dann bei Manteuffel beklagt, und der hat es dem Könige gemeldet; der aber gab mir recht.“ In der weitern Unterredung auf die damalige Politik der Italiener kommend, sagte er: „Lamarmora war schuftig und von Frankreich bezahlt, Govone aber war anständig,“ was er beides ausführlich motivierte. Dann setzte er, vielleicht den publizistischen Aushorcher merkend, hinzu: „Das hätte ich Sybel auch nicht gesagt, wenn ich geahnt hätte, daß er es veröffentlichen würde. So auch andres andern guten Leuten nicht, zum Exempel meinem werten Freunde Blum, der sehr indiskret berichtet und meist Falsches.“ Die Fürstin macht zu dem „werten Freunde“ eine Gebärde, die begreiflich ist, aber gewöhnlich nicht Wertschätzung ausdrückt. Der Fürst läßt eine Kruke vortrefflichen alten Korn kommen und schenkt sich und mir davon ein.

Nachmittags vier Uhr kam der Professor auf meine Stube, „um die nähere Bekanntschaft des Herrn Nachbar“ zu machen, d. h. auch ihn für seine Zwecke de omnibus rebus et quibusdam aliis nach allen Regeln der Kunst zu interpellieren, dachte ich. Und so begab sichs. Er schlug einen Spaziergang vor, ich nannte die Aumühle als Ziel, und wir waren noch nicht hundert Schritt auf dem Wege dahin gekommen, als er die von mir vermutete Ausbeutung mit ebensoviel Unverfrorenheit als Vielseitigkeit zu bewerkstelligen begann. In der That, eine Wißbegierde, so naiv, als ob es nur so sein müßte, obwohl wir uns erst vor zwei Stunden zum erstenmale gesehen hatten, und das Resultat des Verhörs, wie beim Frühstück, immer sogleich im Taschenbuch protokolliert. Welch ein Zungenpumpwerk! Bald da, bald dort sondiert und gebohrt, geschraubt und gesaugt. Erst bei mir und über mich, dann über Bucher, was er als Beamter gewesen, was als Gesellschafter u. s. w. Dann kam der Fürst an die Reihe, darauf Ihre Durchlaucht, die Söhne, die Tochter, die Enkel. Was ich von Schweninger hielte?

Wie mir Lange gefiele, der beiläufig zuletzt auch beim Frühstück erschienen war. Kurz und gut, über Kind und Kegel, mit Gründlichkeit und Grazie in infinitum. Selbst über die Baronin Merck sollte ich Auskunft geben. Ob ich bemerkt hätte, daß sie bei Tische verweinte Augen gehabt und ein paarmal geschluchzt hätte, und ob ich wohl wüßte oder vermutete, warum? — Dafür knöpfte er sich auch ungebeten und ungefragt selbst auf, und ich erfuhr zum Lohne für meine Geduld allerlei, was ihm, und auch einiges, was mir wichtig zu sein schien. Er soll für die Kölnische Zeitung einen Nekrolog des Fürsten schreiben — schon jetzt? — er will über seinen Besuch bei ihm berichten, wo? — er ist voriges Jahr auch bei ihm gewesen, wenn ich ihn recht verstand, in Varzin — und fast zwei Stunden mit ihm spazieren gegangen. Sein Verleger ist Grote in Berlin. Er ist sehr befreundet mit Aegidi, den er — wohl als Seelenverwandten — ausnehmend lobt, und von dem er behauptet, er habe ihm einmal ein Aktenstück aus dem Archiv des A. A. zur Ansicht verschafft. Er ist Sänger und beabsichtigt, der Fürstin etwas vorzusingen u. a. m. Ich beantworte seine Fragen meist mit dem Bedauern, das nicht zu wissen, und wo dies nicht angänglich, mit der Sorte Wahrheit, die sich peinlicher oder gefährlicher Neugier gegenüber allein empfiehlt: Sanheden ved modification,[1] und noch vor dem Diner nahm ich Gelegenheit, mit Chrysander über diesen wunderlichen Heiligen zu sprechen. Der kam aber gerade, um ihn zum Fürsten abzuholen. Ich dachte, Bucher hätte noch eine Weile mit dem Sterben warten sollen. Beim Diner empfiehlt Y. dem Fürsten, den er wieder emsig für sein Notizbuch interviewt, dringend einen baldigen Besuch in Süddeutschland und am Rhein und macht es ihm sehr lockend. Der aber entgegnet, er halte es jetzt mit dem Pfarrer Primrose und ziehe die Reise aus dem braunen Bette ins blaue allem andern vor. „Wenn es aber — so fuhr er fort — doch dazu käme, so würde ich mir eine Rede ein für allemal zurecht machen und sie auswendig lernen.“ Er knüpfte daran ein Erlebnis aus der Zeit des Erfurter Parlaments: „Da war einer, der häufig und gut sprach, der hielt auch einmal eine Rede, die ich mit anhörte, und die mir gefiel. Als

[1] Wahrheit mit Modifikation, wie die Dänen scherzhaft die Lüge bezeichnen.

ich das aber einem Bekannten sagte, antwortete er: »Da hätten Sie es erst voriges Jahr hören sollen; da war sie noch viel schöner.«" Es folgte ein Gespräch über die Wahl eines Gymnasiums für den ältesten der drei Brüder Rantzau, und man erwähnte Brandenburg und Kottbus.[1] — Beim Kaffee spricht Y. von seiner Absicht, ein Lied vorzutragen, und fragt, ob eine Dame ihn dabei begleiten wolle; es wird indessen abgelehnt.

Die Fürstin kommt noch einmal auf die empereuse, und ich nehme die Gelegenheit wahr, die lustige Historie von Professor Weiße, dem Sohne des Leipziger „Kinderfreundes," zum besten zu geben, die er selbst vom Katheder erzählt hat. Der sitzt, in Dresden zur Hoftafel befohlen, neben der Prinzessin Auguste, und sie fragt, wie er berichtet hat: Qui êtes vous? — Je? sage ich. — Oui. — L'archevêque de Mersebourg. (Er führte den Titel eines Domherrn von M.) „Sehn Se 's, meine Herrn, 's is Sie doch scheene, wenn man Franzeesch kann."

5. Mai. Y. holt mich wieder ab, und wir machen eine Partie durch den Wald an der Landstraße, die nach Möhnsen führt. Der Polyp setzt wieder einen neuen Saugnapf an: er will Aufschluß über die Memoiren. Hat früher einmal (ich glaube, er sagte 1891) den Fürsten vor einem großen Haufen von Foliobogen sitzen sehen. Ob sie das wären? — Ich wußte das nicht, bezweifelte es aber. „Ich wollte nicht fragen," meinte der Gute. Beim Frühstück arbeitete er wieder ganz wohlgemut an der Extraktion des Chefs. Er hatte die indirekte Warnung von den „indiskreten Freunden" offenbar nicht verstanden oder hielt ordentliche Professoren für ausgenommen.

Nachmittags kam Chrysander zu mir auf die Stube und bat mich, ihm von Leipzig aus meine Meinung über den Professor und den „intimen Freund" mitzuteilen. „Es ist meine Pflicht, Seine Durchlaucht vor Taktlosigkeiten zu bewahren," sagte er — Taktlosigkeiten Dritter natürlich.

Nach dem Diner, an dem Mercks teilnahmen, gab es, als diese sich entfernt hatten, im Kaffeezimmer eine Szene. Y., der Unermüdliche, richtete abermals eine Reihe von Fragen an den Fürsten, dessen Zeitungsstunde gekommen war, der ihm aber gleichwohl

[1] Der Knabe besuchte dann die Ritterakademie in Brandenburg.

höflich still hielt, bis er plötzlich — ich hatte nicht recht bemerkt, auf welche spezielle Stelle das Saugrohr sich gerichtet hatte, es muß aber eine besonders empfindliche gewesen sein — verdrießlich auffuhr: „Solche Fragen sollten Sie nicht thun, Herr Professor; ich begreife nicht, wie man solche dumme Fragen stellen kann." Tableau! Eingeschlagen! Einen Augenblick Stillschweigen, dann wieder Unterhaltung mit den Damen über Gleichgiltiges, während der Chef ein Zeitungsblatt studierte. Als Y. sich erhob, um zu gehen, blinkte die Gräfin mir zu, als sollte ich noch bleiben, und ich redete mit ihr und der Fürstin noch über verschiedne, meist heitere Dinge, indes der alte Herr seine Blätter weiter durchsah. Die Gräfin zitierte, leise singend, den Vers eines Niggerlieds: I had a dream the other night und sagte mir, daß sie meine Abschrift der Sagen vom Glücke der Rantzau durch Bucher erhalten hätte, und daß alle sie hübsch fänden. Mit Ihrer Durchlaucht besprach ich Seidels Jorinde und Leberecht Hühnchen. Beiden berichtete ich in gutem Sächsisch, wie Napoleon der Erste nach der Schilderung des Gärtners von Dölitz ausgesehen habe. Der wußte es nämlich von Anno Dreizehn her als Augenzeuge. „Na, wie soll er Se denn ausgesehn ham? 'S war Se ä langer, därrer Kerl, hibsche weiß un rote Bäckchen, gäle Haare un Ringel in'n Ohren. Übrigens war er Se eegentlich ä gudes Luder, aber (die Spitze des Zeigefingers gegen die Stirn gerichtet) dumm, sehre dumm!" — Beim Abschied küßte ich dem Chef zum ersten- und wohl auch zum letztenmale die Hand, und er sagte: „Leben Sie wohl, lieber alter Freund, und lassen Sie sich bald wiedersehen."

Sonnabend, den 6. Mai. Früh schickte die Fürstin mit der im Hause üblichen Wegzehrung für abreisende Gäste eine schöne, große Orange für meine Enkelin. Dann brachten mich Chrysander und der Professor an die Eisenbahn. Von Leipzig aus erfüllte ich das Verlangen Chrysanders.

Am 9. Mai die versprochnen Abschriften an Mercks zur Post gegeben; am 14. den Brief an Chrysander abgesandt. Und nun wollen wir eine Weile an andre Dinge denken. Gott beschütze inzwischen unsern alten, teuern Herrn vor seinen neuen Freunden — vor den Geschäftsfreunden. Sela!

Zunehmende Verschlechterung im Befinden des betagten Verfassers hat die Möglichkeit weitern persönlichen Verkehrs mit dem Fürsten seit diesem letzten Besuche ausgeschlossen. Wenn der Kanzler die von gewisser Seite berichteten unfreundlichen Äußerungen über Busch wirklich gethan hat, so tragen daran wohl grundlose Verdächtigungen die Schuld, wie die, die Busch der Autorschaft des im Hause Bismarck mit Recht sehr übel vermerkten Artikels in Schorers Familienblatt über die angebliche Vernachlässigung Buchers durch den Fürsten bezichtigte. Die Hamburger Nachrichten vom 31. Dezember 1892 (Penzler IV, 312 ff. Poschinger III, 244 ff.) wiesen diese Behauptung als einen Irrtum sofort scharf zurück, Busch selbst hat weder den Artikel gekannt noch erfahren, wer der Verfasser sei. Bismarcks wahre Gesinnung gegen den „lieben alten Freund" und „Kriegskameraden" zeigt sich wohl darin, daß er ihm noch wenig Monate vor seinem Tode, am 26. Januar, mit eigenhändiger Namensunterschrift zur goldnen Hochzeit gratuliert hat.

Die Herausgeber

Nachtrag der Herausgeber

Die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1879

Die Schriftstücke über dies Bündnis, die uns die englische Ausgabe der Tagebuchblätter im dritten Bande gebracht hat, nach den Abschriften der deutschen Originale im vollen Wortlaute zu veröffentlichen, halten wir uns jetzt noch nicht für berechtigt; aber es kann selbstverständlich niemand verwehrt werden, das, was die englische Übersetzung allgemein zugänglich gemacht hat, für die historische Erkenntnis zu verwerten. Wir thun dies auch an dieser Stelle umso lieber, je lebendiger uns daraus das Bild Kaiser Wilhelms I. entgegentritt, in der einfach menschlichen Charaktergröße des greisen Herrschers wie in der oft beinahe starren Selbständigkeit seines Willens, die nur zu häufig unterschätzt worden sind und unterschätzt werden.

Der Gedanke, ein enges völkerrechtliches Bundesverhältnis zwischen dem unter Preußens Führung geeinten Deutschland und Österreich auf der Grundlage völliger Gleichberechtigung herzustellen, geht bekanntlich bis in die erste Zeit von Bismarcks politischem Wirken zurück und wurde, man kann sagen, noch auf dem Schlachtfelde von Königgrätz wieder aufgenommen, als der Streit um die Führerschaft Deutschlands entschieden war; er bestimmte daher auch Bismarcks Haltung bei den Verhandlungen von Nikolsburg. Im gewissen Sinne kam er dann nach dem Rücktritte Beusts,[1] des Hauptträgers einer gegen die werdende deutsche Einheit gerichteten Koalitionspolitik, unter dessen Nachfolger Graf Julius Andrassy im Dreikaiserbündnis zur Ausführung. Eine ganz neue Wendung trat ein, als nach dem Berliner Kongresse von 1878 in Rußland die panslawistischen Strömungen, die den Kaiser Alexander II. wider

[1] 8. November 1871.

seinen Willen schon in den türkischen Krieg hineingedrängt hatten, auch die Haltung des Zaren gegenüber Deutschland zu bestimmen anfingen und die Gefahr einer russisch-französischen Koalition näher rückten. Den Antrieb zu einem entscheidenden Schritte gab endlich der von Gortschakow redigierte fast drohende Brief Alexanders II. an Kaiser Wilhelm I. aus Zarskoje Selo vom 3./15. August 1879, in dem sich der Zar über die den russischen Interessen angeblich feindliche Haltung der deutschen Kommissare in den Verhandlungen über die Ausführung des Berliner Vertrags beschwerte, sie auf den persönlichen Groll des Fürsten Gortschakow zurückführte und vor den „verhängnisvollen Konsequenzen" warnte, die dies Verhalten für beide Länder haben könne, und die schon in der Haltung der Presse zu Tage träte.[1] Außerdem wußte man, daß Rußland in Frankreich ein Bündnis gegen Deutschland vorgeschlagen habe, allerdings abschlägig beschieden worden sei. Beunruhigt dadurch griff Fürst Bismarck, der am 21. August von Kissingen in Gastein eingetroffen war, den Gedanken eines Verteidigungsbündnisses zwischen Deutschland und Österreich umso energischer auf, als der nahe bevorstehende Rücktritt Andrassys zur Eile mahnte, da das diesem gewidmete Vertrauen sich nicht ohne weiteres auf den Nachfolger übertragen konnte. Für einen besonders sichern Bundesgenossen hielt er allerdings Österreich nach seiner ganzen Zusammensetzung und seinen katholischen Traditionen keineswegs, aber für den erreichbarsten und willigsten, da es von der russischen Politik mehr bedroht wurde als Deutschland. So verabredete er mit Graf Andrassy persönlich am 27. und 28. August die Grundlagen eines „Defensivabkommens," „jeden Angriff auf eins von den beiden Reichen gemeinsam abzuweisen," auch dann, „wenn eines von einer dritten Macht angegriffen und Rußland mit dieser kooperieren würde." Andrassy meldete dies Ergebnis der Besprechungen an Kaiser Franz Joseph nach Prag und wurde von diesem am 30. August im Lager bei Bruck an der Leitha empfangen. Sobald auch Kaiser Wilhelm zugestimmt hatte, sollte der Vertrag festgestellt werden, von dessen

[1] Im französischen Urtext bei H. Kohl, 168 ff. Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, vgl. G. u. E. II, 236. Es handelte sich besonders um Vorgänge in der Grenzkommission in Novibazar.

„Nützlichkeit, ja Notwendigkeit“ Andrassy umso mehr durchdrungen war, je bedrohlicher ihm die Haltung Rußlands erschien, solange er den Frieden Europas in den Händen Miljutins, Jominis und wohl gar Ignatjews sah, obwohl er überzeugt war, daß Alexander II. persönlich den Krieg nicht wollte. Auf diese Mitteilungen Andrassys in einem Schreiben aus Schönbrunn vom 1. September antwortete Fürst Bismarck am 3. September mit dem Ausdrucke des Dankes für Kaiser Franz Joseph und der Hoffnung, daß es gelingen werde, auch den Kaiser Wilhelm zu gewinnen. Freilich sei das nicht so leicht, da ihm bei der örtlichen Entfernung jede Möglichkeit einer persönlichen Einwirkung auf seinen Herrn fehle und es diesem „außerordentlich schwer“ werde, „zwischen den beiden Nachbarreichen optieren zu sollen.“ Bisher habe der Kaiser nur zugegeben, daß er in Wien seine Besprechungen mit Andrassy wieder aufnehme, aber nicht seine Genehmigung zu irgend welcher Abmachung erteilt, während er früher nicht einmal seine Reise über Wien habe zugeben wollen. Am 2. September habe er dem Kaiser Bericht erstattet, aber eine wirkliche Antwort darauf könne er nicht eher erwarten, als bis die beabsichtigte Zusammenkunft mit Alexander II. vorüber sei.

Denn während die beiden Staatsmänner an einem deutsch-österreichischen Bündnis arbeiteten, das seine Spitze gegen Rußland kehren mußte, hatte Kaiser Wilhelm, von der alten Tradition und seinen Empfindungen für Alexander II., seinen Neffen, bestimmt, einen ganz andern Weg eingeschlagen, um die Spannung mit Rußland zu lösen. Zunächst tief betroffen von jenem drohenden Briefe und den Rüstungen Rußlands, war er doch durch eine freundliche Einladung, Offiziere zu den Manövern nach Warschau zu schicken, und durch die gnädige Aufnahme des darauf entsandten Generals von Manteuffel wieder halb versöhnt worden und versuchte, sei es selbständig, sei es auf eine russische Anregung hin, sich persönlich mit Alexander II. zu verständigen, obwohl ihm Fürst Bismarck entschieden abriet. Am 3. September traf er mit ihm in Alexandrowo (unweit von Thorn) zusammen. Der Zar bedauerte seinen Brief, von dem niemand gewußt habe, kam aber dann auf seine Beschwerden über die Haltung der deutschen Presse und der deutschen Kommissare im Orient zurück, durch die die Türkei immer hartnäckiger geworden sei, und meinte, Bismarck habe, verletzt durch das „dumme“ Zirkular

Gortschakows von 1875, diese Stimmung auf Rußland übertragen, mit Unrecht, denn Gortschakow sei ein überlebter Mann, den er fast gar nicht mehr konsultiere. Kaiser Wilhelm wies diese Beschwerden als unbegründet zurück, versicherte namentlich, Bismarck denke über Rußland wie früher, eingedenk der Haltung Rußlands 1870, habe deshalb 1876/77 eine Koalition der Westmächte und Österreichs verhindert. Als der Zar sich am 4. September von seinem Onkel verabschiedete, beteuerte er, Graf Adlerberg, Miljutin und Giers hätten sich sehr erfreut darüber ausgesprochen, daß nun die Mißverständnisse aufgeklärt seien; nur über Österreichs Haltung 1877/78 war er unzufrieden, da die Abkunft von Reichstadt die Besetzung Bosniens nur unter der Voraussetzung zugelassen habe, daß Österreich sich irgendwie am Kriege beteilige, was dann ja unterblieb. An demselben Morgen hatte Kaiser Wilhelm noch Besprechungen mit Adlerberg, Giers und Miljutin (dem Kriegsminister). Auch hier hob er einerseits „sehr bestimmt" die feindselige Haltung der russischen Presse hervor, die sich hoffentlich nach den neuen strengen Erlassen bessern werde, da sonst „Zerwürfnisse" zu besorgen seien, andrerseits (gegenüber Miljutin) die russischen Rüstungen, die ganz Europa alarmiert hätten. Miljutin suchte diese Aufstellungen damit zu begründen, daß die russische Armee, die sehr verzettelt sei, einen „Kern" brauche, der den europäischen Verhältnissen gewachsen sei. Zudem habe man Nachrichten, „daß sich eine Koalition zwischen Österreich, England und vielleicht Frankreich bilde"; England wühle in Kleinasien, und ein Konflikt im Orient sei nahe. Kaiser Wilhelm widersprach diesen Befürchtungen; sobald nur erst die Kongreßbeschlüsse vollständig durchgeführt wären, sei kein neuer Krieg dort zu besorgen, denn vor allem bedürfe die Türkei des Friedens.

Die ausführliche Darlegung dieser Unterredungen, die während der Manöverreisen in Ostpreußen und Pommern aufgezeichnet wurden, begleitete Kaiser Wilhelm, der inzwischen Bismarcks Denkschrift vom 2. September erhalten hatte, am 10. September mit einem ausführlichen Schreiben an Fürst Bismarck, das er erst am 12. in Stettin beendete. Nach dem, was in Alexandrowo besprochen worden, bestünde eine Gefahr von russischer Seite her nicht; da somit die Prämissen Bismarcks wegfielen, so könne er zu dessen Projekte die Hand nicht bieten, nachdem er soeben sich mit seinem persönlichen

Freunde, nächsten Verwandten und Bundesgenossen in guten und bösen Zeiten freundschaftlich ausgesprochen habe. Und doch habe Bismarck schon mit Andrassy davon gesprochen und sogar dem Kaiser Franz Joseph Mitteilung machen lassen! Gefahren möchten von Rußland vielleicht bei einem Thronwechsel drohen, aber ein solcher sei doch nicht so nahe, und Bismarck selbst habe immer vor Verträgen wegen bloßer Eventualitäten gewarnt. Bismarck möge nach Wien gehn und dort in pourparlers über die gegen eine etwaige feindliche Haltung Rußlands zu ergreifenden Maßregeln eintreten, aber zu irgend einem Abschluß einer Konvention oder gar Allianz autorisiere er, der Kaiser, seinem Gewissen nach ihn nicht. Es sei ihm sehr schmerzlich, daß es scheine, als ob sie zum erstenmale seit siebzehn Jahren sich nicht verstünden, aber er sei überzeugt, daß ein Verständnis zwischen ihnen wieder eintreten werde. Dieser Hoffnung gab der Kaiser auch in einem zweiten Schreiben aus Stettin vom 15. September Ausdruck, nachdem er ein Telegramm Bismarcks vom 7. September und einen weitern Bericht von ihm erhalten hatte. Bedenken machte ihm nur die (geheime) Konvention mit Rußland, die in Petersburg während des von ihm in Begleitung von Bismarck und Moltke dort abgestatteten Besuchs (27. April bis 8. Mai) 1873 von Moltke und Barjatinsky abgeschlossen und von beiden Kaisern, aber ohne Bismarcks Gegenzeichnung, unterschrieben war und beide Mächte zur gegenseitigen Unterstützung gegen Angriffe verpflichtete. Ohne dieses Petersburger Abkommen zu kündigen, meinte Kaiser Wilhelm jetzt einen Vertrag mit Österreich nicht abschließen zu können; andernfalls war er geneigt, Rußland den Beitritt zu einem solchen offen zu lassen.

Mit großer Mühe gelang es dem Grafen Stolberg, Bismarcks Stellvertreter, den Kaiser zur Genehmigung des beabsichtigten Vertrags mit Österreich zu bewegen; aber auch jetzt verlangte der alte Herr, daß dabei jede Möglichkeit ausgeschlossen bleibe, Österreich gegen Rußland zu unterstützen (was doch der Kern des Bündnisses war), indem er sich auf jene Konvention von 1873 berief. Er nahm Stolberg den Handschlag darauf ab, daß er mit niemand als mit Bismarck darüber sprechen wolle. Auch nach der Genehmigung war er sehr bewegt, sagte, dieser Entschluß sei ihm äußerst schwer geworden, er habe doch geglaubt, Fürst Bismarcks bewährtem Rate

folgen zu sollen. Nach dem Vorschlage Stolbergs, der darüber dem Reichskanzler aus Berlin am 17. September berichtete, sollte daher bei dem Abkommen ein Zusatz gemacht werden, wonach der Kaiser an Alexander II. wolle schreiben können, er sei von den friedlichen Eröffnungen Subarows (der zum russischen Botschafter in Berlin bestimmt war) befriedigt und wolle als Beweis seiner Solidarität und Offenheit mitteilen, daß er im Begriffe stünde, mit Österreich einen Vertrag abzuschließen, durch den die sorgsame Pflege guter Beziehungen versprochen und nur für Angriffsfälle gegenseitige Hilfe zugesagt würde.

Inzwischen hatte Fürst Bismarck auch dem Könige von Bayern am 10. September Mitteilung von seiner Absicht gemacht und von diesem unter dem 17. September die Versicherung vollster Zustimmung erhalten, worauf er am 19. dankend erwiderte.[1] In Besitz auch der Mitteilungen Stolbergs schrieb er am 20. September an Andrassy, der Kaiser habe sein prinzipielles Einverständnis mit einer Konvention erklärt, vermöge deren sich beide Mächte gegenseitig versprechen, auch ferner für die Erhaltung des Friedens und namentlich für die Pflege ihrer gegenseitigen friedlichen Beziehungen mit Rußland einzutreten, in dem Falle aber, daß eine von ihnen von einer oder mehreren Mächten angegriffen werden sollte, diesen Angriff mit ganzer Macht gemeinsam abzuwehren. Er sei also ermächtigt, eine Defensivallianz bedingungslos und mit oder ohne bestimmte Zeitdauer vorzuschlagen, und bäte um eine mündliche Besprechung. An demselben Tage reiste er nach Salzburg, am 21. September abends traf er, unterwegs auf allen Stationen mit stürmischem Jubel empfangen, in Wien[2] ein und hatte hier in den nächsten Tagen mit allen maßgebenden Persönlichkeiten, dem Kaiser Franz Joseph, Andrassy, Haymerle (dem bereits bezeichneten Nachfolger Andrassys), Tisza u. a. mehr ausführliche Besprechungen.

Am 24. September konnte der Vertragsentwurf in Schönbrunn unterzeichnet werden, am Abend desselben Tags verließ Bismarck Wien, um nach Berlin zurückzukehren, wo er am Mittag des 25. eintraf.

Inzwischen hatte sich Kaiser Wilhelm zum Herbstaufenthalt nach

---

[1] Vgl. G. u. E. II, 238 ff.

[2] a. a. O. 254 f.

Baden-Baden begeben. Da dem Reichskanzler die Rücksicht auf seine Gesundheit nach der angreifenden Gasteiner Kur verbot, persönlich dorthin zu gehen, so entsandte er am 29. September den Grafen Stolberg, um die Zustimmung des Monarchen zu dem Vertrage zu erlangen, dessen Text er ihm mit den Protokollen schon am 24. von Wien aus zugestellt hatte.[1] Der Kaiser wollte davon zunächst nichts hören. Er nannte in einem Briefe an Bismarck vom 2. Oktober den Abschluß einer Allianz, die sich ausdrücklich gegen Rußland richte, nach den Besprechungen von Alexandrowo und ohne Mitteilung in Petersburg eine „Illoyalität," verweigerte die sofortige Ratifikation des Vertrags und bezeichnete es als den einzigen Ausweg aus dem „Dilemma," in dem er sich mit seinem Gewissen und seiner Ehrlichkeit gegen Rußland befinde, daß man diesem sofort Mitteilung mache und es zum Beitritt auffordere, sobald es nämlich auf die Frage, ob es sich auf eine defensive Politik gemäß dem Berliner Vertrage auch gegenüber Deutschland und Österreich beschränken wolle, eine bejahende Antwort gegeben habe. Demgemäß wollte er manche wesentliche Abänderungen des Vertrages; namentlich sollte Österreich sein Versprechen zum Beistande auch auf Frankreich ausdehnen. Auch ein langes Telegramm Bismarcks vermochte den Monarchen in dieser seiner abweichenden Auffassung nicht zu erschüttern.

Um dem Kaiser entgegenzukommen, hatte Fürst Bismarck bereits am 29. September einen Vorschlag an Andrassy gerichtet, in welcher Weise etwa eine Mitteilung an Rußland möglich sei, ohne den Zweck des Vertrags zu gefährden. Andrassy verwarf jedoch (aus Schönbrunn vom 3. Oktober) jede Mitteilung vor der Unterzeichnung des Vertrags als bedenklich. Nachher könne ein vereinbartes Memorandum mitgeteilt werden mit der Erläuterung, daraus ergebe sich der rein defensive Zweck des Vertrags, dem Rußland jede Spitze abbrechen könne. Eine Notwendigkeit, auch den Text mitzuteilen, werde dann vermieden und müsse vermieden werden. Ehe er irgend eine Mitteilung vor der Unterzeichnung der Abmachung zugebe, wolle er lieber gar keinen Vertrag. Im letzten Augenblicke drohte dieser also noch zu scheitern. Es kostete noch einen harten Kampf

[1] In diesen Zusammenhang gehört wohl auch die im Bismarck-Jahrbuch I, 125 ff. mitgeteilte Denkschrift.

in Baden-Baden, ja Bismarck mußte sogar im Einvernehmen mit dem Staatsministerium wieder die Kabinettsfrage stellen, um den Widerstand des Kaisers zu besiegen.[1] Auch als dieser seine Einwilligung gegeben hatte, fühlte er sich, wie der in Baden verweilende Kronprinz, der mit dem Vertrage ganz einverstanden war, aber auf seinen Vater keinen Einfluß hatte, dem Reichskanzler am 4. Oktober vertraulich mitteilte, „kreuzunglücklich“ und wiederholte fortwährend, er habe sich durch seine Entscheidung entehrt und sei treulos seinem Freunde, dem Zaren, gegenüber geworden. Am 4. Oktober kehrte Graf Stolberg mit der Unterschrift des Monarchen nach Berlin zurück, am 5. hielt das Staatsministerium unter dem Vorsitze des Reichskanzlers in dieser Angelegenheit eine Sitzung, am 7. wurde das Bündnis von Andrassy und dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß in Wien unterzeichnet, am 15. Oktober 1879 auch von den beiden Kaisern vollzogen. Die Lage war in diesem Augenblicke so gespannt, daß man sich in Berlin auf den Krieg mit Rußland gefaßt machte, und Ende Oktober der Feldmarschall Moltke in Dresden erschien, um dem König Albert von Sachsen, dem erprobten Führer der Maasarmee 1870/71, den Oberbefehl gegen Rußland anzubieten.[2] Um so berechtigter und notwendiger erschien es, wenn Kaiser Wilhelm dem Drange seines Herzens Genüge leistete, indem er am 4. November an Alexander II. ein ausführliches Schreiben als Begleitung einer Denkschrift richtete, um ihn über die Entstehung und die durchaus defensive Absicht des deutsch-österreichischen Bündnisses aufzuklären. Er verbarg ihm dabei aber keineswegs, daß die Haltung der russischen Presse und die auffällige Verstärkung des russischen Heeres Europa noch immer in Unsicherheit halte, weil sie die Befürchtung erwecke, es könne den Nihilisten und Panslawisten doch noch gelingen, für ihre revolutionären Pläne die russische Regierung mit fortzureißen. In diesem Falle werde sie allerdings dem gemeinschaftlichen Widerstande ihrer Nachbarn begegnen.[3] Zur Begründung des deutsch-österreichischen Bündnisses als einer völkerrechtlichen Wiederherstellung des alten Deutschen Bundes zum Zwecke gemeinsamer Verteidigung hatte Fürst Bismarck in Varzin am 30. Oktober einen Entwurf aufgesetzt, den

[1] G. u. E. II, 247 f.

[2] Grenzboten von 1893, IV. Quartal, S. 195.

[3] H. Kohl, Wegweiser 178 ff.

der Kaiser für sein Schreiben wenigstens in seinen Hauptgedanken benutzte. Alexander II. antwortete aus Livadia am 2./14. November mit dem Ausdrucke des Dankes für die Offenheit seines Oheims und der Freude darüber, daß nun die vollkommne Verständigung der drei Kaiser wieder hergestellt sei. Zugleich versicherte er nochmals, daß die russischen Rüstungen keine Drohung sein sollten, und beteuerte, daß die panslawistischen Bestrebungen keinen Einfluß auf die Regierung ausübten, der Nihilismus aber mit allen Mitteln bekämpft werde.[1] Damit war die Spannung, die zum Kriege zu führen drohte, zunächst gelöst.

So hatte Fürst Bismarck sachlich seinen Willen durchgesetzt, Kaiser Wilhelm aber es erreicht, daß den Traditionen, an denen sein Herz hing, und freundschaftlichen Empfindungen für seinen Neffen insofern Rücksicht getragen wurde, als er die in dem Bündnis liegende Spitze gegen Rußland möglichst verhüllte und es ganz von Rußlands Haltung abhängig machte, ob sie jemals hervortreten sollte oder nicht. Für das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler, zweier in ihrer Art charakterstarken Naturen, das sich in fortwährenden Konflikten und Ausgleichungen bewegte und bewegen mußte, kann nichts bezeichnender, für die Empfindungen des Betrachters nichts ergreifender sein, als diese Vorgeschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1879.[2]

Die Ausgestaltung des Zweibundes zum mitteleuropäischen Dreibunde kam erst mehrere Jahre nachher durch den Beitritt Italiens am 2. Januar 1883 zu stande. Denn zu der Zeit, als der deutsch-österreichische Vertrag abgeschlossen wurde, und noch später hatte Fürst Bismarck zwar wohl den Wunsch, das Königreich als Bundesgenossen zu gewinnen und in Gastein 1879 dem italienischen Ministerpräsidenten Cairoli auch wohl angedeutet, daß Italien als dritter im Bunde willkommen sei, aber unter diesem radikalen Ministerium,[3] dem ersten König Humberts (seit 1878),

---

[1] H. Kohl, Wegweiser 180 ff.

[2] Kurz hat darüber der Fürst einmal einem süddeutschen Abgeordneten von Hölder erzählt. Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews II, 100 f. Fürst Bismarck und die Parlamentarier III, 6 f.

[3] Cairoli war ein alter Mazzinist und Garibaldianer, einer der vergötterten „Tausend von Marsala."

an dessen Stelle erst am 17. Mai 1881 das Kabinett Depretis-Mancini trat, erschien Italien dem deutschen Reichskanzler keineswegs als eine friedliebende und konservative Macht. In einem Briefe an den Prinzen Reuß aus Varzin vom 28. Januar 1880 sprach er die Meinung aus, von der der Botschafter in Wien gelegentlich und vorsichtig Gebrauch machen sollte, die österreichische Regierung möge, da die italienische Regierung die Irredenta zwar nicht gerade fördere, aber doch gewähren lasse, die Vereine und die Presse in Österreich, die ein Interesse an der Wiederherstellung des Kirchenstaates und des Königreichs Neapel hätten, etwas mehr zu Wort kommen lassen, um Italien gewissermaßen in die Verteidigung zu drängen, auch im deutschen Interesse. Denn die gegenwärtige Haltung Italiens erschien ihm als eine konstante Ermutigung für die Kriegspartei in Rußland. Seit Jahr und Tag habe er den Eindruck, daß Italien geneigt sei, sich einer russischen Kriegspolitik zur Verfügung zu stellen, wenn ihm Landgewinn und die adriatische Küste dafür geboten würden. Die Beziehungen, die man zwischen den beiden Armeen, der italienischen und der russischen, anzuknüpfen suche, und die Verschiebung des Schwerpunktes der italienischen Armee nach Norden unterstützten diesen Eindruck nicht minder, wie die Wahrnehmungen bei Abstimmungen der Großmächte unter sich. Die Mächte, die den Frieden wollen, würden also ihre Rechnung in diesem Sinne machen müssen. Interessant wäre es auch, etwa vom päpstlichen Nuntius (Jacobini) in Wien zu erfahren, wie die italienische Prälatur über derartige Schachzüge denke.

Die entscheidende Wendung zu den mitteleuropäischen Mächten hin machte Italien, als die Entrüstung über die französische Besetzung Tunesiens im Mai 1881 das Ministerium Cairoli zu Falle brachte und eine tiefe Kluft zwischen Italien und Frankreich aufriß. Im Oktober desselben Jahres erschien das italienische Königspaar in Wien, und am 2. Januar 1883 vollzog Italien seinen formellen Anschluß an das deutsch-europäische Bündnis, das es von Rußland abrückte und es gegen einen Angriff von Frankreich her sicher stellte. Das Feld für deutsch-feindliche Koalitionen, das Fürst Bismarck immer weiter einzuengen strebte, war wieder um einen ansehnlichen Raum verkleinert.

Anhang

Jugendideale — In den Kreisen der Gothaner — Im schleswig-holsteinischen Kriege und unter den Augustenburgischen — Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig

Jugendideale

Olmütz hatte mich nach Amerika getrieben — der Niedergang der nationalen Hoffnungen und Bestrebungen, die in den Jahren 1848 bis 1850 ihr Ziel erreichen zu wollen schienen. Nicht minder aber hatte mir den Aufenthalt daheim die Reaktion verleidet, die seit dem Frühling von 1849 über die demokratischen Freiheitsideale der Deutschen hereingebrochen war.

Schon auf der Dresdner Kreuzschule hatte ich einer Burschenschaft angehört, die nach der üblichen träumerischen Weise, heute in Prosa, morgen in Versen, für jene Ideale schwärmte und sich für sie zu kämpfen vorbereitete. Ein früherer Leipziger Burschenschafter, Dietsch von Annaberg, damals Hilfsarbeiter bei einem Dresdner Sachwalter, später Mitglied der äußersten Linken in der Paulskirche, zuletzt Redakteur eines radikalen Blattes in St. Louis, nahm sich unsrer bei diesen Bestrebungen an und vereinigte die Begabtern und Eifrigern zu einem „Kränzchen,“ wo er sie auf seine Art zu bilden und aufzuklären versuchte. Alte Studenten von der „Kochei“ in Leipzig und vom „Burgkeller“ in Jena, die uns von Zeit zu Zeit besuchten, thaten in dieser Richtung ebenfalls das ihrige. Die Schriften von Rotteck und Welcker, dann Ruges „Hallesche Jahrbücher,“ die Brüder Bauer, Feuerbach, andre Junghegelianer, dazwischen Thomas Paines „Menschenrechte,“ zuletzt die flammenden Phrasen der Herweghschen Dichtungen förderten weiter. Unfähig, den Gedankenkreis, in den sie hineinführten, an der Erfahrung zu prüfen, schwor man auf die Worte der Meister, auch wo man sie nur halb oder gar nicht verstand, eignete sich ihre Redensarten an und „überwand Standpunkte“ mit ihnen, was das Selbstgefühl steigerte und die Unklarheit des Gemischs, das aus allen diesen Einflüssen entstanden war, nicht verminderte. Nur radikaler war man geworden oder, wie es in diesen Tagen hieß,

„gesinnungstüchtiger“ und, wenigstens der Form nach, minder sentimental. Hatte es früher genügt, einen Politiker als pflichttreu zu verehren, wenn er der Regierung widersprach und Hindernisse in den Weg legte, so mußte er jetzt, wenn er Anspruch auf volle Hochachtung haben sollte, Republikaner sein und nebenbei von Prinzips wegen die Kreuze aus der Erde reißen und zu Schwertern umschmieden wollen. Hatte man sich anfänglich an „Freiheit, die ich meine,“ erbaut, dem „lieblichen Engelsbild,“ das „seinen Reigen nur am Himmelszelt führte,“ so sang man jetzt, freilich ohne sich Praktisches dabei zu denken: „Im Myrtenzweig will ich tragen das Schwert wie Harmodius und Aristogiton,“ und sah in Danton und Robespierre, freilich ohne deren wahren geschichtlichen Charakter zu kennen, Heroen, die als Vorbilder dienen konnten.

Auf der Universität hatte diese Verstandes- und Gemütsverfassung keine wesentliche Änderung erfahren. Neben meiner Fachwissenschaft und studentischem Sport trieb ich während dieser Jahre in der innern Verbindung der Leipziger Markomannia ungefähr wie auf der Schule Politik und — eine Zeit lang unter der Leitung Wuttkes, des demokratischen Querkopfs — Geschichte, lernte aus Broschüren und Zeitungen etwas mehr von den Verhältnissen draußen und von dem kennen, was die Agitation für einen Umschwung darin vorhatte, freute mich an den Siegen, die die Liberalen gelegentlich in den kleinen deutschen Landtagen erfochten, und an den theatralischen Demonstrationen, die außerhalb davon von den Führern in Szene gesetzt wurden, und erhoffte inbrünstig den baldigen Anbruch der Zeit, die uns vergönnen sollte, Größeres zu sehen und dabei zu helfen.

Nachdem ich meine Studien beendigt hatte, war ich in Leipzig in Verbindung mit den Leuten geblieben, die vorher bei den Markomannen als ältere Freunde und Mentoren gewirkt hatten. Allwöchentlich nahm ich an den Beratungen der famosen Sonnabendsgesellschaft in Stolpes Restauration, wo Robert Blum und Ruge den Vorsitz führten und ihre politische Weisheit vortrugen, als lernbegieriger Zuhörer teil. Mit Jäkel, der sich St. Just zum Muster gewählt und sich durch seinen blauen Rock bei der Dresdner Cour einen Namen gemacht hatte, schloß ich Freundschaft. Nach den Märztagen von 1848 genoß ich im „Vaterlandsvereine“ weitere

Ausbildung und hatte hier eines Tages die Genugthuung, enthusiastisch mitzujauchzen, als Georg Günther die bis dahin in diesem Kreise unerhörte Kühnheit hatte, öffentlich zu bekennen, daß die Republik zu erstreben sei, wenn es besser werden solle. Blum starb für mich als Märtyrer der nationalen Idee. Nur ein Zufall — vielleicht eine Fügung — verhinderte, daß ich mich am Dresdner Maikampf mit den Waffen beteiligte.

Die Reaktion hatte mich nicht zu bekehren vermocht. Ich blieb vorläufig schwarzrotgoldner Republikaner, begriff aber allmählich, daß die hierzu gehörigen Ideale sich in Deutschland bis auf weiteres nicht verwirklichen ließen, und da ich mich von ihnen nicht zu trennen vermochte, reifte nach und nach der Entschluß, sie mit Abstreifung des Schwarzrotgold anderswo zu suchen. Diesseits des großen Wassers war es — so wähnte ich — mit der Hoffnung auf deutsche Einheit, die ich mir nur in rein demokratischer Form vorstellen konnte, für meine Lebenszeit aus; jenseits — so träumte ich — blühte wenigstens die Republik und trug gute Früchte, darunter auch goldne.

So reiste ich im Juni 1851 von Leipzig über Bremen nach der Neuen Welt ab. — — —

Buschs Erlebnisse in Amerika hatten folgenden Schluß:

Für mich war die Moral der Sache die Überzeugung, daß die unbeschränkte Selbstregierung, die reine Demokratie, wie sie sich in Amerika ausgeprägt hat, der Kirche und namentlich dem Stande der Geistlichen nicht gesund ist, und die Ahnung, daß meine bisherige Ansicht, nach der die Republik die allein seligmachende Staatsform war, sich auch vom weltlichen Standpunkte aus am Ende anfechten lassen könne, wenn man mit Menschen gewöhnlichen Schlags und nicht mit Idealen rechnete.

Es war der Anfang zur Aufklärung und zur Bekehrung zu realistischerer Auffassung politischer Dinge.

Die Umwandlung meiner Vorstellungen von dem Segen, den eine Republik über ihre Bürger verbreiten sollte, machte weitere Fortschritte an andern Erfahrungen. Ich lernte die englische und die deutsche Presse verschiedner Staaten des Westens kennen und begegnete dabei wiederholt mit Verdruß und Widerwillen Proben des niedrigen Bildungsstandes, des verleumderischen Geistes und des ordinären Tons, die namentlich die Blätter charakterisierten,

die die öffentliche Meinung unsrer Stammgenossen in Ohio und Missouri vertraten. Zum Erschrecken roh waren die Demonstrationen bei den Aufzügen, die die demokratische Partei während der Wahlen in Cincinnati veranstaltete. Gar nicht angenehm empfand ich ferner die Anwendung des Grundsatzes der Gleichheit aller von seiten der niedern Schichten der Gesellschaft, die Unverfrorenheit und Anmaßung, mit der sich Leute dieser Klasse dem ihnen völlig Fremden an öffentlichen Orten, im Eisenbahnwagen und in der Kajüte des Dampfbootes aufdrängten. In mehr als einer Beziehung sah die Freiheit, wie sie von der herrschenden Majorität in der Legislatur verstanden wurde — ich denke hier unter anderm an die Gesetze in betreff der Sonntagsheiligung und des Verkaufs geistiger Getränke —, der ärgsten Tyrannei aufs Haar ähnlich. Selbst wenn man von dem, was den Parteiführern und Landesvertretern in den Zeitungen und Volksversammlungen nachgesagt wurde, die Hälfte als Übertreibung oder Erfindung ihrer Feinde abrechnete, blieb an ihnen noch ein reichlicher Rest von Untugend und Schande aller Art, Ränkesucht, Heuchelei, Verlogenheit und Bestechlichkeit hängen, und selbst die Reden und Handlungen der vornehmsten unter ihnen unterlagen dem Verdacht selbstsüchtiger Beweggründe. Der durchgehende Wechsel in der Besetzung aller Beamtenstellen endlich, der die Folge jeder Wahlschlacht auf dem Gebiete der obern Regierungs- und Verwaltungsbehörden war, machte die Republik auch nicht zum Gegenstande der Verehrung. Der kurze Dienst konnte nicht zu genügender Routine und Erfahrung verhelfen. Ein ungeheurer Schwarm von Strebern und zünftigen Politikern, die einer Partei nur angehörten, um ein Amt zu gewinnen, war erzogen worden. Die geringe Dauer der Anstellung veranlaßte zu rascher Ausbeutung derselben nach dem Sprichworte: Wer im Rohre sitzt, schneide sich Pfeifen. Gewiß, es war nicht die ideale Republik, der vollkommne Staat, was ich vor mir sah, es war nicht die Bändigung und Beschränkung des Egoismus und dessen Nutzbarmachung zum Heile aller, es war ungefähr das Gegenteil davon, und wenn ich anfangs im Hinblick auf die ungeheure materielle Entwicklung der Union die moralischen Mängel ihrer Zustände entschuldigte und von der Zukunft besseres hoffte, so schwand die Neigung hierzu vor neuen Beobachtungen und Erlebnissen mit jeder Woche mehr.

Auch die Erfahrungen, die ich unter den deutschen Flüchtlingen von 1849 machte, gefielen mir wenig. Die einen von diesen Herren, die damals in Frankfurt, in Baden und Sachsen die Republik hatten aufrichten wollen, waren im Grunde Partikularisten, die ihren Kantönligeist hinter der Phrase „Vereinigte Staaten von Deutschland“ verbargen, die andern Kosmopoliten, denen das Vaterland weit unter dem stand, was sie Freiheit nannten, wieder andre eingestandnermaßen Anarchisten, die nur verneinten, und denen die Revolution Selbstzweck war. Kaum einer hatte sich die Fähigkeit bewahrt, die Verhältnisse, wie sie sich nach seiner Entfernung von daheim in Deutschland und in Frankreich, ihrer Haupthoffnung, gestaltet hatten, einigermaßen zu würdigen und in seiner Berechnung der nächsten Zukunft zu veranschlagen. Es paßte ja nicht in die Doktrin und Theorie, die sie mit über die Grenze genommen und getreulich bewahrt und gepflegt hatten. Die meisten nahmen es übel, wenn man ihnen andeutete, daß sich die Lage der Dinge drüben inzwischen vollständig verändert hatte und die Stimmung der großen Masse der Bevölkerung gleichfalls. Manche wurden darüber sogar mißtrauisch gegen den, der Zweifel äußerte, wenn sie ihre Chimären von baldiger triumphierender Rückkehr nach Europa entwickelten, und ihr Argwohn verstieg sich dann zuweilen zu grober Bedrohung des vermeintlichen Sendlings der reaktionären Regierungen. Beinahe überall endlich begegnete man Leuten, die sich selbst und das, was sie geleistet, erheblich überschätzten.

In Newyork hatte ich bald nach meiner Ankunft durch Zufall Blenker kennen gelernt und von ihm sofort den Rücken gesehen, als ich mir einen leisen und unmaßgeblichen Einwurf gegen seine Meinung erlaubte, daß es noch in diesem Jahre zu einer neuen Revolution in Süddeutschland und zur Eroberung auch des Nordens für die Republik kommen werde. Struve, den ich dort als Kuriosität besuchte, war noch mehr oder, wenn man will, noch weniger als der komische Sanguiniker und der in Schrullennebeln umherfahrende Geist, den ich in ihm erwartet hatte. Der Zank zwischen ihm und dem maßlos eingebildeten Heinzen hatte den höchsten Grad der Widerwärtigkeit erreicht. Im „Kaiser Napoleon“ zu Cleveland sprach ich Barrikadenmänner aus Sachsen, die der Überzeugung lebten, daß auch der Yankeerepublik eine Revolution bevorstehe. In der ersten

Woche des November erschien in Cincinnati Gottfried Kinkel, um als Kossuth en miniature das Volk für die intervention for non-intervention*) zu stimmen und nebenher im Auftrage der Londoner Emigration Beiträge zu sammeln, mit denen die Spesen einer neuen deutschen Revolution bestritten werden sollten. Er durchzog mit diesen Absichten und offenbar in der Meinung, jene Londoner Emigration und die amerikanische repräsentierten das deutsche Volk, einen großen Teil der Union und kam auch nach Missouri und Illinois, wo ich ihm in St. Louis und Belleville wieder begegnete. Eine stattliche Erscheinung, ein formgewandter Redner, augenscheinlich überzeugt und begeistert von der Möglichkeit der Unmöglichkeiten, die er vortrug, fand er bei den deutschen Gemeinden im Westen viel Beifall und Zulauf, und selbst eine Anzahl von Amerikanern schien sich für ihn und seine Sache zu interessieren. Doch erkannte man mit guten Augen bald, daß die Teilnahme der letzten entweder auf dem Gefallen des Yankees an allem Sensationellen und Aufregenden oder auf der Absicht beruhte, ihn für ihre Parteibestrebungen zu benutzen, die Gelegenheit, sich selbst auf das Piedestal zu stellen, die sein Auftreten bot, zu ergreifen und sich den deutschen Mitbürgern durch Mitsprechen in deren Sinne für die nächsten Wahlen zu empfehlen. Die „Intervention für Nichtintervention" war eine Phrase und blieb das selbstverständlich. Die Kasse, die Kinkel und sein Begleiter Hillgärtner zum Empfang von opferwilligen Beisteuern für eine große Revolution mit sich führten, sah solcher Opfer — ebenfalls selbstverständlich — nicht einmal so viel, daß man davon einen Putsch im Schweizerstil hätte ins Werk setzen können.

„Die Kinkeliade — so schrieb ich in Cincinnati in mein Tagebuch — ist im vollen Gange. Alle Hebel sind in Bewegung gesetzt, alle Hähne aufgedreht, alle Register gezogen. Laut brüllen die Zeitungslöwen. Ein sinnebetäubendes Debattieren, Organisieren, Pokulieren und Bramarbasieren klingt durch die deutschen Bierhäuser. Meetings männlichen und weiblichen Geschlechts beschließen, daß Germanien frei werden muß wie »Kolumbien, das glückliche

*) Einspruch der Vereinigten Staaten gegen jede Einmischung der monarchischen Nachbarn einer europäischen Nation, die bei sich die Republik einzuführen gewillt sind.

Land«. Schon hat Apotheker Rehfuß bare hundert Dollars auf den portabeln Altar des Vaterlandes gelegt, den der Sekretär des Agitators im Koffer mitgebracht. Drei amerikanische Litteraten haben sich für die zukünftige deutsche Republik erklärt und werden alles, was in ihren Kräften steht, zu ihrer baldigen Errichtung thun. Der Mayor von Porcopolis*) hat sie durch eine Visite bei Kinkel stillschweigend im voraus anerkannt. Das Gerücht verbreitet sich, daß dreizehn von den Teilnehmern an dem Fackelzuge, der gestern zweitausend Mann stark durch die stauenden Straßen paradierte, sich zu einer Kompagnie zusammengethan und auf der Stelle die nötigen fünf Offiziere gewählt, auch bereits die große Trommel bestellt haben, die ihnen als Regulator ihrer Schritte bei der Eroberung Deutschlands für den Londoner Revolutionsverein und die Rugesche Philosophie vorangetragen werden soll. Alles ist so weit im besten Zuge. Der Berg kreißt — auch die Maus, die er gebären wird, steckt schon den Kopf aus dem Loche."

Ähnliche Ketzereien vertraute ich meinem Notizbuche in St. Louis und in Belleville an. Am besten nahm sich bei dem Redeschmaus, der im Courhause des letztgenannten Städtchens veranstaltet wurde, Hecker aus, der sich mit seiner Farm auf der benachbarten Prairie dazu eingestellt hatte. Weniger behagte mir tags darauf mein alter Freund und Lehrer in der Staatskunst, Dietsch von Annaberg, mit seiner Antwort auf die Bemerkungen, die ich in betreff dieser Bestrebungen gegenüber den damaligen deutschen Zuständen und Stimmungen fallen ließ. Sie waren nicht ermutigend, liefen vielmehr auf den bescheidnen Rat hinaus, man möge lieber seinen Frieden mit der Wirklichkeit machen, als ferner Träumen nachhängen. „Höre mal — so erwiderte er —, weißt du wohl, daß du mir verdächtig vorkommst? Dieser Tage haben wir die Namen und das Signalement von sechs Spionen und Werbern veröffentlicht, die die Reaktion, wie uns aus London gemeldet wird, hierher geschickt hat, um unter uns zu kundschaftern und die Leute zu entmutigen. Ich traue nicht, du bist am Ende auch so einer. Aber nimm dich in acht, es kostet mich nur drei

*) Spitzname Cincinnatis, hergenommen von seinen großen Pökelschweinefleischfabriken.

Zeilen in der Tribune, und an demselben Tage noch wirst du in deinem Hotel in bester Form gemobbt."

Die Republik, in die ich ausgewandert war, sah im Leben wesentlich anders und viel weniger einladend aus, als in den Büchern, die mich zu ihr geführt hatten. Und diese Flüchtlinge, diese Pseudopolitiker mit ihren Illusionen, ihrem engbegrenzten Gesichtskreise, ihrem unpraktischen Wesen, ihrem unduldsamen Fanatismus, diese Leute, die allerdings zum Niederreißen und Umstürzen das Zeug zu haben schienen, auf die Frage: Was dann? aber nur unbestimmte Antwort zu geben wußten, und die überdies untereinander in arger Spaltung und bitterm Hader lebten, hatten die Geschicke Deutschlands in die Hand nehmen wollen und dachten noch jetzt daran! In der That, so sagte ich mir, die Republik, die sie geschaffen hätten oder schaffen würden, wäre das Chaos und könnte ohne schweren Schaden für alle nicht vier Wochen Bestand haben, sie wäre die Karikatur der amerikanischen.

Ich hatte in Amerika den Glauben an das eine meiner politischen Ideale verloren, und damit war der an das andre wieder aufgelebt. Das Vaterland konnte auch, es konnte besser unter nicht republikanischer Form einig und groß werden. Dieser Glaube, noch unklar zwar, aber doch schon bestimmend, wies mich nach Hause, und im Februar 1852 folgte ich der Weisung.

In den Kreisen der Gothaner

Zu den Blättern, in denen ich nach der Rückkehr in die Heimat meine amerikanischen Beobachtungen verwertete, traten zuletzt, im Spätherbst 1852, auch die Grenzboten, mit deren damaligen Herausgebern, Gustav Freytag und Julian Schmidt, ich später näher bekannt wurde, und in deren politische Anschauungen ich mich allmählich hineinlebte. 1855 brachte ich, von Freytag dazu veranlaßt, sechs Monate in Schleswig-Holstein zu, studierte, das Land mit guten Empfehlungen im Zickzack durchwandernd, die dortige Dänenwirtschaft und die Stimmung des Volks und erzählte dann in „Schleswig-Holsteinischen Briefen," die zuerst in den Grenzboten erschienen, dem Publikum im Süden der Elbe davon. Im Jahre darauf übernahm ich, auf Freytags Wunsch, die Redaktion des Blattes, dem ich mich indes zuerst nur mit Unterbrechungen widmen konnte, da die Direktion des Österreichischen Lloyd, durch mein Buch „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi" auf mich aufmerksam geworden, mich beauftragte, für litterarische Zwecke der Anstalt den Orient zu bereisen.

Von der letzten der drei Touren, die ich dahin machte, kam ich kurz nach Beendigung des italienischen Krieges von 1859 zurück, um mich nun ganz den Redaktionsgeschäften zu widmen. Sie wurden mir immer geläufiger und lieber, und sie waren mir nicht bloß eine Ehre und Freude, sondern auch eine Schule. Ich lernte mich gewählter, vorsichtiger und gesetzter ausdrücken, und ich gewöhnte mich mehr und mehr an rein verständiges Urteilen in politischen Angelegenheiten. Mit jedem Jahre der Wehen, die der großen Geburtszeit von 1863 bis 1866 vorausgingen, erkannte ich klarer, daß die nationale Frage der nach den Freiheiten, die die liberalen Parteien auf ihre Fahne geschrieben hatten, vorgehen müsse, und daß nur von Preußen das Heil kommen könne. Wesentlich trug dazu der freundschaftliche Umgang mit Schmidt bei, der uns indes

schon 1861 nach Berlin entführt wurde, wo er die Leitung des Preßorgans der Vinckeschen Partei übernahm. Auch sonst gewann ich durch meine Stellung bei den Grenzboten angenehme und nützliche Bekanntschaften, und die meisten davon fanden sich um das letztgenannte Jahr zu einem Kreise zusammen, der, ebensoviel gemütliche Befriedigung als geistige Anregung und Förderung gewährend, zu den besten Erinnerungen meines Lebens gehört.[1]

In einer der zahlreichen Trinkstuben, die die Höfe und Durchgänge der alten Meßstadt Leipzig bergen, versammelte sich in der Zeit, wo der Nationalverein Bedeutung erlangte und die Beisteuern für die preußische Flotte begannen, eine Anzahl von politischen Glaubensverwandten zu einer Gesellschaft, die selbst in dem vielfältig angeregten, gescheiten Klein-Paris in mehrfacher Hinsicht einzig in ihrer Art war. Genauer gesprochen war ihre Geburtsstätte der Offizierstisch der Kitzingschen Bierwirtschaft im Petrinum. Zuerst nur aus drei Mitgliedern bestehend, unter denen Schmidt war, bald aber verstärkt, auch unter den sächsischen Marssöhnen nicht ganz am rechten Orte, zog sie, um mit dem komischen Dichter der Genossenschaft zu reden:

> Wie Israel, als es gewachsen,
> Aus der Ägypter Mitte schwand,

nach einigen Wochen hinüber zum zweiten runden Ecktische des Zimmers. Dienstags und Freitags war es, wo man sich abends zwischen sieben und neun bei dem schweren Gerstensaft des Wirtes einzufinden pflegte, um nach des Tages Last und Arbeit über

---

[1] Gustav Freytag sagt in seinen Erinnerungen: I. Band Seite 166 der gesammelten Werke: ... Deshalb wurde, zumal auch das sächsische Preßgesetz ein Landeskind zum verantwortlichen Redakteur forderte, allmählich wünschenswert, einen besondern Redakteur zu bestellen. Damals war Moritz Busch aus Amerika zurückgekehrt und hatte in dem Blatt (Die Grenzboten) ein ganz ungewöhnliches Talent für Schilderungen und erzählende Artikel erwiesen. So wurde er 1857 zum Redakteur bestellt. Und es soll bei dieser Gelegenheit gesagt werden, daß er durch eine Reihe von Jahren mit treuer Hingabe für das Blatt thätig war zum großen Nutzen für die Grenzboten und zur Freude der Eigentümer, und daß er in dieser Zeit uns beiden (Freytag und Julian Schmidt) auch im persönlichen Verkehr wert und vertraulich wurde. Erst in dem Jahre 1865 zog ihn das Schicksal in andre Bahnen.

allerlei Dinge seine Gedanken auszutauschen. Namentlich aber besprach man die politischen Fragen und Sorgen der Zeit, und nach dem Geiste, in dem dies geschah, hielt die böse Welt sich für berechtigt, diese Tafelrunde deutscher Patrioten „die preußische Verschwörung" zu taufen. Sehr leichtfertig, schon wenn man sich an den eben gemeldeten Ursprungsort der Vereinigung erinnerte. Nicht viele Männer waren es, die sich hier zu zwangloser Unterhaltung und gegenseitiger Erbauung trafen, etwa so viele, wie ein rechtschaffner runder Tisch von Mittelgröße, wenn die Gäste artig zusammenrücken, zuläßt. Aber es war eine angenehme Mischung der verschiedensten Stände, Kräfte und Erfahrungen, und es gab unter den Mitgliedern der Gesellschaft Namen vom besten Klange. Man hörte manche kluge Rede, manch warmes Wort. Gute Laune würzte das Gespräch mit ergötzlichen Einfällen. Wir hatten da unter uns, wie der humoristische Poet behauptete:

Geistvollste Blicke, Glanzmomente,
Gemüt, Charakter und Verstand.

Alle Berufsarten und viele deutsche Landschaften hatten dem „Kitzing," wie wir unsern Klub nannten, werte Teilnehmer gestellt. Die Schule war da und die Universität, die Rechtsgelahrtheit, die Botanik und die Geschichtschreibung, Kaufmannschaft und Buchhandel, Verwaltung und Vertretung der Stadt, der „hohe" Landtag, die dramatische und die epische Poesie, Kritik und Publizistik; auch das Handwerk fehlte nicht. Selbst die Diplomatie glänzte im System der Genossen, und sogar durch ein Doppelgestirn. Die Mehrzahl der Freunde waren Leipziger; unter ihnen waren der frühere zweite Bürgermeister der Stadt und dessen späterer Nachfolger. Andre waren Dresdner, darunter Heinrich von Treitschke, der damals seiner glänzendsten Periode als streitbarer Redner und Essayist nahe war. Wieder andre gehörten ihrer Heimat nach einer weitern Ferne an, wie Schmidt, der Ostpreuße, und Freytag, der Schlesier. Die Schweiz hatte Salomon Hirzel, den Goethekenner, gesandt. England hospitierte in der Person seines Generalkonsuls Crowe, des vielgewanderten, auf den Schlachtfeldern der Krim und Italiens ebenso wie in den friedlichen Stätten niederländischer und romanischer Kunst bekannten Schriftstellers. Es war in der That

ein Kreis, in dem sichs gut Hütten bauen ließ, anregend, wohlthuend wie wenige. Jeder trug sein Teil zu der Summe guter Gedanken bei, die sich in leichtem Geplauder über dem Glase begegneten, der eine scharfes Urteil, der andre Erlebnisse seiner Wissenschaft. Alle waren gute Kameraden, eins in Liebe und Haß, eins im Zusammenklang der Überzeugungen von dem, was der Nation allein frommen könne; nur in betreff der Wege, die dahin führten, bildeten sich mehr und mehr verschiedne Meinungen aus. In einem aber waren und blieben wir alle einig, in der Verehrung vor dem Haupte der Gesellschaft, vor dem, dessen Geist und Wesen sie vorzüglich zusammengeführt hatte, und dessen Liebenswürdigkeit das ganze Rund vor allem erwärmte, wie die Sonne die Planeten ihres Systems, in der tiefen, aufrichtigen Verehrung vor Karl Mathy, dem damaligen Direktor der Kreditanstalt in Leipzig, dem nachmaligen Ministerpräsidenten in Baden.

Nicht häufig geschieht es wohl, daß ein Süddeutscher rasch heimisch wird im Norden, zumal wenn er in gereiftem Alter steht, und nicht oft wird sichs begeben, daß wir Verstandesmenschen von der norddeutschen Ebne einem Volksgenossen aus dem Süden unser Herz zuwenden. Beide Teile der Nation haben ihre besondern Vorzüge, die zu ihrer Annäherung führen, beide aber auch Eigenschaften, die sie für den ersten Augenblick fernhalten. Der Süden ist dem Norden zu idealistisch, zu gemütlich, zu laut, dieser jenem zu sehr auf das Thatsächliche gerichtet, zu zugeknöpft, zu karg mit Äußerungen dessen, was er empfindet, vielleicht zu vornehm.

Nichts von dem allen paßte auf das Verhältnis der Gesellschaft im Leipziger Petrinum zu ihrem Mittelpunkt und Häuptling. Ein Franke seiner Herkunft nach, vereinigte er in seinem Wesen alle Vorzüge der Stämme diesseits und jenseits der Mainlinie schon gewissermaßen durch seine Geburt. Ein heller Verstand und ein reiches Gemüt, beide in einem ereignisvollen Leben, in sehr verschiedner Stellung, in Kämpfen aller Art, in Arbeiten für das Wohl des Volks, bald in der Kammer als Redner, bald in der Dorfschule als Erzieher, bald als Unterstaatssekretär im Handelsministerium des Deutschen Reichs von 1848 geläutert und gestärkt, hoben ihn weit über die allgemeine Anlage seines Stammes hinaus. Ohne die Ideale seiner Jugendzeit zu verlieren, hatte er sich schon

durch sein ursprüngliches Studium, die Kameralwissenschaften, auf Geringschätzung der landläufigen Redensart, der politischen Stubenweisheit und der theatralischen Parteitaktik hingewiesen gesehen und den Grund zu der in seiner weitern Thätigkeit zu seltnem Grade ausgebildeten Erkenntnis gelegt, daß nur der die Welt seinen Idealen dienstbar macht, der mit den Thatsachen rechnet. Ein heißes Herz, über dem ein kalter Kopf saß, glichen sich in ihm aus zu einem der Menschen, wie wir Deutschen sie vor allem brauchen können. Nicht oft brach das heiße Herz hervor, dann aber mit schneidender Energie. Für gewöhnlich war er in Geschäften ein kühler, stiller, rastloser Arbeiter, im Freundeskreise ein anspruchsloser, einfach liebenswürdiger Gesellschafter, und nur ein gewisser Zug leiser Ironie, der bisweilen seine Erzählung oder sein Urteil umspielte, verriet den vornehmen Geist, den der Zuhörer vor sich hatte. In ganz vertrautem Umgange gab er sich in allen Stücken, wie er war und dachte. Eine Freude war es, ihn erzählen zu hören, und er erzählte gern, vorzüglich aus seinen jüngern Jahren. Die Aufzeichnungen, die ich mir davon dann und wann machte, enthalten manches charakteristische Bild aus seinem Lebensgange. Ich finde darunter sein Säbelduell mit einem Heidelberger Kommilitonen, der später einen hohen Posten in der badischen Verwaltung bekleidete, seine Fußwanderung nach Frankreich hinein, der Anziehungskraft nach, die die Julirevolution auf junge Gemüter ausübte, die ersten Versuche des Kameralpraktikanten Mathy, seiner Regierung in der Presse Opposition zu machen, einige noch unbekannte Züge der Dorfgeschichte, deren Held er als Schulmeister von Grenchen war, Charakterköpfe von Hecker und Struve, von Mazzini und seinen Genossen, seinen Bericht über die Art und Weise, wie er Fickler verhaftet, und mancherlei andres Anmutige und Lehrreiche.

Wir alle lernen, wenn wir uns nicht „prinzipientreu" vor der immer werdenden Welt die Augen zuhalten, wir alle überwinden uns, vertagen und schließen Kompromisse, wenn wir uns nicht mit einer Doktrin der Vergangenheit gegen die Lehren der Gegenwart verstockt haben. Die Jugend schwärmt für Ideale, und auch Mathy war nicht davon ausgenommen. „Es wird — so schrieb ich nach einem in engerm Kreise mit ihm verbrachten Abend in mein Tagebuch — Jahre gegeben haben, wo seine politischen Ziele von denen

der Radikalsten nicht eben weit entfernt gelegen haben können, wo er die Marseillaise nicht bloß als prächtige Melodie mit erhabnem Texte verehrt, wo ihn selbst die Carmagnole begeistert haben muß. Stimmte der alte Herr doch gestern, als Rouget de l'Isles Schlachtlied erklungen war, keineswegs rein ironisch lächelnd, den Jakobinergesang von »Madame Capet, die versprochen, ganz Paris erwürgen zu lassen«, an. Mathy ist in seinen Jünglingsjahren in Phantasie und Glauben, dann während seines Aufenthalts in der Schweiz in voller, ganzer Wirklichkeit mehr als liberal, er ist Republikaner gewesen. Er hat dann gelernt an den Menschen und Dingen, daß die Welt unter dem Monde das Vollkommne nicht verträgt, und daß sein altes Ziel sich nicht für deutsche Zustände schickt, und er hat im Frankfurter Parlament und anderwärts mit der ihm eignen rücksichtslosen Entschlossenheit danach gehandelt. Er ist ein Politiker, der, wie sehr ihm auch liberale Reformen am Herzen liegen, wenn er zur Macht gelangte, stramm wie ein Preuße auf Maß und Ordnung nach den Gesichtspunkten des zur Zeit Möglichen halten würde. Wie er, obwohl im allgemeinen freihändlerischen Ideen zugethan, nach seinen gestrigen Äußerungen entschieden für Einführung des Tabakmonopols stimmt, so weiß er sein Bedürfnis nach Freiheit auch sonst der Wirklichkeit zu unterwerfen. Aber die Erinnerung an sein einstiges Ideal ist ihm geblieben, und vielleicht mehr als die Erinnerung. Er bewahrt es, wenn ich mancherlei Äußerungen von ihm nicht unrichtig deute, in einem warmen Winkel seiner Seele wie das Bild einer Jugendgeliebten. Die Sehnsucht nach ihr hat sich nicht erfüllt. Auf sie zu hoffen war ein Traum, aber ein Traum voll beglückender Glut. Eine der Wirklichkeit vergessende Stunde läßt ihn wieder aufleuchten. Dann versinken seine Gestalten wieder, um den Pflichten Raum zu geben, die der Verstand uns auferlegt."

Äußerlich war Karl Mathy eine gedrungne Gestalt von etwas über Mittelgröße, ein schöner Kopf mit spärlich gewordnem, früh ergrautem Haar, unter hoher breiter Stirn ein Paar großer, leuchtender, hellblauer Augen, der Ausdruck der Züge Milde mit Festigkeit gepaart und ein wenig Schelmerei dazwischen. Die Oberlippe trug einen kurz gehaltnen grauen Schnurrbart, das mäßig gerötete Gesicht rahmte ein ebenfalls kurz geschnittner Bart von der Art ein, wie man sie früher in Süddeutschland Demagogenbärte nannte. Seine

Haltung war in der Regel stramm und gerade. Der Gang ein wenig einknickend. Im gewöhnlichen Verkehr klang seine Rede an den badischen Dialekt an, der wie alle südwestdeutschen das N beim Infinitiv und beim Partizip der Vergangenheit sowie beim Plural der Hauptwörter wegläßt und im Perfektum erzählt. Bei öffentlichem Auftreten — er hielt unter anderm in Leipzig einen Vortrag bei der im Mai 1862 vom „Kitzing“ im Schützenhause veranstalteten Fichtefeier — fielen diese Anklänge weg. Wohlüberlegt und darum klar und fließend, gedankenreich, phrasenlos wirkte sein Wort dann mächtig, zumal da es eine sonore Stimme, ruhige, mannhafte Haltung, die nichts von den Theaterkünsten andrer Sprecher hatte, und die leuchtenden Augen unterstützten, die so prächtig die Überzeugungstreue wiederspiegelten, die ihn erfüllte.

Mathy hatte, als er zu uns kam, schon Jahre im Norden gelebt, erst in Gotha, dann in Berlin, und er hatte dort allenthalben Freunde zurückgelassen und nützlich gewirkt. In Leipzig war ihm dazu ebenfalls Gelegenheit geboten. Seine Berufung zum Direktor der Deutschen Kreditanstalt setzte ihm eine Aufgabe, die einem tüchtigen Manne bis auf weiteres genügen konnte. Er hatte die Freude, zu sehen, daß seine Reformpläne von der Mehrzahl der Interessenten gebilligt wurden und sich gedeihlich entfalteten. Seinen Bemühungen dankte das Institut vor allem die Abwicklung von Unternehmungen, mit denen es eine phantastische Spekulation in Verbindung gebracht hatte, und das Wiederemporkommen zu solidem Stande und allgemeinem Vertrauen.

Auch der Freundeskreis, den ich oben schilderte, war ihm eine Verschönerung seines Aufenthalts bei uns. Kaum zwei- oder dreimal, wenn er nicht durch Reisen entfernt war, fehlte er in den drei Jahren, die er in Leipzig lebte, bei den Dienstags- und Freitagsabenden an der runden Tafel auf der Petersstraße. Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr kam er Punkt zehn Minuten nach sieben. Nicht immer mit derselben Regelmäßigkeit ging er, nachdem er sein ein für alle mal feststehendes Maß von Kitzings dunkelm Safte genossen hatte. Aller Augen erwarteten ihn, wenn er im Dampfe des ersten Zimmers hinter den Scheiben der Glasthür erschien, alle hingen an seinem Munde, wenn er sprach. Der Geschichtschreiber unterbrach sich in einer Auseinandersetzung über

das persische Sonnenjahr oder sonst eine entfernte Herzensangelegenheit, der Botaniker vertagte eine begonnene Belehrung über Pilzsporen oder Pflanzenzellen, der Komiker brachte rascher als gewöhnlich einen neugebornen guten Einfall an den Mann, wenn — Er sich zu einer längern Erzählung oder zur Abgabe seiner Meinung über eine auf die Tagesordnung gebrachte Frage anschickte. Mathy hätte nicht die gesellige Natur, nicht der Mann von Herz sein müssen, der er war, wenn ihm diese stille und doch so deutliche Huldigung nicht wohlgethan, er wäre nicht der Patriot gewesen, der er war, wenn es ihm nicht zur Befriedigung gereicht hätte, sich als den Grundpfeiler eines Kreises von Gleichgesinnten betrachtet und behandelt zu sehen. Er gab viel, aber er empfing auch. Er war unser Stolz, aber er hatte auch keine Ursache, die am runden Tische zugebrachten Stunden für verlorne anzusehen.

Leipzig war ihm augenscheinlich wert geworden. Und doch konnte hier nicht seines Bleibens sein. Die Sehnsucht nach der schönern Heimat im Süden, nach den altgewohnten Verhältnissen war ihm niemals erloschen. Sein Reformationswerk in der Kreditanstalt war allmählich in Zug gekommen, was weiter zu thun war, war keine Arbeit für ihn. Vor der Reaktion in Baden hatte er den Staub von den Füßen geschüttelt; jetzt, wo dort guter Wille auf dem Throne saß, und die Sonne einer neuen Epoche aufging, wo wichtige allgemeine Fragen und nicht weniger bedeutungsvolle Fragen seines besondern Faches zur Entscheidung kommen sollten, verlangte es ihn heim und verlangte ihn auch die Heimat. Eine größere Wirksamkeit, neue politische Thätigkeit winkten. Das Ministerium von Roggenbach war gebildet worden, keineswegs ganz aus Staatsmännern von Mathys Überzeugung und noch weniger aus solchen von seiner Charakterstärke. Er konnte ihm neue Kraft, raschern und kühnern Entschluß zuführen, ihm, wie ichs nennen möchte, mehr Rückgrat geben. Es war etwas von Bismarck in Mathy, nur daß jener von der rechten, dieser von der linken Seite auf den wahren Weg zum Ziele gelangt war. Es lag schon im Sommer 1862 etwas von großen Dingen in der Luft, und da hätte es sein Pfund vergraben und nichts von dem berechtigten Ehrgeiz haben heißen, der die Geschichte machen hilft, wenn Karl

Mathy an der hohen und einflußreichen Stelle hätte fehlen wollen, an die ihn ein nationaldenkender und freisinniger Fürst berief.

Mit einer Mischung von Trauer und Freude vernahm der Klub die Nachricht: „Der Staatsrat geht fort.“ Der Stuhl neben der Ecke, den er so oft eingenommen hatte, und auf dessen Stelle jetzt Bismarcks Bild herabsieht, sollte leer stehn fortan. Wir hatten uns verwaist gefühlt, wenn eine Reise ihn uns für eine kurze Zeit entführt hatte, jetzt war es eine Abreise für immer. Noch wehmütiger waren die gestimmt, die sich wie ich nähern Umgangs mit ihm erfreut hatten, aber sie wußten auch noch mehr, daß die Berufung einen Lieblingswunsch von ihm erfüllte, und daß ein Geist wie er dahin gehörte, wo Gelegenheit war, dem Vaterlande in großem Stil und nicht bloß mit gutem Wollen und Reden, sondern mit Thaten zu dienen.

Am 20. September gaben wir ihm ein Abschiedsmahl, bei dem ihm der Humorist der Genossenschaft diese in Gestalt eines Albums mit den Photographien der Mitglieder zur Begleitung in die Ferne überreichte. In den ersten Strophen ein Muster launiger Gelegenheitsdichtung, nahmen die Verse, die der Darbringer dazu sprach, zum Schlusse eine ernste Miene an. Jedem Original der Porträts war es aus der Seele geredet, wenn er endigte:

Und jedes Bild, es soll dir danken
Für jenes Bild, das du uns ließ't,
Das du uns ließ't aus Ernst und Scherzen,
So fest und frei, so klar und mild.
Du gehst — doch uns im tiefsten Herzen
Bleibt eines deutschen Mannes Bild.

Wo die Sonne aufgeht, verbleichen und schwinden die Sterne. Manche glänzende Persönlichkeit, die ich kennen lernte, ist mir in den letzten zehn Jahren weniger hell als vordem erschienen, manche in Vergessenheit versunken. Der Name Karl Mathy steht am Himmel meiner Erinnerungen leuchtend wie der Morgenstern — trotz der Sonne.

* * *

Der Klub des „Kitzing“ bestand nach Mathys Weggang fort und beteiligte sich wie während dessen Anwesenheit in Leipzig lebhaft

an den politischen Fragen, die in den ersten sechziger Jahren die deutsche Welt bewegten, sowie an den Demonstrationen, die zur Förderung der einen und der andern und überhaupt zur Verwirklichung der nationalen Idee ins Werk gesetzt wurden. Man fand sich jetzt zur Besprechung solcher Angelegenheiten auch an andern Orten zusammen, wo ungestörter und in mehr geregelter Form diskutiert werden konnte.

Einige von uns waren dem Nationalverein beigetreten und arbeiteten mit Eifer für ihn. Andre verhielten sich von Anfang an kühler zu ihm. Auch ich vermochte mich nicht recht mit ihm zu befreunden; denn obwohl ich damals Gutes von ihm hoffte, glaubte ich nach einigen Notizen zu schließen, die ich mir im Jahre 1862 machte, einer juristischen Auffassung der Sachlage bei ihm zu begegnen, die mir, ich wußte noch nicht klar, warum, unpraktisch vorkam; auch scheint mir das Strebertum, das sich oft in recht fataler Weise in ihm regte, nicht gefallen zu haben.

Die neue Ära in Preußen hatte Hoffnungen erweckt, aber bald getäuscht; die Berliner Politik war, wie man an ihrem Verfahren in der Öffentlichkeit erkennen mußte, in schwachen, wenigstens noch nicht in den rechten Händen. Das Verhalten Preußens während des italienischen Kriegs war korrekt gewesen, und auch die Art und Weise, wie die Krisis des Zollvereins in Berlin überwunden worden war, hatte befriedigt. Andres ließ zu wünschen übrig.

Die Berufung Bismarcks zur Ministerpräsidentschaft erschreckte; denn man kannte weder ihn noch seine Ziele. Was man von ihm gefürchtet hatte, schien sich in den nächsten Jahren zu erfüllen. Der Verfassungskonflikt trieb uns alle für längere Zeit auf die Seite seiner Gegner. Wir haßten ihn, auch als wir seine bedeutenden Eigenschaften mehr und mehr gewahr wurden, ja je mehr wir sie gewahr wurden, als Verderber der Sympathien, die sich Preußen im übrigen Deutschland erworben hatte. Er war uns der Hauptfeind des Liberalismus, und nur ein liberales Preußen konnte nach unsrer Meinung die Führerschaft der Deutschen mit Recht beanspruchen. Daß bis zu dem Sturze des „reaktionären" Systems, den wir zuversichtlich erwarteten, der Gedanke solcher Führerschaft festgehalten werden müsse, stand uns ebenso fest, wie daß sich einstweilen nicht viel zu dessen Empfehlung thun lassen werde.

So schwamm man im Fahrwasser einer unklaren liberalnationalen Politik, die sich „Volkspolitik“ nannte, weil sie von einer Erhebung des Volkes für die Freiheit und Einheit der Nation allein das Heil erwartete, und weil sie auf die Erziehung des Volks zu dieser Erhebung hinarbeitete. Die öffentliche Meinung, d. h. die Meinung einer Anzahl von Zeitungen, Gelegenheitsrednern, Parlamentariern und Wählern, galt als Großmacht. Neben dem Nationalverein hatten sich Schützengesellschaften gebildet und zu einem Bunde zusammengeschlossen, der in Frankfurt ein Nationalfest im Schweizerstil feierte. Neben den Schützen traten die Turner zusammen und demonstrierten in gleicher Weise. Gerüchte gingen von einer geheimen Gesellschaft in Gotha, die, gestützt auf diese Verbände, bei Gelegenheit ein liberal organisiertes Deutsches Reich in die Welt zu setzen gedenke, wobei auch ein liberales fürstliches Haupt ins Auge gefaßt sei. Die geheime Gesellschaft und ihr Plan haben, wenn ich recht unterrichtet bin, existiert und bei dem fürstlichen Haupte anfangs nicht an Preußen und zuletzt wenigstens nicht an dessen König gedacht, so komisch es auch sein mag, ernsthafte Leute phantastische Allotria der Art treiben zu sehen.

Wenn es in unserm Kreise Leute gab, die diese Politik nicht komisch fanden, so gehörte ich nicht dazu. Dagegen erwartete ich damals von der Bewegung, die die Schützen- und Turnvereine geschaffen hatte, für die Zukunft Deutschlands gute Erfolge, wobei mir unter anderm Garibaldis Freiwillige und Erinnerungen an 1848 und 1849 vorschwebten. Daß auch dies ziemlich komisch war, wurde ich erst viel später inne, und so war ich mit Begeisterung Zeuge der Feste, wo diese Vereine ihre Zahl und ihre Kunst zur Schau stellten und für die deutsche Idee demonstrierten und warben. Indes bewahrte ich bei aller Berauschtheit, die diese und andre patriotische Leistungen hervorriefen, wenigstens einen Rest von Nüchternheit.

So nannte ich zwar in einer Schilderung des großen Leipziger Turnfestes vom August 1863 dieses „das Fest der werdenden Einheit der Deutschen, die Versammlung der Genossenschaft, die vorzugsweise zur Gewöhnung an stramme Haltung, feste Zucht und strenges Selbstregiment verbunden ist“; so meinte ich, daß es „nicht verfehlen könne, heilsame Wirkung auf alle auszuüben, denen

die Freude beschieden worden sei, an ihm teilzunehmen. Die deutschen Jünglinge und Männer, die sich — so hoffte ich weiter — bei ihm zusammenscharten, haben nicht bloß miteinander geturnt und gezecht, gesungen und gejubelt, sie haben auch manches gute Wort zu hören bekommen. Sie haben eine echt bürgerliche deutsche Stadt kennen gelernt, deren Tüchtigkeit weit größern und vornehmern zum Vorbilde dienen kann. Sie haben gesehen, wie Deutschland wächst, und was es vermag. Sie haben in der großen demokratischen Strömung geschwommen, die durch die Nation geht, und die selbst hochgestellten Widersachern dieser Bewegung für Freiheit und Einheit Beachtung und Rücksichtnahme abnötigt.*) Die Disziplin, die das Fest ihnen auferlegte, um sich würdig entfalten zu können, hob und adelte auch die Geringen unter ihnen. Das Wohlwollen, das ihnen überall entgegenkam, das treuherzige Wesen, das sie allenthalben begrüßte, wird von ihnen tief und warm empfunden worden sein. Sie werden, als sie heim fuhren, das Gefühl mitgenommen haben, nicht bloß einem großen, sondern auch einem guten Volke anzugehören, das Besseres verdient als Unfreiheit und Zerrissenheit. Mehr als jedes andre Fest dieser Tage wird die nationale Feier in Leipzig das Ineinanderwachsen der deutschen Völker gefördert haben. So viel heimkehrende Festgenossen, so viel mehr oder minder klare und beredte, mehr oder minder eifrige Apostel des unitarischen Gedankens. Überschwenglichkeiten, prunkvolle Phrasen und andre Kinder der Weinlaune werden verschwinden, wenn nach dem Feste die nüchterne Arbeit wieder in ihr Recht tritt. Die Gesamtwirkung der schönen stolzen Feier aber wird bleiben und als ein guter Same in den Gemütern aufgehen zu heilsamen Entschlüssen."

So schrieb ich zwar ferner über die Leipziger Augusttage: „Unzweifelhaft hatten sie wie alles Menschliche ihre Mängel, aber ebenso sicher ist, daß das Gute bei weitem überwog. Diese Feste mit ihrer bunten Pracht sind nur Blüten am neuergrünten Baume des deutschen Lebens, aber der Geist, der sich in diesen Frühlingszeichen kundgab, ist uns Bürge dafür, daß es nicht taube Blüten sind. Der Sommer wird kommen, und die Frucht nicht fehlen. Die Kraft, die

*) Der Minister von Beust ließ sich bei der Feier in diesem Sinne neben Treitschke hören, und nicht allen fehlte der Glaube an seine Worte.

sie erzeugt, ist vorhanden, auch das Gefühl, sie zu haben. Noch mangelt vielerorten der Wille, sie zu brauchen, und die Erkenntnis, sie recht zu brauchen. Aber immer weiter und weiter dringt beides durch die Adern und Nerven der Nation. Wenige Jahre von außen nicht gestörter Entwicklung noch, und die Fahne, die wir über den beim Feste versammelten Massen wehen sahen, wird auch ihr Heer haben. Rastlos arbeitet die Zeit an großen Dingen, scheidend und verschmelzend, ebnend und bauend, vor allem aber bemüht, den individuellen Hang der Deutschen in straffe Zucht zu fassen. Diese disziplinierende Arbeit trägt in sich selbst die Gewähr, daß sie nicht vor der rechten Stunde ihr Werk für gethan halten wird, und so wird sie glorreich vollendet werden. Wer sich ihr nicht fügen will, wird sich ihr fügen müssen, gleichviel, wie hoch er stehe, und wie stark er sich dünke. Wir werden ihn sehen, den Siegeslohn jenes Heeres, den Schlußstein jener organisierten Thätigkeit, die Krone der Genossenschaften, die jetzt auf allen Gebieten die Deutschen zusammenfassen: den deutschen Staat."

Indes gingen neben solchen Illusionen zuweilen auch Ahnungen her, daß das eine oder das andre bei den Nationalfesten Täuschung, zu günstige Auffassung und falsche Berechnung sei.

So, wenn ich bei Gelegenheit der Leipziger Augustfeier schrieb: „Sehr wohl weiß ich, daß deutsche Fahnen zeigen und Deutschlands wahres Interesse kennen und dafür handeln oder gar sich dafür opfern wollen sehr verschiedne Dinge sind."

So fand ich an einer der Festreden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, auszusetzen: „Sie denkt, wenn sie die Turnerei als »Bildungsschule von Charakteren preist, die das einmal für recht und wahr Erkannte auch bekennen und verteidigen, die ihre Meinungen und Grundsätze nicht wie ein Kleid je nach der Witterung wechseln, wie manche sogenannte praktische Staatsmänner« (Beust war gemeint), offenbar zu hoch von den guten Kindern Vater Jahns. Die Turnkunst wird uns erst beweisen müssen, daß sie nicht bloß zu äußerer, sondern auch zu innerer Selbständigkeit erziehe, daß sie granitne Charaktere, politische Helden bilde. In Sachsen wenigstens ist ihr das bisher nicht gelungen, obwohl sie hier ihr Erziehertalent in mehr Vereinen und seit längerer Zeit hätte zeigen können als irgendwo anders, und obwohl es hier mehr not

gethan hätte als in vielen der übrigen Landschaften deutschen Bodens. Wäre sie, was der Redner sie sein ließ, so hätte die Praxis des »praktischen Staatsmanns« in Dresden schon längst Feiertage bekommen oder mindestens andre Bahnen einschlagen müssen."

So schloß ich endlich ein ausführliches Referat über das Leipziger Oktoberfest von 1863 mit den Worten: „Wieder hat der Chronist unsrer guten Stadt eine Feier von den größten Dimensionen in deren Annalen zu verzeichnen, und wenn er die vom August über Erwarten gelungen nennen konnte, so wird er von der gestrigen zu berichten haben: wider Erwarten glanzvoll verlaufen. Aber nun Sela, ihr Herren Sänger, und Amen, ihr Herren Redner. Wir haben unsre Großthaten hinreichend gefeiert und wohl ein wenig auch solche, die noch nicht gethan sind. Nicht Siege feiern, sei fortan die Parole, sondern Siege gewinnen."

In diesen und andern Fragen der Zeit waren die Mitglieder unsers Klubs einverstanden, auch in der schleswig-holsteinischen, die damals den Deutschen Bund ein wenig lebhafter als in den Jahren vorher beschäftigte, aber ohne vom Flecke zu rücken. In einer nur kam es zu Meinungsverschiedenheiten, die indes bald nach ihrem Auftauchen ausgeglichen wurden. Ich meine das Bundesreformprojekt, das Österreich 1863 den deutschen Fürsten vorlegte.

In der zweiten Woche des August schrieb ich folgendes nieder: „Wir wissen jetzt dem Wortlaut nach, was Beust in seiner Rede beim Turnfeste gesagt hat oder gesagt haben will, und seine Äußerungen lauten beträchtlich nationaler, als man nach mündlichen Referaten annehmen mußte. Neu und unerwartet ist jedoch nur die Versicherung, daß »die Fürsten Deutschlands und ihre Regierungen den Aufschwung, den das allgemeine deutsche Bewußtsein mehr und mehr gewonnen hat, nicht allein erkennen und begreifen, sondern auch aufrichtig sich damit befreunden, weil sie in dieser Entwicklung des deutschen Gefühls den besten Stützpunkt für ihre eignen Bestrebungen erkennen lernen.« Soso! Hm! — Aber wie stimmen dazu die Nachrichten, die in den letzten Wochen aus München, Hannover und Darmstadt einliefen? Was mag die Dresdner Exzellenz mit den Ausdrücken »deutsches Bewußtsein«, »deutsches Gefühl« gemeint haben? Sollte man das, was man darunter versteht, für geeignet zur Ausbeutung für die Triasidee halten, sich des

liberalen Elements der Bewegung zur Herstellung eines »reinen Deutschland« mit liberalisierenden Einrichtungen, das neben und zwischen Österreich und dem feudal regierten Preußen den Dritten bei der Partie machte, bedienen wollen? Möglich, aber dann danken wir schön und warten lieber, bis es in Preußen besser wird."

Am nächsten Tage fügte ich hinzu: „Unrichtige Vermutung, totale Veränderung der Sachlage. Kaiser Franz Joseph nimmt die Umgestaltung Deutschlands in die Hand, sicher, nachdem er die Höfe vorher sondiert hat. Die Fürsten sind von ihm eingeladen worden, sich um ihn in Frankfurt, der Kaiserstadt von ehedem, zu einem Kongreß zu sammeln, um unter seiner Ägide zu beraten, wie der Deutsche Bund »zeitgemäß« zu reformieren sei. Dort wird man also erfahren, was Beust mit seiner Rede neulich angedeutet hat. Bis dahin werden wir wohlthun, es mit dem Doktor Heyner zu halten,*) der, wie erzählt wird, dem Minister, als dieser ihm mit der ihm eignen und oft so wirksam gewesenen treuherzigen Leutseligkeit in der Festhalle die Hand auf die Schulter legte und sich erkundigte, wie ihm sein Vortrag gefallen hätte, mit gewohnter Biderbigkeit erwiderte: »Ja, Herr Minister, die Worte waren recht schön, aber das Volk will Thaten sehen.« Und was den Frankfurter Fürstentag angeht, so wird sich ohne Zweifel der Spruch an ihm erfüllen: Selig sind, die nichts erwarten; denn sie werden nicht getäuscht werden."

Wieder einen Tag später notierte ich mir: „Freytag, der augenscheinlich von hoher Stelle in Gotha her informiert und gestimmt ist, hat sich eine andre Ansicht von dem österreichischen Manöver gebildet, er hält es für mindestens diskutierbar, er hofft von ihm, weil er an Preußen verzweifelt, er freut sich der bevorstehenden Demütigung Preußens, weil er glaubt, sie werde für die innern Konflikte in diesem Staate ein Agitationsmittel sein, werde die von ihm erhoffte Revolution und den Sturz der Feudalen herbeiführen. »Mit Freude — so schreibt er — sehen wir jetzt alte Gegner für unsre politischen Ideen besser arbeiten, als jemals die vermocht haben, die unsre Führer hätten sein sollen.« Die Antwort des Berliner Kabinetts auf das kaiserliche Einladungsschreiben ist ihm

*) Einer von den Liberalen im sächsischen Landtage.

»weder Annahme noch Ablehnung, sondern die reine Ratlosigkeit.« Das österreichische Projekt wird, wie er denkt, weder von den Fürsten noch von dem Abgeordnetentage, welcher deren Zusammenkunft folgen soll, so kühl aufgenommen werden, wie die großen Berliner Blätter meinen."

„»Auch die deutschen Souveräne der Mittelstaaten — so fährt er fort — erkennen, und die festlichen Volksdemonstrationen der letzten Wochen haben diese Einsicht verschärft, daß sie etwas Ernstes thun, sogar Opfer bringen müssen, um den lauten Forderungen des Volkes einigermaßen Genüge zu thun. Wie gebrochen auch die Lichtstrahlen des deutschen Liberalismus in ihrer Nähe wirken, nicht wenige von ihnen fühlen doch eine innere Verpflichtung, sich patriotisch und volkstümlich zu erweisen. Sie wissen sehr wohl, daß sie beim Anschluß an Österreich weniger für teure Rechte ihrer Souveränität zu besorgen haben, als in einem preußischen Bundesstaate. Sie empfinden ferner, daß die gegenwärtige Zeit, äußere Gefahr, Ohnmacht Preußens, Aufstreben Österreichs, demokratische Stimmungen im Volke, die Notwendigkeit auferlegen, energisch ans Werk zu gehn. Und nicht weniger mächtig wirkt in ihnen — wenige ausgenommen — die Abneigung gegen das preußische Wesen, einmal, weil sie in der nationalen Partei Preußens, jetzt sogar in einer künftigen Regierung, die Anfänge einer neuen Zeit sehen, die ihnen höchst gefährlich werden kann, dann aber, weil auch die letzten preußischen Regierungen durch ihre jahrelange thatenlose Negation beim Bunde in der That manches Gute verhindert und dabei überreichlich die Unkraft bewiesen haben, Besseres zu schaffen, endlich weil man der Regierung des Herrn von Bismarck jeden außerordentlichen Einfall zutraut, und aus gelegentlichen renommistischen Äußerungen desselben auf eine rücksichtslose Begehrlichkeit schließt. Der Fürstenkongreß zu Frankfurt wird also, nur Baden, Oldenburg, Weimar und Reuß jüngere Linie ausgenommen (Koburg-Gotha also nicht), den kaiserlichen Vorschlägen im ganzen guten Willen entgegentragen, und was unter solchen Umständen zustande gebracht werden kann, das wird begonnen werden. — Ferner aber ist es eine Täuschung, daß durch das Ausbleiben Preußens das ganze Projekt Österreichs vereitelt werde. Zwar sollen die Reformen auf dem Boden des deutschen Bundesrechts vor sich gehn, und das Bundesrecht fordert

für Verfassungsänderungen Einstimmigkeit der Vota. Aber provisorische Einrichtungen gestattet das Bundesrecht per majora. Und was hindert Österreich an einer provisorischen Einführung? Warum soll dieselbe Ehrlichkeit, womit die preußische Regierung ihrem Volke die neue Heeresorganisation als eine provisorische Maßregel dargestellt hat, jetzt nicht von der österreichischen Partei gegen Preußen geübt werden?

„»Es ist kein Zufall, daß der Fürstenkongreß unmittelbar vor dem deutschen Abgeordnetentage angesetzt wurde. Vielleicht hoffte man die Beschlüsse desselben zu influieren, die Versammelten wohl gar zu einem günstigen Entschlusse fortzureißen. Diese Hoffnung zwar, wenn sie überhaupt in Wien gehegt wurde, wird sich als eine irrige erweisen. Aber die Stimmung auf dem Abgeordnetentage wird sich den österreichischen Präpositionen, die, wie verkündet ist, Direktorium, Parlament, deutsche Farben, Flaggen, Flotte bringen, nicht so ungünstig erweisen, als man im Norden annimmt. Einmal ist in Süddeutschland im Volk eine große Wärme für dieses Vorgehen Österreichs, das Wort Parlament übt dort eine mächtige Wirkung, und auch die süddeutschen Abgeordneten stehen unter dem Einflusse dieser Stimmung. Dann aber wird auch ein Teil der Nationalpartei geneigt sein, Abschlagszahlungen auf die Wünsche des Volkes anzunehmen und das Parlament als ein großes demokratisches Agitationsmittel gegen die deutschen Regierungen zu benutzen. In der Hauptsache ist dem Abgeordnetentage der Weg, den er zu gehen hat, bereits vorgezeichnet. Er hat sich auf den Boden der Reichsverfassung von 1849 gestellt, und er wird diese gute Stellung nicht aufgeben, er wird also entschieden gegen alles protestieren, was diese Grundlage beeinträchtigen könnte, gegen den Zutritt außerdeutscher Staaten Österreichs, gegen eine nur konsultative Mitwirkung des Parlaments, gegen ein Direktorium, das die nützlichen Kleinstaaten (sic, Koburg-Gotha, der Hort des Nationalvereins und — andrer Vereine?) zum besten einiger Mittelstaaten säkularisierte.«

„Wie der Verfasser dieses Exposé hofft, wird der Abgeordnetentag weitergehn und »durch einen männlichen Entschluß die Initiative der Regierungen überholen. Denn die deutsche Frage wird nicht durch Gnade der Fürsten, sondern nach dem Willen des Volks zu entscheiden sein. Aber unleugbar wird auch der Abgeordneten-

tag sich selbst den Rücken decken müssen; denn er ist in der Lage, sich daran zu erinnern, daß die Landesregierungen selbst in einigen Staaten, in denen seine Mitglieder die Majorität der Volksvertreter umfassen — beide Hessen, Nassau, Braunschweig, Hannover —, im Notfalle Minoritätswahlen veranlassen und durch diese ein Parlament beschicken können.

„»Man darf deshalb gar nicht für unmöglich halten, daß der Fürstenkongreß das positive Resultat hat, eine Volksvertretung des Bundes einzuleiten, die das Bewilligungsrecht über etwa sieben Millionen Bundesgelder und Mitwirkung bei der Bundesgesetzgebung auch mit dem Rechte der Initiative hat. Wie die deutsche Nation sich zu diesen Reformationsideen der Fürsten schließlich stellen wird, das wird zumeist davon abhängen, wie in dem preußischen Staate der Verfassungskampf sich stellt. Nicht mehr die preußische Regierung hat die Hauptstimme bei der Frage über die Zukunft Deutschlands, wohl aber das preußische Volk.«"

Das war — auch eine Ansicht, aber nicht die meinige. Sie wurde später von Freytag in unserm Klub mündlich vertreten und ausführlich besprochen. Treitschke widerlegte sie in glänzender Rede, die, wie es schien, die große Mehrzahl von uns überzeugte, daß der Verteidiger des Projektes nicht auf dem rechten Wege gehe. Mich aber brachte der Vorfall auf Gedanken, die der Anfang zu einer neuen Wandlung meiner Überzeugungen wurden. Das durch Bismarck herbeigeführte Scheitern der Frankfurter Reform bestärkte mich darin. Doch bedurfte es noch weiterer Erfahrungen, bevor ich an ihn mehr glaubte als an die alten Freunde.

Im schleswig-holsteinischen Kriege und unter den Augustenburgischen

Der 16. November 1863 brachte uns die Kunde vom Ableben des Königs Friedrich von Dänemark. Welche Bewegung sich daraus entwickelte, welche Stellung die deutschen Großmächte, die Mittel- und Kleinstaaten, die liberalen Parteien und der Herzog von Augustenburg zu dem Ereignis und der dadurch, wie es schien, endlich in die Entscheidungsstunde getretnen schleswig-holsteinischen Frage anfangs einnahmen, ist bekannt. Losreißung der Herzogtümer von Dänemark auf Grund des Erbrechts der Augustenburgischen Familie war das Nächste, was uns Nationalliberalen als Ziel vorschwebte, enger Anschluß des befreiten Landes und seines Fürsten an Preußen unsre daneben hergehende Voraussetzung. Vertraut mit den Rechten und Verhältnissen Transalbingiens, in den letzten zehn Jahren in der Presse vielfach für Aufklärung über die dortigen Zustände thätig gewesen, meinte ich während der Krisis an deren Mittelpunkt nützlich sein zu können. Als früherer Augenzeuge der Not und Bedrängnis Schleswig-Holsteins empfand ich überdies jetzt lebhaft den Wunsch, aus der Nähe zu sehen, wie ihm die Sonne besserer Zeiten aufging. Meine Meinung schien von Samwer, dem intimen Rate der Augustenburger, geteilt zu werden. Einige Tage nach dem Sechzehnten wurde ich von ihm nach Gotha berufen und dem Herzog Friedrich vorgestellt, und es war die Rede davon, mich als Berichterstatter und zu sonstigem litterarischen Beistand nach den Herzogtümern zu schicken, wozu ich mir von den Besitzern der Grenzboten Urlaub verschaffen sollte. Dies verzögerte sich. Inzwischen gingen der Herzog und Samwer nach Kiel, und die Sache schien in Vergessenheit geraten zu sein, als sich mein Wunsch, einige Zeit unmittelbar unter dem Morgenrot jenseits der Elbe zu leben, dennoch erfüllte. Hofrat Freytag,

gegen den ich ihn wiederholt geäußert hatte, gewährte ihn im Interesse des Blattes, zu dessen Besitzern er gehörte. Ich machte mich bereit, den Grenzboten etliche Wochen als Berichterstatter vom Kriegsschauplatze zu dienen, wie ich ihnen früher als solcher in den „Schleswig-Holsteinischen Briefen" und mit Reisebildern aus Ägypten, Griechenland und Jerusalem gedient hatte.

Am Morgen des 2. Februar verließ ich Leipzig, um über Magdeburg und Hamburg zunächst nach Kiel zu gehen. Am Abend vor meiner Abreise war die große Nachricht eingetroffen, daß der Rubikon überschritten worden war. Preußen und Österreicher waren in das Herzogtum Schleswig eingerückt, ungeduldig wünschte man sich mitten in ihre Heersäulen hinein, und so war die Langsamkeit der Eisenbahnzüge zwischen Magdeburg und Wittenberge doppelt verdrießlich.

In Leipzig hatte, abgesehen vom Zeitungspapier, der tiefste Friede geherrscht. Auf der Fahrt zeigten sich allmählich Spuren, daß Krieg im Lande sei. Mit jeder Station wurde das Gespräch im Waggon militärischer. Mit jedem neuen Passagier stieg, namentlich nördlich von Magdeburg, ein neues blutiges Gerücht ein. Dort schon hatte ein Schaffner oder Packer den Kollegen eine Mitteilung gemacht, die, aus dem Volkstümlichen übersetzt, besagte, daß es zwischen den Dänen und den Deutschen zum Zuschlagen gekommen sei. Zwei oder drei Stationen weiter wußte man schon, daß fünfundzwanzig Ulanen dabei gefallen seien, und noch ein Stück höher hinauf nach Norden waren es Perleberger Ulanen — natürlich, da Perleberg die nächste Stadt war, wo solche Kavallerie garnisonierte. In Wittenberge wurde dieses Mißgeschick durch einen Berliner bestätigt, was einem Hamburger Reisegefährten Veranlassung gab, seine Befriedigung über diesen Anfang des Feldzuges laut werden zu lassen.

„Ist ihnen ganz gesund, diesen Preußen — meinte der Patriot —; warum lassen sie die Dänen nicht in Ruhe. Ich bin sonst ein guter Deutscher, aber die mit den Pickelhauben — nein, ist ihnen schon recht, wenn sie was Tüchtiges abkriegen."

„Wenn die alle so gestimmt sind — flüsterte mein Nachbar, ein andrer Berliner —, so ist das ja ein wahres Großkrähwinkel."

So gings weiter, aber während unser biedrer und friedliebender

republikanischer Pfeffersack noch in seinen vergnügten Empfindungen über die erlegten fünfundzwanzig Störer von Handel und Wandel schmunzelte, kam die nächste Station, die es, als dem Orte des Blutvergießens weniger fern, besser wissen mußte, und siehe da, jetzt warens nur zwei Tote, und zwar sollten es nunmehr Pioniere sein, die eine Brücke über die Treene hatten schlagen wollen. Gegen meine Erwartung erklärte sich der Vertreter Großkrähwinkels auch mit dieser gelinden Strafe der Preußen einverstanden.

Der Freund Preußens beklagte die Gefallnen. Dennoch war die Nachricht auch ihm eine frohe Botschaft. Ein schwerer Stein fiel ihm vom Herzen. Der kleine „Hannemann" war entschlossen, sich zu wehren — natürlich im Vertrauen auf Gönner von größerer Leibeslänge —, es war Blut geflossen, es war Ernst geworden.

Nachdem ich in Altona die Ehre gehabt hatte, in einem Hotel nicht weit vom Bahnhofe die Nacht mit dem Befehlshaber der hannoverschen Exekutionstruppen zuzubringen, sah ich am Morgen, aus dem Fenster meines Dachstübchens blickend, zum erstenmal in der Nähe das erwachte und bis auf weiteres befreite Schleswig-Holstein und daneben das Uniformgewimmel des Krieges. Unmittelbar vor mir die Front des Bahnhofs mit deutschen und schleswig-holsteinischen Trikoloren. Davor auf dem Platze hannoversche Jäger und Reiter, preußische Helme, Nachzügler der Garden, die tags vorher durchpassiert waren, österreichische Offiziere und Gemeine der verschiedensten Waffengattungen, Husaren, Dragoner, Infanterie, Artillerie, Trainsoldaten, Krethi und Plethi, allerlei Volk von allerlei Zungen und Gesichtstypen.

Früh sieben Uhr begab ich mich mit dem Zuge nach Kiel. Die meisten Passagiere des gedrängt vollen Coupés trugen die blaurotweiße Kokarde, mehrere das kleine Eisenkreuz, das den ehemaligen Soldaten der schleswig-holsteinischen Armee bezeichnete und jetzt aus dem Versteck vor den dänischen Gendarmen hervorgeholt worden war, alle größern Ortschaften, an denen uns der Zug vorüberführte, prangten im Schmucke der deutschen und der Landesfarben. Überall auf den Bahnhöfen Detachements von Bundestruppen, blinkende Bajonette und Säbelgerassel. Bei Elmshorn die ersten Schanzen der Dänen, jetzt natürlich verlassen und teilweise zerstört.

Wieder saß das mythenbildende Prinzip bei uns im Wagen,

unsichtbar zwar, aber umso eifriger und lauter. Bei Pinneberg hatte es das Gerücht gesponnen, daß Herzog Friedrich diesen Morgen nach Altona kommen werde, um über zweitausend Mann des neuen schleswig-holsteinischen Heeres Revue zu halten. Bei Neumünster schickte es uns den Schaffner an den Wagenschlag, um uns mit der wohlverbürgten, soeben warm mit einem Zuge von Kiel uns entgegengekommnen Kunde zu überraschen: „Meine Herren, der Herzog ist anerkannt — er hat bereits eine preußische Ehrenwache!"

Helle Freude auf allen Gesichtern, lautes Hurra, selbst die öde rostbraune Heide draußen vor dem Fenster schien, als wir weiter fuhren, ein paar Augenblicke zu leuchten und zu lächeln. Der nächste Augenblick freilich führte aus der Erfüllung in die Hoffnung zurück. Die Nachricht war zu gut gewesen, als daß sie kritischen Gemütern lange hätte gefallen können.

Nicht so imponierend, wie auf den ersten Blick diese prächtigen Seifenblasen erschienen, war eine Meldung, die bald nachher durch Neueinsteigende zu uns gelangte. Doch hatte sie dafür den Vorzug, keine Seifenblase zu sein. Der dänische Vogt in Eckernförde, Polizeimeister Leisner, von Schleswig her schon berüchtigt, dann durch allerlei Willkürakte in seiner neuen Stellung und namentlich durch die grausame Züchtigung eines zwölfjährigen Knaben mit polizeilichen Rutenhieben in aller Mund gekommen, war nach dem Einmarsch der Preußen von der Bürgerschaft aufgefordert worden, sein Amt und die Stadt zu räumen und hatte nach vergeblichem Sträuben gehorchen müssen. Auf der Fahrt nach Hamburg war ihm, da Telegramme ihm vorauseilten, an einigen Orten ein Empfang bereitet worden, der ziemlich warm, aber durchaus nicht schmeichelhaft war, und der auf einer der Eisenbahnstationen darin bestand, daß dreißig bis vierzig Knaben ihn erwarteten und ihm Ruten ins Coupé warfen. Schlimmeres war glücklicherweise verhütet worden. Das Beste an der Sache aber schien uns allen zu sein, daß der preußische Kommandeur, Major von Zimmermann, die Vertreibung des dänischen Beamten nicht gehindert hatte. Als Leisner — so wurde erzählt — ihn um Schutz ersucht hatte, hatte er erwidert, er sei Militär und kümmere sich nicht um Kommunalangelegenheiten. So berichteten einfache und anscheinend glaubwürdige Leute, und es klang recht befriedigend und vertrauenerweckend. Frau Fama aber hatte es doch

nicht für völlig genügend angesehen. Es mußte pathetischer und grandioser klingen, und so wußte denn auch ein andrer Erzähler der Affaire, der Preuße habe dem Polizeimeister auf seine Bitte um Beistand entgegnet: „Der beste Schirm des Mannes ist die Achtung seiner Mitbürger.“ Mich wunderte, daß der tapfre Major nicht lieber gleich in tragischem Versmaß oder in einer alkäischen Strophe geantwortet haben sollte.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten wir Kiel, wo ich bei meinem alten Bekannten Kegel im Eisenbahnhotel abstieg, und von wo an die Blätter meines Tagebuchs weiter berichten mögen. Es werden auf den ersten davon hie und da Anschauungen und Urteile sein, über die ich jetzt lächle. Man wird mich an Dinge und Personen glauben sehen, denen ich mit der Zeit aus guten Gründen mißtrauen lernte. Der Leser wird finden, daß ich Leute wenigstens gelind verehrte, deren Egoismus unter patriotischer Maske, deren advokatenhaftes Wesen, deren schillernde Politik und deren arge Verblendung wirklich national Gesinnten bald für alle Zukunft eher alles andre als Verehrung einflößen sollten. Und ebenso das Gegenteil: man wird Stellen begegnen, die Zweifel und Abneigung in betreff der preußischen Politik und ihres leitenden Staatsmannes aussprechen und an Ton und Melodie der Klagelieder anklingen, die die damalige Opposition über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit durch das Berliner Kabinett jahrelang erschallen ließ.

Aber man soll sich nicht klüger machen, als man gewesen ist. Wir alle können lernen an der Erfahrung, uns wandeln und fortschreiten, und wohl uns, wenn wir das wollen. Ich habe es gewollt und freue mich dessen. Wie die Erfahrungen in Amerika mir allmählich aus einem republikanischen Traumleben heraushalfen, so bekehrten mich meine Erlebnisse in Kiel und die dann folgende Beobachtung des Verhaltens der meisten Liberalen mehr und mehr von dem Glauben an die Doktrinen und Phrasen der Fortschrittspartei und ihrer Verwandtschaft, und geraume Zeit schon, bevor die Erfolge Bismarcks weithin leuchtend die Welt über die ungeheuerliche Thorheit seiner Gegner aufklärten, hatte sich diese Umgestaltung meines Denkens und Wollens in der Hauptsache vollzogen.

* * *

3. Februar. Das gute alte Kiel ist nicht wiederzuerkennen. Die friedlichen Straßen von 1855 schnauben Krieg, und alles starrt von Waffen. Vor dem Hotel und die halbe Holstenstraße hinauf ein Getümmel von requirierten Wagen, die der Armee Vorräte nachschaffen sollen, von Ordonnanzen und Stafetten, von vorbeimarschierenden Regimentern. Gewehrläufe, Bajonette, Helmbeschläge, Metall bei Metall. Kommandorufe, Hornsignale, die Trommeln und schrillenden Querpfeifen, die Trompeten der Reiterei lassen sich hören. Dazwischen Säbelgeklirr auf dem Pflaster, und gelegentlich das Hufgetrappel einer Schwadron oder eines Zuges von Kürassieren. Das gesamte Militär trägt um den rechten Arm eine weiße Binde, und der Messingschmuck der Pickelhauben ist in diesem Feldzuge nicht überschwärzt, was mir nicht recht praktisch vorkommen will, aber umso ritterlicher aussieht, namentlich im Vergleich mit den Tschakos der Kameraden aus Österreich, die durch keinerlei glänzende Auszeichnung den feindlichen Schützen ein Ziel bieten.

Im übrigen sind die Preußen vortrefflich ausgerüstet. Die Bekleidung ist geschmackvoll, solid und der Jahreszeit angepaßt, das Fußzeug derb und tüchtig. Auch die Pferde der Kavallerie und des Fuhrwesens verdienen Lob; doch ist man freilich erst am Anfange des Krieges.

Im ganzen machen die Truppen König Wilhelms, mit dem, was ich bisher von den Österreichern sah, verglichen, mehr den Eindruck des Gediegnen als des leicht Beweglichen. Ihre Mannschaften sind beinahe durchweg kräftiger gebaut, aber, wie es scheint, auch stärker belastet als die der Alliierten aus dem Südosten. Die Zündnadelgewehre, über zehn Pfund schwer, wie ich höre, wiegen jedenfalls viel mehr als die österreichische Muskete. Wäre ich der Däne, so würde ich sagen: Der Himmel bewahre uns vor der Notwendigkeit eines Angriffs auf ein preußisches Karree und vor einer Bajonettattacke oder einer Verfolgung durch die Österreicher. Indes sind das Laienurteile, und es wird geraten sein, das Weitere abzuwarten.

Bei den Bekannten, die ich besuchte, hörte ich zu meiner innigen Freude nur Gutes über die Preußen. Man hatte sie öffentlich nicht wie die Bundestruppen mit frohen Mienen, Fahnen und Zurufen empfangen können, obwohl sie vielleicht Besseres zu vollbringen be-

rufen sind als jene, war ihnen aber im Hause um so freundlicher entgegengekommen und hatte dafür bei ihnen Verständnis gefunden. Überall lobt man das bescheidne, anspruchslose Betragen und die intelligente Art der Leute, und auch sonst scheint Preußen durch die Ereignisse der letzten beiden Tage in der öffentlichen Meinung wesentlich gewonnen zu haben. Zwar von Herrn von Bismarck erwartet niemand Erfreuliches, und die österreichische Begleitung nimmt sich entschieden bedenklich aus. Aber die Ansprache des Prinzen Friedrich Karl an das Heer, die eine rasche Aktion in Aussicht stellte, der Übergang über die Grenze Schleswigs, die ersten Schüsse, das schnelle Vorgehn der Preußen bis an die Schlei, der Österreicher bis hart vor das Dannewerk, die Ankunft des preußischen Thronerben im Lager der alliierten Armee „für Schleswig-Holstein," die bekannte Thatsache, daß er den Herzogtümern wohlwill und überdies mit dem Herzog Friedrich befreundet ist, die Annahme, daß man den zukünftigen König nicht wohl für eine antinationale, für eine unreine, für eine faule Sache kämpfen lassen könne — alle diese Dinge wogen die Bedenken bei überlegsamen Menschen reichlich auf, und was etwa blieb, wurde durch den ersten Kanonendonner und den blutigen Zusammenstoß bei Missunde zerstreut.

Der Himmel verzeihs, und etwaige Leser dieser Aufzeichnungen werdens hoffentlich von vornherein richtig deuten: ich freute mich, von gutunterrichteter Seite zu hören, daß die Verluste der Preußen dort größer gewesen waren, als andre hatten Wort haben wollen, und Leuten außer mir scheint es ebenso gegangen zu sein. Denn wie man auch über die Opportunität des Angriffs auf die Missunder Schanzen urteilen mag, alles ist wenigstens darin einig, daß es seit gestern keinen Scheinkrieg mehr gilt, und daß es den trotzigen Dänen jetzt wirklich und wahrhaftig an den Kragen geht. Wie man das hier allgemein empfindet, zeigt der Flaggenschmuck der Straßen. Eins mindestens ist nunmehr über allen Zweifel hinausgehoben: die Absicht ist vorhanden, die Anmaßung, die Gewaltherrschaft der Fremden aus Schleswig hinauszuwerfen. Ob für immer, ob zu Herzog Friedrichs Gunsten, ist damit freilich noch keineswegs festgestellt.

Einiges zu einer günstigen Entscheidung werden die Schleswiger selbst beitragen können. Wenn sie überall wie in Eckernförde

und Gottorf in den frischen Fußstapfen der flüchtenden dänischen Bataillone die dänischen Beamten vertreiben und den Herzog, die Verkörperung des Prinzips der absoluten Trennung von Dänemark, ausrufen, so werden vollendete Thatsachen geschaffen, die sich nicht im Handumdrehen, vielleicht gar nicht, wenigstens nicht ohne den Samen zu einer Revolution in die Gemüter zu streuen, rückgängig machen lassen. Eine Eroberung der Herzogtümer zum Zwecke einfacher Annektierung an Preußen, die der eine und der andre von Bismarck beabsichtigt glaubt, wünscht hier, soweit ich hören und beobachten kann, niemand, ja es soll das Wort umlaufen: Lieber dänisch als preußisch, was mir, wenn es wahr wäre, einfach schändlich vorkommen würde. Übrigens könnte ein solcher Versuch, dem der Rechtssinn des Königs Wilhelm jedenfalls fern steht, bei jetziger Lage der Dinge, wo er den außerdeutschen Großmächten, der Bevölkerung Schleswig-Holsteins, den Regierungen und der öffentlichen Meinung in den Mittelstaaten, ja einem nicht kleinen Teile der Preußen selbst in gleich unerhörter Weise ins Gesicht schlagen würde, nur von einer Anschauung eingegeben sein, die lediglich für die allerdings sehr bedeutende Stärkung, die die feudale Partei in Preußen durch Einverleibung eines Landes wie die Herzogtümer gewinnen würde, für alle übrigen Rücksichten irgendwelcher Art aber keine Augen hätte. Wollte man derartiges, so mußte man es seit Jahren vorbereiten durch eine andre innere Politik, seit Jahren aber und namentlich in den beiden letzten Jahren ist nicht weniger als alles geschehen, um den Schleswig-Holsteinern wie allen übrigen Deutschen das Gegenteil von der Neigung einzuflößen, dem preußischen Staatsverbande anzugehören. Unter solchen Umständen annektieren wollen, wäre, so dünkt mich, Ungeschick und Brutalität zugleich. Ich denke hier im Sinne der Umgebung des Herzogs und seiner sonstigen hervorragenden Anhänger, soweit ich sie durch Sammer bis jetzt kennen gelernt habe, dem ich als altem Bekannten bald nach meiner Ankunft einen Besuch machte, und der mir wieder zuredete, wenigstens einige Monate in Kiel zu bleiben und seine Politik in der hiesigen und in der südlichen Presse zu unterstützen. Ich konnte nicht zusagen, da ich den Grenzboten gegenüber die Verpflichtung hatte, wenigstens etwas vom Kriege zu sehen und darüber zu schreiben, versprach aber später zu versuchen, was sich thun ließe.

Herzog Friedrich scheint hier nicht bloß als Träger des Landesrechts, sondern auch persönlich beliebt und verehrt zu sein. Nicht wenig wird dazu die Einfachheit und Schlichtheit beigetragen haben, mit der er hier aufgetreten ist und sich eingerichtet hat. Das Haus, das er seit seinem Wegzuge aus dem Bahnhofshotel bewohnt, liegt auf der frühern Neuen Straße, die jetzt Friedrichsstraße genannt worden ist, und ist ein hübsches kleines Privathaus von vier Fenstern Front und zwei Stockwerken, einem Erdgeschoß und einer Bel-Etage. Zwei hohe Flaggenstangen und Schmuck von Kränzen zeichnen es in der Zeile aus, in der es steht. Das Parterre hat vornheraus zwei einfach möblierte Zimmer, in denen der Herzog Audienz giebt, und wo man nach der Tafel eine Cigarre raucht, hinten einen Speisesalon, wo etwa zwanzig Personen essen können. Im ersten Stock sind die Wohnstuben des Herzogs, vier an der Zahl, darunter ein Arbeitskabinett, alles elegant, aber keineswegs reicher als die Wohnung eines wohlhabenden Privatmanns ausgestattet. Ein Anbau enthält Domestikenstuben, Küche und sonstiges Zubehör. Wie ich höre, hatte vor dem Herzog der dänische Professor Molbech das Haus inne. Die Dienerschaft ist wenig zahlreich: ein Jäger, ein Lakai in Livree, zwei Lohnbediente in Schwarz sind alles, was man davon gewahr wird. Von Equipage, Läufern, Kutschern, Kammerhusaren und dergleichen Volk ist vorläufig nicht die Rede. Die Geschäfte des Zeremonienmeisters und Hofmarschalls versieht der Major Schmidt von der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee. Auch die Räte des Herzogs wohnen für jetzt sehr einfach: Samwer und Du Plat einige Thüren von ihrem Herrn und Gebieter, Franke im Eisenbahnhotel.

Noch kommen, wie man sagt, fast jeden Tag Huldigungsdeputationen an, und heute nachmittag sah ich selbst eine solche sich zur Audienz begeben.. Es waren biedre Schleswiger aus dem Dänischen Wohld, geschmückt mit hohen Cylinderhüten und bewaffnet mit stattlichen Tabakspfeifen, die erst aus dem Munde genommen und in die Brusttasche versenkt wurden, als die Herren vor der Thür des Herzogs angelangt waren.

4. Februar. Die Stellung der Dänen am Dannewerk und östlich von da wird ohne Zweifel in diesen Tagen angegriffen. Schon sind gestern oder vorgestern die Boote der Ellerbecker Fischer

in Beschlag genommen und auf Wagen nach Schwansen abgegangen, um zum Brückenschlagen beim Übergang über die Schlei zu dienen. Sehr willkommen war mir daher das Anerbieten des frühern schleswig-holsteinischen Kriegsministers Jakobsen, mir einen Platz in dem Wagen abzutreten, worin er heut morgen nach Eckernförde abfuhr. Das Wetter war schön, die Luft ruhig, eine helle Sonne sah auf die weiße Winterlandschaft hernieder, als wir über die Kanalbrücke aus Holstein nach Schleswig hinüberfuhren. Die Straße war belebt von Fußgängern, die mit umgeschnallten Decken und in hohen Wasserstiefeln der Gegend zuwanderten, die jetzt der Kriegsschauplatz war. Gelegentlich sprengte ein Dragoner oder ein Kürassier als Ordonnanz an uns vorüber. Wiederholt trafen wir lange Züge mit Heu, Stroh, Mehl, Brot und andern Vorräten, die nach Norden gingen, einmal auch eine Anzahl von Fuhrwerken, die Kranke und Verwundete nach Süden bringen sollten. Zwischen Gettorf und Altenhof passierten wir eine Wagenburg von mehreren hundert Achsen, die eine weite Koppel einnahm und mit den Gruppen von bunten Reitersleuten, weißen Kürassieren, hellblauen Dragonern, roten Husaren und dunkelblauen Ulanen und mit den Kochfeuern und Rauchwölkchen in ihrer Mitte ein recht originelles kriegerisches Bild darbot.

Eckernförde fanden wir überfüllt mit preußischem Militär. In allen Hausthüren standen Blauröcke, die Gasthöfe waren voll Offiziere. Ein Mittagessen zu erobern war äußerst schwierig, fast unmöglich. Noch weniger erreichbar schien es, ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Doch schaffte die Gastlichkeit eines alten und eines neuen Bekannten für beides Rat.

Während ich im Hause des Kaufmanns Timm bei Tische saß, brachten preußische Reiter fünf Burschen in Zivilkleidern ein, die mit Stricken aneinander gebunden waren. Ein ungeheures Hallo der Straßenjugend vor dem Fenster und allerlei Stimmengewirr meldeten, daß es „Spione“ seien. Bald nachher neues Rennen am Fenster vorbei und neues Geschrei: „Auf dem Mühlenberg wird Blaunfeld erschossen!“ Blaunfeld senior war damit gemeint. Man hatte ihn, einen der verhaßtesten dänischen Vögte in Schleswig, tags zuvor gefangen in die Stadt transportiert, weil er von den Bauern angeklagt worden war, eine preußische Husarenpatrouille

durch falsche Weisung in die Gefangenschaft der Dänen gesandt zu haben. Andern Angaben zufolge hatte er die Stellung der Preußen zwischen Louisenlund und Missunde ausgekundschaftet und an den Feind verraten. Jetzt sollte er, so hieß es, den Lohn für solchen Späherdienst erhalten, und das Gerücht hiervon hatte Massen von Soldaten und Volk um die Koppel versammelt, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Indes blieb es bei dem Gerücht, und allmählich verlief sich die Menge. Dagegen vernahm man von zwölf bis gegen drei Uhr eine lebhafte Kanonade von der Gegend Schleswigs her, bei der auch schwere Geschütze mitzuwirken schienen. Es war, wie wir später erfuhren, der Artilleriekampf zwischen den Österreichern und den am westlichen Ende der Schlei stehenden Dänen, durch den die Batterien der Dänen auf dem Mövenberg und der Freiheit bei Schleswig stumm gemacht wurden.

Nach Tische wurde ein Versuch unternommen, die anderthalb Stunden entfernte äußerste Postenkette der Preußen bei Kosel und Ornum zu besuchen und einen Überblick über die dänischen Verschanzungen bei Missunde und über den Schauplatz des letzten Gefechts zu gewinnen, das hier stattgehabt hatte. Vergeblich. Schon auf der Hälfte des Weges erfuhr ich, daß die Wachen Zivilisten nur in das Dorf Kosel, aber nicht mehr auf den hochgelegnen Kirchhof ließen, und bei Ornum mein Heil zu versuchen, erschien noch bedenklicher, nachdem mir ein Eckernförder, dessen Bekanntschaft ich zwischen Altona und Kiel gemacht hatte, und dem ich jetzt zu meiner Freude wieder begegnete, die wenig angenehmen Abenteuer erzählt hatte, die er in der Machtsphäre des Majors von Krohn erlebt haben wollte.

Wieder nach Eckernförde zurückgekehrt, hörte ich auf dessen Friedhofe die letzten Worte der Rede, mit der der Feldpater eines westfälischen Regiments einen Kanonier der reitenden Artillerie, der in dem Treffen bei Missunde gefallen war, ins Grab legte. Der Tote — es war der erste, den ich in diesem Feldzuge sah — lag in seinem Soldatenmantel auf einem Brett. Eine Stückkugel hatte ihm die ganze rechte Brust eingeschlagen, sodaß die Lunge zu sehen war. Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine standen um die offne Grube. Ich hörte die Worte des Geistlichen: „Du, unser Bruder, liegst nicht in fremder Erde, sondern in deutschem Boden,

und du bist für die Befreiung deutschen Landes gefallen.“ Ein Unteroffizier sah sich nach mir um und sagte, Thränen in den Augen: „Hörten Sie das? War das nicht eine schöne Rede?“ — Ich nickte, nahm seine Hand und drückte sie. — „Ja — fuhr er fort, als wir dem Toten seine drei Würfe Erde mitgegeben hatten —, diesmal wirds anders, das mögen Sie glauben. Unsre Prinzen werden sich nicht mißbrauchen lassen, und auch unser König ist der guten Sache gewogner, als die Holsteiner meinen.“

Abends waren wir im großen Saale der Stadt Hamburg, wo ein buntes, fröhliches, zuletzt etwas wildes Treiben herrschte. Allerlei preußische Uniformen, jüngere und ältere Offiziere beschäftigten sich mit der Einnahme von Flaschenbatterien, Champagnerpfropfen knallten statt der Kanonenschüsse, Rotwein floß statt des Bluts. Verschiedne Zivilpersonen, unter andern Rittmeister Hansen von der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee, Kabinettsrat Tempeltey aus Koburg oder Gotha, Dr. Mahler, Korrespondent der Nationalzeitung vom Kriegsschauplatze, saßen unter den Herrn Militärs, erzählten und ließen sich erzählen. Hauptthema war natürlich noch immer der Angriff auf die Missunder Schanzwerke, der allen Berichten nach nicht die Erstürmung dieser Befestigungen, sondern nur eine Demonstration zur Ablenkung der Aufmerksamkeit des Feindes von der Stelle, wo die Entscheidung gesucht werden sollte, zum Zwecke gehabt hatte. Details in Menge wurden berichtet, alle aber vereinigten sich darin, daß diese jungen Soldaten, die bisher noch keine ernstlich gemeinte Kugel hatten pfeifen hören und noch kein Schlachtenblut gesehen hatten, sich mit lobenswerter Unerschrockenheit geschlagen und jede ihnen anbefohlene Bewegung trotz heftigen feindlichen Feuers mit schulgerechter Präzision ausgeführt hatten.

„Superb!“ sagte mir ein entzückter Premierleutnant, „das stärkste Feuer von den Schanzen — aber wie auf dem Exerzierplatze, versichere ich Ihnen, wie auf dem Exerzierplatze.“

Genommen worden waren die dänischen Batterien freilich nicht, und für einen bloßen Stoß nach dieser Seite hin wollten manchem die preußischen Verluste etwas zu groß vorkommen. Auch sonst regte sich die Kritik in betreff einzelner Anordnungen.

„Wir haben stark verloren — hörte ich einen Offizier von den

Sechzigern äußern —, und doch haben wir keinen Schuß gethan, ja den Feind nicht einmal gesehen.“

Ein andrer fand es ärgerlich, daß Batterien, die nicht zum Feuer gelangt waren, Pferde und Mannschaften eingebüßt hatten, und wollte vor allem die Aufstellung von Geschützen längs der Straße tadeln, weil die Dänen deren Distanz von ihren Schanzen hätten genau wissen können.

Wieder eine andre Stimme meinte, vierundsiebzig Kanonen zu einer bloßen Demonstration oder Finte wären ein wenig reichlich, wenn nicht mit losem Pulver geschossen würde.

Ich lasse die Begründung dieser Reflexionen dahingestellt und verzeichne sie nur beiläufig als leichte Schatten in dem Bilde und in der Meinung, daß Offiziere von weiterm Blick, als ihn der Subalterne haben kann, vielleicht an jenen Dispositionen nichts auszusetzen gewußt hätten.

An Quartier im Gasthause war kaum zu denken. Doch war für mich, wie schon notiert, anderweitig gesorgt. Die neuen Bekanntschaften setzten sich, als sich die Gesellschaft im Saale nach Mitternacht allmählich verzogen hatte, Stühle zusammen, konstruierten sich aus ihnen, dem Reisesack, der als Kopfkissen dienen mußte, einem Pelz oder einem Mantel, der zum Unterbett ernannt wurde, und einer wollnen Decke, wie man sie im Winter auf Eisenbahnen mit sich führt, eine Schlafstätte. Einer der Herren, der ein Stübchen mit Bett für sich erlangt hatte, hatte dafür drei Thaler zu zahlen, etwa das Sechsfache des gewöhnlichen Preises.

7. Februar. Daß Freitage unglückliche Tage sind, wußte ich. An irgend einem Freitag meines Lebens aber quasi Kriegsgefangner zu werden, hätte ich mir nicht träumen lassen. Doch greifen wir der Entwicklung der Dinge nicht vor.

Aus den Gesprächen der Offiziere vom Donnerstag abend und noch mehr aus der Wegschaffung der Eckernförder Fischerboote in der Richtung nach Kappeln hin, die nach Einbruch der Dunkelheit stattgefunden hatten, war zu entnehmen gewesen, daß am Tage nachher der Übergang über die Schlei versucht werden würde, der der Uneinnehmbarkeit der Dannewerksstellung ein Ende machen sollte. Diesem Übergang beizuwohnen und dann der Armee durch Angeln nach Flensburg zu folgen, war für uns kaum möglich.

Wir beschlossen daher vorgestern, zunächst die Tour nach Missunde von neuem zu versuchen, und wenn sie wieder verwehrt sein sollte, uns nach dem linken Flügel der alliierten Armee zu begeben.

Der Morgen war ziemlich rauh, die tags vorher zu tiefen Kotbächen aufgetauten Straßen waren wieder gefroren, und zu dem Schnee, der rings die Felder bedeckte, fiel in großen Flocken neuer vom Himmel. Es mochte gegen neun Uhr sein, als wir, zwei Eckernförder Bekannte, Dr. Tempeltey und ich, die Stadt auf der nach Schleswig führenden Chaussee verließen. Ein fünfter Begleiter kehrte an den letzten Häusern plötzlich um, entweder, weil ihm die Erzählung der Schicksale, die unsre beiden Eckernförder bei dem gestrengen von Krohn betroffen hatten, Bedenken erweckte, oder weil er eine Ahnung von dem hatte, was uns bevorstand. Wir andern mußten bald Halt machen, da uns eine lange Kolonne preußischer Truppen und Geschütze entgegenkam, die die ganze Breite der Landstraße füllte. Die kräftigen Gestalten, die blinkenden Pickelhauben und Bajonette, das ganze frische Wesen der Leute gefielen. Sehr hübsch putzte der Schnee, der an ihnen haftete, diesen Ausschnitt aus dem eigentümlichen Bilde eines Winterfeldzugs. Singend, zum Teil grüßend zogen sie vorüber und verschwanden zwischen den Hecken, die den Weg nach Kappeln zu beiden Seiten einfassen.

Wir schritten munter in der Richtung nach Schleswig weiter, erfuhren in der Nähe von Grasholz, daß jetzt nicht bloß der Zutritt zum Kirchhofe von Kosel, sondern auch der Eingang ins Dorf selbst von den Preußen gesperrt, also an einen Abstecher in der Nachbarschaft von Missunde nicht zu denken sei, und setzten unter diesen Umständen den Weg auf der Chaussee nach Schleswig fort, um den Österreichern bei Oberselk und Fahrdorf einen Besuch abzustatten.

Zwischen Schnab und Birkensee trafen wir rechts von der Straße ein kleines Lager preußischer Infanterie. Auf einer schneebedeckten Koppel brannten ein paar Dutzend Feuer, um die auf Stroh Gruppen von Soldaten saßen oder lagen. Die Gewehre waren zum Teil in Pyramiden zusammengestellt. An einer Stelle schenkte ein Marketender Kaffee aus. Wir erfuhren, daß diese Mannschaften schon die dritte Nacht im Freien biwakiert hatten. Weder die gute Laune noch die Gesundheit der Leute schien dar-

unter gelitten zu haben, dagegen waren die Knicks, die Koppelthore, die Scheuerpfähle und andres zur Feuerung verwendbare Eigentum der benachbarten Höfe übel dabei gefahren.

In Fleckeby, dem nächsten größern Orte, zeigte man uns links von der Chaussee in einem geschmackvoll gebauten Landhause die bisherige Wohnung des Hardesvogts Blaunfeld. Die Vorhänge waren niedergelassen, mehrere der Fenster mit Läden geschlossen. Knaben brachten mit Jubelgeschrei die Rudera der weiß und rot angestrichnen Stange geschleppt, auf der bisher vor dem Hause zum Ärger der Ortsbewohner der Dannebrog geweht hatte. Ein Stück weiterhin, vor dem Gasthofe des Dorfes, flackerte ein Feuer. Wir fragten, was es bedeute.

Die Antwort der Jungen war: „Blaunfeld syn dänische Stange werd afbrennt."

Es war wirklich so. Ein Mann zersägte emsig die von den Knaben herbeigeschafften Stücke des Flaggenmastes und erwiderte, als ich meinte, der große Holzhaufen brauche am Ende nicht so verwüstet zu werden, und man könne sich drei Wochen lang seine Suppe dabei kochen: von solchem Holze wolle er keine Suppe gekocht haben, und das „Tüg" müsse öffentlich und unter freiem Himmel verbrannt werden „as en Schand und Swinerie." Wischte sich darauf mit der verkehrten Hand den Schweiß von der Stirn, schob einen neuen mit Teer getränkten Strohwisch unter die Fragmente der Fahnenstange und sägte dann tapfer weiter, als ob es die Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark zu zersägen gälte.

Der hier stationierte preußische Dragoneroffizier sah dem Autodafé gleichgiltig zu, die Soldaten zündeten sich daran ihre Pfeifen an, und wir folgten mit unsern Cigarren ihrem Beispiel.

Im Gasthause wurde gefrühstückt. Dann brachen wir auf, um nach dem Rate des Wirts nicht, wie bis dahin unser Plan gewesen war, auf der Chaussee bis Fahrdorf, sondern, beim letzten Hause Fleckebys links abbiegend, nach Esprehm und von dort nach Oberselk zu gehn. Der Dragoneroffizier erwiderte auf unsre Frage, ob es erlaubt sei, weiter vorzudringen, das könne er nicht sagen; wir möchten getrost bis zu den letzten Vedetten gehn und zusehen, ob die uns durchließen.

Die letzten Vedetten — es waren zwei preußische Dragoner,

die beim Chausseehause von Fleckeby postiert waren — ließen uns ohne Einspruch weiter gehn. Wir wanderten, die große Straße verlassend, auf dem von Knicks eingeschlossenen Wege nach Esprehm weiter. Nachdem wir ungefähr vierhundert Schritte zurückgelegt hatten, kam uns ein österreichischer Offizier zu Pferde, hinter dem drei Windischgrätz-Dragoner in weißen Mänteln ritten, entgegen, der uns fragte, wie weit es noch bis Fleckeby sei. Wir erwiderten: Einen Büchsenschuß, und er hatte sonst nichts zu erinnern. Noch einige hundert Schritte weiter erschienen vor uns auf der Höhe des bergan führenden Weges plötzlich die Bajonette und Federhüte österreichischer Jäger, erst einige, dann mehr, bis wir endlich inne wurden, daß wir ein ganzes Bataillon vor uns hatten, und daß dem Bataillon ein Regiment Linieninfanterie, eine Batterie und mehrere Schwadronen Dragoner folgten — eine Truppenkolonne, die sich wie eine lange graue Schlange, von Bajonetten blinkend, lautlos zwischen den schneebedeckten Hügeln und über sie hinwand. Es war die Brigade Dormus, ein Teil der großen Truppenbewegung von Westen nach Osten, wodurch die Stellung der Dänen am Dannewerk umgangen werden sollte.

Nachdem wir an den ersten Jägern vorübergeschritten waren, begegneten wir einem zweiten berittnen Offizier. Er fixierte uns einen Augenblick und fragte dann:

„Wo kommen die Herren her?“

„Von Fleckeby,“ war unsre Antwort.

„So bringen Sie — hieß es darauf zu unsrer nicht geringen Verwunderung, indem der Offizier sich an einen Korporal wandte — die Herrschaften dahin, wo die andern sind.“

Der Korporal führte uns, nachdem er zwei Mann hinter uns postiert hatte, in den Zwischenraum zwischen dem Jägerbataillon und dem Musikchor der Linieninfanterie, wo wir vier andre Herren vom Zivil antrafen, die ein Stück weiter westlich angehalten und mitgenommen worden waren. Sie lächelten verlegen, als sie unsrer ansichtig wurden, und wußten so wenig wie wir, was das bedeuten sollte.

Ich dachte zunächst, man wolle uns als Wegweiser benutzen; denn ich fand, daß die kaiserlichen Offiziere nicht genügend mit Karten versehen waren. Dann präsentierte sich aus der Erinnerung

das Bild der tags vorher in Eckernförde eingebrachten Spione, dahinter der Schatten eines schnurrbärtigen Kriegsgerichts und weiterhin ein Sandhaufen. Doch nur für einen Augenblick. Wir hatten, wenn wir gefehlt hatten, jedenfalls unwissentlich gefehlt. In Fleckeby würde man uns — so stellte ich mir die nächste Zukunft vor — in das Gasthaus bringen, uns nach Namen und Herkunft befragen, — die schöne sächsische Paßkarte in meiner Brusttasche würde ihre Wirkung thun, auch die Begleiter würden sich ausweisen, und man würde uns mit einer Entschuldigung, so respektable Leute einen Augenblick angezweifelt zu haben, in Gottes Namen gehen lassen.

Ungefähr das Gegenteil von dem allen war der Fall. Das Jägerbataillon — es war das 22. — marschierte durch Fleckeby durch und bis in die Nähe von Holm, wo es Halt machte und in eine Koppel ging, um ein paar Stunden zu rasten. Die Infanterie — es war das Regiment Khevenhüller — blieb in der Nähe von Fleckeby zurück. Uns ließ man mit unsrer Wache auf der Chaussee neben dem Ackerstück stehen, auf dem sich die Jäger gelagert hatten. Die Wache, die jeden unsrer Schritte im Auge hatte, deutete an, der General werde über uns entscheiden.

Ein Offizier, an den sich einer von unsern Eckernfördern wandte, um ihm seine Unschuld auseinander zu setzen, erwies sich als der unrechte Ort für solche Appellation. Es wäre, so erwiderte er, freilich etwas unbequem, in dem schneidenden Winde lange auf der Straße stehen zu müssen, aber sie hätten drei Tage desgleichen gethan. Es gäbe viele Spione in der Gegend — erst gestern hätten sie etliche erschossen, und man könnte nicht wissen — — übrigens wäre es zwar recht löblich, wenn sich die Herren „Zuschauer" (die Schlachtenbummler waren damals noch nicht erfunden), wie der Frager behauptet hätte, durch Wegtragen von Verwundeten bei Gefechten nützlich machen wollten, aber es gäbe auch ein Sprichwort: „Wos deinis Omts nicht ist, do loß deinin Vorwitz." Im weitern Verlaufe seiner Rede setzte der witzige Leutnant diesem neuen und artigen Sprichworte noch das ebenso neue, artige und tröstliche: „Wer sich in Gfohr begiebt, kommt holt dorin um," passend zur Seite und überließ uns dann unsern Betrachtungen. Ein recht „gemütlicher" Österreicher!

Ich gelangte durch Meditieren jetzt bald zu dem Resultate, daß man uns nicht als verdächtig, sondern nur deshalb festhielt, damit wir nicht zur Verbreitung der Kunde von der großen Bewegung gegen die mittlere und östliche Schlei beitragen sollten, und nur, daß wir über die Vorpostenkette hinausgeraten waren, machte noch einige Sorge. Indes hatte man uns preußischerseits nicht davon abgehalten, und so sahen wir der Ankunft des Herrn Generals weniger mit Bangen als mit Sehnsucht entgegen. Er ließ jedoch über eine Stunde auf sich warten, und wir hatten inzwischen reichliche Gelegenheit, zwischen den uns umgebenden österreichischen Soldaten und den am Morgen gesehenen preußischen Bataillonen Vergleichungen anzustellen.

Diese Vergleichungen konnten in der früher gewonnenen Ansicht über die Natur der beiden Heere bestärken. Die Preußen erschienen strammer, solider, kerniger; die Österreicher leichter und beweglicher, die Jäger namentlich fast zuavenhaft. Aber auch noch eine andre Beobachtung drängte sich mehr und mehr auf. Diese Musketiere, Reiter und Jäger der Kaiserlichen hatten nur wenige deutsche Physiognomien unter sich, die Mehrzahl von denen, die ich sah, gehörte ganz besonders häßlichen östlichen Rassen an, und wiederholt stieß ich auf Gesichter, die an die Beschreibungen der Hunnen erinnerten, während unter den Preußen und zwar unter Brandenburgern wie Westfalen nur sehr selten ungermanische Züge, häufig der reinste deutsche Typus und — hier war allerdings an das Institut der Einjährig-Freiwilligen zu denken — ungemein oft ein selbstbewußtes, intelligentes Wesen und Gebaren auftraten, das unter den österreichischen Kriegsleuten nur hier und da bei Unteroffizieren zu bemerken war. Unter den Kaiserlichen war der Einzelne, wie mir vorkam, weit mehr Glied der Masse des Regiments oder Bataillons, unter den Blauröcken des Königs Wilhelm trotz der Disziplin und Montur Individuum.

Unsre Geduld war bei dem scharfen Winde, der über die Chaussee herstrich, so ziemlich auf dem Gefrierpunkt angelangt, als endlich der grüne Federbusch des Generals Dormus langsam von Fleckeby her auf uns zukam. Neben ihm ritt ein Adjutant in einem langen ungarischen Pelze, hinter beiden ein preußischer Kürassierleutnant mit zwei Mann seiner Schwadron. Ich gehe wohl nicht irre, wenn

ich vermute, daß jeder von uns acht Herren eine kleine Rede auf der Zunge hatte, kurz, wie sichs dem Militär gegenüber ziemt, wohlstilisiert, über die Personalien des Sprechers vollkommen befriedigendes Licht verbreitend. Aber wie kurz jede dieser Explikationen auch sein mochte, nicht einmal dazu gab uns das grausame Österreich Gelegenheit. Der General hielt sein Pferd vor uns an, fragte sich selbst laut: „Wie viele sinds?" zählte uns mit dem Zeigefinger ab: „Eins, zwei, drei — — acht," drehte sich nach dem Kürassierleutnant um und sagte: „Ich übergebe sie Ihnen," womit dieser Akt der Tragikomödie ein Ende hatte.

Unsre Anhaltung war in der Ordnung, aber der Herr General hätte schwerlich gegen die Ordnung und ganz gewiß nicht gegen die Gebote der Humanität gefehlt, wenn er die Güte gehabt hätte, uns mit zwei Worten zu sagen, daß die Maßregel eine Notwendigkeit, keine Strafe sei, und daß sie von kurzer Dauer sein werde.

Wir waren jetzt in aller Form Gefangne. Der Leutnant — er und seine Leute waren vom 4. (westfälischen) Kürassierregiment — ritt vor, kommandierte: „Pistol auf!" zog selbst einen kleinen Revolver aus der Halfter, zeigte ihn uns mit möglichst martialischem Blick und sagte: „Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Leute für den Fall, daß einer von Ihnen Anstalt macht, sich zu entfernen, Befehl haben, auf ihn zu schießen." Der möglichst martialische Blick war in Wirklichkeit nicht sehr martialisch. Unser Leutnant — er führte den zarten Namen v. Lilien — war im Gesicht wie Milch und Blut, und mir wollte fast scheinen, als ob sich unter dem kleinen blonden Schnurrbärtchen eher so etwas wie ein unwillkürliches Lächeln als der Ausdruck blutdürstiger Energie herum bewege. Urkomisch kam mir daher unsre Situation vor, als wir zwischen den gepanzerten Reitern auf der Chaussee weiter marschierten.

Ungefähr tausend Schritte von der Stelle, wo General Dormus uns so kurz abgefertigt hatte, bog der Leutnant von der Straße nach dem Dörfchen Holm ab. Wir hinterher, die Pistolen der beiden Kürassiere im Rücken. Bei einem der ersten Häuser wurde Halt gemacht. v. Lilien stieg ab, führte uns über die mit Stroh bestreute Tenne in die Dörns des Hofbesitzers und stellte uns an die Thür eine Wache, die auf ihr Pistol ein Zündhütchen aufsetzen mußte.

Einer der Herren versuchte mit dem Offizier zu parlamentieren,

natürlich ohne Erfolg. Doch erlangten wir von ihm die Zusage, er werde ohne Verzug zu seinem Kommandeur, Oberstleutnant von Schmidt, nach Kosel reiten und uns bei diesem melden. Vielleicht gäbe er uns frei. Einen Augenblick waren wir sogar nahe daran, aus der dumpfigen, ärmlichen und ziemlich schmutzigen Bauernstube in die Wohnung des benachbarten Müllers umquartiert zu werden. Einer unsrer Gefährten, ein Herr Roß, Bruder des Philologen und früher hier als Gutsbesitzer angesessen, berief sich auf den Müller, dieser wurde geholt und erkannte ihn sofort als ehemaligen Nachbar, und der Leutnant schien nicht abgeneigt, uns zu Herrn Risum — so hieß der Besitzer des Mühlengutes — übersiedeln zu lassen. Indes zerschlug sich das Projekt, ich weiß nicht, woran, der Offizier ritt weg, und als er wiederkam, hatte er zwar unser Befreiungsdekret nicht mitgebracht, wohl aber eine Hiobspost, die um so verdrießlicher war, als sie erst wie die Erfüllung unsers zuletzt erwähnten Begehrens lautete, dann aber mit einer Enttäuschung endete.

„Es thut mir leid, meine Herren — hub der Leutnant an —, es thut mir wirklich leid. Aber ich muß Sie in die Mühle bringen. Es sind noch zwanzig draußen, und die haben hier nicht Raum."

Wir suchten unsre Siebensachen zusammen, folgten dem Offizier vor das Haus und sahen hier in der That einen Trupp andrer in Haft Genommner. Man führte uns aber dann nicht, wie wir gehofft hatten, in die behaglich warme Müllerwohnung, sondern in die seitwärts von ihr gelegne halbverfallne Wassermühle, wo die Kaiserlichen, die wir kurz vorher von unserm ersten Haftlokale aus in langen Reihen hatten vorüberziehen sehen, uns wieder in Empfang nahmen, uns zwei Posten mit geladnem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett vor die Thür stellten und uns im übrigen unsern Sternen überließen.

Wir waren vom Pferde auf den Esel gekommen. Die Mühle war ein altes Gebäude voller Löcher und Risse. General de Meza*) mit seiner Scheu vor Zugluft hätte sich bei ihrem bloßen Anblick auf den Tod erkältet. Auch die neuen Leidensgefährten waren anfänglich nicht nach unserm Geschmack, und so stiegen wir ursprüng-

*) Der damalige Generalissimus der in Schleswig stehenden dänischen Armee, ein etwas wunderlicher Kriegsmann.

lichen Acht, während sie im Erdgeschoß neben dem Triebwerke der Mühle Platz nahmen, nach einer Art Bodenraum hinauf und etablierten uns dort im eigentlichsten Sinne als Oberhaus der Versammlung. Auf den Dielen lag hier ein Haufen „Kaff," d. h. Hülsen von Buchweizengrütze, die, wenn es uns beliebte, die parlamentarischen Wollsäcke vertreten konnten. Von den Dachsparren hingen lange weiße Spinnweben herab, in die sich Mehlstaub gesetzt hatte, und die sich zur Not als Draperien ansehen ließen. Ein schmales Fensterchen ohne Glas und Rahmen gewährte Aussicht auf den Hof des Mühlengutes und ein Stück des Dorfes Holm.

Anfangs war ein Teil des Unterhauses, d. h. der zwanzig unten einquartierten Herrschaften, noch ziemlich hoffnungsvoll, und wiederholt versuchte man mit Hilfe vorübergehender Offiziere Unterhandlungen wegen sofortiger Freigebung anzuknüpfen. Der Müller wurde als Gesandter an den General abgeschickt, um für diesen Zweck zu wirken. Beratungen tumultuarischer Art wurden wegen einer Deputation beider Häuser an den General gepflogen. Alles ohne Ergebnis: der Herr General, hieß es, habe keine Zeit, weder zum Empfang des Gesandten noch der Deputation.

So kam die Dunkelheit, und jetzt wäre eine Entlassung von wenig Wert gewesen, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer Arretierung an andrer Stelle geendigt haben würde. Man machte sich daher bereit, eine Nacht hier zuzubringen. Müller Risums Knecht besorgte für Geld und gute Worte einige Schütten Stroh, wie er vorher jedem der Mitglieder des Oberhauses eine Tasse warmen Kaffees besorgt hatte. Als Kopfkissen diente der Haufen Kaff, und wenn die Kälte nicht einschlafen ließ, so gab es verschiedne Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein. Sah man unten zur Thür hinaus, so bot sich ein seltsames Schauspiel dar. Auf der Koppel hinter dem Dorfe lagerten die Schwadronen der Windischgrätz-Dragoner. Hoch loderten die roten Wachtfeuer auf dem weiten weißen Schneefelde. Schwarze Schatten umstanden sie in Gruppen. Andre Schattengestalten führten Silhouetten von Pferden an ihnen vorüber. Durch das leise Gemurmel des Lagers schmetterte bisweilen ein Trompetensignal.

Auch im Innern unsers Gefängnisses fehlte es nicht an Zeitvertreib. Nachdem man sich in sein Schicksal gefunden hatte, herrschte

unter den Mitgliedern des Hauses der Gemeinen viel gute Laune. Ein Seemann aus Kiel spielte bald in Hochdeutsch, bald in Platt den Lustigmacher der Gesellschaft, und manche seiner Possen waren in der That recht drollig. Dazwischen ertönte Gesang, erst „Schleswig-Holstein, meerumschlungen," dann, von einer empfindungsreichen Stimme vorgetragen, die nicht zu wissen schien, wie komisch sie unter den obwaltenden Umständen wirkte, „Freiheit, die ich meine," zuletzt gar: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang."

Es war inzwischen kälter und immer kälter geworden, und vielen schien es wie mir zu gehen: sie vermochten vor Frost nicht zu schlafen. Doch wurde auch das mit Humor getragen. „Du zitterst ja," hörte ich einen Mitleidigen unter mir zu seinem Schlafgenossen im Stroh sagen. — „Ach nein — war die Antwort —, ich mache mir bloß ein bischen Bewegung." Nach Mitternacht brachten Soldaten einen neuen Gefangnen ein. „Nix da," rief ihm eine Baßstimme entgegen. „Muß erst über ihn ballotiert werden; denn wir sind eine geschlossene Gesellschaft" — ein Spaß, den Ober- und Unterhaus mit allgemeinem Gelächter approbierte.

So graute endlich der Morgen. Die Gefangenschaft, die man sich bisher als ziemlich vergnügliches Abenteuer hatte gefallen lassen, fing an, langweilig zu werden. Die Ungewißheit über die Zeit unsrer Freigebung quälte jeden mehr oder minder. Von Toilettemachen war nicht die Rede, von dem gewohnten respektabeln Frühstück ebenso wenig. Ich hätte von dem, was des Müllers gutherzige Sorge nach dieser Richtung hin lieferte, da man unten darum ein nicht gerade gelindes Ringen zu bestehen hatte, vermutlich nichts bekommen, wenn der eine der Eckernförder nicht die dazu erforderliche Energie für mich mit gehabt hätte. So gelang es, eine halbe Tasse schwarzen Kaffee von der zweiten oder dritten Auflage und bald darauf noch einige Schlucke warme Milch zu erbeuten. Habe Dank dafür, Tonis Kruse, mein Rabe, und ebenso für die vier Kartoffeln in Montur, die du mir als zweites Frühstück erobertest, und die wir uns mit den Zähnen und Fingern schälten. Sie waren ein hochwillkommnes Gericht, und wir ließen uns ihren Wohlgeschmack nicht verbittern, als der Neid uns auf die Schultern klopfte und in den Hof hinabsehen ließ, wo sie — doch wohl für den beim Müller einquartierten General — einen fetten Truthahn

ins Haus trugen und aus dem Küchenwagen die notwendige Weinbefeuchtung dazu holten.

Andre Bilder am Fenster waren österreichische Graumäntel, die im Dorfe umherschlichen, um Holz und vielleicht gelegentlich auch einen Braten für ihr Wachtfeuer zu erspähen. Einmal sah ich drei Burschen von der Infanterie ein ganzes Scheunenthor bringen. Andre kamen beladen mit Heckpfählen, Giebelbrettern und Zaunstecken. Einmal bemerkte ich, wie einer der Kaiserlichen ein Kaninchen einfing und mit einem Schlag ins Genick tötete. Dem Bauer Tietgens, bei dem wir zuerst einquartiert gewesen waren, hatten sie alles Holzwerk, soweit es nicht niet- und nagelfest gewesen war, aus seinem Gehöft entführt, und auch von dem Geflügel des Dorfes soll manches Stück verschwunden sein.

Werfen wir deshalb nicht zu große Steine auf die guten Jungen. Erstens steckt dem österreichischen Kriegsmann der Landsknecht noch mehr oder weniger in den Gliedern. Dann waren die Leute wohl meist aus Gegenden gebürtig, wo die Vorstellungen von Mein und Dein noch in der Abklärung begriffen sind und die Menschheit überhaupt noch mit der Selbstorientierung beschäftigt ist. Ferner ist zu beachten, daß diese Ruthenen, Slowaken, Kumanier &c. jedenfalls der Ansicht waren, in Feindesland zu sein. Endlich und vor allem entschuldigte diese kleinen Plünderungen die starke Kälte, die das Kampieren im Freien sehr unbequem machte. „Schaun's, Not bricht holt Eisen," würde sich unser artiger und sprichwörterreicher Leutnant vom Tage vorher über die Sache ausgedrückt haben. (Und da hätte er, wie ich jetzt, besser über das, was Krieg heißt, unterrichtet bin, hinzufüge, ganz Recht gehabt. Der Soldat nimmt sich das, was er zur Erhaltung der Kräfte bedarf, mit denen er dem Kriegszwecke dient, ohne weiteres, wenn es ihm von der Bevölkerung nicht freiwillig geboten wird, und Lebensmittel und Feuerung gehören dazu in erster Reihe. Er nimmt sich das von Rechts wegen — bei den Preußen ebenso wie bei den Österreichern, und die obige Betrachtung des Tagebuches beweist nur, daß wir noch nicht wußten, was Krieg bedeutet, und daß uns „deutsches Bruder" aus Österreich nicht recht sympathisch war.)

Wiederholt waren Ordonnanzen und Adjutanten auf dem Hofe erschienen, um dem General Meldungen zu überbringen. Mehrmals

hieß es, jeden Augenblick sei das Alarmsignal zu erwarten. Die Dragoner im Lager draußen hielten ihre Pferde gesattelt. Auch in unserm Gehöft bereitete man sich offenbar zum Aufbruche vor. Plötzlich — es war gegen elf Uhr — sprengte ein preußischer Dragoneroffizier heran und rief den Österreichern zu:

„Die Preußen sind über die Schlei gegangen — die Dänen haben das Dannewerk geräumt!"

Das war eine doppelt frohe Botschaft. Sie bedeutete die Befreiung ganz Mittelschleswigs und zugleich die unsrige. Eine kleine halbe Stunde noch, dann wurde die Wache vor unsrer Thür weggezogen, und nach weitern zehn Minuten erschien der General — es war nicht der vom Mittag vorher, sondern ein großer, wohlgenährter, gutmütig aussehender Herr —, um uns zu entlassen, was er vermittelst einer kleinen Rede ins Werk setzte. „Es thut mir leid, meine Herren — begann er —, daß ich S' hab einsperren müssen. Allein, 's ist halt so Kriegsgebrauch, und vielen andern auf der ganzen Linie ists nicht besser ergangen."

Dies war vollkommen richtig; denn in Fleckeby hatte man ebenfalls gegen dreißig Zivilpersonen saisiert, und in Kosel sowie bis nach Kappeln hin waren gleiche Maßregeln verfügt und selbst an solchen vollzogen worden, die für Kranke nach der Apotheke gewollt hatten.

Man fragte, was für Fortschritte die Kaiserlichen in den letzten Tagen gemacht hätten, und erhielt Auskunft. Es wären verschiedne Vorwerke der dänischen Hauptstellung bei Schleswig genommen worden, eine kleine Schanze, der Königshügel bei Oberselk, doch hätten die Truppen auch beträchtliche Verluste — der General sprach von mehr als fünfhundert Mann — dabei erlitten.

Auf unsre Erkundigung, wohin wir jetzt gehen sollten, lautete der Bescheid: „Wohin Sie Lust haben. Dahin, dorthin, jetzt alles einerlei. In einer Stunde breche ich nach Missunde auf, und wenn Sie wollen, können Sie mir folgen."

Wir ursprünglichen Vier, die wir tags vorher zusammen von Eckernförde ausgezogen waren, fanden es interessanter, das befreite Schleswig aufzusuchen. Die meisten übrigen schienen des Feldzugs überdrüssig zu sein und sich sobald als möglich in die Heimat zurückbegeben zu wollen. Die Nacht in der Mühle war in der That ge-

eignet gewesen, Wißbegier und Enthusiasmus einigermaßen abzukühlen. Dennoch konnte die Gesellschaft sich nicht auflösen, ohne daß eine gute Seele unter den Befreiten dem General ein Hoch ausbrachte, in das die Mehrzahl mit Hüteschwenken einstimmte. So sind die Deutschen. Wie hier im kleinen, so im großen.

* * *

Bevor ich die weitern Aufzeichnungen über meine eignen Beobachtungen während der ersten Kriegswoche folgen lasse, möge die Mitteilung eines Kieler Bekannten über den Übergang der Preußen über die Schlei eine Stelle finden — nicht als Beitrag zur Kriegsgeschichte, wohl aber als eine Erinnerung an die zweifelerfüllte, mißtrauische Stimmung, die in dieser Zeit die Mehrzahl der Holsteiner, auch viele Wohlgesinnte, allen Schritten der Preußen gegenüber erfüllte und die ärgsten Dinge für möglich, ja wahrscheinlich zu halten imstande war. Mein Berichterstatter schrieb mir:

„Mittwoch, den 3. in Eckernförde angekommen, war ich bis gegen elf Uhr morgens des strömenden Regens halber außer stande, etwas zu unternehmen. Auch gingen die Ansichten aller, selbst der Militärs, soweit auseinander, daß der rechte Punkt, auf dem etwas zu sehen und zu erleben, nicht wohl zu erraten war. Gegen die zwölfte Stunde klärte sich der Himmel, und als der Regen aufgehört, schlenderte ich durch die Straßen, zunächst nur, um nach den unbehaglichen Stunden, die ich in dem mit Tabaksqualm erfüllten Saale des Gasthofs verlebt, etwas frische Luft zu schöpfen. Da sehe ich draußen am Mühlenberg den Kieler Hafenmeister mit den Booten, die zum Übergang über die Schlei benutzt werden sollten, den Weg nach Osten einschlagen. Wo die hingehen, dachte ich, muß jedenfalls Wichtiges beabsichtigt sein, und so war mein Entschluß rasch gefaßt: ich folgte ihnen. Bald erfuhr ich, daß das Gut Maasleben, eine starke Meile südlich von Arnis, der nächste Bestimmungsort der Wagen mit den Booten sei, und ich richtete meinen Marsch danach ein.

„Am Donnerstag blieb alles ruhig. Die Boote mit ihrer Begleitung waren, eine Patrouille von Husaren ausgenommen, die in Sieseby lag, um die Bewegung des Feindes am südlichen

Schleiufer zu beobachten, meines Wissens der am weitesten vorgeschobne Posten.

„Am Freitag früh heftiger Schneefall. Zwischen elf und zwölf Uhr fing es an, in der Gegend lebendig zu werden, indem die ersten Pickelhauben von Eckernförde eintrafen, und bald folgten mehr, Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, ein Artilleriepark nach dem andern, desgleichen Munitionskolonnen und der ganze ungeheure Train und Troß, der zum Korps gehörte.

„Ununterbrochen dauerte der Vorübermarsch der Soldaten fort bis gegen vier Uhr. Zwei Stunden später waren die letzten Truppen in der Nähe der beiden Orte aufgestellt, wo der Übergang stattfinden sollte. Schrägüber von dem Fischerdorfe Arnis, bei der Fährstelle, sollte eine Pontonbrücke geschlagen werden, weiter nördlich, bei dem Flecken Kappeln, die Brigade Röder und die Avantgarde auf den erwähnten Booten übersetzen. Gegen hundert Geschütze, darunter eine beträchtliche Anzahl gezogne, waren aufgefahren, um diese Operationen zu unterstützen, die durch zwei anscheinend gut armierte dänische Schanzen bei Arnis und bei Kappeln bedroht waren. Das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war in Karlsburg, einem Jagdschlosse des Herzogs Karl von Glücksburg, das etwa fünfzehnhundert Schritte von der hier etwa vierthalbhundert Ellen breiten Schlei liegt. Um halb fünf Uhr des nächsten Morgens sollte, so hieß es, der Anfang mit dem Brückenschlagen gemacht werden. »Ein harter Kampf steht uns bevor — hörte ich von verschiednen Seiten äußern —, aber Gott sei Dank, daß es endlich einmal Ernst wird.« Man erwartete mindestens eine Verteidigung wie bei Missunde, und man glaubte, daß sich an derselben auch dänische Kanonenboote beteiligen würden.

„Ganz das Gegenteil erfolgte. Es war kurz nach acht Uhr (Freitag abends), als auf einmal von dem westlichen Ufer der Schlei wiederholt laute Rufe wie von einer großen Menschenmenge ertönten. Bald darauf neues Geschrei, dann Erleuchtung der Häuser von ganz Arnis. Trotz des Schneegestöbers ist deutlich zu sehen, daß es ungewöhnlich viele Lichter sind. Jeder Landeskundige weiß sofort, was das zu bedeuten hat. Die Dänen haben den Ort verlassen, das Rufen drüben ist Jubelgeschrei, das Lichtergefunkel in Arnis ist eine Illumination.

„Die Preußen hätten ohne Zögern übersetzen, sofort mit dem Brückenbau beginnen können. Sie schienen aber nicht für möglich zu halten, was wir ihnen sagten. Einige meinten, die Vorgänge drüben seien eine Falle. Den Ausschlag aber gab jedenfalls, daß der Befehl des Höchstkommandierenden den Beginn der Operationen erst auf den nächsten Morgen festsetzte.

„Jeden Augenblick erwartete ich mit fieberhafter Ungeduld, daß ein Boot von diesseits abstoßen würde, um sich über die Verhältnisse in Arnis Gewißheit zu verschaffen, und daß die Verfolgung der feindlichen Armee mit aller Energie beginnen würde; denn daß die Dänen nicht bloß von hier abgezogen, sondern auch das Dannewerk und Missunde geräumt, war mir außer Zweifel. Ich spähte und lauschte bis gegen zehn Uhr. Als sich nichts rührte, suchte ich ein Obdach. Die Preußen verhafteten jeden Zivilisten, der sich in ihrer Nähe betreten ließ, selbst Leute, die sich nur einige hundert Schritt von Höfen entfernt hatten, zu denen sie gehörten, und so war die ganze Nachbarschaft der Schlei — die sicher nicht einen einzigen Spion unter sich geduldet hätte — so gründlich eingeschüchtert, daß von einer Annäherung an die Truppen zum Zwecke von Mitteilungen über den Feind geraume Zeit nicht die Rede war. Hätte man sich gegen die Bevölkerung weniger argwöhnisch und schroff verhalten, so würde man ohne Zweifel weit eher über die Bedeutung der Hurras und der Lichter in Arnis aufgeklärt worden sein. Ob man darauf hin etwas gegen den Befehl von oberster Stelle gewagt hätte, ist freilich nicht zu sagen.

„Erst um elf Uhr kamen Boote von Arnis mit der Nachricht herüber, daß die Dänen nach Vernagelung ihrer Kanonen die Schanze vor dem Orte und letztern selbst geräumt hätten, und jetzt setzte man zunächst eine Patrouille zum Rekognoszieren, dann nach und nach die Truppen der Avantgarde über. Man hätte glauben sollen, daß nun auch ohne Verzug die Herstellung der Pontonbrücke in Angriff genommen worden wäre. Die Nacht war nicht sehr dunkel, andre Hindernisse konnten auch nicht wohl vorhanden sein. Bis drei, höchstens vier Uhr morgens konnte die Brücke vollendet sein. Aber es war Befehl, erst am folgenden Morgen damit zu beginnen, und schneller zu sein, als befohlen, ist ein Laster, selbst wo es nützlich ist — wenn auch vielleicht nur auf Exerzierplätzen und bei Friedensmanövern.

„So fing man erst nach halb sieben früh mit dem Bau der Brücke an, und wie flink und gewandt diese preußischen Pontoniere auch Glied an Glied zu fügen verstanden, erst gegen zehn Uhr war das Werk vollendet, und erst jetzt, nachdem die Dänen volle vierzehn Stunden abgezogen waren, konnte der Übergang beginnen. Zunächst passierten die Prinzen mit ihrem Gefolge die Brücke, dann Zietenhusaren, endlich Infanterie, Kürassiere und was sonst für die Verfolgung bestimmt war.“ — — —

„Für mich existiert kein Zweifel — so schließt mein Berichterstatter, der in mehr als einer Beziehung als Sachverständiger bezeichnet werden kann, und der im allgemeinen gut preußisch gesinnt ist —, daß der Übergang über die Schlei schon um ein, mindestens um drei Uhr nachts hätte bewerkstelligt werden können, wo dann die Verfolgung der Dänen ein ganz andres Resultat gehabt haben würde, als es auf die hier beliebte Art hatte. Allermindestens — um jeden Vorwurf vorschnellen und unvorsichtigen Urteilens zu vermeiden — behaupte ich, daß man vor Tagesgrauen die Brücke hätte fertig haben sollen, wo die preußischen Reiter, die trotz des tiefen Schnees in den Redderwegen so rasch durch Angeln flogen, wahrscheinlich die dänische Nachhut vor Flensburg abgeschnitten hätten.

„In der Nacht nach zwei Uhr kam dem Gutsbesitzer, der mir Herberge gegeben, durch einen Boten die völlig sichre Kunde von dem Abmarsch der Feinde aus Arnis und Kappeln zu, und auf der Stelle veranlaßten wir, daß diese Nachricht dem Generalstabe der Kavallerie übermittelt wurde. Dann näherten wir uns dem Gute, wo derselbe sein Quartier genommen, in der Hoffnung, ihn ohne Aufenthalt aufbrechen zu sehen und ihm folgen zu dürfen. Aber eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß es sich in dem Gute regte, und schon wähnte ich, die Meldung unsers Boten sei unwahr, als gegen zehn Uhr morgens der Generalstab an uns vorüber und nach dem Wasser hinabritt. Ich sah meinen Wirt fragend an. »Was denken Sie davon?« — »Hm — erwiderte er —, was denken Sie davon?« — »Hm, hm!« — »Hm, hm!« war das Einzige, was wir schweren Herzens herausbringen konnten.

„Was wir an diesem Morgen im Hinblick auf frühere Zeiten mißtrauisch vermuteten, hat sich, gottlob! nicht entfernt bestätigt.

Man hat die Dänen nicht entkommen lassen wollen. Aber entkommen sind sie, und es giebt — widerwillig und ohne irgendwie beizustimmen sage ichs nach — hier im Lande mehr als eine Stimme, die da meint, den Österreichern wären sie nicht entkommen."

Ich füge hinzu, daß nur die Unmöglichkeit, den Übergang der Preußen über die Schlei zu hindern, nicht die kleinen Erfolge der Kaiserlichen südlich und südöstlich von der eigentlichen Dannewerksstellung, de Meza veranlaßten, sich nach Düppel und Alsen zurückzuziehen. Die österreichischen Truppen haben sich bei Jagel und Oberselk mit großer Bravour geschlagen. Sie haben hier so kräftig wie die Preußen bei Missunde und sogar etwas erfolgreicher demonstriert. Die Schanzen bei Bustorf und vor dem Friedrichsberg hätten sie menschlicher Berechnung zufolge ohne regelrechte Belagerung niemals genommen.

Und nun die weitern Blätter meiner Aufzeichnungen nach eigner Beobachtung.

* * *

Den 8. Februar, abends. Nach unsrer Entlassung aus der Holmer Mühle — der General hieß, wie ich seitdem erfuhr, Dobrzenski — eilten wir so rasch als möglich der Stadt Schleswig zu, um der Siegesfeier und der Proklamation des Herzogs Friedrich beizuwohnen. Vergebens, die wackern Bewohner des allzeit patriotischen Mittelpunktes der Südschleswiger waren zu prompt und energisch verfahren. Die Proklamation war besorgt, die Beamtenabsetzung und der Exodus aller dänischen Schächer bereits im vollen Gange, als wir ankamen. Indes erlebte man noch immer Erzählenswertes.

Nachdem wir in dem großen, trotz der Überschwemmung der Gegend mit Truppen noch wohlversehenen Wirtshause von Güby dem Bedürfnis Rechnung getragen hatten, das das vierundzwanzigstündige Fasten in der „geschlossenen Gesellschaft" hervorgerufen hatte, und Leib und Seele wieder gehörig zusammenhielten, wurde der Rest des Weges bis Schleswig trotz des tiefen Schnees der Straße bald zurückgelegt. Wäre uns dabei nicht eine Schwadron österreichischer Dragoner begegnet, so wäre man in der ersten Stunde

kaum daran erinnert worden, daß man auf dem Schauplatz eines Krieges hinwanderte.

Weiterhin wurde es allmählich anders. Bei Fahrdorf sahen wir Spuren der Stellung, von wo die kaiserlichen Kanoniere tags vorher den Mövenberg und die dänische Batterie auf der Freiheit beschossen hatten. Dann erschienen das langgedehnte stille Schleswig mit Schloß Gottorf im Winterkleide und die eisbedeckte Schlei zur Rechten, während zur Linken das Selker Noor und darüber im Westen die Wallreste der uralten Oldenburg sichtbar wurden. Der weiße Winterhimmel, die blendende Schneedecke der Landschaft mit ihrer nur durch die schwarzen Streifen der Hecken unterbrochnen Monotonie hinderten scharfe Beobachtung. Nur mit Anstrengung erkannten auch gute Augen rechts auf der Eisfläche vor dem Lollfuß die Kanten der kleinen Schanze auf dem Eilande des Mövenberges. Deutlicher waren die Fahnen zu sehen, die von der Domkirche und einem andern Turme der Altstadt sowie von dem des Friedrichsberges wehten.

Auf dem Damme, auf dem die Chaussee zwischen der Schlei und dem Selker Noor hindurchführt, fanden wir die Reste eines dänischen Verhaus, gefällte Bäume und spanische Reiter. In Haddeby, dem letzten Dorfe vor der Stadt, zeigten die Häuser Spuren stattgehabter Gefechte, eingeschlagne Fenster, Schießscharten, durch Aushebung von Dachziegeln hervorgebracht u. dergl. Noch eine Strecke weiter, und wir waren im Angesicht der Schanzen des Dannewerks. Auf einem beschneiten Hügelzuge Profile von Redouten und Batterien, aus denen schwarze Geschütze heraussahen. Die Böschungen rings mit einem Zaun dicker spitzer Pfähle umgeben. Seitwärts die Strohdächer hölzerner Baracken. Im ganzen zählte ich hier vier Schanzen, von denen sich die beiden größten neben der Stelle erheben, wo die Eisenbahn den Grenzwall König Göttriks durchschneidet, die dritte und vierte dagegen hart am Friedrichsberge standen. Weiter nach Südosten zeigten sich die Umrisse einer fünften. Da, wo die Straße zwischen dem Bustorfer Teich und dem westlichen Rande der Schlei hindurchführt, wieder eine Barrikade mit spanischen Reitern, die hier außer den gewöhnlichen zugespitzten Kreuzpfählen auch noch mit zwei Fuß langen zweischneidigen Klingen gezähnt waren. Hier auch das erste Blut und die ersten Zeichen eines

Rückzugs. Wenige Schritte vor dem Eingang in die Stadt lagen zwei weggeworfne und leere Tornister, ein dänischer und ein österreichischer, daneben ein Käppi in einer gefrornen Blutlache.

Wir zogen mit einem Bataillon österreichischer Infanterie in Schleswig ein. Kein Haus des Friedrichsbergs, das nicht die blau-rotweiße Fahne geschmückt hätte. Mehr als eins ließ auch die deutsche Trikolore flattern, die lange breite Straße, aus der dieser Teil der dreigliedrigen Schleistadt besteht, war mit Massen von Kaiserlichen, besonders Fußvolk, gefüllt, das, als unser Bataillon mit voller Musik und fliegender Fahne eingerückt kam, Front machte. An dem Schnitt der Beinkleider und den steifgewichsten Schnurrbärten sah ich, daß die Leute einem ungarischen Regiment angehörten. Sie hatten die letztverflossenen Tage jedenfalls starke Anstrengungen und Entbehrungen gehabt; dennoch verrieten sie, als die Musik ein lustiges Stückchen aufspielte, durch allerlei Gebärden, daß sie Neigung empfanden, zu tanzen, und bei einer andern Gelegenheit an diesem Morgen sollen sie diese Neigung zum Erstaunen und Ergötzen der Einwohner mit Feuer und Grazie befriedigt haben.

Auch die Truppe, mit der wir einmarschierten, war leichtfüßiges Volk. An den Gewehren, deren Läufe der Rost mit roten Flecken gesprenkelt hatte wie die Forellen, und an ihren kotbedeckten Schuhen und Gamaschen bemerkte man, daß der letzte Rasttag weder gestern noch vorgestern gewesen war. Dennoch marschierten sie so munter und flink, als ob sie eben erst aus der Kaserne kämen, und sangen noch dazu. Auf das, was sie sangen, durfte man freilich nicht genau hören, wenn man sich für diese „deutschen Brüder" von der Theiß oder Marosch weiter zu begeistern imstande bleiben wollte. Es war ein Soldatenlied im Stil von „Prinz Eugenius, der edle Ritter," dessen einzelnen Strophen die Leute — vielleicht auf Befehl, denn Österreich versteht es, durch Kleinigkeiten, die nichts schaden, zu kaptivieren — für die heutige Gelegenheit den Refrain des „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" folgen ließen. Nur ein Teil des Bataillons bestand aber aus Deutschen, und so hatte man an dem Gesange mehr den guten Willen als die Leistung zu schätzen. Ein Unteroffizier, der hinter mir herschritt und sich besonders kräftig dabei beteiligte, sang regelmäßig — ich hörte es wohl ein halbdutzendmal:

Schleswig-Holstein an der Wand,
Wanze nicht, mein Vaterland.

Offenbar verstand der gute Polak oder Raize nicht ein Wort von dem, was er so eifrig in die Straße hinaus erschallen ließ.

Möchte das hingehen, da die Kriegsleute des Kaisers Franz Joseph nicht, um Gesangsvorträge patriotischen Inhalts zum besten zu geben, sondern — wenn nicht zugleich, um die Preußen zu beobachten und eventuell zu stören — zur Beihilfe bei der Verjagung des „tapperen Landsoldaten" hier sind, so war die Art und Weise, wie sich die zuerst eingerückten Abteilungen in betreff der von dem Feinde in Schloß Gottorf zurückgelassenen Militäreffekten verhalten hatten, schon bedenklicher. Die Mannschaften hatten diese Vorräte nämlich einfach als Privatbeute betrachtet, sie unter sich geteilt und dann sofort mit dem Verkauf begonnen, der sich bei der Niedrigkeit der geforderten Preise bald sehr lebhaft gestaltet und flott fortgewährt hatte, bis Offiziere dahinter gekommen waren und der Naivität dieser Naturkinder in den üblichen Kraftworten den rechten Standpunkt angewiesen hatten. Ehe dieser Einspruch erfolgt war, hatte man neue Wollendecken bester Qualität, die später in den Lazaretten bitter entbehrt wurden, das Stück für zwei bis drei Schillinge Kurant kaufen können.

Gutmütige Burschen, diese Blauhosen aus den deutschen „Bruderländern" an den Karpaten und am Plattensee, fixe Soldaten; aber es ist einem unter ihnen doch immer noch zu Mute wie in Wallensteins Lager.

Wie der Friedrichsberg, so war auch der zweite Teil der Stadt Schleswig, der Lollfuß, reichlich mit schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen geschmückt. Jedermann trug Blaurotweiß, entweder als Kokarde an Hut oder Mütze oder als Band im Knopfloche, häufig in beiderlei Gestalt. An den Ecken klebten Zettel mit patriotischen Aufrufen, über denen man von fern schon ein großgedrucktes „Befreiung" oder „Herzog Friedrich" las. In den Schaufenstern der Läden ebenfalls allerhand farbige Demonstrationen. Auf der Straße die Jugend eifrig mit Exekutieren des langentbehrten, jetzt nicht mehr mit Brüche oder Rute bedrohten „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" beschäftigt. In dem großen Bierhause, wo die Gesellschaft der „Schleibrüder" ihr Lager hat, fröhliches Stimmen-

gewirr, Gäste Kopf an Kopf, Redner auf den Tischen, Gläserklingen und ein Freudenopferdampf von Tabakskraut, wie er sicher seit Jahren von keinem Feste hier so mächtig emporgestiegen war.

Selbstverständlich suchte man seine alten Freunde von 1855 so rasch als thunlich auf, um Glück zu wünschen. Wie traurig, daß der alte wackre Obergerichtsrat Reiche diesen Tag nicht mehr sah! Auch andre gute Patrioten waren tot. Bei Heiberg aber war ein Leben wie in einem Hochzeitshause. Der Alp, der seit Jahren auf allen gerechten Seelen in Schleswig gelegen, und der in den letzten Wochen mit doppelter Schwere auf der Stadt gelastet hatte, war entwichen. Man atmete hoch auf und war wie berauscht von der Luft der Freiheit, die man einsog.

Lange und bis kurz vor der Entscheidungsstunde waren die Bürger Schleswigs wie in halber Dämmerung über die nächste Zukunft gewesen. Das Gerücht vom Einmarsche der Preußen und Österreicher in das Herzogtum hatte sie allerdings schon am Tage danach erreicht; aber Gewißheit über den Schritt hatte erst das Erscheinen der Offiziere gebracht, durch die Wrangel den dänischen Höchstkommandierenden zum Abzug mit seinen Truppen auffordern ließ. Kurz nachher war der König Christian angekommen. „Die Soldaten riefen ihm ein paar matte Hurras zu," erzählte Heiberg. „Die Bürger schlossen vor ihm ihre Hausthüren, hielten sich innerhalb ihrer vier Wände und ließen, wo er sich zeigte, die Gardinen herab. Er war nur von Monrad begleitet, der ihm überall hin wie sein Schatten folgte. Aufgefallen ist, daß er im Hotel der Doris Esselbach, wo er abgestiegen war, den einen Tag ganz allein, den andern nur zu drei Couverts gespeist hat. Als er den Dom verließ, wo er die Fürstengruft besuchte, soll er die Augen voll Thränen gehabt haben. Auf jeden, der ihm begegnete, machte er den Eindruck tiefster Verstimmung und Niedergeschlagenheit. Am Dienstag reiste er, nachdem er am Tage vorher noch einen Besuch im Lager bei Selk gemacht hatte, wieder ab, klanglos, kaum bemerkt und beachtet, wie er gekommen war."

Und wie der König mehr ein Gegenstand des Mitleids als des Hasses gewesen war, so auch die dänische Armee in den letzten Wochen. Zu schwach, um die ganze Breite der Stellung zwischen Friedrichstadt und Kappeln stets genügend besetzt zu halten, hatte

sie unaufhörlich ihre Quartiere wechseln müssen. Auf die Nachricht, daß die Deutschen sich anzuschicken schienen, bei Hollingstedt durchzubrechen, hatte sie mehrere Meilen nach Westen, auf die Kunde, daß Missunde bedroht sei, wieder nach Osten marschieren, dann wieder unter kaltem Himmel lagern, dann angestrengt schanzen müssen, und das meist ohne genügende Verpflegung, heute im Regen, morgen im Schnee, sodaß die Mannschaften zuletzt todmüde und aufs tiefste erschöpft und entkräftet waren. Unter solchen Umständen muß die Notwendigkeit, die Stellung aufzugeben, den dänischen Oberoffizieren schon frühzeitig nahe getreten sein.

Doch scheint man den Gedanken für zu ungeheuer gehalten zu haben, um sofort zu einem Entschlusse zu kommen. Am Montage hatte man noch zwei neue Batterien, die auf dem Mövenberge und die auf der Freiheit, einem Platze am östlichen Ende der Stadt, errichtet. Am Mittwoch hatten die Schleswiger das erste Donnern der Geschütze gehört, und zwar aus der Gegend von Lottorf her, und bald darauf war das Gerücht durch die Stadt gegangen, daß sich im Haddebyer Holze österreichische Jäger gezeigt hätten. Am nächsten Tage wieder unablässiges Hin- und Hermarschieren der dänischen Bataillone, Vorbeijagen von Stafetten und eiliger Abgang schwerer Geschütze nach Missunde. Später Artilleriekampf unmittelbar im Angesichte der Stadt zwischen einer bei Fahrdorf am Südufer der Schlei unbemerkt emporgewachsenen österreichischen Batterie und drei dänischen Schanzen, unter denen die beiden neuen waren. Dann war alles still geworden, und nachdem man schon, während die Kanonen noch krachten, Bewegungen bemerkt hatte, die auf einen Abzug der Truppen des Generals de Meza hindeuteten, war er gegen Abend wirklich angetreten worden. Einzelne Abteilungen kamen noch einmal zurück, und die Offiziere trafen die Frauen ihrer Quartiergeber schon über dem Nähen schleswig-holsteinischer Fahnen. Die Gemeinen freuten sich augenscheinlich des Abmarsches nach Norden, der sie binnen kurzem aus dem Zustande des Überangestrengtseins erlösen sollte, in den sie die letzten Tage versetzt hatten, und äußerten gutmütig: „Wir gehen heim und kommen nun nicht wieder.“

Wie die Preußen bei Kappeln und Arnis, so wurden die Österreicher bei Schleswig den Abzug des Generals de Meza und

seiner Leute zu spät gewahr. Die Erzählung kaiserlicher Offiziere, daß die Dänen einen kurzen Waffenstillstand nachgesucht und die Zeit zwischen Anfrage und Antwort benutzt hätten, einen Vorsprung zu gewinnen, ist, wie ich von verschiednen Seiten höre, unbegründet. Richtig dagegen ist, daß die Österreicher durch junge Leute aus Schleswig, die über die gefrorne Schlei gegangen waren, schon zwei Stunden nach dem Abmarsche der letzten dänischen Heersäulen von dem, was vorging, in Kenntnis gesetzt waren.

Den dänischen Soldaten folgten nicht, wie anderwärts wohl bei ähnlichen Gelegenheiten, Verwünschungen nach. Sie hatten sich durchweg gut betragen, sich für jede Gunst, die den Müden und Hungernden über Verlangen und Nötigung gewährt worden war, dankbar bewiesen und die Bürger nur selten und dann nicht aus eignem Antrieb, sondern auf Anregung durch die Offiziere, mit dem dummen Dengang jeg trog afsted geärgert. Man sah sie als arme Teufel an, die thaten, was sie nicht lassen durften.

Am Vormittag rückten die Österreicher ein, und schon flatterten überall die blaurotweißen und schwarzrotgelben Fahnen von den Fenstern, Dächern und Türmen. Mittags wurde unter großem Zusammenlauf und Jubel des Volks Herzog Friedrich ausgerufen. Nachmittags besorgte ein rasch zusammengetretnes Komitee die Entfernung der dänischen Beamten und Gymnasiallehrer, indem man sie mit dem Hinweis auf drohende Volksjustiz bedeutete, ohne Verzug und jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht die Stadt zu verlassen. Eine Appellation, mit der sich einer der Herren an den kaiserlichen Kommandanten wandte, wurde kurz abgewiesen. Man sei bloß Soldat, hieß es, und kümmere sich nicht um städtische Angelegenheiten. Die meisten von diesen den Schleswigern aufgedrungnen Dänen gingen, ohne ein Wort zu verlieren. Andre, die keck auftraten und drohten, wurden rasch gezähmt, wie namentlich Bürgermeister Jörgensen. Nur in einem Falle, bei dem Branddirektor Mathiesen, erlaubte sich der zum Weggehen Auffordernde, beiläufig nicht einmal wirklich Mitglied des Komitees, Ungebührlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten, und diese wurden, als der Betreffende sich damit rühmte, allgemein gemißbilligt.

In Ravens Hotel, das mir neun Jahre vorher behagliche Herberge geboten hatte, war so wenig an ein Zimmer oder Bett für

die Nacht zu denken, wie bei der Esselbach, die sich beiläufig als kluge Frau jetzt eifrig patriotisch vernehmen ließ, während ihr Haus bisher das Hauptquartier der kleinen dänischen Partei der Stadt und das Versammlungslokal des berüchtigten „Kongensklub" gewesen war. Überall bei Raven Überfüllung mit Gästen. Die großen Säle des Hauses, eines ehemaligen Palais der Ahlefeld, die Flur mit den perückengeschmückten Ahnenbildern, die Zimmer der Museumsgesellschaft wimmelten von Reisepelzen, Aufschlagstiefeln, Waterproof-Röcken und andern Winterarmaturen. Allenthalben lebhaft sprechende Gruppen, Anstoßen auf Schleswig-Holstein und seinen neuen Herzog, Austausch von Berichten über das jüngst Geschehene zwischen den Einwohnern und der bunten Invasionsarmee von Kielern, Hamburgern und Anglern, die mit und nach den Österreichern hier eingezogen waren, Massen hübscher Anekdoten und wunderbarer Gerüchte, feierliche Wiedererkennungsszenen, Gratulationen mit dem Zubehör von Gläserklingen und Pfropfenknall, Jubel und Lärm ohne Ende und gute Hoffnungen auf Gelegenheit zu mehr Jubel.

Abends kamen neue Nachrichten zu den alten. Man erfuhr, daß die Österreicher die dänische Nachhut in der Gegend von Översee eingeholt und sich gewaltig mit ihr gerauft hatten. Man erzählte von einem furchtbaren Straßenkampfe in Flensburg, bei dem das erste dänische Bataillon — andre sagten Regiment — völlig aufgerieben worden sei. „Bis auf den letzten Mann," versicherte Herr Honoratus Bonnevie Lorentzen, ein Pächter oder Gutsbesitzer aus Kappeln, der sich uns angeschlossen hatte, „alles totgeschossen und niedergehauen, nicht einer davon gekommen." Er war zwar nicht Augenzeuge gewesen, hatte es aber von „sichern Leuten." Man vernahm von einem andern gläubigen Gemüte, daß mehr als die halbe Armee de Mezas schon in Gefangenschaft geraten sei. Man genoß mit gespitztem Ohr andre prächtige Fabeln, die der Wind herzugetragen hatte. Die Tapferkeit der Kaiserlichen war in aller Munde. Sie hatten, so hieß es, verschmäht, zu schießen, und vorgezogen, mit Bajonett und Kolben draufzugehn. „Nicht alle gerade aus dem Antriebe, der den Menschen zum Helden macht," setzte ein lächelnder Mund hinzu. „Ein Gefreiter von den Jägern z. B., gefragt: »Weshalb haben Sie nur so furchtbar auf die Dänen losgeschlagen und gestochen? Sie haben Ihnen doch eigentlich nichts zu

Leide gethan,« entgegnete: »O nein, dos grod nicht, aber der Herr Hauptmann hots holt gern.«"

Weniger als das kriegerische Ungestüm der kaiserlichen Truppen wußte man die Unbefangenheit zu loben, die die zuerst eingerückten Abteilungen, Leute aus Gauen des Magyarenlandes, im Hinblick auf das Eigentum der Bürger, bei denen man ihnen Quartier angewiesen hatte, an den Tag gelegt hatten. Es sollten da recht schlimme Mißgriffe vorgekommen sein. Doch sprach man aus Dankbarkeit ungern davon und bat, es nicht weiter zu erzählen, weshalb wir die Einzelheiten nicht verzeichnen und möglichst bald vergessen wollen. Dagegen mag noch folgende ergötzliche Probe von österreichischem Soldatendeutsch hier Platz finden.

In eine Bürgerfamilie tritt gegen Abend ein riesiger Ungar von der Garnison, stellt sich an der Thürschwelle in Positur, legt die Hand an die Mütze und sagt: „Soldatt!" Die Leute sehen ihn und sich einander an und fragen endlich, was sein Begehr. Er bleibt in der angenommnen Positur und erwidert nur das eine Wort: „Soldatt!" Nochmals verlegnes Fragen, was er wünsche, und wieder die vieldeutige Antwort: „Soldatt!" Endlich geht man hinunter und holt sich von der Einquartierung im Erdgeschoß einen Dolmetscher, und jetzt löst sich zu allgemeinster Befriedigung und Überraschung das Rätsel. Das kurze Wort „Soldatt" hatte bedeuten sollen: „Ich suche den Regimentsschuhmacher."

Man traf in Ravens Hotel allerlei alte und neue Bekanntschaften und verschiedne interessante Persönlichkeiten, Kieler Professoren auf Sendungen nach dem Norden begriffen, die provisorischen Beamten, die die Bevölkerung eingesetzt hatte, Kandidaten für andre, weiter nördlich offen gewordne oder nächstens zu hoffende Stellen, junge Ärzte, hierher geeilt, um in den Lazaretten zu helfen und zu lernen, Studenten und Gymnasiasten aus Holstein, die sich, da sie nicht mitkämpfen konnten, durch Wegtragen von Verwundeten aus dem Feuer der Befreiungsarmee nützlich zu machen gedacht hatten, Korrespondenten der Hamburger und Berliner Zeitungen und ähnliche Leute. Auch der bekannte Doktor Rasch durfte nicht fehlen. Er war erschienen, um den Schleswigern die allein selig machende Republik zu predigen.

Alle Welt war aufgeknöpfter, zuthulicher und weniger wählerisch

als gewöhnlich. Vom Vorstellen, Fragen nach Namen, Stand und Herkunft war kaum die Rede. Waren wir doch alle Deutsche, die ein Freudenfest feierten. Das Einzige, was unsre Heiterkeit einigermaßen trübte, war die Sorge um ein Nachtlager. Zuletzt befreundete ich mich mit dem Gedanken, in dem kleinen Zimmer, in das ich mich mit ein paar Bekannten und etlichen Flaschen Rotwein zurückgezogen hatte, auf einem der hier befindlichen Sofas Zuflucht bis zum Morgen zu suchen. Ein wohlhabender Fabrikant aus der Altstadt indes, der sich zu uns gesellt und — ich wußte erst nicht, warum, mußte aber zuletzt an die „Schleswig-Holsteinischen Briefe" denken — mir ungewöhnliche Verehrung bezeigt hatte, wollte das durchaus nicht leiden. Ich mußte mit ihm nach Hause gehen, ohne daß ich ihm vorgestellt worden war, und ohne daß ich wußte, wem ich die unverhoffte Gastfreundschaft verdanken sollte. Am andern Abend erst erfuhr ich zu meiner nicht geringen Betrübnis, daß ihm dabei ein schlimmes Mißverständnis passiert war: der gute Herr hatte in mir — den ebengenannten Doktor Rasch, Erfinder des verlassenen Bruderstammes, zu beherbergen geglaubt.

In der Zwischenzeit hatte ich mit einer neuen und sehr angenehmen Bekanntschaft, dem Dr. von Franzius, der von Kreuznach hierher gereist war, um sein ärztliches Wissen den Verwundeten zu widmen, zuerst das eine der vier in Schleswig bestehenden Lazarette und dann das Dannewerk besucht.

Das Lazarett, im Rathause eingerichtet, litt Mangel an fast allem, was notwendig war. Von Militärärzten war noch niemand vorhanden, zwei Zivilärzte hatten für mehr als sechzig Kranke und Verwundete zu sorgen, zu denen stündlich neue kamen. Es fehlte an Decken und Verbandtaschen, an Medizin und teilweise sogar an Bedienung. Zwei gefangne dänische Sergeanten, beiläufig recht flinke und anstellige Leute, versahen das Amt von Krankenwärtern und Heilgehilfen. Auch ich versuchte ein paar Stunden Dienste zu leisten.

Die Mehrzahl der Verwundeten des großen Hauptsaales schlief, als wir eintraten, viele nur mit ihren Mänteln und Uniformen zugedeckt. Etwa die Hälfte von ihnen bestand aus Dänen, die übrigen waren meist kaiserliche Jäger, alle von Översee eingebracht. Nur einer stöhnte laut, ein hübscher kräftiger Bursch aus Steier-

mark, dem eine Kugel das linke Schienbein zerschmettert hatte. Mehrmals hörte ich ihn jammern: „Der Krampf! Der Krampf! — Jesus, Maria, der Krampf!" Ich suchte ihm Trost einzusprechen, gab ihm zu trinken und sorgte dafür, daß er ein narkotisches Pulver erhielt, worauf der Krampf, der auch die Hände ergriffen hatte, nachließ. Ein andrer Österreicher, dem die Schädeldecke verletzt war, sodaß das Gehirn bloß lag, war, wie es schien, hierher gegangen. Gelassen wartete er, Gewehr beim Fuß auf dem kalten Vorsaal stehend, bis ich ihn holte, und nachdem wir ihn verbunden und zu Bett gebracht hatten, schlief er unverzüglich ein.

Die Dänen, die ich sprach, verstanden fast ohne Ausnahme Deutsch. Sie waren meist große kräftige Leute mit heller Gesichtsfarbe und harten, borstigen Bärten. Einer hatte einen Schuß durch den Oberschenkel, der furchtbar geschwollen war. Einem andern war eine Kugel durch die Lunge gegangen. Ich fragte ihn, ob man ihm mit etwas dienen könne, und er antwortete mit matter Stimme: „Ich möchte Wein haben." Ich brachte ihm ein Glas Wein mit Wasser, er trank, spie es aber gleich wieder aus und dann Blut. Schmerzen hatte er nicht, doch war er schon am Abend tot. Ein dritter Däne, dem ich meine Dienste anbot, verlangte vor allem Tinte, Feder und Papier. „Ich will an min Fru sjreiben," sagte er. „Sie denkt sonst, ich bin tot." Ich erkundigte mich, ob er schwer verwundet sei. „Nein, bloß ein Streifsjuß an die Hüfte." — Von wo er gebürtig sei? — „Von Laaland." — Ob er Kinder habe? — „Drei." — „Das ist der Krieg von die Kopenhagners," setzte er mit trauriger Miene hinzu.

Eine ziemliche Anzahl der hier liegenden Dänen mochte in ähnlicher Stimmung sein, und bei den tödlich Verwundeten war der Seelenschmerz um ihre Familie wahrscheinlich größer als ihre körperlichen Leiden, zumal wenn sie ihre jetzige erträglich bequeme Lage im warmen Zimmer mit der verglichen, in der sie sich gesehen hatten, bevor sie aufgefunden worden waren. Einer, den ich sprach, hatte dreizehn volle Stunden hilflos und einsam hinter einem Knick im Schnee gelegen, ein andrer, wie mir erzählt wurde, nach dem Gefecht bei Jagel zwanzig Stunden, und er hatte dabei Hände und Füße erfroren. Kranke gab es nur wenige. Nach dieser Seite scheint ein Winterfeldzug günstigere Verhältnisse zu bieten als ein

Krieg im Sommer. Hitze füllt die Spitäler weit mehr als selbst strenge Kälte trotz der Notwendigkeit, unter freiem Himmel zu lagern. Daß die Dänen auf völlig gleichem Fuße mit den Österreichern behandelt wurden, verstand sich von selbst, ebenso, daß dem Mangel an Medikamenten, Decken, Bettwäsche und anderm Bedarf bald abgeholfen wurde. Die Verbandzeuge der Kaiserlichen wurden mir von Professor Esmarch, der sich um die Schleswiger Lazarette große Verdienste erworben hat, sehr gelobt, und auch sonst waren ihre Einrichtungen befriedigend, nur gab es bei ihnen, wie ein andrer Arzt tadelte, zu viel Schreiberei, Tabellen und Berichte, Meldungen an Pontius und Pilatus und dergleichen büreaukratischen Firlefanz mehr, womit namentlich die Zeit der Oberärzte unbillig in Anspruch genommen wurde.

Um die Mittagstunde besuchten wir, im Lazarett nicht mehr nötig, das Dannewerk. Die neuern Befestigungen bestehen in achtundzwanzig großen und kleinen Schanzen, die eine lange Linie von Bustorf und Schleswig bis zu den Sümpfen der Treene bei Hollingstedt bilden. Wir sahen davon die drei nächstgelegnen, darunter die beiden größten, rechts und links von dem Einschnitt im alten Wall, durch den die Landstraße von Rendsburg nach Schleswig läuft. Sie waren vortrefflich ausgeführt, mit Gräben, Palissaden und spanischen Reitern sturmfrei gemacht und mit nett und sauber gebauten, strohgedeckten Pulverkellern versehen, in denen man noch Massen von Pulver, orange angestrichnen Hohlgeschossen, Kartätschbüchsen und Kasten voll Zündwürsten fand. Hinter jeder standen mehrere Hütten, in denen die Soldaten auf Strohbündeln geschlafen hatten. Die Schanze selbst war gewöhnlich mit einem eisernen Vierundachtzigpfünder und einem Geschütze von schwächerm Kaliber armiert. Diese Kanonen, jetzt vernagelt, sollen einst der schleswig-holsteinischen Armee angehört haben, und so hat man doppelte Ursache, sich zu freuen, daß sie jetzt in deutschen Händen sind. Auch die Bewaffnung der dänischen Infanterie stammt, wie ich höre, zum Teil aus den Vorräten der Schleswig-Holsteiner von 1850. Es sind Dorngewehre, die eine ungemein große Spitzkugel schießen. Möge es bald gelingen, auch sie der deutschen Sache zurückzuerobern. Auf den Düppelbergen, wohin de Meza sich jetzt zurückgezogen haben wird, und auf Alsen wird für die Preußen Gelegenheit dazu sein.

Die Schanzen bei Bustorf waren nach dem Urteile von Militärs durch direkten Angriff nicht zu nehmen. Dagegen ist man über die weiter nach Westen zu gelegnen zweifelhaft, und manche glauben mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß bei Hollingstedt ein Durchbrechen der dänischen Verteidigungslinie möglich gewesen wäre. Die Überschwemmungsanstalten, die das Land vor dieser schwächern Partie der dänischen Werke durch Stauung der Treene unter Wasser zu setzen bestimmt waren (die Inundation reichte beiläufig nur bis Kurburg, und eine Verbindung der Reiderau mit dem Selker Noor, von der vor kurzem in deutschen Blättern die Rede war, existierte nicht), hatte der starke Frost zu vereitelter Mühe und Arbeit gemacht.

Wir besuchten die Schanzen, ungehindert durch Wachen. Solche wären aber sehr am Platze gewesen, nicht so sehr, weil die Fremden, die die Schanzen besichtigten, alles, was sich fortschaffen ließ, als Andenken zu entführen bestrebt waren — ich sah einige der Herren sogar Wischer von Vierundachtzigpfündern und schwere Bomben wegschleppen —, sondern weil man mit brennenden Pfeifen und Cigarren in die Pulverkeller ging. Ich selbst machte mich einen Augenblick dieser Unvorsichtigkeit schuldig und wurde erst durch einen preußischen Artilleristen von der Garde auf die Gefahr hingewiesen. Am Tage nachher wurde auch in allen öffentlichen Lokalen und an den Ecken der Straßen eine dahingehende Warnung angeschlagen und durch ausgestellte Posten gesorgt, daß weitere Thorheiten unterblieben.

10. Februar. Das nächste interessante Bild nach dem Dannewerk war das Schlachtfeld von Översee, das wir vorgestern mittag, also ungefähr vierundvierzig Stunden nach dem Kampfe, der dort stattgefunden hatte, auf der Fahrt von Schleswig nach Flensburg besuchten.

Wir fuhren gegen elf Uhr früh vom Lollfuß ab, kamen zunächst an den sieben kolossalen Bretterbaracken vorbei, die die Dänen dem Tiergarten gegenüber zu dem Zwecke errichtet hatten, für die Pferde ihrer Kavallerie Obdach zu haben, und erreichten dann die hohe Geest, auf der sich die Chaussee zwischen dem Heideland und dem von Knicks durchzognen, mit einzelnen Gehölzen bedeckten östlichsten Drittel der Halbinsel hinwindet.

Die ganze Gegend war tief beschneit, sodaß die Gräben und

Bodensenkungen zum Teil zugeweht waren. Überall fast Spuren des Krieges: auf der Straße weggeworfne Patronentaschen und Tornister, Kessel, Riemenzeug u. dergl. Weiterhin eine in den Graben gefahrene große eiserne Kanone, dann mehrere stehen gebliebne Protzkasten. Chausseegeld zu entrichten, schien außer Gebrauch gekommen zu sein; die Einnehmer, hier Pächter der Regierung, wagten meist nicht einmal, es einzufordern, und standen, betrübt über den Umschwung der Dinge, an den Fenstern oder vor den Schlagbäumen, indem sie sehnsüchtig die gute Seele zu erwarten schienen, die freiwillig in die Tasche greifen sollte.

Jenseits Idstedt, dessen Häuser in der Ferne zur Rechten über der Schneedecke sichtbar wurden, wieder eine verlassene Kanone und noch einige Protzkasten. Bei Schmedeby Massen von österreichischen Soldaten und Militärfuhrwerken. Ein Stück weiter der Kadaver eines Pferdes, dann ein zweites, dem man schon die Haut abgezogen hatte, und das so wie ein ungeheurer Braten auf einem ungeheuern Tischtuche auf dem weißbeschneiten Felde lag. Bei Frörup, wenn ich nicht irre, der erste Tote des Rückzugsgefechts, ein Liechtensteinischer Husar, der im Chausseegraben lang gestreckt auf den Rücken gefallen war. Eine Kanonenkugel war ihm durch den Unterleib gegangen, das Gesicht halb zugeschneit, die Füße der Stiefeln beraubt. Weiterhin auf der Heide Leute über einem dritten Pferde beschäftigt, sich seiner Haut zu bemächtigen. Auf der Straße gefrorne Blutlachen, zur Rechten Totengräber mit Hacken und Schaufeln und große schwarze Stellen im Schneegefilde, die frische Soldatengräber andeuteten. Dann, etwas nördlich von Översee, das Defilee, wo am härtesten gekämpft worden war.

Die Chaussee steigt hier eine Hügelwelle hinan, die zur Rechten nur mit Heidekraut bewachsen ist, während links über einem Teiche mit sumpfigen Ufern ein ziemlich großes Buchengehölz die Höhe bewaldet. Das Terrain vor dem Teiche und die Heide zur Rechten war mit Massen von Toten, Kaiserlichen und Dänen, bedeckt. Hunderte von Käppis, Tornistern, Musketen, Seitengewehren, Kesseln, Feldflaschen, Brotbeuteln, verbognen Bajonetten u. dergl. lagen hier verstreut. An einer Stelle zählte ich sieben, an einer andern neun Gefallne; bei dem Wirtshause von Büllschau hatte man deren zwölf zusammengetragen. Viele andre Leichname waren zerstreut

in verschiedner Lage auf den Feldern sichtbar. Das Ganze erinnerte lebhaft an die Bilder, die Szenen aus den Schlachten des Feldzugs der Franzosen nach Rußland darstellen.

Wir sahen noch über sechzig Tote. Die einen lagen auf dem Gesicht, andre auf dem Rücken, mehrere gräßlich zerfleischt und zerrissen, manche ohne erkennbare Wunden, aber starr und voll von gefrornem Blute. Die dänische Infanterie mußte gute Schützen gehabt haben; denn die Mehrzahl der Österreicher — es waren beinahe durchgehends Leute vom neunten Jägerbataillon und vom Regimente König der Belgier — war in den Kopf getroffen. Nur selten zeigten die Züge der Gefallnen den Ausdruck des Schmerzes, und die Kälte hatte manchen eine gewisse Röte der Wangen gelassen, die um so deutlicher hervortrat, als alle mehr oder minder verschneit waren. Die Hände waren schwarz von Pulver, die Füße nackt — die Plündrer der Walstatt hatten nächst der Ausräumung der Tornister zuerst die Notwendigkeit, sich mit Schuhwerk zu versehen, ins Auge gefaßt Röcke, Mäntel und Beinkleider waren fast allen Toten geblieben. Nur ein Offizier des Regiments König der Belgier — Leutnant von Haidegg nannte ihn uns der mit der Leitung der Beerdigung beauftragte Hauptmann — war bis auf Hemd und Hosen entkleidet. Ein zartgebauter, junger Mann von höchstens zwanzig Jahren, lag er, umgeben von erschossenen Gemeinen seiner Kompagnie und mehreren dänischen Blauröcken, auf dem blutgetränkten Schnee. Eine Kugel hatte ihn mitten in die Herzgrube getroffen. Die Brust trat, wie von einem letzten tiefen Seufzer erhoben, mit den Rippen hoch über den eingezognen Unterleib hervor. Die Augenhöhlen waren ihm zugeschneit, den rechten Arm hatte er, wie die meisten, die nach rückwärts zusammengebrochen waren, über den Kopf ausgestreckt, die Faust war krampfhaft geballt. Neben ihm lag, stramm und steif wie auf der Parade, die Hände an die Schenkel gelegt, ein riesenhaft gebauter Musketier, dem eine Spitzkugel die Schläfe durchbohrt hatte.

„War ein guter Kamerad," sagte der Hauptmann, über den toten Leutnant gebeugt. Dann fragte er: „Hat einer der Herren ein Messer bei sich?" Ich gab ihm das meine, und er schnitt sich von den langen blonden Stirnhaaren des Gefallnen eine Locke, worauf er seinen Jägern befahl, der Leiche den Schnee aus den

Augen zu entfernen. Ein roher Bursch nahm dazu die Bajonettscheide. „Na, doch nicht damit," schalt der Offizier, und erst jetzt that es jener mit einem Zipfel seines Mantels.

Auch sonst zeigten sich die Herren Österreicher als nicht besonders zart besaitete Seelen in betreff der Toten, und selbst der kleine Besitz der eignen Kameraden war ihnen — wenn sie ihn nicht zur Aufhebung bei der Oberbehörde zu sammeln hatten — gute Beute. — An einer Stelle sah ich einen der Kaiserlichen mit einem Zivilisten über einen Säbel verhandeln, den er auf dem Schlachtfelde aufgelesen hatte. In der einen Hand trug jener ein ganzes Taschentuch gefüllt mit andern Beutestücken. Wieder anderswo kauerte ein emsiger Sammler solcher Gegenstände neben einem Toten, um ihm die Hosentasche zu leeren — es nahm sich aus, wie wenn Raben über die Walstatt geraten wären. (Andre, wirkliche Raben — so fügte ich diesen Aufzeichnungen später hinzu —, solche, wie sie ein phantasievoller Maler in der Koburger Zeitung gesehen haben will, waren so wenig zu erblicken, wie die ausgehackten Augen, mit denen dieser schwer zu befriedigende Herr die Walstatt zu verbessern bestrebt war. Ein Schlachtfeld ist, meine ich, von Natur schon vollkommen grauenhaft genug, sodaß man es in der Beschreibung nicht zu vergräßlichen braucht, um Wirkung bei dem verehrungswürdigen Publikum zu erzielen. Für einen gewissen Geschmack freilich können die Farben nicht dick genug aufgetragen werden.)

Während wir bei der einen Leichengruppe standen, näherte sich uns ein ältlicher respektabler Herr in einem langen blauen Gottestischrocke, der aus der Gegend zu sein schien, und den ich seiner würdigen Haltung nach für den Dorfschulzen von Översee hielt. Er mischte sich in unser Gespräch, erzählte verschiednes von dem Gefechte und fragte dann, wie zufällig, ob man wohl die Leute hindern dürfe, den gefallnen Pferden die Häute zu nehmen. Ich entschuldigte meine Unwissenheit in diesem Kapitel mit meiner Eigenschaft als Zivilperson und Fremder. „Ich möchte das aber doch gern erfahren — entgegnete er —, ich bin nämlich der königlich konzessionierte Abdecker." Auch einer der Raben der Walstatt, wenn auch, näher betrachtet, ein weniger abstoßender als die Panduren und Kroaten in Montur, die die Toten mit Füßen traten und ihren eignen Leuten die Taschen leerten.

Neben einem der gefallnen Dänen — er lag auf dem Gesicht — fanden wir einen leeren Tornister und neben diesem wieder Briefe in dänischer Sprache, die ohne Zweifel dem Besitzer des Tornisters angehört hatten, und die vom Plünderer als wertlos weggeworfen worden waren. Einen davon hob ich mir auf. Er war von Frauenhand und mit deutschen Buchstaben geschrieben, von Kopenhagen datiert und erst einige Tage alt. Die Gesellschaft in unserm Wagen erwartete zarte Geheimnisse, und mehr als einer mochte sich schon das Bild einer trauernden Braut zurecht zu machen im Begriffe sein. Mir wenigstens ging es so. Arge Enttäuschung! Der Inhalt des Schreibens war wenig poetisch. Nicht eine Geliebte, sondern allem Anscheine nach eine Schwester war die Verfasserin — eine zwar achtungswerte, aber ungemein prosaische Schwester. Nichts von liebevollen Befürchtungen für das Leben des in den Krieg Gezognen, nichts von Hoffnungen, daß man ihn gesund wieder zu sehen gedenke, frommen Wünschen u. dergl. Auch nichts von Liebe zum Vaterlande, für das der Bruder die Waffen trug, überhaupt nichts von hohen Dingen. Nur rein Wirtschaftliches und Kaufmännisches und daneben Vermahnungen, sich ordentlich zu betragen und sich nicht verführen zu lassen. Zweimal, wenn ich mich recht erinnere, zu Anfang und zu Ende, war von dem Preise der Butter in Kopenhagen die Rede, und dazwischen hieß es ungefähr: „Vater sagt, daß zu Christian Christiansen nichts ist; vor dem möchtest du dich daher als vor einem liederlichen Burschen in acht nehmen. Und von Jens Sörensen, dem Maler, wird auch nichts Gutes gesprochen, er soll ebenfalls nicht viel taugen. Du wirst daher wohl thun, dich auch mit dem nicht einzulassen, wenn ihr zusammen seid. Zum Schluß ein kurzes kaltes Lebewohl, und Vater und Mutter lassen grüßen.“

Jenseits Büllschau, auf dem Moor zur Linken der Chaussee, noch mehr Tote und noch mehr weggeworfne Käppis und Tornister. Wir hatten indes genug davon gesehen und stiegen nicht von neuem aus.

In Flensburg wurde bei Döll eingekehrt, der seinen Gasthof von oben bis unten voll preußische und österreichische Offiziere hatte, unter denen wir auch den Kronprinzen und den Prinzen Albrecht sahen. Der südliche Teil der Stadt war reichlich mit Fahnen ge-

schmückt, nach Norden hin wurden sie seltner, und die nördlichsten Straßen jenseits des Holm hatten weder von Blaurotweiß noch von Schwarzrotgelb etwas wissen wollen. Wir fanden eine hübsche Wohnung gegenüber dem Ständehause, dessen dänische Inschrift: Meth logh land skall byggies (mit Gesetz soll das Land erbaut werden) uns, verglichen mit der Gewaltherrschaft und der fanatischen Willkür ohne gleichen, die die letzten zwölf Jahre hindurch in Schleswig geherrscht hatten, wie eine ungeheure Ironie voll Hohn in die Fenster sah. Das militärische Treiben in den Straßen glich dem in Schleswig, doch überwogen hier die preußischen Uniformen. Die Stimmung in der Stadt war, wie schon die Verteilung der Fahnen zeigte, verschieden. Man hatte auf dem einen Markte den Herzog Friedrich proklamiert, aber die Demonstration war ziemlich matt und schwächlich verlaufen, zum guten Teile wohl auch deshalb, weil die Preußen sie zu hindern gesucht hatten, und weil man nicht sicher war, daß der kleine bösartige Bürgermeister Hammerich, der sich noch halb als Gebieter der Stadt gebärdete, entfernt werden würde. Eine Versammlung der Deutschgesinnten im Odeon, bei der die Führer dieser Partei, Doktor Lorentzen und Lehrer Hansen, über ihre Audienz bei Wrangel berichteten, zeigte rührige und entschlossene Gemüter in guter Anzahl. Dagegen verriet ein Gespräch mit einem Kaufmann, bei dem wir die besten Cigarren in den Herzogtümern kauften, daß ein Teil der handeltreibenden Klasse die Trennung von Dänemark nicht für wünschenswert, weil nicht für profitabel hielt.

Hier wird die Bekehrung Schwierigkeiten haben. Doch ist kein Zweifel, daß der gute Wille der Bevölkerung sich finden wird, wenn der gute Wille der Preußen nicht mehr so schweren Bedenken unterliegt, wie gegenwärtig. Denn immer sind es von den deutschen Bürgern der Stadt nur einzelne, deren materielles Wohlbefinden sie nach den dänischen Inseln hinweist, und die könnten diesem Hinweis, meine ich, in Person folgen, wofern es unter der schleswig-holsteinischen Fahne durchaus nicht auszuhalten wäre. Und sollten deren auch einige mehr sein, als man unter den Patrioten hier zugiebt, sollte Flensburg durch völlige Trennung der Herzogtümer von Dänemark wesentliche Nachteile erleiden, so wird man sich, wie ich ferner meine, darein schicken und sich die Schwesterstadt

Schleswig zum Troste nehmen müssen, die in den letzten Jahren mit Unrecht litt, während Flensburg mit Unrecht begünstigt wurde.

„Heute mir, morgen dir,“ würde mein Sprichwörter liebender Leutnant von Fleckeby trösten, und „Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig,“ würde er vielleicht, tiefer in den Schatz seiner Lebensweisheit greifend, hinzufügen.

An ein Weitergehen bis Rinkenis, wo heute die preußischen Vorposten stehen sollen, ist, wie Tempeltey erfahren hat, nicht zu denken. Man will im Lager keine Korrespondenten für die Presse, wenigstens nicht für die liberale, ja man scheint die, die gut preußische Gesinnung mitbringen, am wenigsten haben zu wollen. Unter solchen Umständen zieht sich verschmähte und sogar bedrohte Zuneigung zurück, kopfschüttelnd, mißmutig, grollend über die Gegenwart, aber treu und voll zuversichtlicher Hoffnung auf bessere Zeit. Das leichtere und gesinnungsärmere Gefieder begiebt sich ins österreichische Lager und wird da wohl oder übel das Lob der dortigen Gemütlichen und Glänzenden singen.

Möge der Krieg — der Himmel verzeihs! — noch einige Zeit dauern. Er wird dem preußischen Heere mancherlei geben können, was ihm zu mangeln scheint, und mancherlei abthun lehren, was weder ziert noch nützt. Er wird zugeknöpfte Herzen aufgehen lassen und zeigen, daß eine solide, ehrliche, wohlwollende Seele darin wohnt. Er wird die Büreaukratie in der Armee auf das Notwendigste beschränken, hier Junker zu Menschen machen, dort Gamaschenknöpfe und Exerzierplatzpedanten auf das allein Praktische hinweisen. Die Schleswig-Holsteiner werden die Preußen durch ihr Heer lieben lernen. Auch das leichte Geschütz der Presse, jetzt von den Militärs — freilich nicht ohne Grund, denn es ist oft mit Wind geladen — gar zu gering geschätzt, wird allmählich die ihm gebührende Beachtung neben Zündnadelflinten und gezognen Kanonen finden. Mancherlei Gutes ist noch unerkannt, mancher Vorteil noch unbenutzt, aber die Erfahrung wird lehren, die freiere Luft schärfer und weiter sehen lassen. Vieles wird sich vielleicht bald als leere Rede, als Parteivorurteil darstellen, was jetzt noch als ausgemachte Wahrheit gilt. So schwer das eine und das andre gedeihlichem Ausgange zuzulenken scheint, es muß doch gelingen, hier im Felde und daheim.

* * *

Von Flensburg kehrte ich zunächst nach Kiel zurück, wo ich dann einige Wochen in den Kreisen der Augustenburgischen verlebte und für deren Sache in der Presse thätig war. Diese Sache erschien damals noch als die des Landes und ganz Deutschlands. Die Losreißung von Dänemarck schien auch jetzt noch nur möglich, wenn man an den Anker anknüpfte, den das Erbrecht des Herzogs bot. Das Vertrauen zu der preußischen Politik hatte sich nicht sehr gehoben, wo jemand Günstiges von ihr ahnte, wurde er beirrt und seine Äußerung übertäubt durch die Mehrzahl, die befürchtete, Bismarck werde die Herzogtümer gegen einige Zugeständnisse von seiten der Dänen wieder ihrem alten Herrn ausliefern, eine Meinung, die vom Kieler Sophienblatt vielleicht nicht geteilt, sicher aber mit allen Kräften gepflegt wurde. Sammer, ein alter Mitarbeiter der Grenzboten, am kronprinzlichen Hofe in Berlin wohlgelitten, kam mir vertrauenswürdig vor, wenn er sich in patriotischem Sinne äußerte und für den Fall, daß das Recht des Erbprinzen Friedrich anerkannt und in diesem Sinne Friede geschlossen würde, alle notwendigen Opfer an dessen Souveränitätsrechten in Aussicht stellte. Gewisse Anzeichen, die das cum grano salis nehmen hießen, wurden nicht beachtet, gewisse Gerüchte, nach denen man am Sophienblatt nur das Recht der Augustenburger im Auge hatte und von Zugeständnissen an Preußen nichts oder viel zu wenig wissen wollte, betrachtete und behandelte man in diesen Wochen als üble Nachrede. Daß sie wohl begründet waren, wurde ich erst später gewahr, als ich einige Monate nach meiner Rückkehr nach Leipzig mein Verhältnis zu den Grenzboten auf Sammers Wunsch gelöst hatte und vertragsmäßig in die Dienste des Herzogs getreten war.

Die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich in den sechs Monaten meines zweiten Aufenthalts in Kiel zu machen Gelegenheit fand, wurden zum Teil ebenfalls tagebuchmäßig aufgezeichnet, und ich werde sie vielleicht später in dieser Form vollständig veröffentlichen. Für jetzt glaube ich nur einige davon in die folgende Darstellung verflechten zu dürfen. Andre sollen bloß angedeutet werden.

Ich stand in dieser Zeit in nahem Verkehr mit Sammer und den andern Räten des Erbprinzen Friedrich, auch mit diesem selbst, indem er mich häufig, wenn ich bei ihm zur Tafel gewesen war,

nach Weggang der andern Gäste noch dazubleiben veranlaßte, wo ich ihm über allerlei, zum Beispiel über die Stimmung im Lande, referieren mußte und ihm über dies und jenes meine Meinung sagen durfte.

Er bewohnte damals eine Villa links von dem Wege, der durch Düsternbrook nach dem anmutigen Bellevue führt. Sie liegt unter Hügeln von anmutigem Schwung, die teils mit Gras, teils mit Bäumen bedeckt sind und ist in Kreuzform und in einem Stil erbaut, der ein Gemisch von gotischer Manier und Schweizergeschmack ist. Das Dach ist steil und mit Schiefer gedeckt. Neben dem Souterrain der Vorderseite sind zu beiden Seiten bauchige Glaskasten zur Aufstellung von Zierpflanzen. Darüber schließen sich an den massiven Kern des erhöhten Erdgeschosses rechts und links Glassalons von leichterer Bauart. Auf der linken Seite ist der Eingang, zu dem eine steinerne Freitreppe hinaufführt. Durch ihn gelangt man zunächst in einen Vorraum, aus dem man durch eine damals mit kleinen schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückte Thür in einen geräumigen, mit Steinplatten belegten Vorsaal tritt. Links geht von hier eine hölzerne Treppe in das obere Stockwerk des Gebäudes hinauf, wo sich in jener Zeit das Arbeitszimmer und das Schlafgemach des Prinzen befanden, und eine zweite Treppe in das Souterrain hinab. Rechts öffnet sich eine eichenholzfarbig angestrichne Flügelthür auf das Empfangszimmer, an das sich auf der einen Seite ein kleines Gemach, wo der Prinz den Abend zu verbringen pflegte, und auf der andern ein etwas größeres anschließt, wo man die Tafel servierte. Die Fenster des Empfangssalons sehen nach dem Düsternbrooker Wege und der blauen Bucht hinaus und zeigen jenseits in der Ferne das niedliche Bildchen von Neumühlen. Möblement und Verzierung dieses Zimmers waren nicht reicher als in einem wohlhabenden Bürgerhause. Rote Vorhänge an Goldleisten neben der Thür und dem breiten Fenster, ein Sofa mit einem Tische davor, ein paar gepolsterte Lehnstühle, ein Sekretär, ein Glasschrank, noch ein kleiner Tisch, ein Blumenstand mit hübschen Blattpflanzen, etliche gewöhnliche Stühle, endlich drei Ölbilder, von denen zwei die Töchter des Erbprinzen, freundliche Kindergesichtchen mit blonden Locken und den Augen des Vaters, vorstellten, das dritte die hier geschilderte Villa zeigte — das un-

gefähr war die Ausstattung des nur wenig mehr als mittelgroßen Raumes, und die erwähnten Nebenstuben waren noch anspruchsloser eingerichtet.

Gleich bescheiden war der Haushalt des Herzogs und sein ganzes Auftreten in gesellschaftlicher Beziehung. Mehr als einer von den großen adlichen Grundbesitzern Holsteins machte ein glänzenderes Haus als er. Nie sah ich ihn mit Vieren fahren, und seinen Wagen zierte weder ein Wappen noch andrer Schmuck, seinen Rock weder Ordensband noch Stern. Seine Dienerschaft bestand auch jetzt noch aus wenig Leuten. Als Hofchef diente ihm wie früher der Major Schmidt. Die Geschäfte eines Privatsekretärs, die hauptsächlich in Erledigung der Zusendung von Büchern, Bildern, Gedichten u. dergl. bestanden, mit denen der Prinz, wie üblich, von allen Seiten heimgesucht wurde, versah ein Herr von Rumohr. Von strenger Etikette und Ceremonienmeisterei war nicht die Rede. Schwarzer Frack und helle Handschuhe waren alles, was man zu einem Besuche bedurfte. Die Unterhaltung bei Tafel war völlig ungezwungen. Man speiste nicht besser als bei gutsituierten Privatleuten Kiels. Nur bisweilen saß man länger als eine halbe Stunde bei Tische, und in der Regel waren nicht mehr als fünf bis sechs Personen geladen. Nach aufgehobner Tafel wurde das Gespräch bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre im Empfangszimmer stehend fortgesetzt. Nach englischer Sitte aß man erst um sechs Uhr abends, und die Gesellschaft, unter der man häufig Leute von Namen, Professoren der Universität, Notable aus den entferntern Teilen der Herzogtümer, Fremde von Distinktion traf, blieb dann gewöhnlich bis acht Uhr beisammen.

Der Prinz beteiligte sich bei der Unterhaltung lebhaft und verriet dabei eine gute Kenntnis des Landes, Vertrautheit mit dessen Rechten, Sitten und Bedürfnissen, und Interesse, sich weiter zu unterrichten, auch eine respektable allgemeine Bildung. Über politische Dinge äußerte er sich im Sinne eines gemäßigten Liberalismus, während sein Herr Vater ein starrer Tory war. Auf sein Erbrecht gab er viel, auch als es andern längst nicht mehr in erster Linie stand; möglich wäre sogar, daß er an die juristische Mythe geglaubt hätte, die damals im Umlaufe war, der Geist des alten wurmstichigen olivengrünen Pergaments, worin dieses Recht saß, und

nicht der schnöde Preuße habe Düppel erstürmt und regiere überhaupt trotz ihrer geringen Achtung vor diesem beschriebnen Stück Leder alle Schritte der preußischen Politik. Er war fest überzeugt, daß das schleswig-holsteinische Volk niemals auf dieses Recht, das auch das seine sei, verzichten werde. „Aber nach fünf, nach zehn Jahren, Hoheit, wenn das Provisorium fortdauert," erlaubte ich mir, als wir eines Abends allein waren, vorzustellen. „Zehn Jahre — erwiderte er —, niemals!" Kriegerische Neigungen schienen ihm zu mangeln. Nur einmal mochte ihn etwas der Art anwandeln, als ich wieder Bedenken über die Zukunft ausgesprochen hatte. „Wenn erst Blut geflossen sein wird!" rief er, indem ihm wohl eine Erhebung der Leute am Dusentdüwelswarf gegen die Preußen vorschwebte, aber dabei zitterte die Hand, die er prophetisch ausgestreckt hatte.

Von Person war der Prinz damals eine stattliche Erscheinung. Über Mittelgröße, wohlgewachsen, zeigte er in seinen Gesichtszügen unverkennbar den Typus des oldenburgischen Geschlechts: lichtblaue Augen, stark entwickeltes Kinn, wohlgeformte Nase, hohe Stirn, Füße von vornehmer Kleinheit. Das braune Haar begann dem mittlern Dreißiger schon zu ergrauen, wozu der stete Wechsel hoffnungsreicher und herabstimmender Tage beigetragen haben wird. Sonst war sein Leben in Kiel während der zweiten Hälfte des Jahres 1864 ziemlich einförmig. Des Morgens ein Spaziergang, selten ein Ritt in die Umgebung, dann einsame Arbeit. Nach dem zweiten Frühstück, gegen die Mittagsstunde, fuhr er nach dem Hause, das er in der Stadt inne hatte, um sich hier mit seinen Räten zu besprechen und zur Aufwartung sich meldenden Fremden, Bittstellern oder mit Vorschlägen oder Mitteilungen kommenden Freunden Audienz zu geben. Selten besuchte er das allerdings mittelmäßige Theater, häufig dagegen erschien er in Konzerten, die hier mitunter recht gut waren, und wo man den Gebrauch eingeführt hatte, seine loyale Gesinnung bei Eintritt der Hoheit durch allgemeines Aufstehen von den Sitzen kundzugeben. Zuweilen unterbrach noch das Eintreffen einer Deputation mit einer Huldigungsadresse die Stille und Eintönigkeit dieser Lebensweise. Hin und wieder besuchte der Herzog auch einen der wenigen zu ihm haltenden Großgrundbesitzer in der nähern oder entferntern Nachbarschaft von Kiel. Niemals aber

überschritt er meines Wissens in dieser Zeit die Grenze Schleswigs. Mitunter folgte er einer Einladung zur Jagd in der Gegend von Hamburg, wo der Kaufmann Godefroy, ein alter Freund des Hauses Augustenburg, einen stattlichen Besitz mit Wildstand hat. Manchmal fiel auch ein Erinnerungsfest oder sonst ein feierlicher Tag, bei dem der Herzog in die Öffentlichkeit zu treten für geboten hielt. Sonst verlief eine Woche ungefähr wie die andre, und noch immer wollte der große Hauptfeiertag, der Tag der Anerkennung und Einsetzung nicht erscheinen. Das Provisorium schien weit über den Friedensschluß mit Dänemark hinaus fortdauern, es schien sich verewigen zu wollen.

Den Eindruck eines bedeutenden Menschen machte der Prätendent nicht. Er war offenbar eine von den Naturen, die zur Abhängigkeit von ihrer Umgebung verurteilt sind, denen die Gedanken und Entschlüsse von außen kommen. Wäre er gut beraten gewesen, so würde er vermutlich anders gehandelt haben, so würde der egoistische Zug seines Hauses bei ihm mindestens nicht so stark hervorgetreten oder bald verständiger Überlegung der Sachlage gewichen sein. Der Herzog Friedrich lebte aber in einer Atmosphäre, die durchaus von dem Augustenburgischen Hausgeist durchdrungen war. Seine Umgebung bestand fast durchgehends aus alten Agenten seines Vaters, sie trug trotz ihres chamäleonartigen Wechselns der Farbe eine ganz bestimmte Grundcouleur, zu der sie immer wieder zurückkehrte, die nämlich der Livree der herzoglichen Dienerschaft. Alles wurde von ihr danach bemessen, ob es und wie weit es dem pergamentnen Rechte der Augustenburger dienen wollte, alles fallen gelassen, sobald es für deren Interesse ausgenutzt war. Daß die Nation auch ein Recht und zwar ein höheres hatte, und daß Preußen es vertrat, galt in diesem Kreise für verabscheuenswerte Ketzerei, die mit allen Mitteln prostituiert und womöglich zermalmt werden müsse.

Das bedeutendste — richtiger das einzige bedeutende Ingenium unter den Räten des Erbprinzen war der koburg-gothaische Geheime Regierungsrat Sammer. In seiner Hand liefen alle Fäden des Apparats zusammen, mit dem man hier Staat im Staate spielte, er war in allen Fragen der herzoglichen Politik der spiritus rector, und so werde ich das, was über diese Politik zu sagen ist, an eine Schilderung seiner Persönlichkeit nach den Erfahrungen anknüpfen, durch die mir über ihn die Augen geöffnet wurden.

Karl Sammer, der Sohn eines Advokaten, war ursprünglich ebenfalls Advokat. In dieser Eigenschaft wurde er in den Jahren vor 1848 mit dem alten Herzog von Augustenburg bekannt, in dessen Auftrag er dann vielfach litterarisch thätig war, und dessen Recht er fortan, wie es scheint, als den Leitstern und Angelpunkt seines Lebens betrachtete. Seine staatsrechtlichen Kenntnisse, sein Scharfsinn in der Lösung schwieriger Fragen, andrerseits eine gewisse Ähnlichkeit seines Charakters mit dem der Gravensteiner Durchlaucht gewannen dem jungen Manne schon damals die Stellung eines Vertrauten der herzoglichen Familie, wogegen viele andre sich mit dieser Natur nicht zu befreunden vermochten. Kurz vor der ersten Erhebung der Schleswig-Holsteiner habilitierte er sich an der Kieler Universität für Staatsrecht. Während des Krieges wurde er vom Herzoge zu verschiednen diplomatischen Missionen verwandt. Nach der Pazifikation ging er, obwohl nicht verbannt, aus dem Lande und nach Gotha, wo er Anstellung fand und nun eine doppelte Thätigkeit entwickelte, indem er einerseits die auswärtigen Beziehungen seines neuen Gebieters pflegen half, andrerseits als Sachwalter des frühern fortarbeitete. Wiederholt begleitete er den rührigen und strebsamen Herzog Ernst auf seinen Reisen an die verwandten Höfe in Brüssel und London, wobei er mit hervorragenden Staatsmännern in nahe Berührung kam. Mit Geschick verteidigte er die Sache desselben in dem Streite gegen den Adel des Ländchens. Sich leicht in ihm ursprünglich fremde Fächer hineinstudierend, überall rasch zu Hause, machte er sich auch auf andern als politischen Gebieten nützlich, ohne es jedoch in der neuen Heimat zu größerer Beliebtheit beim Publikum bringen zu können als in der alten, wo ihm nur der kleine Kreis der Augustenburgischen eine gewisse Neigung bewahrte, und von wo ihm nur durch dessen Vermittlung noch einige Kunde von dem, was vorging, zu teil wurde. Man achtete seine Fähigkeiten, man ehrte seine Kenntnisse, und dennoch fühlte sich niemand zu ihm hingezogen, wiewohl er mit Intelligenz und Eifer auch die Gabe, liebenswürdig sein zu können, ja ein gewisses weiches Wesen verband. Man wußte eben niemals recht, wie man mit ihm dran war.

So war er mit dem Prätendenten nach Kiel zurückgekommen, ohne genaue Bekanntschaft mit den Zuständen, die er hier vorfand,

ohne Freunde unter den Parteien, die sich inzwischen gebildet hatten, mit dem alten Rufe eines Advokaten des Augustenburgischen Hauses und in dieser Eigenschaft vielen mehr ein Gegenstand der Scheu und der Befürchtung als der Zuneigung und Hoffnung. Wenn er trotzdem bald Einfluß auf einen großen Teil der Bevölkerung gewann, so zeigt das allerdings sein Talent, erklärt sich aber auch aus den Umständen. Zuerst war das Erbrecht der Augustenburger, mit dem er operierte, wie es schien, der einzige Hebel zum Sturz der dänischen Herrschaft, und später organisierte und schürte er nur den im Lande schon vorhandnen Partikularismus. Die Selbstsucht der Augustenburger ging Hand in Hand mit der Selbstsucht der meisten Schleswig-Holsteiner, die die Pflichten und Verluste fürchteten, die ihnen eine Annexion an Preußen oder ein enger Anschluß auferlegte; mit der Angst von Beamten vor mehr Arbeit bei weniger hohem Gehalt, mit der Scheu von Gewerbetreibenden vor dem Zollverein, mit dem Bangen der Bauern vor der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Sorge „schöner Familien" um ihre Söhne, die sich hinfort nicht mehr wie bisher mit der sichern Anwartschaft auf fette Stellen dem Staatsdienste widmen würden, und mit der Berechnung von Strebern, die in einem selbständigen Kleinstaat leichter eine Rolle zu spielen und rascher Geheimrat, General oder Gesandter zu werden hofften, als in einem Schleswig-Holstein, das preußische Provinz oder etwas dem ähnliches war. Auch die Demokraten endlich, deren letzte Pläne auf einen Zerfall Deutschlands in ein Schock allerliebster kleiner Republiken gingen, waren bei ihrem Haß gegen den Großstaat Preußen, das Haupthindernis ihrer Projekte, Verbündete, die bis auf weiteres zu brauchen waren.

Der Charakter des Premiers des Prätendenten war nicht leicht zu erkennen. Die stärksten Widersprüche mischten sich in ihm: fanatische Energie mit frauenhafter Schwäche, hartnäckige Konsequenz mit fieberhaftem launischem Wechsel, demokratische Neigungen mit legitimistischen Grundsätzen. Seinem Temperament nach war er Sanguiniker mit einem gewissen cholerischen Zusatz. Beinahe unaufhörlich in Aufregung, heute voll hochfliegender Zuversicht, morgen fast gebrochen von Verzweiflung, war er um die Körperverfassung zu beneiden, die solche intermittierende Gemütsstürme ohne wesentlichen Schaden ertrug. So sanguinisch er in der Regel kleine Er-

folge auffaßte, sah er, sobald es Ernst wurde und ein großer Wurf gewagt werden mußte, augenblicklich nur noch die Schwierigkeiten der Sachlage. Ein Advokatensohn, früher selbst Advokat, dann speziell der Advokat der Augustenburger, war er auch als Politiker in seiner Grundanschauung und seiner Methode, die Geschäfte zu leiten, wesentlich Advokat, womit sich die Künste eines Diplomaten der kleinstaatlichen Schule und die Befolgung von Rezepten verbanden, die er sich aus seinem Verkehr mit dem alten Herzog als probat notiert haben mochte. Die schleswig-holsteinische Frage wurde von ihm in der Hauptsache als ein großer Zivilprozeß angesehen und behandelt. „Es sind — so schrieb er einst — die Rechte eines halben Jahrtausends, die in den Herzogtümern verteidigt werden. Es ist möglich, das sie im Kampfe zeitweilig unterliegen. Das Recht selbst und der Wille, es herzustellen, wird nicht untergehen, solange," u. s. w. Das Recht und immer wieder das uralte Recht der Augustenburger, daß oberste und heiligste aller, war das Leibthema aller von Sammer selbst ausgehenden oder von ihm angeregten Deduktionen.

Dieses göttliche Recht that indes kein Wunder, man brauchte auch eine Maschinerie, um es zu verwirklichen, man brauchte „Simulacra," d. h. aus dem Sammerschen Latein in ehrliches Deutsch übersetzt: Lockspeisen für die Masse, Köderungs- und Berauschungsmittel für die Parteien, die das Recht des Hauses Augustenburg nicht warm machte, packende Phrasen für die Presse und die Vereine. „Wille des Volks" — „schleswig-holsteinische Nationalität" — „Rechtsüberzeugung des Landes" — „Deutschland muß auf einmal eins werden, nicht stückweise" — „das Volk der Herzogtümer darf nicht wie eine Herde behandelt werden" — „Anschluß an Deutschland, nicht an Preußen" — „Selbstbestimmungsrecht" — „nicht oktroyieren lassen" — „Helotentum der Schleswig-Holsteiner, die Folge der preußischen Forderungen" — solche und ähnliche Redensarten gingen im Jahre 1864 in Menge aus dem Komptoir auf dem Kieler Sophienblatt hervor, um die Aktion des Rechts zu verstärken. Auch der garstige Schwindel, daß Preußen sich bei Napoleon die Erlaubnis zur Annexion Holsteins und Südschleswigs gegen Abtretung der dänisch redenden Distrikte Schleswigs an König Christian zu verkaufen vorhabe, ist dort erfunden und dann über

Wien an die Zeitungsredaktionen versandt worden, die von diesem „Simulacrum“ Gebrauch zu machen in der Lage waren.

Und da es das Recht, die Phrase und die üble Nachrede nicht thaten, so suchte man andre Hilfe, bei der Berliner Opposition, beim Nationalverein, bei den Großdeutschen, wo der famose Doktor Bärens aus Hannover Vertrauensmann war, beim Bundestage, bei Österreich, selbst in Paris. Im März 1864 erschien in den „Schleswig-Holsteinischen Blättern“ während einer zufälligen Abwesenheit des Redakteurs ein Artikel mit der Überschrift Ultima ratio, der empfahl, eine große Deputation aus allen Teilen des Landes an den Kaiser der Franzosen zu schicken und ihn um Einschreiten zu Gunsten der Herzogtümer zu bitten. In der ganzen deutschen Presse, die folgenden Nummern des eben genannten Blattes eingeschlossen, wurde dieser niederträchtige Vorschlag mit der Verachtung behandelt, die er verdiente. Die Kreuzzeitung benutzte die Gelegenheit zu Angriffen auf den Prätendenten, indem sie die Schleswig-Holsteinischen Blätter als dessen Organ bezeichnete. Darauf erklärte Staatsrat Francke, der Finanzminister des herzoglichen Kabinetts, in dem Berliner Blatte, daß „die Ratgeber Seiner Hoheit des Herzogs auf die Haltung der Schleswig-Holsteinischen Blätter niemals irgend einen Einfluß gehabt hätten.“ Obgleich in diesem Dementi auf die dort empfohlne Deputation nach Paris nicht Bezug genommen wurde, so konnten doch Fernstehende darin eine indirekte Mißbilligung der Sache von seiten der Räte des Prätendenten lesen. Thaten sie dies, so täuschten sie sich insofern, als sich die Mißbilligung erst entwickelte, nachdem der Plan der öffentlichen Meinung in Deutschland unpatriotisch und verräterisch erschienen war. Vorher hatte man ihn in jenem Kreise mit dem Wohlgefallen betrachtet, das man dem eignen Kinde zuzuwenden pflegt. Zu derselben Zeit nämlich, als der berüchtigte Artikel unter der Presse war, reiste ein Professor der Kieler Universität „auf Veranlassung und im Auftrage der Ratgeber Seiner Hoheit,“ wie er selbst mit klaren Worten sagte, nach Flensburg, um dort eine Abordnung von Schleswigern an den Kaiser Napoleon auf die Beine zu bringen. An dem gesunden Sinne der Flensburger Patrioten scheiterte diese Intrigue schon im Beginn, und als dann gegen die Ultima ratio der Schleswig-Holsteinischen Blätter der

allgemeine Unwille aufrauschte, verfolgte natürlich auch der Advokatengeist, dem das Recht über das Vaterland ging, dieses Projekt nicht weiter. Dagegen versuchte man durch nicht so massenhafte in der Stille abgehende Gesandtschaften in Paris für das „alte gute Recht“ zu begeistern, und zwar geschah dies noch nach der Einnahme der Düppelstellung, noch im Herbst 1864 und noch im Januar des nächsten Jahres. Der letzte Emissär, der auch in London war, könnte namentlich bezeichnet werden. Auch die Bearbeitung der Pariser Presse durch kosmopolitische Journaljuden ließ man sich Geld kosten, und zwar viel Geld. Die Manipulation dabei war aber die, daß Sekretär Griebel dem Prätendenten günstige Urteile und Nachrichten nach Paris sandte, die verarbeitet in die dortige Presse gebracht wurden, aus dieser wieder nach dem Sophienblatt reisten und von da als Zeichen des Wohlwollens der öffentlichen Meinung in Frankreich den deutschen Zeitungen, in denen man dergleichen mochte, zum Abdruck übersandt wurden. Auch andre Gesandtschaften ins Ausland, darunter recht komische, gingen ab, wie denn z. B. ein vielgenannter deutscher Lyriker tausend Thaler zu einer Reise nach Rußland erhielt, um dort — schwer glaublich, mir aber von sichrer Hand mitgeteilt — am Hofe für den Herzog zu wirken.

Vom praktischen Staatsmanne wird die Gabe, Menschen richtig zu beurteilen, verlangt werden dürfen, und daß der erste Rat des Erbprinzen diese in besonderm Grade gehabt hätte, war an den Werkzeugen, deren er sich zur Ausführung seiner Pläne bediente, und an der Art, wie er sich ihrer bediente, nicht zu erkennen. Der eifrig großdeutsche Herr von Wydenbrugk mochte eine gute Wahl für den Wiener Botschafterposten sein, obwohl seine Depeschen sich mehr durch Länge, als durch Gehalt auszeichneten. Herr Professor Hänel war als Rechtsgelehrter höchst achtbar, und er erwarb sich als Gesandter des Düsternbrooker Hofes bei der Großmacht der schleswig-holsteinischen Vereine und, wie man hörte, als Emissär in Wien und anderswo durch schöne diplomatische, sowie als geheimer herzoglicher Journalist durch nicht minder schöne journalistische Fähigkeiten erhebliche Verdienste im Kampfe gegen Preußen. Die übrigen Herren aus der Gesellschaft des Sophienblatts waren mit sehr wenigen Ausnahmen subalterne Naturen, und dasselbe ist von den

übrigen Mitgliedern des Kabinetts, Franke, Duplat, Otto Jensen und dessen jüngerm Bruder, dem „Polizeiminister,“ zu sagen. Indes waren mehrere dieser Mitarbeiter wohl nicht von Sammer gewählt, sondern ihm durch die Verhältnisse aufgenötigt worden. Dagegen zeigte sich seine geringe Menschenkenntnis unstreitig darin, daß er zu wähnen schien, seine Art, die Dinge aufzufassen und zu behandeln, werde nicht von vielen allmählich durchschaut werden, daß er der Welt ein zu kleines Maß von Gedächtnis, Selbstgefühl und Willenskraft zutraute, und daß er infolge dessen der Meinung war, nicht bloß mit der großen Masse, sondern auch mit Leuten von Intelligenz und Charakter, wie sie die nationale Partei in den Herzogtümern in guter Zahl aufwies, gleich dem Knaben mit den Holzsoldaten auf der Ansteckschere verfahren, sie nach Gelegenheit und Bedürfnis vor- oder zurückschieben, sie bald um eine gelinde, bald um eine schroffe Phrase sammeln, sie mit sich bald nach Preußen, bald nach Österreich, bald nach dem Bundestage hin schwenken machen zu können.

Gemeiner Egoismus, wie er manchen von der übrigen Umgebung des Prätendenten wohl nicht mit Unrecht nachgewiesen wurde, war ihm sicher fremd. Ohne Zweifel aber war nächst seiner Monomanie für das Recht der Augustenburger brennender Ehrgeiz die Haupttriebfeder seines Thuns, und wenn ich gewisse Äußerungen seiner Bekannten recht interpretiere, so begnügte sich dieser Ehrgeiz nicht mit der Hoffnung, dereinst den ganz respektabeln Mittelstaat Schleswig-Holstein zu lenken, sondern schweifte phantastisch aus nach höhern Sphären der diplomatischen Welt.

Es gab damals Leute, die es erheiterte, wenn der Geheimrat sich gelegentlich in die Sphäre der höhern Ethik erhob, begeistert von den moralischen Imponderabilien im Völkerleben redete und mit leuchtenden Blicken vor dem Gebrauche jesuitischer Künste, vor dem Tragen auf zwei Achseln, vor Doppelzüngigkeit, Mentalreservationen, krummen Wegen, kleinen Täuschungsmitteln, halben oder ganzen Lügen und anderm Zubehör zum Diplomatenhandwerk warnte, „Dingen, die niemals zum Ziele führen und sich nach ewigen Gesetzen immer rächen.“ Und es gab andre Leute, die es betrübte, daß in einem Büreau, das keineswegs hundert Meilen von dem Zimmer entfernt war, worin so edle Grundsätze lebten, beinahe

täglich von diesen Künsten und namentlich von der Mentalreservation und der Notlüge der luxuriöseste Gebrauch gemacht wurde. Man begegnete selbst der Meinung, je stärker in diesem Büreau bei politischen Gesprächen eine Behauptung bekräftigt werde, desto mehr habe man Ursache, sie für unwahr zu halten. Ja, es wurde erzählt, die Neigung und Gewohnheit zu täuschen gehe dort so weit, daß der Betreffende sich gelegentlich selbst täusche, womit man vermutlich die Manöver in der Presse und in den Vereinen im Auge hatte, durch die eine Art öffentlicher Meinung geschaffen und erhalten wurde, auf die das Büreau dann wenigstens halb vertraute, auf die es vor den Nationalen in Deutschland hinwies, und hinter der es sich vor den Vorwürfen der Freunde verschanzte. Der Herzog muß, so hieß es da echt konstitutionell, mit der Majorität gehen, und siehe da, die Majorität wollte in der Regel nichts andres, als was der auf dem Sophienblatt aufgestellte Gesinnungseinpumpungs-Apparat in die Zeitungen und die Klubs hineingetrieben oder, soweit es in der Natur vorhanden war, bitterer und schärfer gemacht hatte.

Bisweilen wurde allerdings auch abgewiegelt, Milde und eine gewisse Nachgiebigkeit empfohlen, aber das hing mit dem Schaukelsystem, das man adoptiert hatte, mit der schwierigen Stellung, in die sich der übelberatne Prätendent durch seine engherzige und selbstsüchtige Politik Preußen gegenüber gebracht, und mit einer andern Eigenschaft seines Premiers zusammen, die ich nicht mit dem ihr gebührenden Worte bezeichnen, sondern als Unentschlossenheit vor entscheidenden Momenten, Ängstlichkeit in Krisen, Mangel an Vertrauen auf sich und seine Sache, sobald es um eine Ecke ins Ungewisse geht, Abneigung vor Wagnissen, vor offnem Herausgehen mit seiner Meinung und Absicht umschreiben will. Man drängte beim Bundestage, man bohrte und wühlte im Lande mit Virtuosität, und wenn es zur Abstimmung, zur Entscheidung kommen sollte, warnte man die guten Freunde vor Überstürzung. Man arrangierte energische Volkskundgebungen, wenn sie dann aber mit zu starkem Gekrach explodierten, wollte man nichts damit zu schaffen gehabt haben. Man hat Willisens Haltung in der Schlacht bei Idstedt getadelt, und vielleicht kein Mensch zwischen dem Süd- und dem Nordende der Herzogtümer hätte sie, wenn die Natur des

unglücklichen Generals allein damals die Schuld am Mißlingen getragen hat, so gewiß aus demselben Grunde verloren wie Karl Sammer.

Eine kurze Entstehungsgeschichte der sogenannten „Vierziger-Erklärung," die in die letzten Wochen meines Aufenthalts in Kiel fiel, mag das Obige illustrieren. Diese Erklärung sollte ein recht kräftiger Protest gegen die preußenfreundliche Kundgebung sein, mit der Scheel-Plessen und seine Gesinnungsgenossen gegen Ende Dezember 1864 hervorgetreten waren, und sie war in der That sehr kräftig ausgefallen. Die Leidenschaft an der Stelle, wo die Gesinnungsfabrik arbeitete und auch diese Demonstration vorbereitete, hatte diesmal das sonst hier übliche Verfahren, mit dem man alle Parteien im Lande leidlich zu befriedigen und sich mehr oder minder nutzbar zu erhalten bemüht war, beiseite setzen lassen. Die Erklärung, der erste aufrichtige Ausdruck der Ansichten und Wünsche des Sophienblatts, wußte gar nichts von der Existenz Preußens, sie sprach nur von dem Rechte des Herzogs, dem Verlangen, es anerkannt zu sehen, und dann von Anschluß an — Deutschland, ein damals längst zum Stichwort der Preußenfeinde gewordner Name, unter dem man sich, wenn überhaupt etwas Reelles, kaum etwas andres vorstellen konnte, als den Deutschen Bund. Eintritt in den also verlangte man im Kreise des Prätendenten und zu Preußen kein andres Verhältnis als das, worin die übrigen Glieder des Bundes bisher zu ihm gestanden hatten. Die Verfasser dieses beinahe komisch zu nennenden Schriftstücks waren gewiß überzeugt, damit Tüchtiges geleistet zu haben. Auch die Maschine that ihre Schuldigkeit: sie arbeitete unverdrossen etliche Wochen und lieferte fünfzigtausend Namen unter die Deklaration, Namen, die man freilich nicht alle genau ansehen und fragen durfte, aus welchen Gründen und auf welchem Wege sie auf dieses Papier gekommen wären. Indes andrerseits machten die Absender doch auch Erfahrungen, die sie zweifelhaft machen konnten, ob ihre Leistung wirklich ein vernünftiger und nützlicher, politischer Akt, ob sie nicht vielmehr ein Mißgriff, ja ein offenbarer Unfug waren. Die Presse der Freunde eines engen Anschlusses an Preußen erhob sich, um die Redensart vom „Anschluß an Deutschland" als einen Skandal zu verurteilen. Die großen Blätter der nationalen

Partei im Norden, bisher dem Prätendenten und seiner Umgebung nicht ungünstig, sprachen drohend in gleicher Weise. Mehrere Vereine, denen die Erklärung zur Unterschrift zugegangen war, schickten sie, als nicht mit ihren Ansichten im Einklang, einfach zurück; andre unterschrieben mit Vorbehalt und erklärten, daß sie damit keinesfalls die Ansprüche Preußens zu leugnen gemeint haben wollten. Mit einem Worte: ungefähr alle Verständigen im Lande wandten sich mit Widerwillen von den Urhebern dieser Thorheit ab.

Umsonst flötete die Kieler Zeitung, die durch Hänel und den Bankier Ahlmann vom Sophienblatt her inspiriert wurde, von Mißverständnissen: Preußen gehöre ja zu Deutschland, folglich sei Anschluß an dieses doch wohl auch Anschluß an jenes, und was dergleichen Kindersophistik mehr war. Die Gegner, die Mißtrauischen, die Wankenden wollten sich nicht weisen lassen, und so fingen die Kieler Politiker von der Augustenburgischen Farbe an zu begreifen, daß man sich vergriffen hätte. Man hielt Beratungen, zu denen gelinde und strenge Partikularisten gezogen wurden, debattierte lange und eifrig und suchte sich über eine authentische Interpretation der Vierziger-Erklärung zu verständigen. Es gelang, eine solche zu stande zu bringen, aber sie konnte wirklich Nationalgesinnte in keiner Weise zufrieden stellen. Nicht bessere Überlegung, nicht Verständnis des wahren Vorteils der Herzogtümer hatte, wie die neue Resolution selbst naiv zugestand, diese Kundgebung hervorgerufen, sondern Furcht vor der öffentlichen Meinung im Süden der Elbe.

Die Anschlußmänner mußten nun entschiedner Stellung nehmen, und sie zögerten damit nicht lange. Bisher hatte man den „Herzog" und sein Recht immer noch stärker oder schwächer betont. Von jetzt an hielten es die Führer für geraten, ihn, wie man in Schleswig-Holstein sich ausdrückt, „außen vor zu lassen," wenigstens nur mittelbar und nebenbei, wie die Vierzig von Kiel und ihr Schweif mit Preußen gethan hatten, seiner Existenz und seinen Ansprüchen Rechnung zu tragen oder, wie ein Redner es einmal ausdrückte, zwar nicht antiherzoglich, aber nicht mehr herzoglich aufzutreten. Ich that von da ab desgleichen, und ich hatte dazu meine besondern guten Gründe.

Die Beobachtungen, denen ich bei diesen Mitteilungen folge,

fielen größtenteils in die letzte Hälfte meines zweiten Aufenthalts in Kiel. Ich war erst zu Zweifeln gelangt, dann entschieden mißtrauisch und zuletzt durch eine Entdeckung sicher geworden, daß ich hier nicht an der rechten Stelle sei. Ich teilte das Sammer mit und bat um meinen Abschied. Er wurde mir verweigert. „Was sollen — so hieß es — die Nationalen denken, wenn Sie gehen?“ Dann folgten die oft gehörten Versicherungen, daß man ebenfalls nationale Zwecke verfolge, daß man zu allen möglichen Zugeständnissen bereit sei, das Wieviel aber Geheimnis bleiben müsse und dergleichen mehr. Ich ließ mich beschwichtigen und blieb. Etwa vier Wochen später aber, gegen Ende des Februar 1865, machte ich wieder eine Entdeckung, die mir zeigte, daß meines Bleibens hier nicht länger sein könne, wenn ich nicht meine Überzeugungen aufgeben wollte. Wieder verlangte ich meine Entlassung, wieder wollte man mich festhalten, mir nur einige Monate Urlaub bewilligen, da sich „inzwischen Dinge begeben müßten, die beweisen würden, daß mein Verdacht grundlos sei.“ Diesmal aber blieb ich bei meinem Entschlusse, und am nächsten Tage verabschiedete ich mich von dem Erbprinzen in seiner Düsternbrooker Villa, wohin er mich mit Sammer, Franke und Jensen hatte zur Tafel laden lassen, auf Nimmerwiedersehen. Ich habe Ursache zu glauben, daß auch er mich ungern gehen sah.

* * *

Als ich im Februar 1865 von Kiel nach Leipzig zurückkehrte, übernahm ich die Redaktion der Grenzboten von neuem, aber mit Anschauungen von der politischen Lage und Entschlüssen, die wesentlich andrer Art waren als die frühern. Der Glaube an die Macht der öffentlichen Meinung war mir abhanden gekommen. Die Erfahrungen unter den Augustenburgischen hatten mir die Augen geöffnet, der Umgang mit den entschieden Nationalgesinnten hatte noch übrig gebliebne Bedenken, wo nicht ganz beseitigt, doch stark ins Wanken gebracht und abgeschwächt. Eignes Vergleichen und Überlegen der Politik des preußischen Ministerpräsidenten, soweit sie für Laien erkennbar war, hatte zu Schlüssen geführt, die von ihr Gutes erwarten ließen, wogegen die „Volkspolitik,“ die sich mehr und mehr von ihrer gesunden Basis, der Unterordnung unter

Preußens Führung, entfernt hatte und ganz und gar in die Hände juristischer Doktrinäre geraten war, die nicht über den Verfassungskonflikt in Berlin hinweg konnten und mit den dortigen Fortschrittlern sogar soweit an einem Strange zogen, daß sie trotz ihrer Kenntnis von den Augustenburgischen Umtrieben „aus Achtung vor dem Rechte,“ in Wahrheit aber mehr aus Parteihaß und Mißtrauen gegen Bismarck die Bildung eines neuen souveränen Mittelstaats begünstigten, bei mir mit jedem Tage mehr an Vertrauen verlor. Einige Aufzeichnungen, die ich mir damals machte, mögen als Belege für diese Wandlungen meiner Überzeugung dienen.

Im Oktober 1864 schon hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: „Nächstens wieder Generalversammlung des Nationalvereins. Wie gleichgiltig einen das läßt! Er soll demokratischer werden, heißt es, man will den Süddeutschen zu Gefallen die Agitation für die Reichsverfassung und das Parlament in die untern Schichten des Volks tragen, die »freiheitliche Seite« des Programms soll noch mehr als bisher hervorgekehrt werden. Damit wird man dem Vereine möglicherweise eine Anzahl neuer Mitglieder zuführen, ihn aber gewiß nicht einflußreicher machen. Er wird dann vielleicht »die öffentliche Meinung« im Süden ausdrücken, die ist aber keine Macht, die viel vermag. Nicht demokratischer, sondern preußischer sollte sich das Ziel des Vereins gestalten. Gleichviel wie Bismarck uns sonst gefällt, er verfolgt augenscheinlich die Verwirklichung des nationalen Gedankens, und nur Verblendete können ihm ein ungewöhnliches Maß von Klugheit und Energie absprechen. Seine Politik nach dieser Richtung hin und zunächst in der schleswig-holsteinischen Sache zu unterstützen, ist die erste und oberste und zugleich die einzige lohnende Aufgabe einer Gesellschaft, die sich Nationalverein nennt. Wollen die Süddeutschen dabei nicht mitthun, so lasse man sie gehen. Der Verein wird dann kleiner, aber stärker werden. Seine Generalversammlungen werden nicht mehr sein, was sie nach guten Anfängen in der letzten Zeit mit jedem Jahre mehr wurden: Schaustellungen einer Wandergesellschaft politischer Komödianten.“

Im November 1865 notierte ich mir aus einer Zuschrift an die Grenzboten folgendes Urteil über die Generalversammlung dieses Jahres als genau mit meinen Beobachtungen zusammentreffend:

„Der Verein verfällt immer mehr in büreaukratischen Schematismus. Wer seinen bisherigen Generalversammlungen beigewohnt hat, weiß, daß dieselben stets in drei Akte zerfallen. Zuerst Antrittsrede des Präsidenten, prosaische Umschreibung des Liedes, in dem die tapfere Turnerschar ermahnt wird, bei ihren Spielen auszuharren, da sie dann der Freiheit Aar zu höhern Zielen führen werde. Darauf zweiter Aufzug: Die elektrisierte Versammlung erträgt im Bewußtsein, bei ihren Spielen ausharren zu müssen, ohne Murren die Vorlesung eines weitschweifigen politischen Rechenschaftsberichts. Dritter Akt: Der Ausschußreferent und die rednerischen Kräfte des Ausschusses verteidigen gewisse Anträge, die niemand anders als ungenügend angreifen kann, da sie niemand vorher bekannt geworden sind. Von einer ernsthaft gemeinten Debatte ist somit keine Rede. Das Verhältnis des wohlorganisierten Büreaus zu der gar nicht organisierten Masse der Versammlung entscheidet im voraus über das Geschick der Anträge des Ausschusses, und die schließliche Abstemplung derselben erfolgt stets mit überwiegender Majorität, mag die Versammlung vorwiegend aus Preußen oder der Mehrzahl nach aus Frankfurtern zusammengesetzt sein.

„Mehrfach ist der Wunsch angeregt worden, die Ausschußresolutionen möchten den Zweigvereinen so zeitig mitgeteilt werden, daß dieselben sich über ihre Stellung dazu schlüssig machen könnten. Auf der Hand lag ferner die Notwendigkeit, die Generalversammlungen durch Abgeordnete der in den verschiednen Teilen Deutschland lebenden Mitglieder des Vereins beschicken zu lassen. Beides blieb ohne Berücksichtigung. Jupiter gleich thront der Ausschuß das Jahr hindurch in olympischer Ruhe, bis seinem Haupt eine Minerva in voller Rüstung entspringt, eine Resolution voll gründlicher Erwägungen, die dann sofort, mit dem Fabrikzeichen des Vereins versehen, der an ihrer Fabrikation so unschuldig wie möglich ist, als der Meinungsausdruck von siebzehntausend Menschen die Rundreise durch die Welt antritt.

„Wenn je, so that jetzt eine Revision des Programms not. Preußen entwickelte sich in so eigner Art, daß das Dogma von dem Berufe des liberalen Preußens zur Führerschaft in Deutschland nicht mehr paßt. Wir haben ein im Innern nicht liberales Preußen vor uns, das gleichwohl der entschiedenste Feind der Kleinstaaterei

ist und mit mächtiger Hand verhindert, daß die geschichtliche Entwicklung Deutschlands durch Errichtung eines neuen souveränen Kleinstaats gehemmt wird, und das somit trotz des Verfassungskonflikts der Grund- und Eckstein aller nationalen Bestrebungen bleibt.

„Dies mußte ausgesprochen werden. Statt dessen hat man die dadurch angeregten Gegensätze durch ein Kompromiß überkleistert, lediglich, um den Verein bei seiner jetzigen Mitgliederzahl zu erhalten. Als ob es für ernsthafte Politiker darauf ankäme!"

Über die Nationalfeste endlich, die die „Volkspolitiker" damals arrangierten und dann wie Großthaten priesen, urteilt eine Aufzeichnung vom 24. Juli 1865 wie folgt:

„In der That, eine eigne Zeit, dieser Sommer, und ein eignes Volk, diese Deutschen von heute. Als ob der Himmel unsers politischen Lebens so voll von Geigen hinge, wie er voll Wolken hängt, feiert man Fest auf Fest und kann sich kaum genug thun mit Schwärmen und Jubeln. An den Bahnhöfen wimmelt es von Hüten und Festkarten, Bändern und Eichenlaub. Tag für Tag fast schleppen keuchende Lokomotiven Züge fideler Festbesucher nach Ost und West, ziehen Paraden und Prozessionen von solchen durch bekränzte und beflaggte Städte, schildern die Zeitungen den patriotischen Schwung, der sich bei derartigen Gelegenheiten kundgegeben habe. Heute knallt an der untern Weser das große Fest der patriotischen Schützenjoppen, über acht Tage singen am mittlern Laufe der Elbe fünfzehntausend Sängerkehlen die unvermeidliche Frage nach dem deutschen Vaterlande so vergnügt in die Welt hinein, als ob sie die rechte Antwort nicht bloß wüßten, sondern auch schon in gediegenster Verwirklichung vor sich hätten, und wer damit noch nicht zufriedengestellt ist, der mag in weitern drei Wochen nach der Saale reisen, wo sie das fünfzigjährige Jubiläum der Burschenschaft und den Tag begehen werden, wo man den hessischen Zopf verbrannte, ohne sein und andrer in jener Zeit gekürzter Zöpfe Nachwachsen verhindern zu können.

„Daneben zahllose kleinere festliche Zusammenkünfte. Überall Gesang und Toastieren, Böllerknall und Gläserklang, wohltönende Reden, Begeisterung, Brüderlichkeit und Behagen. Fürwahr, wie sich das bayrische Bier im Laufe der letzten Jahre unsern Norden erobert hat, so scheint ein andres süddeutsches Produkt, die den

Wienern, wie man sagt, abhanden gekommne Gemütlichkeit, denselben Weg angetreten und gleich wohlwollende Aufnahme gefunden zu haben. Im Wesen des Norddeutschen lag davon bisher wenig, und ein Toter dieses Stammes aus der strengen, dürftigen, freudlosen Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre würde, wiedergekommen und vor eine dieser freudenreichen Festhallen, einen dieser Schützentempel, einen dieser Sängerchöre geführt, schweren Zweifeln unterliegen, ob er wirklich zu Hause sei oder etwa im Phäakenlande.

„Vergnüglichkeit also wäre die Signatur dieser Tage. Andre sagen: Mit nichten, es sind Symptome der Erhebung, Zeichen und Mittel patriotischen Aufschwungs, Vorboten großer Dinge. Prüfen wir das. Allerdings sind unsre Nationalfeste von einiger Bedeutung für unsre politische Entwicklung. Wie sie aus dem mächtig gesteigerten Wohlstande der Nation hervorgewachsen sind, so führen sie, zeigend, was diese oder jene Stadt gastfreundlich vermag, was diese oder jene Landschaft oder Gesellschaft leistet, was die Gesamtheit zur Verherrlichung des Tages an Menschen und Gaben sandte, diesen Wohlstand und wohl auch die darin wurzelnde Kraft zur Erringung idealer Güter dem Einzelnen vor Augen und mehren dadurch dessen Selbstgefühl. Sie wirken bei der Thätigkeit der Presse in dieser Weise nicht bloß auf die Festgäste, sondern mehr oder minder auch auf alles, was Zeitungen liest. Das Volk hält in diesen Festen gleichsam Revue über sich selbst, sieht sich im Spiegel, zählt sich und mißt sich.

„Ebenfalls von Wichtigkeit für den Fortschritt der Nation ist, daß die Feste, die von ganz Deutschland begangen werden, den Angehörigen des Kleinstaats aus seiner beschränkten Sphäre herausheben, ihn in das große Leben des Volkes versetzen und ihn gewöhnen, sich als Glied des Ganzen, als Deutschen zu fühlen und danach bei ernstern Gelegenheiten zu handeln.

„Unsre Nationalfeste tragen ferner durch die Gastfreundschaft, die sie gebieten, und durch die Bekanntschaften, die sie vermitteln, wesentlich dazu bei, Vorurteile und Abneigungen der einzelnen Landschaften gegen einander zu gerechterer Würdigung der Betreffenden abzuklären.

„Endlich aber ist jedes von diesen großen Festen mit der Masse von Bedürfnissen, die zu befriedigen, der Menge von Hindernissen,

die zu überwinden sind, dem gewaltigen Zudrang von Menschen in erregtem Zustande, der in Zucht zu halten ist, ein neuer Schritt zur Selbstregierung, jedes wohlgelungne Fest ein Triumph des zur Freiheit reifenden Volkes über den verwelkenden Polizeistaat und seine Verteidiger. Das Volk beweist damit nach oben hin, daß es des Gängelbandes und der Beaufsichtigung des Staates nicht mehr bedarf, und gewinnt im Rückblick auf die von ihm beobachtete Haltung für sich Selbstvertrauen und höheres Bewußtsein von seiner Würde.

„Das ungefähr sind die Gründe, aus denen man unsre Feste und die starke Beteiligung der Nation an ihnen als glückliche Zeichen der Zeit ansieht, und in gewissem Maße hat man damit wohl Recht. Sie stellen unsern Wohlstand zur Schau, sie heben empor aus kleinen Interessen und erweitern vielen den Gesichtskreis ihres Vorstellens und Strebens, sie ebnen Hindernisse der nationalen Einigung, die in Mißverständnissen liegen, und sie helfen das Volk zur Ausübung des Selbstregiments erziehen. Was mehr von ihnen erwartet und behauptet wird, ist Täuschung oder Übertreibung. Diese Bewegung hat auch ihre Schattenseite, die vielleicht mehr Beachtung verdient als ihre Lichtseite, oder die doch mindestens sehr geeignet ist, in Bezug auf die von der letzten gehegten Hoffnungen zur Bescheidenheit zu mahnen.

„Nicht zu leugnen ist, daß unter den Gästen dieser Feste immer eine gute Anzahl bloßer Freudenjäger ist, für die Fahnen und Kränze, lustiges Zechen und Singen die Hauptsache ausmachen. Andre kommen einfach, um sich Turner- und Schützenpreise zu holen. Beide Klassen verhalten sich zu den idealen Zwecken, die verfolgt werden, durchaus gleichgiltig, und so hat man sie, wenn sichs um die Berechnung des Gewinns für unsre Zukunft nach der Zahl der Teilnehmer handelt, ohne weiteres abzuziehen. Ein Nationalfest ist für diese Leute nichts als ein höheres Dresdner Vogelschießen, höher nur, weil es mehr Menschen versammelt.

„Wenig mehr wert, ja näher betrachtet schlimmer als diese harmlosen Nullen ist eine gewisse Gattung von Politikern, die bei solchen Zusammenkünften eine hervorragende Rolle zu spielen pflegt. Mit dem altgewohnten, vielgebrauchten Koffer voll patriotischer Phrasen beziehen sie alle bedeutendern Feste wie der Kaufmann die Messen, drängen sich zur Rednerbühne und bringen ihre Ware

mit dem Brustton echter Begeisterung an den Mann. Der Zweck ist, redend von sich reden zu machen, sich in Erinnerung zu bringen für Wahlkampagnen, Beifall zu ernten, der Erfolg bei der Zuhörerschaft, wenn der Rhetor sein Werk gut versteht, ein angenehmer momentaner Rausch, wie überall, wo der Kultus der Phrase herrscht, ein kurzes Schwelgen in Illusionen, die, wenn sie überhaupt etwas wirken, nur die Meinung hervorrufen, man sei und habe schon, was man sein und haben soll, und die somit nur eine Selbstzufriedenheit fördern, die die Pflicht zur Arbeit beeinträchtigt.

„Auch Wahrhaftigere und weniger leicht zu Bethörende können sich dabei täuschen. Der Anblick der aufmarschierenden Massen, der Stimmendonner der singenden Chöre, das Bravo und Hurra, das Tausende dem glücklichen Redner zurufen, das alles beirrt und befängt, und das reichlich fließende Getränk trägt auch nicht gerade dazu bei, eine realistisch nüchterne Anschauung von dem Vorgehenden zu fördern. Man überschätzt die Bedeutung der Versammelten, die selbst mit Einrechnung der bloß Vergnügten nur ein sehr kleiner Bruchteil der Nation sind, man sieht die Partei für das Volk und den Stammesbruder in der Festlaune für den wirklichen Werkeltagsmenschen aus Bayern, Schwaben oder Österreich an. Man erblickt in dem Feste eine große That, in den freiheitatmenden, vaterlandsrettenden Toasten, den oratorischen Opfern von Gut und Blut ebenso viele kleine Thaten, und was bedenklicher ist als solche momentanen Augentäuschungen, man nimmt häufig den Eindruck mit nach Hause, als habe man in der That große Stunden verlebt, und neigt sich daraufhin der Meinung zu, als ließe sich der deutsche Staat durch einen geringen Bruchteil des Volkes aufrichten und noch dazu spielend, mit theatralischem Gepränge, Prozessionen, Reden und Emotionen.

„Hiergegen protestiert der bedachtsame Zuschauer. Man kann tiefe Achtung vor dem deutschen Gemüte hegen, ohne die geringste Achtung vor der bei unsern Festen grassierenden Gemütlichkeit und ihrem Herrn Bruder, dem vulgären Liberalismus, zu haben, der dabei ebenfalls mit zu Tische zu sitzen und die erste Violine zu spielen pflegt. Man kann sich der Feste freuen, aber man sollte wissen, daß sie und der Nationalverein und die ganze »Volkspolitik« uns in hundert Jahren nicht ans Ziel bringen werden, wenn nicht eine stramm organisierte staatliche Macht die Sache in die Hand

nimmt, und diese Macht heißt Preußen. Das preußische Heer wirds machen und die preußische Regierung. Die deutsche Revolution wird von der Berliner Wilhelmstraße ausgehn, nicht, wie Phantasten wähnen, von den Berliner Fortschrittsmännern und ihren guten Freunden in Mittel- und Süddeutschland. Diese Revolution wird ein Krieg sein gegen Österreich und gegen die Politik, die jetzt ein »reines Deutschland« neben diesem und Preußen anzufertigen versucht, und ihr den Sieg zu wünschen, für sie nach Kräften mit thätig zu sein trotz des verletzten und gebrochnen Verfassungsrechts, ist der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich Nationale sein wollen."

Solche Ansichten und ähnliche, namentlich aber die Meinung, daß eine einfache Annexion Schleswig-Holsteins an Preußen nach Ablehnung der Hegemonie Preußens unsrerseits willkommen zu heißen sei, trennten Genossen, die bis dahin zusammengegangen waren, und machten mir auch die Fortführung der Redaktion der Grenzboten zur Unmöglichkeit. Als sich im Frühjahr 1866 die Gegensätze zum äußersten verschärften, bedingungslos für oder gegen Bismarck Partei ergriffen werden mußte, und sich die Weise des Ausdrucks der diesseits und jenseits festgehaltnen politischen Meinungen erbitterte, schieden wir vollständig, um fernerhin jeder seine eignen Wege zu gehen. Ich war auch mit den Gothanern fertig, namentlich mit denen, die es in doppeltem Sinne waren. Doch war, wie das nächste Kapitel zeigen wird, noch einmal ein gewisses Kompromiß mit der Wirklichkeit zu schließen.

Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig

Erste Woche

Mittwoch, 13. Juni, abends. Kein Zweifel mehr, Beust hat den Landtag hinters Licht geführt. Die Wendung Sachsens zu Preußen, von der Freytag wissen wollte, ist in Dresden vielleicht einmal für einen Augenblick möglich gewesen, jetzt aber ists aus damit, ganz aus sogar mit der schwachen Hoffnung, das Land auch nur neutral bleiben zu sehen. Heute gegen halb neun Uhr kam, als wir unter den Platanen in Kitzings Hofe beim Abendschoppen saßen, der Kellner mit der Nachricht an den Tisch:

„Im Schlosse wirds rebellisch. Es ist Ordre zum Ausmarsch gekommen. Sie laufen zusammen und packen. Um zehne gehts fort nach Dresden."

Wir sogleich fort und hin, und richtig, von allen Seiten grüne Jäger mit den Hosen in den Stiefeln, mit Säcken und Bündeln, der Schloßhof ein Durcheinander von Militär und Zivil in höchster Aufregung und Eile. Um halb elf Uhr marschierte die Kompagnie auf den Bahnhof, begleitet von hurraschreienden Lehrburschen und thränenvergießenden Dienstmädchen, und bald darauf führte sie die Lokomotive von dannen.

In der Kammer Erklärung Beusts, man werde wie Bayern verfahren, von der Tann ins österreichische Hauptquartier gereist, die letzten Soldaten aus Leipzig fort — Fazit: Sachsen und Bayern stimmen morgen für die Mobilisierung gegen Preußen, und der Deutsche Bund ist gewesen.

Donnerstag, 14. Juni. Die Würfel sind gefallen in Frankfurt, und wie gestern erwartet worden war: neun gegen, sechs für Preußen. Dieses aus dem Bunde getreten, wirklicher Bürgerkrieg im Anzuge, nicht mehr bloß der Krieg Deutscher gegen Tschechen

und Kroaten. Vermutlich schon heute Kriegserklärung von Berlin in Dresden eingetroffen, und morgen wohl die ersten Regimenter von König Wilhelms Blauen diesseits der Grenze. Vielfach Kopfschütteln und leise Mißbilligung des unverantwortlichen Schritts unsrer Regierung selbst unter sonst gut Sächsischen zu hören, besonders unter den Kaufleuten, die zunächst an den Zollverein denken, dessen Untergang ihr eigner wäre. Indes, was schiert den hochgemuten Dresdner Premier die Not und Angst der „Pfeffersäcke,“ wo es Gelegenheit giebt, das 1814 verlorne Land wieder zu erobern. Denn das ist doch ohne Zweifel der bei diesem Einsatz erhoffte Gewinn. Daß man aus Rechtssinn gegen die Berliner Politik blank zieht, glaube, wers kann. Die Masse des Volks merkt, wie es scheint, noch nicht recht, wie es steht. Man freit und läßt sich freien. Im Tageblatt Seiten voll Vergnügungen, in den Wirtschaften Gäste Kopf an Kopf, an den Tischen wenig mehr von Politik gesprochen als sonst. Lustiger Leipziger, geh nach Hause, die Glocke hat drei Viertel auf Zwölf geschlagen.

Freitag, 15. Juni. Die unglückselige Abstimmung in Frankfurt bestätigt sich, und Preußens Austritt aus dem Bunde ebenfalls. Wo man hinkommt, fast überall ernste Gesichter, Achselzucken über die Dresdner Staatsweisen, zuweilen laute Entrüstung und Verwünschung, kaum irgendwo Hoffnung auf ein gutes Ende für Sachsen. Abends wollten einige schon wissen, die Preußen seien im Lande. Andre lassen die Österreicher in Dresden sein. Wieder andre erzählen, es sei beim Rate Einquartierung angesagt, aber niemand kann sagen, was für welche. Daß es bayrische, ist nicht zu glauben; die Herren in München sind nicht so rasch und dreist. Entenmutter Fama legt alle Stunden ein neues Ei, und namentlich die Abendpost*) tischt uns mehrmals des Tages in Extrablättern von dieser aufregenden Speise auf. Sicher ist, daß die Eisenbahnverbindung mit Dresden von morgen an unterbrochen sein wird. Die Schwüle ist auf den höchsten Grad gestiegen.

Sonnabend, 16. Juni. Das Gewitter ist da und leuchtet schon. In Dresden preußische Sommation übergeben: Sachsen soll

*) Ein, wie es hieß, in österreichischem Solde stehendes Blatt voll Lügen und Schmähungen auf Preußen.

neutral bleiben und entwaffnen. Für diesen Fall Besitzstand und Souveränität innerhalb der von Bismarck vorgeschlagnen Bundesreform gewährleistet, für den Fall der Ablehnung mit Krieg gedroht. Abgelehnt, darauf Kriegserklärung von seiten des preußischen Gesandten. Der König Johann hat eine Ansprache an das sächsische Volk erlassen und ist zur Armee abgegangen, die zwischen Meißen, Dresden und Pirna stehen soll. Die Preußen sind bei Strehla, Dahlen und Wurzen eingerückt. Die Eisenbahnbrücke bei Riesa brennt. Auch bei Löbau sollen „die Feinde" sein, wie die Leipziger Zeitung sagt, und es geht das Gerücht, daß dort schon ein Gefecht stattgefunden habe. Das fernere Gerücht, daß die Kaiserlichen in Dresden seien, erhält sich; auch heißt es, in Chemnitz seien achttausend Bayern angesagt, woraus das Volk erschienen macht. Andre Enten groß und klein flattern durch die jetzt hocherregte Stadt. Das Bewußtsein, daß Gewaltiges vor der Thür steht, hat sich auch der Einfältigen und bisher Gleichgiltigen bemächtigt. An allen Ecken Extrablätter feil geboten und begierig gekauft. Wo man auf der Straße Leute gehen, wo man Gruppen vor den Hausthüren stehen sieht, ist von Preußen, Österreichern, Riesa, Meißen, Dresden die Rede. Was wirds morgen geben?

Sonntag, 17. Juni. Die Preußen sind in Hannover, was für sie vortrefflich ist, und sie sind wirklich in Wurzen, was für uns vorläufig wichtiger ist. Schon sollen ihre Vorposten in Machern stehn. Fritsche (ich gebe mit wenigen Ausnahmen nur von den seitdem Verstorbnen die Namen) fährt heute mittag mit etlichen andern nach der Gegend hin, um zu rekognoszieren — natürlich bloß zum Privatgebrauch. Nachmittags sprach ich M. Ist mit seiner Verwandten wohlbehalten von Dresden zurück, aber über Freiberg, Chemnitz und Altenburg, denn die Lokomotive ist auf der ganzen Strecke der Leipzig-Dresdner Bahn bis auf weiteres gelähmt. M. hat gestern die sächsische Armee in höchster Eile von Dresden abmarschieren sehen. Ein Teil ist auf der Bahn nach Pirna fort, also wohl nach Böhmen retiriert, ein andrer gegen Nossen hin abgezogen, wie man wissen will, nach Sayda im obern Erzgebirge. Auf der Strecke zwischen Chemnitz und Altenburg ist kein einziger von den sächsischen Himmelblauen und Dunkelgrünen mehr zu entdecken gewesen.

Hier ist jetzt die Ansprache unsrer Majestät „An meine treuen Sachsen“ an den Straßenecken angeschlagen. Sie scheint keinen begeisternden Eindruck zu machen, eher niederschlagend zu wirken. K., den ich über der Lektüre eines der Exemplare traf und befragte, hatte sie wehmütig und zugleich ein wenig prophetisch gestimmt. „Fort also aus dem Lande — seufzte er —, und natürlich nach Böhmen. O heiliger Nepomuk! König Johann außer Landes, bald vielleicht König Johann ohne Land.“ Ein wohlfeiler Witz, dächte ich, aber am Ende eine Wahrheit.

In der Stadt wieder Gerüchte in Masse. Unter anderm heißt es, Löbau brenne, was wir vor der Hand bezweifeln wollen. Wahrscheinlicher ist, daß die abziehenden Sachsen der, wie mir vorkommt, nutzlosen Zerstörung der Riesaer Brücke die Sprengung der Meißner folgen zu lassen für gut befunden haben. So gewiß wie Amen in der Kirche ist endlich, daß wir morgen Preußen hier haben werden. Fritsche zwar hat auf seiner Tour nach Wurzen zu bis Bennewitz keinen von ihnen gesehen. Aber nach sechs Uhr abends sind H. am Kleinen Kuchengarten vier „dunkelblaue“ Dragoner mit Pickelhauben, von einem Offizier geführt, von Volkmarsdorf herkommend, begegnet. Der Offizier hat ihm freundlich „guten Abend“ geboten, und H. ist mit ihnen bis an die Querstraße gegangen, wo sie umgekehrt sind. Auf dem Wege an Reudnitz hin und in die Vorstadt hinein hätte man sie, so erzählte er, überall artig gegrüßt. Nur einmal hätte ein Straßenjunge nach dem Offizier geworfen, und andre hätten „'naus, 'naus!“ geschrieen. Auf dem Rückwege aber sollen sie bei Tannerts Tanzsaal von dort versammelt gewesenem Pöbel heftiger attackiert, verhöhnt und geworfen worden sein. Alle Anständigen, die ich sprach, sind indigniert über solche alberne Brutalität, die Frucht von vermutlich mit Schnaps begossenen Keimen, die in der berüchtigten Odeonsversammlung der Herren Wuttke und Konsorten gesteckt wurden. Manche bewundern die Gelassenheit der Preußen, die das Gesindel nicht niedergeritten haben. Ich finde sie nur vornehm.

Montag, 18. Juni. Früh spazieren gegangen. Wer fände die Sammlung zur Arbeit? Dann in die Börsenhalle zum Zeitungsfrühstück. Gutes darunter. Der größte Teil Hannovers nebst der Hauptstadt von den Preußen okkupiert. Wohlthuende Schnelligkeit

und Promptheit das! Welfenkönig fort, wo der Zimmermann das Loch gelassen, und mit den Flügeln der Morgenröte hinüber nach England! Zweifle einigermaßen. Kurfürst von Hessen gefangen und Staatsschatz erbeutet — allgemeines Behagen, wo man sich die Nachricht mitteilt, aber leider wohl noch weniger sichere Notiz als jene. Die Art versteht sich zu salvieren.

Nachmittags versuchte ich mit Hans eines Geschäfts halber nach Wurzen zu gelangen. Wir fuhren mit der Bahn bis Borsdorf. Im Coupé saßen neben uns Bauernbursche, die, angetrunken, allerlei Lieder brüllten, darunter auch eins mit dem Refrain: „So wollen wir die Preußen schlagen.“ Schienen sächsische Soldaten im Zivilanzuge zu sein und wollten dem Anscheine nach auch nach Wurzen, blieben aber auf der Straße von Borsdorf dahin allmählich hinter uns zurück. In Gerichshain nichts von preußischem Kriegsvolke zu sehen, ebensowenig in Machern. Auch weiterhin, wo man von der Höhe ins Muldenthal hinabblickt, nichts als Frieden und Gedeihen: in der Ferne die rötliche Stadt mit ihrem alten Schlosse und den Türmen ihres Domes und der Wenzelskirche inmitten grüner Felder und Wiesen, um uns schön stehende Saaten und frischer grüner Wald. Alles stillvergnügt und alltäglich, nur ein wenig ruhiger und einsamer als sonst um diese Tageszeit. Nirgends in der Ferne ein in der Sonne blitzendes Bajonett, ein blinkender Säbel, auch nicht auf dem Wege nach Eilenburg, den man von hier zwei Stunden weit übersieht.

Bald darauf aber das wandelnde Kriegsgerücht in Gestalt eines barfuß daher kommenden, die Stiefel in der Hand tragenden stromerlichen Gesellen. Ich frage, ob man nach Wurzen hinein und wieder heraus dürfe. Hinein, jawohl, aber nur schwer wieder heraus. Er wäre von Dresden zugereist und hätte hier in Wurzen zwei geschlagne Stunden bei den Offizieren herumlaufen müssen, um den Zettel zur Weiterreise zu erhalten, sodaß ihm „ganz nippernäppisch“ zu Mute wäre. Ob ich nicht einen Dreier zu einem Kümmelchen bei mir hätte. — Ich hatte einen bei mir. — „Also von Dresden kommen Sie. Wie stehts da?“ fragte ich weiter. Jawohl, von Dresden, wäre gestern früh von da abmarschiert, berichtete der Barfuß. Die ganze Stadt weiß und blau von Kaiserlichen, es müßten an die Hunderttausend dort sein. Während er

dann in Meißen was gegessen hätte, wäre der Preuße singend und pfeifend in die Stadt hineingezogen, aber — „Prosit die Mahlzeit, die kriegtens! Kaum waren sie hinein, so liefen sie, was das Zeug hielt, wieder hinaus und eines Laufens bis nach Zehren. Wissen Sie nämlich, die Bayern waren gekommen, und da mußten sie natürlich ausreißen." Weiter hatte Bruder Barfuß noch zu berichten, daß die Preußen bei Oschatz und Zehren Posto gefaßt hätten, und daß da herum eine Schlacht mit den Bayern im Gange sein müßte, da er den ganzen Vormittag Kanonendonner gehört hätte. — „So so, hm, da wollen wir wünschen, daß die Herren Bayern recht gründlich geklopft werden," sagte ich, was von dem landfahrenden Kriegsgerücht mit einem verblüfften Grinsen beantwortet wurde.

Kurz nachher begegneten wir zwei anständigern Fußgängern, Kaufleuten, die ebenfalls von Dresden kamen. Diese wußten nichts von dort eingetroffnen Österreichern. Die Stadt sei leer von Soldaten. Bei Meißen wären sie langen Zügen von Preußen begegnet. Von den Bayern des Barfüßers war ihnen nichts zu Ohren gekommen, und über seine Kanonenschüsse lachten sie.

Wir kamen nach Deuben hinab, und immer noch war alles friedlich. Sogar die Eisenbahn drüben zeigte wieder etwas von ihrem gewöhnlichen Leben. Ein Lokomotivenpfiff im Walde. Bald darauf blauer Rauch über den Wipfeln, und dann zu unserm Erstaunen ein kleiner Zug von zwei oder drei Personenwagen in langsamer Bewegung von Leipzig herab auf Wurzen zu. Er hält eine Weile an der Muldenbrücke, dann geht er weiter ostwärts.

Endlich hart vor Bennewitz, tausend Schritte vor der ersten der drei Brücken, auf denen die Chaussee den Fluß überschreitet treffen wir die erste preußische Schildwache. Gardelandwehr, ein älterer, kräftig gewachsener Mann. Ob man in die Stadt dürfe? — Es stünde nichts im Wege. — Ob auch wieder heraus? — Auch heraus, aber nur bei Tage. Weiterhin liegen sechs andre unter dem Schatten eines Baumes im Straßengraben. Links sitzt etwa noch ein Dutzend am Tische vor der Schenke. Wir grüßen sie und werden freundlich wieder gegrüßt. Der Sprache nach sinds Ostpreußen, im übrigen große starke Männer, mit denen unsre kleinen Sachsen sich nicht auf Kolben und Bajonett einlassen dürfen, ohne übel wegzukommen.

Von Bennewitz bis an die große Mühle links neben der letzten Brücke vor der Stadt wieder nichts von Militär zu spüren. Nur auf der Eisenbahnbrücke, weiter flußaufwärts, glitzern ein paar Bajonette. Im Stalle der Mühle gesattelte Soldatenpferde, recht hübsche Tiere. Dahinter an der Wand Säbel, Mantelsäcke und Helme. In der Scheune daneben ein halb Dutzend Dragoner und im Hofe zwei schwarze Husaren mit weißen Schnüren. Wir gehen am Postteiche vorbei nach dem Markte. Auf der Hauptstraße einzelne Landwehrleute, fast durchgehends Enakskinder, mehrere davon im Gespräche mit Bürgersleuten. Vor dem Rathause Pferdeschau der Dragoner unter Aufsicht eines himmelhohen und himmelblauen Leutnants mit Wasserstiefeln im Stil der Schwedenzeit und dem unvermeidlichen Klemmer über der Nase, der vermutlich zur Uniform gehört.

Ich sehe Meister Költsch am Fenster seines Ladens und begrüße ihn. Lobt die Preußen als manierliche und bescheidne Leute, mit denen ganz gut auszukommen sei. Und wie rasch, glatt und geräuschlos die Besetzung vor sich gegangen wäre — wahrhaft zum Verwundern. Ist ohne alle Nachricht von dem, was seit drei Tagen außerhalb des Ortes geschehen ist, und sehr ärgerlich über die Kunde von der Retirade nach Böhmen. Wäre ihm ganz einerlei, ob er preußisch würde. Andre dächten ebenso. Doch scheinen wieder andre nicht so gleichgiltig zu sein, da die Proklamation, die die Preußen angeschlagen haben, in der Nacht abgerissen worden ist. Die Dragoner sind nach meinem Berichterstatter Litauer und meist katholisch. Die Truppen biwakieren nicht, wie es in Leipzig hieß, im Freien, sondern sind bei den Bürgern, doch meist in Massenquartieren, untergebracht.

Besuchen den Vetter Schwarze, der sehr über Geschäftsstörung klagt, im übrigen aber zu den Gleichgiltigen gehört, wie, vermutlich ein paar Dutzend Leutchen ausgenommen, die ganze gute Stadt. Auch er weiß den Soldaten nichts Unrechtes nachzusagen, geschweige denn, daß sich seine naive Befürchtung, sie würden plündern, in der er eiligst ein Drittel seiner Schlafkammer hat vermauern lassen, um seine Wertpapiere, sein Silberzeug und andres von seinen irdischen Schätzen da zu bergen, irgendwie gerechtfertigt hätte. Wenn sie den Bürgermeister und den Bahnhofsinspektor einige Stunden eingesteckt hätten, um von ihnen etwas über eine unterirdische Telegraphen-

leitung zu erfahren, die nicht existiert, so ist das mit Humanität geschehen, und wenn sie einen Gendarmen, der hatte telegraphieren wollen, unsanfter angefaßt haben, so hätte der gute Mann sich des Sprichworts erinnern sollen: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz.“

Im Ratskeller fanden wir an den Tischen, wo sich früher unsre Herren Offiziere von der Linie ihr Bier schmecken ließen, preußische Unteroffiziere mit Durstlöschen beschäftigt. Sehr erfreulich war, zu bemerken, daß gute Stimmung vorhanden war, aber ohne Großsprecherei. Knüpfte mit zweien ein Gespräch an, und bald waren wir mitten in großer Politik. Der eine war Fortschrittsmann vom reinsten Wasser, stark gegen den Krieg und die Bismarcksche Politik überhaupt. Die Freiheit und das Budgetrecht in Preußen wären wichtiger als die deutsche Frage. Was die Existenz der Kleinstaaten schade? Hätten für die freiheitliche Entwicklung Deutschlands mehr gethan als Preußen. Ginge nur wegen seines Fahneneides mit in den Krieg und würde seine Schuldigkeit thun. Freiwillig hätte man ihn nicht dazu bekommen, und dergleichen nicht erfreuliche Dinge mehr. Ich verbarg ihm nicht, daß ich entgegengesetzter Ansicht sei. Der andre — er war älter — hatte diese entwickelte Gesinnungstüchtigkeit nicht und war dafür mehr preußischer Patriot. Beide gehörten übrigens der gebildeten Klasse an.

Nach einer Stunde gingen wir wieder, nachdem wir den Leuten Segen für ihre Waffen gewünscht hatten. Die letzten Vorposten standen jetzt vor der Schenke zu den drei Brücken, also etwa tausend Schritt näher gegen die Stadt hin. Ein Offizier examinierte uns über Wer und Wohin, und wir konnten befriedigend antworten und passieren.

Weiterhin ein Botenmann mit einem Hundefuhrwerke, der uns unaufgefordert seine Ansichten über die Preußen mitteilt und erzählt, einer von ihnen — „'s war ein Quirlmann“ — hätte gemeint, wenn die erste Schlacht verloren ginge, schmissen sie alle miteinander die Flinten hin, was wir bezweifelten. Thätest du das wirklich, braver Quirlmann, und hätte der etwas konfuse Hundefuhrmann nicht falsch verstanden, so wäre deine Denkart äußerst unanständig, und ich meine, du verdientest, daß man dich zur Strafe dafür einmal mit einem Quirl statt mit einer Muskete Wache stehen ließe.

Von Deuben bis Gerichshain mit einem Müllergesellen gefahren, der die wilden Sänger und Preußenbesieger aus dem Coupé von heute mittag auf dem Wagen hat. Diese sind immer noch sehr laut. Der lauteste ist sächsischer Reiter gewesen und jetzt arbeitsloser Maurer. Er will weitere Dienste als Freiwilliger nehmen, renommiert in schwer erträglicher Weise in betreff der Preußen. Hätte nach seinem Bericht, den wir für kindische Verwechslung des Wollens mit dem Vollbringen halten dürfen, dem Offizier an der Brücke Grobheiten gesagt und schreit allerhand seltsames Zeug in die geduldige Luft hinein. Der Mann des Mehls möchte auch „gern mitthun gegen den Feind" — Gott verzeih ihm die Sünde, wenn ers fertig kriegt! Die andern sind zahmer, wahrscheinlich, weil sie weniger tief ins Bierglas gesehen haben.

Wir kommen wohlbehalten in Leipzig an. Noch einen Sprung zu den Telegrammen der Börsenhalle. Die Zweifel an der englischen Tour Georgs von Hannover und an der Abfassung des Kasseler Kurfürsten waren gerechtfertigt. Sonst nichts Neues mit heimzunehmen.

Dienstag, 19. Juni. Früh gegen halb neun Uhr vor den Fenstern starkes Laufen nach der Landstraße hin durch unser Dorf.*) Frage hinunter, was es giebt. „Die Preußen kommen!" Schnell in die Stiefel und hin nach der Grünen Schenke. Richtig, da kommen sie schon um die Ecke: hellblaue Dragoner mit schwarzen Kragen und Aufschlägen, erst einer, dann drei, darauf wieder zwei. Weiterhin von der Schecke her noch etwa zwanzig Mann mit zwei Offizieren. Einige Leute aus dem Dorfe grüßen laut, sie artig wieder. Im Schritt ziehen sie an uns vorüber. Ich folge ihnen später in die Stadt, wo sie sich vor dem Rathausdurchgange aufgestellt haben. Müssen gut empfangen worden sein. Mehrere haben Blumen an den Pickelhauben, während draußen von solchem Schmucke nichts zu sehen war. Der Leutnant hält in der einen Hand den Säbel, in der andern einen mächtigen Rosenstrauß. Eine Frau zerschneidet Wurst und verteilt die Stücke an die Reiter, ein Mann reicht ihnen seine Flasche, andre spenden Cigarren, was alles nicht wie Preußen-

*) Ich wohnte damals in Anger, einem mit Leipzig durch Reudnitz zusammenhängenden Orte.

haß aussieht. Man hört, daß sie Quartiermacher für ein Infanteriebataillon sind, das von Eilenburg her im Anmarsch ist, und daß früh vor Tage schon anderthalbhundert Mann Garde durchgekommen sind, um nach Altenburg weiter zu gehn.

Begegne auf dem Wege zur Zeitungskrippe in die Börsenhalle Leppoc, der berichtet, daß auch unter der höhern Kaufmannschaft die Stimmung, wo sie überhaupt nach dem Herzen Beusts gewesen wäre, im Umschlagen, daß man namentlich sehr böse über den Rückzug der Armee und der Regierung ins Nepomukische sei, und daß die „Beamtenwelt auf der Steuer und der Post völlig den Kopf verloren zu haben schiene." In der Börsenhalle viel Besuch, wie jetzt immer. Telegramm, daß die Preußen bei Friedberg das vierte darmhessische Infanterieregiment zersprengt hätten, was ein guter kleiner Anfang wäre, wenn es wahr wäre. Aber auch unheimliche Gerüchte von einer großen Aktion im Osten, nach einigen bei Görlitz, nach andern bei Troppau, wieder nach andern zwischen Görlitz und Troppau — hoffen wir, in der Luft. Benedek hätte „glänzenden Sieg" nach Wien telegraphiert. Ein Herr, der dergleichen schon mehrmals eifrig kolportiert hatte — er soll zu der Abendpost in Beziehungen stehen —, weiß schon von sechzehntausend toten und verwundeten Preußen. Ein maßvolleres Gemüt will bloß eintausend gelten lassen. Ein dritter läßt nur ein preußisches Husarenregiment von den ungarischen Kameraden vernichtet sein — ganz vernichtet natürlicherweise. Ein vierter Hausierer mit solchem Schnack hat „positiv" erfahren, daß Görlitz, ein fünfter, daß auch das arme Löbau in Flammen stehe. Viel Kriegsgreuel auf einmal. Aber es wird wohl außer unsern Österreichern auf der Universitätsstraße etwas Hausse und Baisse mit im Spiele sein.

Abends. Um ein Viertel nach elf Uhr sind die angesagten Eilenburger Musketiere eingezogen, Augenzeugen berichten, an der Ecke des Grimmischen Steinwegs und der Querstraße mit Hochrufen empfangen, mehrfach mit Blumen beworfen. Mit Trommelschlag und Pfeifenklang ins Schloß marschiert und dort einquartiert. Einzelne Züge haben gesungen: „Immer langsam voran, daß die österreichische Landwehr nachkommen kann." Es ist das vierte Garderegiment, Brandenburger, mit blauen Achselklappen. Die heute früh angeklebte Bekanntmachung von Rat und Polizei, die zu achtungs-

voller Haltung gegen die einrückenden Truppen auffordert und Demonstrationen gegen dieselben mit strenger Bestrafung bedroht, hat also gewirkt. Vorgestern Steine und Schmutz, heute Blumen, morgen vielleicht noch Besseres. In der That, die Preußen und ihre Freunde können vorläufig zufrieden sein. Beim Nachhausegehen sah ich Steuergebäude und Post mit preußischen Schildwachen besetzt. Der Verkehr auf der Bayrischen Bahn ist nun bis auf weiteres auch sistiert. Bald werden wir in Eisenbahnsachen eine Art Halbinsel sein, die nur noch mit dem Norden zusammenhängt.

Herr von Wurmb aus Weißenfels ist Zivilkommissar für Sachsen. Er wars, der gestern auf dem kleinen Zuge an Wurzen vorbeifuhr. An den Ecken las man nachmittags eine Proklamation des Generals Herwarth von Bittenfeld an das sächsische Volk, die gut geschrieben, kurz, verständig und wahrheitsgemäß war. Sächsischer Patriotismus von der Sorte des Patriotischen Vereins scheint das nicht gefunden zu haben; denn ich sah beim Heimgehn, daß mehrere von den Anschlägen abgerissen waren. Die Ente von heute morgen, die die Abendpost laut Ankündigung an den Ecken dem Publikum in einer Extrabeilage servieren wollte, haben die Köche nicht anbringen können, und ein finstres Gerücht geht um, die ganze Küche sei geschlossen worden. Görlitz ist, gottlob! nicht in den Händen der Österreicher, auch nicht im Feuer aufgegangen. Um sieben Uhr erschien ein Herr im Lokal der Börsenhalle mit der erfreulichen Nachricht, daß er soeben ein Telegramm von dort erhalten habe, wonach sich nichts verändert hätte. Gleichfalls wohlthuend ist die allenthalben angeschlagne Bekanntmachung, daß die Eisenbahnzüge wieder bis Dresden und von dort nach Berlin gehn, der Zusammenhang unsrer Halbinsel in Sachen des Verkehrs mit Preußen also wieder beträchtlich breiter geworden ist. Leppoc erzählte, Herr von Wurmb habe sich geäußert, man werde Leipzig möglichst mit Einquartierung verschonen. Der Grund wohl weniger, wie L. meint, die jüngste Vergangenheit wie die Zukunft: besser eine reiche als eine ausgesogne Stadt, wenn der Wunsch der Preußen auf dem Wiener Kongresse sich nun etwa erfüllen sollte. Hier würde man nicht viele darüber jammern hören. Sächsische Patrioten wie ein hiesiger Arzt, der seinen in Freiberg studierenden Sohn vor acht Tagen nötigte, sich vor der Zeit zum Militärdienst zu stellen, wirds nicht in Menge

geben. Die große Mehrzahl unsrer Leipziger denkt wie Meister Költsch in Wurzen. Soll doch ein früher hier garnisonierender höherer Offizier an seine Frau geschrieben haben, all dieses Unglück verdanke man der Intrigue eines Ministers, und soll doch ein Mitglied der obersten Verwaltungsbehörde hier sich in sehr wenig gemäßigtem Tadel über die böhmische Retirade ergangen haben. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren geschehen?

Mittwoch, 20. Juni. Erst abends in die Stadt gegangen, die ganz friedlich aussieht. Auf den Straßen zwar statt unsrer Grünröcke die Brandenburger Blauröcke, aber sonst alles wie bisher. Die Soldaten gehen meist paarweise, aber mehrere begegneten mir ohne Seitengewehr. Sie müssen sich daher ganz sicher fühlen, und sie thun recht daran. Man läßt sogar die Kommunalgarde, die freilich ganz harmlos ist, noch bewaffnet erscheinen. Auf der Börsenhalle große Lücken an den Wänden, wo die Zeitungen hängen; kein Dresdner, kein österreichisches, kein süddeutsches Blatt neuern Datums. Bald wird nur noch der Preußische Staatsanzeiger verläßliches Neuestes bringen. Die Leipziger Zeitung findet sich mit Würde ins Unvermeidliche und läßt die Leitartikel. Die Stelle der Abendpost in der Reihe ist leer. Ein Befehl des Stadtkommandanten hat ihr gestern das von Wien gespeiste Lebenslämpchen ausgeblasen. Ihr letztes Blatt war notgedrungen ihr erstes anständiges. Aber wo soll nun unser eifriger Wuttke mit seiner Galle hin? Auch auf den Pulten der Telegramme sieht es ärmlich aus: Einmarsch der Kaiserlichen bei Neiße wäre, wenn es richtig wäre, das Einzige von Bedeutung. Über Benedeks ~~originellen~~ Tagesbefehl allgemeines Achselzucken und „Gott behüte uns vor dem!" Die Proklamation des Königs Wilhelm an sein Volk hat guten Klang. Die Preußen über Dresden hinaus bei Pirna und Dippoldiswalde, desgleichen in Chemnitz, sächsische Pioniere bei Annaberg durch drohende Volksmassen an Aushebung der Eisenbahnschienen verhindert (Privatnachricht von jemand, der Augenzeuge gewesen sein will), klingt auch nicht übel.

Hier hat sich die Garde rasch häuslich eingerichtet, und der gute Wille gegen unsre Gäste ist, wie mir nach manchen Anzeichen scheint, im Wachsen. Im Schlosse sind die Leute gestern von der großen Weinfirma Brems, wie man hört, mit ein paar Körben

Rotspohn traktiert worden, andre wurden anderswo reichlich mit Bier bedacht. Die Preußen haben von den Kasernen unsrer Jäger Besitz genommen, ihre Offiziere speisen an den Tafeln der unsrigen in Stadt Hamburg und trinken ihr Kulmbacher am Offizierstisch Papa Kitzings. Den Wirten ist damit geholfen, aber was werden unsre Leutnants sagen, wenn sie davon erfahren? Auch die Dienstmädchenschaft findet augenscheinlich schon Gefallen an den hübschen großen Grenadieren. Die Okkupation vollendet sich immer mehr. Die Amalgamation wird folgen, vielleicht die Annexion. Zu jener gehört ein mildes Regiment, zu dieser wohl nur noch ein tüchtiger preußischer Feldherr.

Zweite Woche

Die ersten sieben Tage des Krieges wären vorbei. Soll ich die Aufzeichnungen fortsetzen? Ich denke, ja. Tagebücher zu führen ist aus der Mode gekommen und im allgemeinen mit Recht. In gewöhnlichen Zeiten erlebt nicht einmal der Hochgestellte jeden Tag Denkwürdiges. Nur die schöne Seele hat dieses Privilegium, und diese Spezies ist im Aussterben wie das Geschlecht der Möpse. Sich bemühen, innerlich was zu erleben, wenn es draußen nichts für das Tagebuch giebt, ist nicht jedermanns Sache. Anders in stolzer, stattlich sich entfaltender Zeit, wie die jetzt angebrochne. Hier sind sorgfältig und gewissenhaft gegen sich selbst gehaltene Notizensammlungen der Art nicht nur für den Sammler, sondern auch für andre, für dessen Familie, für die spätere Geschichtschreibung immer von einigem, zuweilen von hohem Wert, und jeder, der zu beobachten gelernt hat und dazu Gelegenheit findet, sollte sich ein solches Magazin von sofort niedergeschriebnen Erlebnissen äußerer Art und sofort fixierten Stimmungen und Betrachtungen anlegen. Mehr wie vorher werden wir in solchen Zeiten mit dem Gange der Ereignisse täglich andre, sehen wir, was hinter uns liegt, mit andern Augen an. Vieles verblaßt sehr bald unter der heißen Sonne derartiger Tage, alles verschiebt sich und tritt in andre Beleuchtung. Es gilt daher, den ersten Eindruck festzuhalten, die Dinge, die sich vor uns entwickeln, die Gestalten, die an uns

vorübergehn, unsre Empfindungen und Urteile vor ihnen sowie die unsrer unmittelbaren Nachbarn Tag für Tag ohne Aufschub gleichsam photographisch für die Zukunft aufzubewahren. Also fahren wir fort.

Donnerstag, 21. Juni. Keine wesentliche Veränderung des Standes der Dinge. Doch gehen die Postzüge der Eisenbahn jetzt wieder bloß bis Riesa und nach Süden zu bis Gößnitz. Also wieder mehr eingeschnürt. Die hundertundfünfzig Preußen, die nach Altenburg vorgerückt waren, sind, wie es heißt, zurückgekehrt und in der Zeitzer Vorstadt einquartiert. Wahrscheinlich darauf hin ist das Gerücht wieder zu Kräften gekommen, die Bayern wären im Anzuge auf Leipzig. Wie sich die öffentliche Meinung gerade vor diesen fürchten oder von diesen viel versprechen kann, ist rein unbegreiflich. Unser guter Freund auf der Königsstraße teilt allerdings die letzte Ansicht. Er hofft auf die Bayern. „Werden schon beißen," meinte er, als ich die Kriegführung der Völkerschaft mit dem Raupenhelme gestern eine schüchterne nannte. Indes pflegt der zu glauben, was er sich wünscht. „Werden schon beißen" — ein phantastischer Stratege. Dabei immer gut preußisch — das heißt auf seine fortschrittliche Weise. „Werden schon beißen" — könnte das Landsmann Wuttke nicht am Ende auch gesagt haben?

Im Volke heißt es ferner, Prinz Karl, nach andern Friedrich Karl, sei tot — selbstverständlich von sächsischer oder österreichischer Kugel gefallen — vermutlich eine Verwechslung mit dem armen kleinen Sigismund. Auf der Börsenhalle neue betrübende Lücken in der gewohnten Lektüre. Die Schleswig-Holsteinische schon lange tot und begraben, die Abendpost vorgestern wirklich beerdigt, die Neue Frankfurter infolge der Eisenbahnsperre eine alte Frankfurter. Die übrigen süddeutschen Phrasenbatterien schießen ebensowenig mehr bis zu uns herauf. Dagegen einige beachtenswerte neue Nachrichten in den preußischen und den hiesigen Zeitungen: Kriegserklärung des Königs von Italien an Österreich — möge sie der Anfang eines guten Endes sein! Einnahme Stades durch die Truppen Manteuffels — wie es scheint, mehr Vergnügen als Strapaze gewesen; die Hannoveraner von König Wilhelms Zündnadeln so flott und fix umstellt, daß auch für diesen letzten Rest welfischer Herrlichkeit das Ende der Tage jeden Augenblick zu erwarten ist. In

der That, eine elegante Kriegführung bis jetzt, wie selbst eingefleischte Preußenfeinde, wenn auch mit etwas säuerlicher Miene, zugeben müssen. Endlich das Wichtigste: Telegramm, daß Benedeks Weißröcke, achtzigtausend Mann stark, in der Richtung auf Neiße in Schlesien eingebrochen sind. Wünschen wir ihnen ein recht rasches Vorwärtskommen bis Posen und Königsberg — als Gefangne.

Freitag, 22. Juni. Früh die Milchfrau mit der blutigen Nachricht angelangt, daß sechs Burschen aus ihrem Dorfe, die bei den Sachsen dienen, und von denen drei Söhne eines Vaters sind, totgeschossen oder verwundet seien. Einer hätte beide Beine eingebüßt, ein andrer — ich glaube, sie hatte ihn Wöhlerts Karl genannt — einen Arm. Beklagenswerte junge Leute, wenn es wahr wäre! Arme Eltern, die ihre Kinder für die Dickhäutigkeit unsers Partikularismus auf die Schlachtbank führen sehen. Indes ist die schlimme Post wohl nur die Ausstreuung eines schlechten Gesellen, der aus Übermut oder Übelwollen die Gemütlichkeit der Betreffenden gestört hat.

In der Stadt erzählt man sich, daß neue Preußen nach Dresden durchgezogen seien, in dessen Nähe, etwa bei Nollendorf, eine Hauptschlacht zu erwarten wäre. Der hiesigen Garnison merkt man davon nichts an, sie scheint sich immer mehr wie zu Hause einzurichten und unter der Bevölkerung gute Freunde zu gewinnen. Kohlgärtner L., der mit seiner stark sächsischen Gesinnung wohl einen beträchtlichen Teil der öffentlichen Meinung in dem großen Dörferkomplex im Osten der Stadt repräsentiert, lobte sie mir trotzdem von freien Stücken mit sichtlicher Wärme als anständige Leute, die nicht fluchen, bescheiden auftreten und Gefühl für die Ihrigen zu Hause haben. Meinte, unsre Soldaten würden sich kaum so gut aufführen. „Und erst die Kaiserlichen!" Eine heilsame Ansicht, und so käme es doch noch zuletzt zu moralischen Eroberungen.

Sch. will von Dresden Schlimmes wissen: der Große Garten umgehauen, die Getreidefelder, kaum halb reif, sämtlich abgemäht, die Prager Vorstadt auf Befehl des preußischen Generals von den Bewohnern geräumt. Ich glaubte, wie man sich jetzt gewöhnt, etwa die Hälfte davon und that auch damit zuviel. Abends war ein Verwandter N.s bei uns, der heute von Dresden gekommen ist. Es sind ein paar Dutzend Bäume gefällt, einige Acker Korn

zu Futter für die Pferde geschnitten, und vor einem der letzten Häuser der Lüttichaustraße hat man eine halbe Batterie aufgestellt, worauf die Insassen des Gebäudes ausgezogen sind. Übrigens ist der größere Teil der preußischen Elbarmee wieder aus Dresden abgerückt, wie man meint, nach Bautzen zu. Alle, die sie gesehen haben, bewundern, was man ihnen im Punkte des Marschierens zumutet, und was sie darin leisten. Unser Dresdner hatte einen Rheinländer gesprochen, der von Wetzlar bis Dresden in lauter Eilmärschen gekommen wäre — mit Erlaubnis zu sagen, ein wenig viel für sterbliche Menschen.

Allgemein fällt auf, daß man in Sachsen weit rücksichtsvoller auftritt als in Hannover. Man läßt die sächsische Regierungskommission neben dem preußischen Zivilkommissar fungieren, und man hat die mit Beschlag belegten Kassen wieder freigegeben — wie ich höre, auf Grund eines Abkommens, wonach Sachsen den Preußen täglich zehntausend Thaler zahlt. Muhme Fama findet das zu wenig und erzählt dem, ders glauben will, von dreißigtausend — morgen werdens vermutlich hunderttausend sein. Auch sonst wimmelt es, vorzüglich in den untern Schichten der Bevölkerung, von Übertreibungen und zum Teil recht komischen Erfindungen. Das Bayerngespenst spukt wieder. Es soll sich schon in Plauen haben sehen lassen. Andre wissen, daß dies nur eine Verwechslung mit dem Dorfe Plauen bei Dresden ist, wo jetzt — wahrscheinlich im Schiff eines Luftballons über die Grenze geflogen — die österreichische Avantgarde steht. Trösten wir uns über die Fülle solcher Phantasien mit der Neuen Frankfurter Zeitung, die sich entrüstet, daß die Preußen uns arme Sachsen „vor die Kanonen schleppen," soll heißen, zu Soldaten ausheben, und mit unsern Landsleuten in Paris, von denen gestern einer in höchster Eile hierher gereist ist, weil er für gewiß gehört hat, daß bei Leipzig eine große Schlacht geschlagen worden sei. Er soll äußerst verwundert dreingeschaut haben, als er, die langen blauen Soldaten auf Gasse und Promenade abgerechnet, die gute Vaterstadt in tiefem Frieden gefunden und am Abend die Biergärten Schulter an Schulter voll vergnügter Trinker gesehen hat, sodaß kein Apfel zur Erde gekonnt.

Sonnabend, 23. Juni. Auf mehrere Exemplare der Proklamation unsrer Majestät „An die treuen Sachsen," die preußische

Duldsamkeit und Artigkeit noch immer an den Ecken leidet, haben illoyale Hände „Lügen!" geschrieben und die allerdings nicht zu vergessenden Jahreszahlen 1848 und 1849 hinzugefügt. Gutmütigere dagegen erklären mit patriotischem Bleistift „Wir bleiben dir treu!" Die stärkste Verbreitung hat diese Gesinnungstüchtigkeit zweifellos in der untersten Volksschicht, die bei uns die Soldaten stellt und daher von dem Geiste der Armee beeinflußt wird, und die wenig oder gar nicht weiß, um was es sich handelt, und andrerseits wenig oder gar nichts zu verlieren hat. Würden sich, abgesehen von allen idealen Dingen, gewaltig verwundern, wenn auf den lebensvollen Straßen unsrer Welthandelsstadt langsam das Gras zu wachsen anfinge, das gewisse still über die ganze partikularistische Einfalt lächelnde Naturkenner als Folge der bloßen Aufhebung des Zollvereins prophezeien. Der Mittelstand schwankt, soviel ich beobachten kann, fast durchgehends. Ein paar von der schwarzweißen Fahne gewonnene Siege, und die Stimmung, die sich jetzt meist bloß in gelinder Mißbilligung der sächsischen Politik, in dem Zugeständnis, daß Preußen kühn, kräftig und human auftritt, und in stummem Kopfschütteln und Achselzucken äußert, wird in diesen Kreisen der Berliner Politik wenig Unbequemlichkeit mehr machen. Man weiß hier jetzt schon zur Genüge, daß wir in Preußens Händen sind.

Es scheinen mehr Truppen eingetroffen zu sein; denn man sieht an den Uniformen, die auf der Petersstraße und dem Neumarkt aus den Fenstern schauen, daß das Schloß die Einquartierung nicht mehr ganz aufzunehmen vermag. Die Nachrichten vom Süden immer noch kärglich. Die Hannoveraner immer noch nicht gefangen. Tschirschwitz soll wegen Nachlässigkeit in der Ausrüstung der in so tragikomischer Weise Umhergejagten auf Befehl der Welfenmajestät erschossen worden sein. So meldet ein Extrablatt der Deutschen Allgemeinen. Wir, nicht so blutgierig, schenken dem Herrn General das Leben und verleihen ihm überdies den in Anbetracht des Verfahrens und Erfolgs verschiedner andrer Hochgestellten, z. B. Georgs des Fünften, jetzt als zeitgemäß baldmöglichst zu stiftenden Orden „Für Verdienst wider Willen."

Sonntag, 24. Juni. Neue Preußen eingerückt, Landwehr, weiße Achselklappen, also Pommern. Kräftige, untersetzte Kriegs-

leute, obwohl durchschnittlich nicht so groß wie unsre Brandenburger von der Garde. Man erzählt, es sei von der Kommandantur an den Rat die Forderung gestellt, ein Lazarett mit tausend Betten einzurichten, was ich bestätigen höre. Der große Krieg hätte also begonnen. Die Preußen bei Seidenberg mit Hurra und Musik in Böhmen eingerückt. Gott streite ihnen voran! Die Sachsen sollen zu Festungsbesatzung verwandt werden — das Gerücht meint, in Ungarn. Vortrefflich, wenn sichs bestätigte. Unsre Herren Offiziere würden die Art, wie der Kaiser über seine Vasallen verfügte, begreiflicherweise nicht recht billigen können, desto mehr aber wir hier zu Lande; wir hätten dann wenigstens im Osten keinen Bruderkrieg und erlebten dann nicht die Schmach, daß unser Blut für Habsburgs spanische Politik und gegen Deutschlands Interessen vergossen würde. Die Welfensoldaten noch unter Gewehr, aber in enger Falle. Es giebt Leute, die die Ausdauer ihres Kriegsherrn bewundern können. Ich aber ziehe vor, mich über das rücksichtsvolle und schonende Auftreten der Preußen zu freuen, die die Doppelblindheit des Königs Georg nicht an seinen Leuten heimsuchen und auch hier, soweit thunlich, vermeiden, deutsches Blut zu vergießen.

Heute Johannistag, unser Totenfest. Die preußischen Offiziere haben Motherbys Grab bekränzt. Auch der eherne Kopf von Friccius schaut mit einem Lorbeerzweige geschmückt aus dem Postament des Sturmdenkmals vor der Johanniskirche in die Welt hinaus, die er befreien half. Befreiung von Frankreich damals, das an den Interessen der kleinen Staaten in Deutschland stark geworden war, Befreiung von Habsburg jetzt, das seine Macht unter uns Deutschen aus demselben Sumpfe zieht. Nicht wahr, alter Held aus der gesegneten Völkerschlacht, die sich nun in Böhmen drunten wiederholen soll?

Montag, 25. Juni. In der Kaufmannswelt allgemein lebhafte Besorgnis infolge des Gerüchts, zum ersten Juli solle der Zollverein als nicht mehr existierend angesehen werden. Wir hätten die preußischen Schlagbäume dann hart vor den Thoren, und die gute alte Zeit, deren Postkutschen und Frachtwagen bei der Sperrung der Eisenbahnen wieder aus der Rumpelkammer gezogen worden sind, wäre auch in dieser Beziehung wieder lebendig geworden. Die Sache ist indes wohl schwerlich schon soweit gediehen, vielleicht

nur Daumenschraube für die Parlamentswahlen, deren Ausschreibung nach dem ersten großen Siege der Preußen erwartet wird. „Dann müssen die Großhändler fort von hier," hörte ich heute, während ich einen Anschlag las, hinter mir sagen, „nach Hamburg, Magdeburg oder Berlin. Bayern und Württemberg kann uns nicht ernähren, und ein Zollverband mit Österreich ist undenkbar." Unsre Kaufleute sind auch sonst übel dran. Der briefliche Verkehr mit dem gesamten deutschen Süden ist so gut wie aufgehoben. Korrespondenzen nach Württemberg, ja nach Nordbayern gehen über Warschau oder Paris. Wechselverbindlichkeiten sind in vielen Fällen absolut nicht zu erfüllen. Das Bargeld ist knapp, da die Regierung bei ihrer Flucht Massen davon — man spricht $17^1/_2$ Millionen — mitgenommen hat, und preußische Banknoten und Tresorscheine bis jetzt hier kein gesetzliches Zahlungsmittel sind. Ich meine, hier hätte die Handelskammer eine Aufgabe vor sich, die ihr Dank einbringen müßte. Die Preußische Bank ist gut fundiert, und unsre Kaufmannschaft weiß das. Will die Landeskommission auf eine dahin gehende Vorstellung nicht ja sagen, so wäre vermutlich der preußische Zivilkommissar zu der Wohlthat bereit.

Der Kurhesse als Gefangner nach Stettin transportiert — endlich! Allgemeines Wohlgefallen über solche Energie und bei vielen der Wunsch nach mehr davon. Verheißung des Generals von Beyer in Kassel, die Verfassung der Hessen unverkürzt wiederherzustellen — gleichfalls recht erfreulich. Aber auch bei uns gäbe es eine von der Gewalt umgeworfne Konstitution wieder aufzurichten. Die Hannoveraner sollen kapituliert haben. Es wird Zeit; denn auch die Langmut hat ihre Grenzen. Garibaldi auf dem Marsche durch Tirol nach München — machen wir ein Fragezeichen dahinter. Bevorstehende preußische Durchmärsche nach Hof eher glaublich. Richtig, endlich, wovon schon gestern verlautete: die Cholera in der Stadt, durch die von Swinemünde gekommnen Soldaten mitgebracht. Sechs Erkrankungen unter diesen, aber ungefährlich. Unter der Bürgerschaft bis jetzt nichts davon.

Dienstag, 26. Juni. Die Preußen in Reichenberg und gegen Bodenbach vor. Scharmützel, morgen vielleicht schon große Entscheidungsschlacht. Die Italiener gegen das Festungsviereck vorgegangen. Wer die Stellung kennt und Viktor Emanuel den Sieg

wünscht, ahnt nichts Gutes. Die Hannoveraner haben noch immer nicht kapituliert. Fluch der Hartnäckigkeit, die nun zur Folge haben wird, daß Norddeutsche gegen Norddeutsche schießen. Welf nun hoffentlich bald in die zweite Etage des Stettiner Schlosses einlogiert. Kann mit der Zeit eine ganz artige Sammlung gekrönter Herren, einen Exfürsten-Kongreß dort geben.

Abends Telegramm, daß die Italiener bei Mantua eine Schlacht verloren haben und über den Mincio zurückgewichen sind. Ein zweites leugnet, ein drittes bestätigt den Rückzug.

Mittwoch, 27. Juni. Postnachricht, daß wieder Briefe nach Süddeutschland angenommen werden. Es sollen wirklich in der Nacht auf der Verbindungsbahn starke Truppenabteilungen nach der bayrischen Grenze durchgegangen sein, um nach Hof befördert zu werden. Aus Baden die traurige Nachricht, daß der Großherzog nachgegeben und sich der Liga gegen Preußen angeschlossen habe. Abraham (oder Moses) Metz hat eine Philippika gegen die Berliner Politik losgelassen. Habeat sibi! War immer ein fauler Nationalvereinsschwätzer. Die Frankfurter Reichsarmee nach Gießen vorgerückt. Was das Volk dreist ist! Es wird hohe Zeit, daß die Preußen dem hannoverschen Unfug bei Eisenach ein Ende machen und freie Hand gewinnen, um dem schwäbisch-bayrisch-hessischen Soldatenrattenkönig die Wege nach Hause zu weisen. Ich meine, mit dreißig- bis vierzigtausend Zündnadeln ließe sich hier schon ein rechtschaffnes Roßbach zu stande bringen.

Noch später abends wird davon gesprochen, daß es bei Gotha zum Treffen mit den Welfischen gekommen sei, und daß dabei auch Kanonen mitgesprochen hätten. Aus Dresden wollte M. wissen, daß man die dortigen Elbbrücken zum Sprengen vorbereite, und daß zweitausend Bergleute requiriert worden seien, um beim Bau von großen Schanzen zu helfen, die um die Stadt angelegt werden sollen. Wozu gerade Bergleute? In Bautzen ist der Belagerungszustand proklamiert; das Gerücht behauptet, es sei aus einem Hause auf die Preußen geschossen worden, und will ferner wissen, besagtes heimtückisches Haus sei sogleich der Erde gleich gemacht worden.

Donnerstag, 28. Juni. Bis jetzt, mittags, nichts von Bedeutung, als daß die Niederlage der Italiener nicht von der Art ist, daß sie uns entmutigen könnte. Die Hannoveraner sollen

sich wieder einmal ergeben haben und Gefangne und Verwundete von ihnen in Halle eingetroffen sein. Unsre Einquartierung breitet sich mehr aus, auch aus den Fenstern der Grimmischen Straße sehen heute blaue Röcke mit roten Kragen heraus. Dem Vernehmen nach sind wieder Truppen durchgezogen und neue zu erwarten.

Überblicke ich die vorhergehenden Blätter, so will mich bedünken, als ob der pessimistische Spruch: Selig sind, die da nichts glauben; denn sie sollen nicht enttäuscht werden, auf dem Punkte stünde, für eine Weile als praktisch empfohlen werden zu müssen. Eine der eigentümlichen Erscheinungen, die der nunmehr entbrannte große Kampf zeigt, ist die außerordentliche Menge von halbwahren oder ganz irrigen, zuweilen selbst sinnlosen Nachrichten, die von ihm auffliegen und nach allen Richtungen hin durch die erregte Welt flattern, und die Bereitwilligkeit, womit die einzelnen Exemplare dieses Entenschwarms auch von sonst nicht gerade phantasiereichen Leuten für echte Brieftauben genommen werden.

Man schaut des Morgens zum Fenster hinaus, und schon ist unten das Kriegsgerücht auf den Beinen, um die Neugierigen zu speisen, die Schreckhaften zu ängstigen, die Hoffenden zu befriedigen oder zu bekümmern. Man geht des Abends zu Bett, aber nicht ohne zuvor noch die eine oder die andre Post gehört zu haben, die uns besorgt oder vergnügt einschlafen läßt, und die sich in der Regel am nächsten Vormittag als Übertreibung oder Erfindung erweist. Dazwischen gleitet den Tag über eine Folge von Gerüchten wie Wechsel von Sonnenblicken und Wolkenschatten über Stadt und Dorf hin. Die Nachbarn stehen vor den Hausthüren in Gruppen beisammen mit „Wissen Sie schon?“ und „Was sagen Sie dazu?“ Bekannte, die sich begegnen, nehmen sich mit ähnlichen Fragen beim Knopfloch. An die Ecke klebt der Zettelträger mit seinem Kleisterpinsel einen bunten Anschlag mit der Ankündigung einer Extrabeilage voll und schwer von anscheinend gewichtigen, in Wirklichkeit oft tauben Telegrammen. Von der Eisenbahn kommen eilige Passagiere, bestrebt, sich bei Freunden geschwind der mitgebrachten Kunde von interessanten Ereignissen zu entledigen, eine Stafette jagt vorüber, Zeitungsjungen schwärmen mit noch nassem Preßfabrikat durch die Gassen, sicherlich Boten ebenfalls großer Geschehnisse. Selbst die Vögel des Himmels und die Wolken droben scheinen die Kunde

von solchen weiter zu tragen. Wenigstens weiß der Überlegsame oft nicht recht, wie deren rasche Verbreitung sonst erfolgt sein sollte. Setzen uns die Redaktionen der Tageblätter schon in gewöhnlicher friedlicher Zeit eine gute Anzahl von Korrespondenzen, die der folgende Tag widerlegt, so kommen jetzt auf einen ehrlichen Postillon in ihren Spalten durchschnittlich mindestens ein Dutzend halbe oder ganze Tataren. Woher man, wenn es mit rechten Dingen zuginge, das Wenigste wissen sollte, von daher weiß man häufig das Meiste. Das Gerücht sieht durch Wände und Gebirge hindurch, es hat an verschlossenen Doppelthüren gehorcht und, wie es versichert, Wort für Wort von dem verstanden, was drinnen geredet wurde, es hat als leises, schlaues Mäuslein den Selbstgesprächen von Königen und Ministern beigewohnt und ist dann mit dem Erlauschten wie auf Fausts Mantel auf und davon geflogen. Es sitzt im Kriegsrate mit, steht auf den entlegensten Vorposten, begleitet als scharf beobachtender Überall und Nirgends die Bataillone und Schwadronen in die Schlacht, marschiert auf dem rechten und dem linken Flügel, bei der Avantgarde wie bei der Nachhut, ein Spion, wie er so rührig, beweglich und allgegenwärtig unter Menschenkindern nicht gefunden wird. Schade nur, daß es häufig läuten und nicht anschlagen hört, und daß es noch häufiger statt der Augen ein paar Vergrößerungsgläser im Kopfe hat!

Sehr viel wird in dieser Beziehung offenbar mit Absicht gesündigt: journalistische Betriebsamkeit, Börsenspekulation, Vexiersucht, politischer Fanatismus, persönlicher Haß gehören ohne Zweifel zu den Faktoren dieser Erscheinung. Bei weitem die meisten der Gerüchte aber sind augenscheinlich entweder die Folge von Mißverständnissen oder Geburten einer dichterischen Stellung der Menge zu den Dingen. Wir kehren gewissermaßen in die Urzeit der Fabeln und Mythen zurück, und eine Poesie nimmt überhand, die an die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft glaubt wie die Kinder im Dunkeln. Es ist dies ein Zustand, der unter den Phänomenen mächtig bewegter Zeiten jedesmal eintritt.

Der Sonnenbrand der Wüste läßt den Reisenden am Horizont das Spiel der Fata Morgana sehen, gewöhnlich, wonach er sich am meisten sehnt, Wasser in Fülle und schattige Bäume. Die einsamen Heidestriche des Nordens erzeugen die Gabe des zweiten

Gesichts, Halluzinationen, die förmliche Handlungen und Ereignisse mit allen Farben und deutlichen Umrissen, Leichenzüge, Brände, bisweilen kriegerische Aktionen zeigen. Nebelluft gebiert seltsame Augentäuschung wie die riesigen Doppelgängerschatten des Rigi- und des Brockengespenstes. In der Nacht träumen wir. Das Fieber spiegelt uns allerhand Gestalten, anmutige, häßliche, komische, traurige, in buntem Wechsel, oft in barocker Verschlingung an die Wand neben unserm Lager.

Zu alledem bietet die große Zeit, in die wir mit diesem Sommer eingetreten sind, Anklänge und Seitenstücke. Heiß und immer heißer scheint die Sonne des Krieges auf das Land herab, und häufig begegnet es dem wandernden Gedanken, daß er als Wirklichkeit erblickt, was nur seine Sehnsucht ist. Aus der Fülle von Nachrichten aus weiter Ferne, die uns Telegraph und Eisenbahn zu vermitteln pflegten, sind alle, die auf dem Kriegsschauplatze selbst oder an dessen Rande wohnen, mit Ausnahme weniger Wissenden mehr oder minder in die Einsamkeit versetzt. Nebel und wenigstens momentane Nacht, wo wir bisher viele Meilen weit ausschauten. Dazu fieberische Erregtheit, Beklommenheit, Sorge, ungeduldige Erwartung, die das Ausbleiben erhoffter oder gefürchteter Kunde durch Raten und Grübeln zu ersetzen strebt. Man hat seine Gedanken und Wünsche, man braut und mischt, man kombiniert, und unwillkürlich beginnen die Augen anders zu sehen, die Ohren anders zu hören als sonst. Eine Sprengung in einem Steinbruch wird zum Kanonenschuß, ein fern grollendes Gewitter anhaltendes Geschützfeuer. Die reinste Luft riecht nach Pulver. Wenn gewöhnlichen Augen die Dinge desto kleiner erscheinen, je weiter sie entfernt sind, so ist den Augen einer erregten Zeit das Entfernteste das Größte. Eine Patrouille an der galizischen Grenze begegnet einer feindlichen, wirft ihr einen blutgierigen Blick zu und zieht von dannen. Eine Meile von da ist die Patrouille eine Kompagnie, der Blick eine Salve, zehn Meilen weiter weg ist die Kompagnie zum Regiment, die Salve zu einem muntern Gefecht mit Toten und Verwundeten, noch fünfzig Meilen weiter das Gefecht zu einem ernsten Treffen, noch weiter das ernste Treffen zu einer großen Entscheidungsschlacht geworden.

Der Kaltblütige leidet weniger von dieser allgemeinen Krank-

heit der Zeit als der Hitzige, der Realist weniger als der sanguinische Idealist. Was für schreckliche Kriegsgespenster mögen jetzt in Schwaben und in der Pfalz spuken! Die wenig oder gar nicht mit den Verhältnissen vertraute Menge ist selbstverständlich Hauptquelle und Hauptopfer des Gerüchts. Uns allen aber ist Vorsicht von nöten. Wir werden ohne Zweifel noch viel Seelenruhe brauchen, und es ist gut, wenn man sich den Vorrat, den man davon hat, durch festes Verhalten dem leichten Volke der Mythen gegenüber für die großen Wirklichkeiten ausbildet, die die nächsten Wochen heraufführen werden. Es ist bisher nach unserm Sinne gegangen, aber die Hauptsache kommt erst, und hier können die Würfel auch gegen uns fallen.

Dritte Woche

Donnerstag, 28. Juni, abends. Schlimme Nachrichten aus Thüringen. Ein Treffen — das Gerücht nimmt seiner Natur nach den Mund voll und sagt, eine große Schlacht — bei Langensalza, die Preußen mit starken Verlusten geworfen, die Hannoveraner nach Süden durchgebrochen. „Wie das Vieh sind sie drauf gegangen, die Hannoverschen, gehauen, gestochen, keinen Pardon gegeben," erzählte mit grimmigem Blicke und schaudersam geballten Fäusten unser Omnibuskondukteur, ein ehemaliger sächsischer Unteroffizier, indem er zu loben meinte, und wie wenn er dabei gewesen wäre — ein rechter Typus des Kriegsgerüchts aus der Quelle des Fanatismus. Andre wollen wissen, die Preußen hätten nach zwölfstündigem Kampfe gesiegt, die Mehrzahl der Hannoveraner sei tot, verwundet oder gefangen, nur ein Teil entkommen, der König Welf der Letzte zöge mit seinem Troß von Silber- und Küchenwagen nach Nordwesten, dem Korps von Falckenstein gerade in die Arme. Verläßlichere Kunde aus Böhmen, wo König Wilhelms Zündnadeln hübsche kleine Vorposten- oder Vorhutsgefechte bestanden haben. Doch auch hier ein dunkler, wenigstens zweifelhafter Punkt: das Zurückgehen vor der Übermacht auf dem Marsche gegen Trautenau.

Freitag, 29. Juni. Jubilate! Der alte Fritz ist mit uns. Früh beklommnen Herzens nach der Börsenhalle, die ich ungewöhnlich gefüllt und erregt finde. Gruppen stehen lebhaft disputierend

bei dem Pulte der Telegramme und vor den Landkarten. Die Österreichischgesinnten, jetzt sehr in der Minderzahl, reiben sich vergnügt die Hände. Hätten immer gesagt, daß es so kommen würde. Da hätte mans schwarz auf weiß. Schwindel wärs mit dem Siege der Preußen bei Skalitz und den eroberten fünf Geschützen, von denen der Telegraph heute morgen berichtet hätte. Die Preußen still, besorgt, zweifelnd, einander tröstend, so gut es gehen will. Ich höre: „In der Indépendance.“ Suche, ein Bekannter hat sie erobert, und ich lese ihm über die Schulter. Wahrhaftig! Da steht es unter den Telegrammen, zweimal sogar: die Preußen geschlagen, in vollem Rückzuge mit Hinterlassung ihrer Toten und Verwundeten.

„Daß einen der Schlag rühren möchte,“ seufzte Leppoc.

Ich überblicke die Hiobspost eben noch einmal, da wird eine neue Depesche aufgelegt. Alles eilt nach dem Lesepult, einer liest sie laut vor und — Gott sei Dank! Lichtblicke in der Wolke: die Blauen haben gesiegt und in zwei Treffen zugleich die Weißen zurückgetrieben! Zehn Kanonen, mehrere Fahnen den Unsern in die Hände gefallen.

Man zweifelt, bleibt, es muß mehr davon kommen, und es kommt mehr. Gegen Mittag wird ein zweites Telegramm angeheftet, das die beiden preußischen Viktorien bestätigt und sogar von einer dritten berichtet. Noch zweifeln und schwanken wir. Es ist gar zu viel Glück auf einmal, und in dieser Stimmung gehe ich nach Hause. Der Abend aber wälzt den Stein ganz vom Herzen. Um sechs Uhr bin ich wieder in der Börsenhalle. Um sieben etwa wird eine Nachricht der Staatsbürgerzeitung, die einen amtlichen Anschlag wiedergiebt, und die ein soeben von Berlin eingetroffner Kaufmann mitgebracht hat, dem wieder zahlreich versammelten Publikum vorgelesen, und siehe da, stärkste Wahrscheinlichkeit bedeutender preußischer Erfolge: Berlin heute abend illuminiert, die ganze Stadt im Flaggenschmuck der Siegesfreude. — Noch immer gelinder Zweifel. Da bringt spät abends ein Extrablatt der Deutschen Allgemeinen eine ihr von der Kommandantur zugegangne Mitteilung, die kein Bedenken mehr erlaubt. Alles in der Ordnung, die Garde hat gesiegt, der Kronprinz gesiegt, Prinz Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld gesiegt, Landsknecht von Gablenz, der unritter-

lich in die vorderste Reihe des Angriffs auf die Waffenbrüder von 1864 getreten ist, gründlich niedergeworfen, Tausende von Gefangnen, verschiedne Kanonen genommen, desgleichen Fahnen und Standarten, österreichischer Verlust an Toten und Verwundeten überall erheblich größer als preußischer — freilich nur der Zahl, nicht dem Werte nach, den der Mann für den Frieden hat; denn in dieser Hinsicht wiegt uns ein Preuße im Durchschnitt mindestens dreimal so viel als ein Slowak oder Kroat — endlich die Hauptsache: die Vereinigung der schlesischen Armee mit der von der Lausitz vorgerückten nahe, die der Elbarmee mit der letzten schon vollzogen. Wo bleibt Benedeks wohlbedacht zögerndes Feldherrngenie mit seinen Rätseln, Geheimnissen und Hinterhalten?

Auch aus Thüringen nunmehr sichere Berichte über den glücklichen Ausgang des unerfreulichen Kesseltreibens bei Langensalza und Eisenach. Die Preußen haben zwar eine Schlappe erlitten, die wohl nicht eingetreten wäre, wenn man in Berlin weniger Rücksicht auf gekrönten Dünkel genommen, und wenn man an Ort und Stelle den Gegner nicht unterschätzt hätte. Aber mäkeln und nörgeln wir nicht, wie die thun, die Preußens Erfolgen aus Verdruß über das System im Innern nur mit halbem Herzen Freude abgewinnen können und das Bedürfnis empfinden, zu allem die Miene des wohlunterrichteten, unfehlbaren Kritikers anzunehmen. Die Hauptsache ist erreicht, die Welfischen haben kapituliert, und eine nicht kleine Verlegenheit auf dem westlichen Kriegstheater wäre im ganzen befriedigend verlaufen. Die Lehre aber, daß die Truppen der Mittelstaaten nicht zu gering geschätzt werden dürfen, ist eine heilsame Zugabe. Ich denke, es wird heute abend in Leipzig noch manche Flasche Champagner auf das bisher von Preußen Gewonnene und vielleicht auf den genialen und energievollen Staatsmann, der sich im letzten Jahre aus dem anscheinend nur geistreich-frivolen Herrn von Bismarck entpuppte, getrunken worden sein — auch von Nichtpreußen. Aber halten wir den Daumen, loben wir den Tag nicht vor dem Abend, freuen wir uns mit Maßen, hüten wir uns vor Überhebung, die den Neid der Götter wach ruft. Noch steht die Hauptschlacht bevor, auf der Karte liegt vor den Preußen Kollin, und oft schon war der Zufall mächtiger als alle Trefflichkeit der Soldaten und ihrer Führung.

Sonnabend, 30. Juni. In den Telegrammen und Zeitungen weitere Vervollständigung und Bestätigung der erhebenden Kunde von gestern. Die drei Treffen in Ostböhmen, die man nunmehr ruhigern Blutes übersieht, haben mit ihren Resultaten entschieden den Gesamtwert einer großen Schlacht. Auf jeder von den beiden Seiten sind, die drei Punkte, wo gefochten worden ist, zusammengenommen, mindestens siebzigtausend Mann unmittelbar engagiert gewesen. Von den Siegern wurden etwa achttausend Kaiserliche zu Gefangnen gemacht, und auf seiten der Geschlagnen gab es, wie es scheint, sechs- bis siebentausend, vielleicht mehr, Tote und Verwundete. Das wiegt allein schon die Einbuße unsrer Partei bei Custozza auf. Dazu kommt aber noch die Kapitulation bei Langensalza, die eine tüchtige kleine Armee kalt stellt und den Preußen für die ihrer im Südwesten harrende Aufgabe in wenigstens fünftausend Pferden — die Deutsche Allgemeine rechnet wunderbarerweise zwölftausend heraus — ein vermutlich sehr erwünschtes Material liefert. Wer doch in Böhmen hätte dabei sein können! Daß man nicht mithelfen kann an der Befreiung des Vaterlandes von Habsburg und seinen Vasallen! Wie glücklich ein Preuße, der im Schlachtensturm mitstreitet für den alten Wahlspruch der Unitarier, und wie frißt es an uns, bloßer Zuschauer zu sein und sich am Ende schenken zu lassen, was König Wilhelms Volk in Waffen mit seinem Blut und Schweiß für die Nation zu erringen im Begriffe ist!

Auf diesen Teil der Preußen allein sehen jetzt die Augen aller Patrioten außerhalb Preußens. Die Wahlen, die gegenwärtig im Gange sind, und in denen wir früher lebten und hofften, wie wenn wir draußen Mitwähler wären, werden kaum eines flüchtigen Blickes mehr gewürdigt. Sie könnten in Hinterindien stattfinden, und sie würden uns nicht viel weniger interessieren. Die Behauptung, daß die Fortschrittspartei in Berlin mit ihrer Juristerei auch für unser Interesse kämpfe, ist Phrase geworden. Man zuckt die Achseln über die großen Reden der Herren und wendet sich schweigend ab von ihrer kurzsichtigen Rechthaberei, um den großen Thaten zu folgen, auf die die Ursache des Budgetstreites hinzielte. Ebenso verhält sichs mit einer andern Größe jüngst vergangner Tage. Die Reichsarmee in Frankfurt erhebt die schwarzrotgoldne Fahne, und jeder

Verständige im Norden, der sie nicht schon nach dem heuchlerischen Unfuge, den Beust beim Dresdner Sängerfest mit ihr aufführen ließ, verlassen hat, sollte sie jetzt flugs in den Ofen stecken. Erst das Banner des schwärmenden, träumenden Idealismus und seines Wolkenkuckucksheim, dann zur Fälschung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Partikularismus gebraucht, jetzt zum Kriegspanier egoistischer Dynasten und verblendeter Bevölkerungen, die Deutschland im Munde Deutschland bekämpften, heruntergekommen — eine klägliche Metamorphose! Was heißt Schwarz-Rot-Gelb heute noch? Die schwarze Reaktion gegen alles Nationale, der gelbe Neid auf Preußen, das heranwachsende Neudeutschland, das schwarz-gelbe Habsburg, an das die süddeutsche rote Demokratie ihre Farbe angeflickt hat. Fort mit dem Schwindel, ihr, die ihr in Norddeutschland von ihm noch nicht gelassen habt! Fort mit ihm ins Feuer und die Fahne hochgehalten, die bei Roßbach und Leuthen gesegnete Schlachten schlug, die bei Leipzig und Waterloo das Beste that und mit der Befreiung Schleswig-Holsteins die Befreiung Deutschlands begann.

Regierungsrat Häpe von den Preußen aus Sachsen verwiesen, zwei verwandte Geister mit ihm. Wohin man hört, Billigung der Energie, die reinen Tisch macht, gerade in betreff dieser Persönlichkeit. Aus dem Reußischen gebürtig, als Student Schwärmer für Freiheit und nationale Einheit, Dirigent der innern Verbindung der Markomannen, dann plötzlich umgeschlagen und als brauchbares Subjekt durch den frömmelnden und eifrig österreichisch gesinnten Advokaten Schellwitz bei Minister von Falkenstein als Amanuensis untergebracht, erwarb er sich als Redakteur der Fackel in der Reaktionszeit nach 1848 und später als Vorstand des Beustschen Preßbüreaus einen Ruf der Art, daß sich selbst unser zahmer Landtag einmal veranlaßt fand, gegen ihn aufzutreten. Jetzt soll er sich als Berichterstatter über sächsische Zustände seinem Meister und Gebieter jenseits der Grenze nützlich zu machen versucht haben.

Unsre Himmelblauen bei Münchengrätz mitgewesen und sich, wie zu erwarten, tapfer gehalten. Arme Burschen, die sich für eine katholische Politik totschießen lassen!

Das niedere Volk glaubt bis zu diesem Augenblick nicht an die preußischen Siege. Möge ihm die bevorstehende Hauptschlacht

den Schleier von politischem Aberglauben, der ihm über den Augen hängt, recht gründlich zerreißen! Das bayrische Gespenst wenigstens scheint aus seinen Halluzinationen verschwunden zu sein, ja man kann schon Leute mit dem Finger des Tiefblicks an der Nase flüstern hören, mit denen in Bayern da unten sei es nicht richtig, sie warteten und zögerten, um nach Befinden mit dem Preußen zu gehen und zu teilen — womit die blinde Henne vielleicht ein Körnchen Wahrheit gefunden, wahrscheinlich aber nur Unbehilflichkeit für Unzuverlässigkeit angesehen hat.

Spät abends noch will ein kleiner, geschwinder Herr auf der Börsenhalle eine Hauptschlacht, und zwar eine für Preußen glücklich ausgefallne, verkünden können. Man soll es heute mittag in Halle aus amtlichem Munde erfahren haben. Warum denn nicht auch hier? Es wird also nichts daran sein. Dagegen war das vor einigen Tagen umlaufende Gerücht, daß Dresden mit Schanzen umgeben werde, begründet, und auch die Bergleute, von denen dabei die Rede war, sind Wirklichkeit gewesen. Schade um die schöne Stadt, die so unter Umständen, die fernbleiben mögen, noch einmal erleben könnte, was ihr die thörichte Politik im Siebenjährigen Kriege zuzog.

Sonntag, 1. Juli. Das Telegraphenamt für den privaten Depeschenverkehr geschlossen. Damit wieder einmal Verengerung des Gesichtskreises und infolgedessen Bedenken, Grübeln, Gerüchte, unheimliches, beklommnes Gefühl. Gewiß ist, daß man in den westlichen Stadtteilen angewiesen worden ist, sich auf Einquartierung gefaßt zu machen, und es heißt, daß dritthalbtausend Mann erwartet werden. Als aus guter Quelle stammend giebt sich die Nachricht, daß in Dresden der Belagerungszustand verkündigt worden sei. Mit den Parlamentswahlen in Sachsen wäre es somit wohl nichts, und das ist, näher besehen, kein Unglück. Um von einer solchen Maßregel guten Erfolg in unserm Sinne zu gewinnen, bedarf es, dünkt mich, noch einer ganz andern Reinigung der Luft von den faulen Dünsten, die das Beustsche Regiment über das ganze Land verbreitet hat, und einer viel mächtigern Aufrüttelung und Erhebung der Gemüter, als sie die erste Woche des Krieges, die rasche Schlagkraft Preußens, die zu Tage tretende Inferiorität Österreichs und die Flucht unsers Hofes und unsrer Regierung aus scheinbar starker Position bewirkt haben.

Mindestens eine für Preußen siegreiche Hauptschlacht ist noch nötig, um mit der feindlichen Armee auch die an sie geknüpften Hoffnungen niederzuwerfen und den dem Parlamentsgedanken Geneigten ihre Bedenken und Befürchtungen zu benehmen, und selbst dann wird es noch schwer halten, andre als Minoritätswahlen zu stande zu bringen, deren Bedeutung sich überdies durch die nicht zu leugnende Thatsache mindern müßte, daß sie umgeben von Bajonetten — die Gegner werden sagen: fremden Bajonetten — stattfinden würden.

Bis vor kurzem stand diese Frage ungefähr folgendermaßen. Das Volk in den kleinen Orten und auf dem platten Lande fast ausnahmslos indifferent gegen alle Politik, ohne irgend welchen Begriff von den großen Fragen des Tages, „gemütlich“ hinvegetierend in der Alltäglichkeit. Wenn es hochkam, so waren diese Kreise durch Turner- und Sängerfeste mit einigen national klingenden Stichworten bekannt geworden und durch eine gelind liberale Lokalpresse auf ein wenig Schimpfen gegen die Junker in Berlin und Beelzebub Bismarck dressiert, gegen den gehalten Herr v. Beust selbstverständlich der menschgewordne Liberalismus war. Besondrer Haß gegen Preußen in diesen Schichten nicht vorhanden, ebensowenig besondre Liebe zu Österreich; der Gedanke an Deutschland, wo er überhaupt hier lebte, eine dunkle, nebelhafte Vorstellung mit ein paar hellern Punkten, Erinnerungen von 1848, Nachklängen der Leipziger Oktoberfeier u. dergl. Zur Regierung stand man gleichgiltig, sie regierte eben, und man ließ sich regieren, wie es Vater und Großvater auch gethan hatten. Nicht sehr viel Besseres war in den großen Städten und in den Fabrikorten von Bedeutung zu bemerken. Hier gab es allerdings einiges Parteileben, allein es traten dabei zwar manche wohlgesinnten und achtungswerten Charaktere, aber kein irgendwie die Mittelmäßigkeit überragendes Talent und niemals ein besonders energischer Wille hervor. Wir hatten eine Fortschrittspartei, aber nur einen kaum bemerkbaren Fortschritt in dem, was über das ministerielle Interesse hinausging. Wir hatten ein paar hundert Mitglieder des Nationalvereins, deren Führer, meist Advokaten, wenigstens Juristen, es gelegentlich zu einer hübschen kleinen Demonstration, einer Resolution, einem Protest oder einem ähnlichen von der Partei und ihren Zeitungen für

bedeutungsvoll gehaltenen, im Grunde aber harmlosen Scherze brachten, und die den Verein als Selbstzweck ansahen. Wir hatten endlich einen Landtag, in Bezug auf dessen Verhandlungen man in der Regel wohlthat, das Lächeln nachzuahmen, mit dem ihm der Minister von Beust gegenüber zu stehen pflegte. Die Beamtenwelt war zum großen Teil in allen Stücken gehorsamst bereit, zu thun, was ihr in Dresden vorgeschrieben wurde, und trug sächsischen Patriotismus zur Schau, bis es ihr oberster Vorgesetzter geraten fand, daneben deutschen spielen zu lassen, wo denn von seiten der Herren auch damit aufgewartet wurde. Die Offiziere immer stramm sächsisch. Dresden Beamten- und Bedientenstadt, bis auf wenige Unabhängige, unter denen einige sehr tüchtig, voll Verehrung vor dem großen Staatsmanne, der des Landes Geschicke lenkte, auch voll Haß gegen Preußen und seinen Cavour, der allerhand schlimme Dinge im Schilde führte, den Deutschen Bund nicht normal fand, die rautengrüne Gemütlichkeit durch Rendsburg gestört hatte und sie weiter zu stören drohte. In der ganzen Lausitz, in Freiberg und Zwickau ähnliche Verhältnisse. In Chemnitz, Glauchau, Plauen und andern großen Fabrikstädten mehr Liberale und Nationale, mehr Wohlwollen gegen Preußen, aber gleich heftiger Verdruß über die „Junkerherrschaft" und die „Beugung des konstitutionellen Rechtes" in Berlin, gegen die in Volksversammlungen mitunter recht unklug deklamiert wurde. Noch etwas besser in Leipzig, wo viele Nichtsachsen ansässig geworden sind und der Kaufmannsgeist manches praktischer auffaßt als anderwärts. Hier neben einem nicht sehr starken „Patriotischen Verein" mit rein dresdnerischer Anschauung der Welt und neben einer Rotte von Preußenhassern aus rot demokratischen oder andern unreinlichen Gründen Preußenfreunde von kommerzieller, von nationalvereinlicher und selbst von unitarischer Schattierung in ziemlicher Menge. Die ungeheure Mehrzahl war gleichgiltig. Unter den andern war viel doktrinäres Wesen, viel Pickwickiertum. Die zahlreich besuchten Volksversammlungen bewiesen nicht viel wirkliches politisches Interesse und Leben. Sie „machten nur Bäckerrauch." Man pflegte sich mit den üblichen Redensarten zu speisen, schrie Bravo, half ein paar prächtig drapierte Resolutionen fassen und setzte sich dann mit dem Bewußtsein, eine That fürs Vaterland verrichtet zu haben, zu seinem Abendschoppen.

Jetzt hat sich die Sache in Leipzig und Umgegend etwas anders gestellt. Das niedre Volk ist namentlich da, wo in einer Familie der Vater oder ein Sohn gedient hat oder gar mit der Armee vor den Preußen steht, voll Haß gegen diese, denen man auch den Druck, der auf Gewerbe und Verdienst lastet, zuschreibt, und für deren Kampf gegen Österreich und für Deutschlands Zukunft man kein Verständnis hat. Was von dieser Schicht übrig bleibt, käme aus Faulheit und Einfalt nicht zu der Wahlurne. Ein sehr erheblicher Teil des gebildeten Mittelstandes wäre durch ein mäßiges Einlenken in Berlin dem Landtage gegenüber zu gewinnen und durch einen entscheidenden kriegerischen Erfolg zu ermutigen. Manchen sind schon die Augen aufgegangen. Nur wenige von dieser Klasse haben meines Erachtens etwas gegen die Forderungen, die Preußen an unsre Könige und Herzöge gerichtet hat, aber die Mehrzahl machen alle diese zusammengenommen bis jetzt noch nicht aus. Es wäre daher wohl gut, wenn man sich in Berlin mit einer Befragung des Volks durch Parlamentswahlen noch eine Weile gedulden könnte. Die vis inertiae, der man jetzt dabei begegnen würde, ist nun einmal eine Kraft, die auch in die Rechnung gehört, wenn sie richtig sein soll.

Nachmittags spät noch einmal den Durst nach Neuigkeiten am Brunnen der Börsenhalle zu stillen versucht, aber die Quelle noch immer verstopft gefunden. Nichts da von Telegrammen. Da kommt H. plötzlich mit großem geflügeltem Botenschritt herein: „Meine Herren, neuer glänzender Sieg der Preußen!“ Sprichts und zieht ein ihm soeben von dem Briefträger gebrachtes Extrablatt aus Berlin aus der Brusttasche, das die Erstürmung von Gitschin meldet. Starke Position, Verlust der Preußen erheblich, Verlust der Kaiserlichen gegen viertausend Mann. Die sechs Tage, seit der Krieg begonnen hat, müssen ihnen zusammen schon über zwanzigtausend gekostet haben. Sämtliche preußische Heere jetzt vermutlich vereinigt. Wacker gemacht und mehr davon, sagen wir in der Zuschauerloge unwillkürlich. Dann aber schämen wir uns wieder, nicht selbst mitthun zu dürfen.

Während die Preußen in Böhmen rasch Terrain gewinnen, erwerben sich ihre Kameraden hier fast ebenso rasch die Gunst des Publikums. Immer häufiger sieht man Unteroffiziere und Gemeine

in Begleitung von Zivilisten, oft Arm in Arm mit ihnen auf der Straße, und auch die Offiziere, selbst die von der Garde, scheinen zu gefallen. Gewiß ist wenigstens, daß sie dem Bilde, das sich Public Opinion von einem preußischen Gardeleutnant gemacht, nicht entsprechen. Unser Gardeleutnant war ein Gemisch aus Miles gloriosus, Modekupfer und Krautjunker. Gang Kikerikihahnschritt, Wuchs Wespentaille, Augen Klemmerglas, Sprache Genäsel mit Säbelgerassel, Benehmen suffisant und insolent. Wo es raucht, giebts auch ein Feuer. Es wird also wohl irgendwo solche Gardeleutnants geben oder gegeben haben. Die unsrigen hier in Leipzig gehören nicht zu dieser Spezies. Es sind ruhige, etwas zugeknöpfte Leute von einfachen Manieren und männlicher Haltung, die, je genauer man sie sich betrachtet, desto mehr Vertrauen auf ihre Leistungsfähigkeit einflößen. Nichts von Säbelgerassel. Unsre reitende Kommunalgarde leistet darin beträchtlich mehr. Nichts von Renommage. Ich glaube, sie überlassen das ihren Gegnern. Auch nichts von Modekupfer und Wespentaille. Ja, wenn man sie sich ganz aus der Nähe besieht, könnte man fast meinen, sie seien Menschen wie unsereins. Möge unsern Leipzigern noch recht lange Gelegenheit gegeben sein, sie sich so ganz nahe zu besehen. Die guten Folgen für die Aufklärung ihrer Begriffe werden nicht ausbleiben.

Montag, 2. Juli. Früh noch immer der private Telegraphenverkehr gehemmt. Desgleichen nachmittags. Von Wien aus, das bisher nach allen Richtungen Siegesnachrichten ausgestrahlt hat, das Zugeständnis, daß man in Böhmen den Rückzug angetreten habe. Unsre Österreicher hängen die Köpfe. Sonst nichts Neues. Die angesagte Einquartierung nicht eingetroffen.

Dienstag, 3. Juli. Heute morgen alarmierende Nachrichten gleich beim Kaffee. Das Dienstmädchen hat es von der Christel nebenan, die es wieder von der Milchfrau hat. „Die ganze Geschichte von den Preußen" ist nicht wahr; die Sachsen und die Kaiserlichen haben allenthalben gesiegt, und das alte bayrische Gespenst ist auch wieder auf dem Platze. „Fünfundzwanzigtausend Bayern — so meldet der Barbier — sind in Gotha eingerückt und haben den dortigen Herzog fortgejagt." Die Sache wird vom Kohlgärtner Fritsche bestätigt, der es aus den Leipziger Nachrichten herausgelesen hat, und der mirs vergnügt zum Fenster heraufschreit.

Er weiß auch, daß „die gelbe Linie“ (soll sächsische Linieninfanterie von der Brigade mit gelbem Kragen und Aufschlag bedeuten) die Preußen bei Münchengrätz oder wie das Ding da drüben heißt (dabei wies der Erzähler nach Südwesten statt nach Südosten) tüchtig mit hat verknütteln helfen, und daß Benedek die Kommandanten von Josephstadt und Theresienstadt wegen Verräterei hat vor den Kopf schießen lassen. — „In höchstens acht Tagen haben wir hier bayrische Einquartierung,“ schloß dieser patriotische Schlaukopf nach verschiednen andern derben und weisen Proben seiner Gesinnung und Kenntnis seinen Bericht.

Ein Geschäft führte mich schon am Vormittag in die Nähe der Börsenhalle. Ich sah auf einen Sprung nach, ob an den erwähnten Gerüchten etwas Wahres sei, und fand, daß die Bayern in Schleusingen sein sollten. Sonst nichts als weitere Bestätigungen des preußischen Erfolgs in Böhmen, und von Wien halbe und ganze Zugeständnisse, daß man vor den Preußen hat zurückweichen müssen. Die neue Einquartierung ist noch immer nicht da. Aber man richtet die große Bude, die vom Wollmarkt her noch auf dem Roßplatze steht, zu einem Stalle für Kavallerie — es heißt in der Stärke von zweihundertundfünfzig Pferden — her, und für das von den Preußen verlangte Lazarett werden das kleine Militärhospital am Rosenthal, das Waisenhaus und das Armenhaus in der Dresdner Vorstadt, lauter sehr bequeme, geräumige und wohlgelegne Gebäude, bereit gemacht. Auch eine Batterie Artillerie soll in die Stadt verlegt werden. Man spricht davon, daß unter dem Volke, von Dresden her kolportiert, eine neue Proklamation des Königs umläuft, und K. wollte sie hier bei jemand gesehen haben. Wenn man dergleichen doch unterlassen wollte.

Nachmittags auf einen Augenblick ganz in der alten guten Zeit. Drei wirkliche und wahrhaftige Extraposten mit blasenden Postillonen zum Grimmischen Thore hinaus, wie ich höre, nach Chemnitz, und zu gleicher Zeit ungefähr echte alte Frachtwagen in derselben Richtung abgefahren, vierspännig, rote Tuchlappen und Messingkämme an den Kumten der Gäule, ein kleiner tombakner Pferdekopf als Sattelknopf am Sattel des einen Stangenpferdes, der „Feierbursche,“ der das Gespann nach Herkommen bis zur nächsten Schenke vor der Stadt führt, der unausbleibliche Spitz in der Schoßkelle, etliche

hundert Schritt hinterher in blauer Bluse der Fuhrmann mit seiner Geldkatze — mit einem Worte: Auferstehung der Toten, wie sie leibten und lebten. Nächstens sehen wir vermutlich auch den Musterreiter wieder auf seinem Klepper, und wenn das so fortgeht, tragen wir in etlichen Wochen Zöpfe und Haarbeutel.

Abends bei E. zum Souper. Die andern von der Gesellschaft auch fast alle dabei. Das Gespräch kam vom Kriege auf die Wahlen zum Parlament. Die Leute waren fast ohne Ausnahme jetzt noch preußischer gesinnt als früher. Aber nach dem, was man sonst hier zu hören bekam, würde sich, wenn jetzt die Wahlen ausgeschrieben würden, von den Herren kaum einer beteiligen. Der eine äußerte, die Sache ginge gegen seinen Unterthaneneid, und was man auch gegen politische Eide sagen könnte, er käme darüber nicht hinweg. Ein andrer fand es nutzlos, sich mit etwas zu bemühen, wovon die ungeheure Majorität sich fernhalten würde. Wieder andre brachten weitere Einwände — meist wohl nur Verdeckungen ihrer Scheu vor den Folgen kühnen Hervortretens — vor. Ziemlich alle waren darin einig, daß eine jetzt schon erfolgende Anordnung von Parlamentswahlen in Sachsen ein politischer Fehler sein würde. Ich konnte ihnen hierbei nur recht geben.

Mittwoch, 4. Juli. Früh hörte ich im Hofe den Maurer, der da die Wand ausbesserte, sich mit einem Dienstmädchen über die Preußen unterhalten. „Ja, sehen Sie, Mine, die Preußen, die kann ich alle 'nausbringen. Das ginge ganz fix, wenn ich nur wollte." — „Na, Sie wären mir einer dazu. Sie allein doch nicht." — „Ja, ich ganz allein, aber nicht lebendig. Lebendig kommen sie nicht 'naus bei mir." — „Nun, das möcht ich wissen, wie Sie das andrehen wollten." — „Ganz leicht, 's wird unterminiert." — „Na, das können Sie doch auch nicht allein." — „I, das kann ein Junge von zehn Jahren. Da macht er ein Loch, und da legt er einen Schwefelfaden hinein, und wuff! da gehn sie alle in die Luft." — Mine machte große Augen und schien sich vor dem Tausendkünstler zu fürchten.

Bald nachher kam ein andrer Maurer mit der Nachricht, daß diese Nacht preußische Reiterei eingerückt sei und noch Artillerie kommen werde. „'S ist der Bayern wegen, die schon an der Stahlbrücke (so verstand ich) bei Chemnitz stehn. Und in Böhmen sind

die Preußen auch geschlagen, und Benedek rückt schon auf Dresden los." Ein Dritter stellte sich dazu und berichtete aus seinem Wissensvorrat, daß die Preußen seit Münchengrätz „furchtbaren Dampf" vor den Sachsen hätten. Freilich wäre dort aber auch die ganze Brigade Prinz Max aufgerieben worden, und von den Gardereitern wären auch nicht viele mehr übrig. Ein Vierter bestätigte den Sieg Benedeks. Es käme davon nur nichts in unsre Zeitungen, weil sies nicht bringen dürften. Hätte doch selbst der Biedermann bei Brockhausen, der doch preußisch genug wäre, seine vier Mann Garde vor der Thür, die keine Depesche zu ihm hineinließen, die ihnen nicht in den Kram paßte. Was sich das Volk erzählt! Und wie es in einem solchen Kopfe aussehen mag! Nicht einmal das Nächstliegende von alledem, die Kavallerie, die angekommen sein sollte, beruht auf Wahrheit.

Nachmittags. Jubilate und Quasimodogeniti! Um vier Uhr hält eine rasch daher jagende Droschke vor dem Hause. Drinnen weht einer mit dem Taschentuch. Es ist L—f. Herauf die Treppe. „Sieg — Hauptschlacht — großer vollständiger Sieg unsrer Preußen. Gelobt sei Gott." Rasch den Rock an, Hut auf und mit dem Wagen in die Stadt. Erste Bestätigung die große weiß und schwarze Freudenflagge vor dem Fenster des Hotel de Bavière, wo der Kommandant wohnt. Dann in die Börsenhalle, die voll wie die Kirche ist, und wo zwei Nachrichten die Freudenbotschaft des guten Jungen von der Salomonstraße wiederholen — schwarz auf weiß und amtlich. Abends noch weitere Bekräftigung aus Berlin. Wie berauscht gingen wir Freunde Preußens umher. Auch der Vorsichtige, dessen Schutzpatron der heilige Apostel Thomas ist, darf jetzt voll aufatmen. Hoch unsern Helden von Sadowa! Hoch das herrliche Kriegsheer Preußens! Und ein Hoch auch dem, der es zu solcher Trefflichkeit umgeschaffen hat — König Wilhelm, bald Wilhelm, König der Deutschen!

Vierte Woche

Mittwoch, 4. Juli, abends. Zu der großen Freudenbotschaft von Sadowa, von der mattherzig nach Ruhe und behaglicher Alltäglichkeit verlangende Philister und sanguinische Börsenvögel

sich schon den Frieden versprechen, ist im Laufe des Tages noch eine kleine getreten, die Gerechten und Ungerechten gleich lieb sein wird: der Telegraph darf dem Privatverkehr wieder dienen. Gar nicht hübsch und liebenswürdig dagegen findet man es, und gar nicht in den stillen Gang der moralischen Eroberungen preußischer Humanität in Leipzig paßt in der That das heute auf Befehl von Dresden her erfolgte Verbot von Keils Gartenlaube. Es mag konsequent sein, das in Preußen verbannte Blatt überall zu verbannen, wo Preußen gebietet. Opportun aber ist die Maßregel gewiß nicht und billig ebenso wenig. Daß die Redaktion vor etwa vier Jahren die Taktlosigkeit hatte, einen einfältigen und ungebührlichen Artikel über den Untergang der „Amazone" zu bringen, sollte man ihr nicht nachtragen. Was sie seitdem zwischen den Zeilen lesen ließ, ist Liberalismus von der ungefährlichen wasserblauen Sorte und sicher eher ein wenig preußisch als österreichisch-partikularistisch. Hoffentlich besinnt man sich bald und nimmt die Verfügung zurück. Preußen hat unter unsern Philistern immer noch Gegner genug, die nur die Furcht zu schweigen veranlaßt, es braucht deren Zahl nicht durch die hundert Arbeiter, die durch Unterdrückung des Keilschen Unternehmens brotlos werden, und durch die Hunderttausende zu vermehren, die dadurch ihre Sonntagslektüre einbüßen. Wiederholt hörte man schon sagen: „Seht ihrs, da hätten wir eine Probe von den Segnungen, die uns unter euerm preußischen Regimente bevorstehn," und wenn das so bleiben sollte, könnte man wirklich zu solchen Vorwürfen schweigen müssen. Ich meine aber, Bismarck denkt billiger und praktischer als der Herr von Wurmb.

Heute nachmittag wäre der Krieg denn auch in seiner finstern und schrecklichern Gestalt in unser Leipzig eingezogen. Etwa um fünf Uhr ist der erste Transport der für unsre Lazarette bestimmten Verwundeten, etwa zweihundert Mann, auf der Verbindungsbahn eingetroffen und in dem neuen Waisenhause am Johannisthale untergebracht worden. Die Leute, wie es heißt, größtenteils Österreicher und fast alle nur leicht blessiert, sind unangemeldet gekommen, und so soll fast nichts als die Betten für sie bereit gewesen sein. Andre wollen diese wenig genügende Fürsorge mit der Nachlässigkeit und Unbehilflichkeit des Ratsmitgliedes erklären, dem

die Angelegenheit obgelegen hat. Morgen wird es ohne Zweifel besser stehn, und übermorgen schon wird die hilfreiche Gutherzigkeit unsrer Leipziger den Mangel in Überfluß verwandelt haben.

Noch eine Nachricht von einiger Bedeutung, ein Schatten aus dem süddeutschen Nebel. Die Bayern kommen wirklich und wahrhaftig in Bewegung. Sie rücken auf Saalfeld los — feierlich, langsam, wie sich selbst ihre hiesigen Freunde die Sache vorstellen, einen endlosen Zug von Bierwagen hinter jedem Bataillon, den ich, wenn mir die Ehre beschieden wäre, ihnen den Unfug zu legen, als den Lebensnerv dieses Fittichs der schwarzrotgoldnen Reichsarmee meinen gezognen Kanonen zum ersten Zielpunkt empfehlen würde. Denke übrigens, sie werden sich auf die Nachrichten aus Böhmen hin eines bessern besinnen und wieder rechts um kehrt machen, um ihr Bier in der Kühle daheim weiter zu trinken.

Donnerstag, 5. Juli. Am Vormittag ein Gang nach den Lazaretten, zuerst nach dem im Waisenhause, auf dem man schon von fern die weiße Fahne mit dem roten Kreuze wehen sieht. Ein zweiter Transport von Verwundeten, der vorzugsweise Preußen gebracht hat, ist, wie man hört, in der Nacht angekommen. Es sind wieder meist Leichtblessierte. Viele gehn oder liegen im Garten umher oder stehn am Eisengeländer und unterhalten sich mit dem hier in dichten Gruppen versammelten halb neugierigen, halb teilnehmenden Publikum. Man sieht alle Waffengattungen unter ihnen: hechtgraue Jäger mit der häßlichen, aber praktischen Klappenmütze der kaiserlichen Infanterie, dunkelblaue Husaren mit gelben Schnüren auf den mit Krimmerpelz verbrämten Dolmans, Weißröcke von der Linie, Ungarhosen, auch eine braune Montur mit niedriger Fellmütze, wohl einer von der österreichischen reitenden Artillerie; weiterhin zwei rote preußische Husaren, sowie ein Dutzend Musketiere, endlich auch einen sächsischen Jäger aus Reudnitz oder Neuschönefeld und oben am Fenster die Mütze eines von unsern Reitern.

Die Kaiserlichen sehen sehr wenig nach dem „deutschen Bruder" aus, den unsre Phrasendreher vor Ausbruch des Krieges als Schreckbild entgegenstellten. Sie sind Menschenbrüder und jetzt selbstverständlich als solche von uns zu behandeln. Aber die Wahrheit zu gestehn: die meisten erinnern mit ihrer Gesichtsbildung mehr an

Hunnen und Tataren als an unser Blut, und nur wenige sind imstande, sich einigermaßen mit der deutschredenden Neugier außen vor dem Gitter zu verständigen. Die Leute im Garten sind vorzüglich an den Händen verletzt. Doch begegnet man auch Hinkenden und einigen verbundnen Köpfen und Gesichtern unter ihnen. Alle Kaiserlichen, denen ich zuhörte, sprachen mit Schrecken von der furchtbaren Wirkung des Zündnadelgewehrs und gaben zu, daß sie massenhafte Verluste erlitten und total geschlagen worden seien. Im übrigen schienen sie ziemlich vergnügt, nicht mehr mitthun zu müssen, wogegen mehrere Preußen ungern umgekehrt zu sein und die Zeit kaum erwarten zu können erklärten, wo sie wieder zu ihrem Regiment stoßen und „wieder draufgehn" dürften — ein Gegensatz von Entmutigung und Gehobenheit, der recht bezeichnend für die Lage der Dinge ist und auch für die Zukunft Gutes hoffen läßt. Einer von den Sachsen hat erzählt, die Österreicher hätten, als seine Brigade — wo, wußte Referent nicht — gegen die Preußen vorgerückt sei, die sächsische Infanterie, vermutlich wegen ihrer Mützenform, für feindliche gehalten und auf sie geschossen, und als die Offiziere, um das Mißverständnis zu heben, mit weißen Taschentüchern gewinkt hätten, hätten die Preußen ihrerseits wieder gemeint, die Sachsen wollten zu ihnen übergehn, dann aber, als sie von denselben angegriffen worden seien, Verrat geschrieen und keinen Pardon geben wollen.

Später nach dem Hospital am Exerzierplatze, wo ich Doktor N. sprach. Es sind etwa anderthalb hundert Mann hier, darunter ebenfalls einige Sachsen. Fast alle nur leicht verwundet, auch bloß Erkrankte dabei, namentlich mehrere, die an den Augen leiden. Abgesehen von einem, der diesen Morgen trepaniert worden ist, und dem man einen Knochensplitter aus dem Gehirn gezogen hat, sollen alle außer Gefahr sein. Im ganzen haben wir jetzt ungefähr sechshundert von ihnen in der Stadt, und es heißt, daß heute noch ein Zug angekündigt ist, für den man in aller Eile ein Armenspittel räumt. Die Barmherzigkeit und das hilfreiche Gemüt der Leipziger ist neben der bloßen Pflicht überall, wohin man sieht und hört, in Bewegung und Arbeit für sie. In vielen Familien sind die Frauen eifrig mit Bereitung von Verbandstücken und Erfrischungen beschäftigt, Komitees treten zusammen zur Unterstützung der Be-

hörden, Geldsammlungen haben begonnen, und selbst kleine Kinder sah ich vor den Häusern Charpie zupfen. Auch unsre Ärzte und die Mediziner der Universität thun rührig und unverdrossen ihre Schuldigkeit.

Auf der Börsenhalle neue erfreuliche Kunde von der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz, wie sich der Kampf bei Sadowa und an der Bistritz nennt. Immer prächtiger und ausgiebiger entfaltet die Hand des Telegraphen den schönen Sieg. Erst achtzehntausend Gefangne und einige fünfzig erbeutete Geschütze, mit dem nächsten Telegramme zwanzigtausend von jenen und hundertundsechzehn von diesen, zuletzt volle hundertundzwanzig eroberte Kanonen treten aus dem sich verziehenden Pulverdampfe und dem Getümmel der Verfolgung heraus. „Ein stolzer Tag in Preußens Heldenbuch, möge er zugleich ein gesegneter für uns draußen sein!"

Noch nicht lange hatte ich mich mit diesem Wunsche in etwas prosaischerer Fassung von Freund Leppoc verabschiedet, als ich an der Promenade K. und W. traf, die sich mit bedenkenerweckender Miene unterhielten. „Was haben Sie denn? Die Schlacht ist doch wirklich gewonnen und glorreicher, als wir gestern meinten." — „Ja, schon recht, ungeheurer Sieg, aber wissen Sie das Neuste?" — „Nun?" — „Infolge der Niederlage bei Königgrätz Venetien an Napoleon verschenkt und diesen ersucht, nach den in seinem Briefe an Drouyn de l'Huys niedergelegten Ansichten den Frieden mit Italien und Preußen zu vermitteln. Wie gefällt Ihnen das?" — „Nicht möglich!" — „Steht im Moniteur. Da, lesen Sie," womit W. mir eine soeben bei der Deutschen Allgemeinen eingegangene Depesche hinhielt.

Im ersten Augenblicke war ich sprachlos vor Schreck und Erstaunen. Nur die schwarze Seite des Ereignisses präsentierte sich. In dem Briefe Napoleons ungefähr alles, was wir nicht wollen, und wenig von dem, was wir wollen. Österreich in Deutschland eine Macht, im Westen eine engverbundne Gruppe von deutschen Mittelstaaten, die einen Rheinbund im Schoße tragen würde, Preußen mit ein paar Annexionen arrondiert, mit denen man nur, wenn sie alles sein sollten, zufrieden sein könnte. Das Haus Habsburg bezahlt mit seinem letzten Stück Italien die Hilfe des Franzosenkaisers, um Deutschland nicht von der Kette lassen zu müssen, die

es an seine Interessen fesselt, es schwächt sich durch die Abtretung nicht, sondern stärkt sich für seine Aspirationen im Norden, es kümmert sich nicht entfernt um die Glieder der Liga, die sich ihm dort angeschlossen haben, sondern macht seinen Frieden nach seinem Interesse und Belieben. Kein Verständiger konnte das anders erwarten, und doch ist man überrascht, geradezu verblüfft vor diesem Schachzuge der Hofburg.

Aber wie in Preußen? Auf welchem Wege wird Graf Bismarck die neu aufgetauchte Klippe umschiffen? Wird König Wilhelm fest bleiben? Viktor Emanuel dem Bündnis mit Preußen treu? Ist dieses Bündnis überhaupt der Art, daß ein solcher Fall direkt oder indirekt vorgesehen ist, und daß der König von Italien den Krieg fortsetzen muß, so lange Preußen ihn fortsetzt, wenn er nicht den Ehrennamen des Re Galantuomo verscherzen will? Haben wir endlich für den schlimmsten Fall an Rußland einen Bundesgenossen, Polens wegen, und wöge der ein etwaiges Hinauftreten Frankreichs auf die Wagschale des zu leicht erfundnen Österreichs auf?

Mit solchen Fragen und in solcher Unsicherheit trennten wir uns, und die später noch eingegangne Nachricht, daß Gablenz mit seinem Auftrag, um Waffenstillstand zum Zwecke von Verhandlungen zu ersuchen, vom König rundweg abgewiesen worden sei, vermochte die gedrückte Stimmung, die die neue Intrigue hervorgerufen hatte, nicht gänzlich zu beschwichtigen. Was geschehen sollte, glaubte man zu wissen, was geschehen würde, konnte man kaum ahnen. Sorgenvoll wanderten beim Heimgehen die Gedanken hin über die abendlichen Gefilde zu den Königen in unsern Lagern, und ratlos kehrten sie wieder.

Freitag, 6. Juli. Es wird heller. Man sieht nun auch die Lichtseite der neuen Wendung der Dinge, und fast schämt man sich schon der gestrigen Niedergeschlagenheit. Ein preußisches Herz wird anders empfunden haben, gleich von Anfang an, und gottlob! ich komme jetzt auch über den Berg. König Wilhelm ist, wie sehr unsre wohl unterrichtet sein Wollenden in ihrer Aberweisheit auch das Gegenteil prophezeiten, bis jetzt festen, aufrechten Ganges auf das Ziel zugeschritten, das auch unser heißer Wunsch ist. Die Berechnungen seines Ministers sind, soweit sie der Laie in politischer Mathematik verfolgen kann, eine nach der andern eingetroffen, er

wird auch den neuen Faktor nicht unberücksichtigt gelassen haben. Die Generale, die Intelligenz und die Tapferkeit der Truppen, die Hinterladungsgeschütze und die Zündnadelflinten Preußens haben mit einer Raschheit und Vollständigkeit, die an Wunder grenzt, niedergeschmettert und zertrümmert, was vielen als unüberwindliches Hindernis vor unsern Hoffnungen erschien. Der preußische Staat nicht erschöpft von der Anstrengung, die das kostete, im Gegenteil moralisch gestärkt durch den Erfolg, das Volk mächtig gehoben, der König umstrahlt von der Glorie eines Sieges, wie selbst der große Friedrich ihn so gewaltig nicht erfochten hat — könnten sie sich an den halben Früchten genügen lassen, die man ihnen in Paris allein lassen zu wollen scheint? Italien wurde in der Hauptsache einig trotz der Abneigung Napoleons gegen die unitarische Idee. Der vorsichtige Kaiser hat dazu gegrollt, aber den Degen in der Scheide behalten. Ist es Überhebung, sanguinische Hoffnung, anzunehmen, er werde ihn auch nicht für die Grundsätze seines Briefes ziehen, zumal er hier unzweifelhaft einem Gegner stärker als Italien ins Auge zu blicken hätte. Das preußische Volk wird sich nichts abhandeln, das italienische sich nichts schenken lassen wollen, und ich denke, wir dürfen auf eine feste Antwort aus dem böhmischen und auf eine ehrliche aus dem lombardischen Feldlager hoffen, wenn der französische Unterhändler erscheint. Sie wagens nicht, die Rothosen, sich mit dem verfaulten, in allen Gliedern kranken Habsburg zusammenzuthun gegen den Kernstaat der deutschen Nation, und wenn sies wagen, so ist zu erwarten, daß jeder rechtschaffne Norddeutsche seine Pflicht kennen und wissen wird, wo dann seine Stelle ist. Unter der schwarzweißen Fahne, die dann deutlicher wie je das Symbol der Unbeflecktheit und Unteilbarkeit des vaterländischen Bodens wäre. Wer da weiß, um was es sich dann handelte, und wer eine Muskete regieren kann — ein Hundsfott, wenn er sich nicht, nachdem der König gerufen hätte, zur Einreihung in ein Bataillon stellt, dem diese Fahne voranweht!

(„Daß er eine Muskete regieren kann — so schrieb ich später nüchterner zu dieser Stelle des Tagebuchs —, daß er exerzieren und manövrieren kann, wird von Wichtigkeit sein; denn mit der Begeisterung allein gewinnt man heutzutage keine Schlachten mehr.")

Gegen Mittag sah ich an der Turnhalle Soldatenbettstellen

abladen und Leute von unserm Gardebataillon Haufen von Matratzen und Kopfkissen herbeitragen. Das Gebäude wird ebenfalls zu einem Lazarette eingerichtet und soll dreihundert Betten aufnehmen. Es hieß, soeben sei ein neuer Transport von Verwundeten signalisiert, und als ich nach der Verbindungsbahn kam, war er schon eingetroffen. Waggon auf Waggon entlud seine Last. Fast nur Preußen, etwa zweihundert an Zahl, rote Husaren, einige Jäger, die das massenweis Gasse bildende Volk für Altenburger hielt, Linieninfanterie vom 50. und 67. Regiment, kamen sie, von Kameraden aus dem Wagen gehoben, truppweise und einzeln durch die Menge daher. Die meisten gingen und trugen sogar Flinte, Tornister und Helm selbst. Einige stützten sich hinkend auf Säbelscheiden, Ladestöcke oder große rohe Knüttel. Etwa ein Dutzend wurde von Packträgern auf niedrigen Wagen, die mit Matratzen belegt waren, fortgebracht, darunter ein großer Feldwebel mit prächtig kriegerischem Gesicht, dem sie am Nachmittag ein Granatstück oberhalb des Knies herausnahmen. Alle in der Verfassung, wie sie aus der Schlacht gekommen waren, beschmutzt, zum Teil von Pulverrauch geschwärzt, verbogne Helmspitzen, rostige Gewehre, aufgeschlitzte Ärmel, noch blutige Bandagen. Nur wenige schienen heftige Schmerzen zu haben, manche hatten, obwohl matt von der langen Fahrt, Laune zu scherzen. So einer, der seine schirmlose Mütze mit dem Federbusch eines österreichischen Jägers geschmückt hatte, und so ein andrer, dem neben mir ein Herr Cigarren anbot, und der lächelnd in seinen Brotbeutel griff und ein halbes Viertelhundert zur Auswahl als Gegengabe hinreichte.

Auch an rührenden Auftritten fehlte es nicht. Ein verwundeter Stabstrompeter erschien in dem Zuge, und mit: „He, Karl, da bist du ja!“ drückten ihm drei oder vier aus dem Preußischen herübergekommne Bauernburschen die Hände. Eine alte Frau lief auf einen der Musketiere zu und fiel ihm um den Hals. Eine andre wurde von den die Aufsicht führenden Polizeidienern angewiesen, sich nicht aus der Reihe vorzudrängen. „Warum soll ich nicht vortreten?“ antwortete sie. „Ich erwarte meinen Sohn.“ Hübsch klang es, als ein junger Leutnant von unsrer pommerschen Einquartierung einem verwundeten Gemeinen anbot, ihm Gewehr und Tornister zu tragen. „Gott sei Dank, Herr Leutnant — er-

widerte dieser —, ich kann das selber noch.“ Weiterhin muß der Offizier sein Anerbieten wiederholt haben, und mit Erfolg; denn H. wollte ihn wirklich mit Muskete und Ranzen auf der Schulter gesehen haben. Viele andre ließen sich Armatur und Gepäck von gefälligen Gamins tragen.

Es waren großenteils, wie einer auf Befragen berichtete, Leute aus der Schlacht „vom Dienstag,“ also von Königgrätz. Die Blessuren schienen meist Hand- und Armwunden zu sein. Einer hatte ein Tuch um Mund und Nase gebunden, und der obere Teil des Gesichts war furchtbar verschwollen und schwarzblau. Kaiserliche zählte ich nur fünf unter dem ganzen Transport.

Nachmittags ein Gang in das Innere des Lazaretts im Waisenhause. Die Leute haben viel Besuch aus der Stadt — mir scheint zuviel. Damen und Herren stehn und gehn in den Sälen umher. Ein praktisch denkender Gentleman verteilt einen Arm voll Hausschuhe, ein andrer Hemden, eine besonders begehrte Ware. Einer präsentiert Cigarren, wieder einer Wein, ein Biedermann aus dem Volke glaubt in einem Krankenzimmer mit fetten Würsten wohlthätig sein zu dürfen. Die Mehrzahl der Verwundeten im Hause schläft, was ihnen rücksichtsvoller zu gönnen wäre. Andre unterhalten sich, ziehen die neuen Hemden an oder machen sonst Toilette.

Ein blauer Husar, der ein Karree hat sprengen helfen, zeigt eine Kugel, die ihm durch die eine Backe gegangen und ihm während der ganzen Schlacht in der andern Kinnlade sitzen geblieben war, „ohne daß ich viel mehr davon gemerkt hätte, als wenn mir eins eine richtige Maulschelle gegeben hätte.“ Ein Kamerad von ihm hatte das ganze Gesicht voll Risse, Beulen und Löcher. Wir fragten, ob er schwer verletzt sei. „Ach nein — antwortete er, so gut es seine Verschwollenheit zuließ —, bloß eine Schwadron über mich hinweggegangen.“ Ein Füsilier erzählte, die Österreicher hätten ihn, als sie an ihm, dem Verwundeten, vorbeimarschiert wären, mit Füßen getreten und andre Blessierte geschlagen. Ein Husar berichtete, die Kaiserlichen hätten ihre eignen Dörfer niedergebrannt, unter andern eins mit lauter schönen schiefergedeckten Gebäuden. Viele beschäftigten sich mit Schreiben an ihre Verwandten. Mehrere äußerten auch jetzt lebhaft den Wunsch, bald wieder mit ins Feld ziehen zu können. Nicht weniger als fünfunddreißig Mann unter

den bis jetzt in Leipzig Eingetroffnen ist, wie Doktor Günther mitteilt, der kleine Finger weggeschossen.

Sonnabend, 7. Juli. Habe mich nicht getäuscht in der öffentlichen Meinung Preußens. Die Berliner Journale unisono entschieden und eifrig für weiteres Vorgehn und volle Befriedigung der von Bismarck erhobnen Ansprüche trotz Napoleon. Die italienischen Blätter plädieren ebenso entschieden für treues Stehen zu Preußen und Abweisung des österreichischerseits vorgeschlagnen Arrangements. In Paris wartet man noch auf Antwort aus den Hauptquartieren der Könige. In Böhmen wird weiter verfolgt und weiter Beute gezählt. Hundertzweiundzwanzig Kanonen und zweiundzwanzigtausend Mann; reichlich ein Drittel der kaiserlichen Nordarmee mit Einschluß unsrer sächsischen Vasallen muß jetzt unschädlich gemacht sein. Benedek des Oberbefehls enthoben, der Einzige wohl, der Unmögliches hätte möglich machen können. Um so besser. Die Bayern bei Dermbach oder Geisa im Weimarischen nach heftigem Gefecht zurückgeschlagen. Die Badner verstimmt, manche vermutlich froh über die Schlacht bei Königgrätz, aus Wetzlar nach Süden abmarschiert. Ich meine, in acht Tagen wird mit der Reichsarmee noch besser aufgeräumt sein als mit der österreichischen, und auf Beseitigung dieser buntscheckigen Gesellschaft in vierzehn Tagen dürfte man, wenn wir uns nicht vor Übermut zu hüten hätten, fast wetten.

Heute abend erzählte Z. eine nette Geschichte zur Charakteristik des Kriegsgerüchts. Vor einigen Tagen geht eine Abteilung unsrer Garnison auf dem Bayrischen Bahnhofe zu einer Expedition ab, und sofort heißt es in der Nachbarschaft: „Die Bayern sind im Anrücken auf Leipzig." Der Zug, den unsre Preußen bestiegen, lenkt in die Verbindungsbahn ein, und nun weiß man: „Die Österreicher sind in Dresden." Er kommt wieder zurück und fährt in südlicher Richtung ab, und jetzt weiß man wirklich nicht, was die Zündnadeln vorhaben. Sie selbst aber wußten es recht gut. Man hielt bei Kieritsch, marschierte auf Pegau und konfiszierte hier und in der Umgebung etwa fünfzehnhundert Scheffel Hafer, die die sächsische Regierung dort für ihre Reiterei aufbewahrte, und die irgend ein illoyales Sachsenkind verraten hat.

Sonntag, 8. Juli. Nachmittags wieder einen Besuch in

den Lazaretten gemacht, für die jetzt sehr reichliche Spenden, namentlich an feinen Weinen, fließen, und wo der Zudrang des Publikums passend geordnet und beschränkt ist. Eine Anzahl von Verwundeten ist schon bei Familien untergebracht, natürlich auf deren Wunsch und Bitte, und wie ich vernehme, gehen noch fortwährend solche Gesuche bei der Direktion ein. Die Österreicher und die Sachsen sind davon ausgeschlossen, da sie als Kriegsgefange betrachtet werden.

Im Waisenhausgarten wieder viele uniformierte Spaziergänger, darunter ein Preuße und ein Kaiserlicher Arm in Arm, und viel Volk am Gitter, um zu fragen, sich erzählen zu lassen, Cigarren zu verteilen und — wenn die Wache nicht hinsieht — die Schnapsflasche durch die Eisenstäbe zu reichen. Ein preußischer Blauer von der Linie berichtet, daß die Österreicher in der Schlacht nicht ihre gewöhnliche weiße Montur, sondern Mäntel getragen hätten, über deren Schöße sie bei der Flucht häufig gefallen wären. „Sie sagten selbst — so setzte er hinzu —, sie hätten Befehl gehabt, ihre guten Röcke zu schonen, um in Berlin damit Parade machen zu können. Aber ich glaube, bald kriegen sie in Wien eine preußische Parade zu sehen.“

Die Wache hatte, da es Abend wurde, die Leute aus dem Garten ins Haus gerufen, und ich wollte eben gehen, als mich ein Streit zwischen ihr und einem kaiserlichen Grenadier festhielt. „Ich gehe nicht hinauf, die Preußen sind noch unten,“ hörte ich. Die Wache befahl diesen, sich ebenfalls ins Haus zu verfügen, und sie gehorchten, nicht aber der Österreicher. „Wollen Sie jetzt auf Ihr Zimmer gehn.“ — „Ganz gewiß nicht.“ — „Gleich gehen Sie.“ — „Fällt mir gar nicht ein.“ — „So muß ich den Unteroffizier rufen.“ — „Gut, so werde ich auf den warten und hören, was der dazu meint.“ — Der Soldat ging, schien den Gesuchten aber nicht gleich zu finden, und inzwischen machte ihm der Grenadier allerhand Grimassen und zeigte nach dem Himmel. Er war offenbar betrunken oder nicht klug. Endlich erschien der Unteroffizier. Aber statt sich zu fügen, zankte sich der Trotzkopf mit der Messinggranate am Kragen von neuem mit der Wache, die nun die Geduld verlor. „Ich will gar nichts mehr von Ihnen hören, aber Ihnen sagen, was Sie sind. Sie sind dumm, verstehen Sie, dumm sind

Sie," womit der Soldat auf seine Stirne wies. Der Unteroffizier aber machte kurzen Prozeß. „Sie gehen augenblicklich hinauf," sagte er in scharfem Tone. Noch einmal setzte sich der Grenadier auf die Hinterbeine, er sehe nicht ein, warum. „Wenn Sie nicht auf der Stelle thun, was ich Ihnen heiße, so kommen Sie morgen nach Berlin," drohte der Preuße, und das wirkte. Der Weißrock zog ab, aber nicht, ohne sich nochmals umzudrehen und gen Himmel zu weisen. Ob der Bursche dort etwa einen Schutzpatron hat, und ob er etwa dahin zu entwischen gedachte?

Später war ich am Turnhallenlazarett, wo die Verwundeten, wie es schien, nur Preußen, noch vor der Thür standen und sich mit dem Publikum unterhielten. Ein Musketier erzählte, wie er in Böhmen in mehreren Dörfern gefunden hätte, daß die Österreicher die Bauern verjagt, die Brunnen mit Steinen verschüttet und das Gerät und Geschirr in den Häusern kurz und klein geschlagen hätten. „Wir verfolgten sie — so schloß er seinen Bericht —, gaben ihnen was ab für ihren Unfug und speisten dann die armen Bewohner des Ortes, die halb verhungert zurückkamen, von unserm Brot und Reis." Die Geschichte von dem angeblichen Verrate der Sachsen (in obiger Fassung, wie ich in der Zeitung sehe, richtig) war hier auch bekannt, aber vom Gerüchte dadurch verschönert, daß die tückischen Sachsen nicht bloß mit weißen Tüchern gewinkt, sondern auch ihre Gewehre hingelegt, sie, als sich die Preußen vertrauensvoll näherten, wieder aufgegriffen und gefeuert haben sollten, „wofür wir sie dann von fünf Seiten her zusammenschossen." Auch ein paar Wunder wurden erzählt. Ein preußisches Infanteriebataillon war einer bedrängten Batterie so rasch zu Hilfe geeilt, daß es in einer Stunde zwei Meilen zurückgelegt hatte, und ein Füsilier wollte einen österreichischen Offizier auf sechshundert Schritte mitten in die Brust getroffen haben. Das kann Augentäuschung gewesen sein. Renommiert wurde wenig und dann fast nur von den Leistungen des Zündnadelgewehrs, nicht von den eignen. Zu den Führern das unbedingteste Vertrauen, das Lob der untern Offiziere in aller Munde — eine wahre Musterarmee.

Auf dem Gebiete der Telegramme alles nach Wunsch. France hat wissen wollen, daß aus den Tuilerien nach dem Feldlager am untern Po „die Empfehlung" abgegangen sei, Venetien nicht an=

zugreifen, aber nach andrer Nachricht scheint glaublicher, daß dorthin nur der stille und unsichtbare Wunsch nach solcher Zurückhaltung geflogen ist, und zwar nicht aus den Tuilerien, sondern aus dem Hotel des k. k. Botschafters in Paris, und daß besagter Wunsch vorher auf der Redaktion der France eingekehrt sei. Die Meinung, daß Napoleon seine Bundesgenossen, oder sagen wir bloß, seine guten Freunde, anderswo zu suchen habe, als bei einer altersschwachen und gebrechlichen Macht und deren gleichfalls schwachem Anhang, breitet sich, wie ich aus mancherlei Äußerungen schließen möchte, immer mehr aus, auch unter Leuten, wo man sie nicht sucht. Desgleichen der Wunsch, daß Preußen nicht still stehen, sondern seinen Vorteil rasch und rücksichtslos weiter verfolgen möge. Unter andern war auch der wackere kleine Schuhmann dieser Ansicht. „Drauf auf die Österreichischen, sage ich, drauf auf die Bierbayern, zusammengeschossen, totgestochen! Wir müssen endlich eins werden," lautete sein grimmiges Votum, als ich mir heute abend bei ihm Cigarren für meine verwundeten Pickelhauben bestellte. Er ist weder Hofrat noch Professor, ja er hat das Mißgeschick, nicht einmal Doktor zu sein. Selbst in Vereinen und Volksversammlungen zu den Füßen unsrer politischen Gamaliele zu sitzen und Weisheit zu lernen, hat es ihm an Zeit und Lust gefehlt. Er ist ein simpler Materialwarenhändler, der aber seine Gedanken hat, und manchmal gar keine übeln, wie mir vorkommt. Nicht selten begiebt sichs jetzt, daß ein kindlich Gemüt in Einfalt übt, was hochfahrender Verstand nicht gewahr wird, und ich zweifle nicht im geringsten, daß man bei einigem Nachsuchen seitab von der Heerstraße des Parteitreibens noch manches im stillen blühende unitarische Veilchen entdecken würde, das die Siegessonne Preußens hervorgelockt hat. Die großen vollen, fetten Päonien und Klatschrosen doktrinärer Selbstgefälligkeit und Tugendhaftigkeit aber beginnen sich zu entfärben und zu entblättern. Auch in Preußen geht es, dem Himmel sei Dank! mit ihnen zu Ende. Die Wahlen zeigens deutlich: das Reich der politischen Juristerei wird fallen, das Vaterland wieder stehen, wohin es gehört — über der Partei.

Montag, 9. Juli. Diesen Morgen wieder ein starker Transport von Verwundeten eingetroffen, wie ich höre, über fünfthalb hundert. Man hat sie zum Teil im Waisenhause, wo noch einige

neunzig Betten leer standen, zum Teil in den beiden andern Lazaretten, zum Teil in den „Luftbuden“ neben dem Waisenhaus und dem Militärspital am Rosenthale untergebracht. Es sind gegen dreißig Schwerverwundete dabei. Wie es heißt, erwartet man noch mehr von diesen unglücklichen Gästen, und für diese wird die Bürgerschule vor dem Zeitzer Thor in Bereitschaft gesetzt. Unsre Ärzte haben viel zu thun. Die Spenden von Geld und Material fließen reichlich fort, was der Kommandant in einem Anschlag dankend anerkennt. Zu wünschen wäre, daß unsre vornehme Damenwelt ihren Eifer für die Blessierten noch mehr in die rechte Bahn lenkte, d. h. wie bisher fleißig Binden, Wäsche, Charpie und Erfrischungen besorgte, aus den Lazaretten aber wegbliebe. „Die Krinolinen sind außerhalb des Lazaretts sehr werte Gehilfinnen, drinnen aber im Wege,“ sagte mir einer der Ärzte. „Eine vornehme Dame am Krankenlager eines verwundeten Kriegers ist ein hübsches Bild für den Maler, aber dem Doktor ist eine derbe und geschulte Wartefrau lieber, und ein Hospital ist kein Theater. Junge Mädchen aber gehören gleich gar nicht hierher. Sie sollten ihr Bedürfnis nach Emotionen anderswo befriedigen, als da, wo Soldaten die Hemden wechseln.“

Draußen auf dem Kriegsschauplatz alles in erfreulicher Verfassung: Preußen im Osten über Pardubitz hinaus auf dem Wege nach Brünn, behende Preußen im Westen in Brückenau, Bayern zurückweichend, Cialdini über den Po vorgerückt. In etlichen Tagen ist hoffentlich Frankfurt mit preußischer Einquartierung versehen. Wie prächtig doch unsre Kriegsmaschine arbeitet! Und wie zahm schon das Schreiervolk in Schwaben geworden ist! Hofft da schon ein Stuttgarter Blatt ganz unverfroren, daß nicht auch noch Württemberger Blut für Österreich — bisher hieß es, für Deutschland — vergossen werde. Der Himmel segne diese endlich aufgehende Erkenntnis und verleihe ihr ein rasches Wachstum! Bei uns bricht sie immer mehr durch, und meine Ansicht, daß es in Leipzig mehr solche Veilchen wie der kleine Cigarrenmann im Fürstenhause geben müsse, wurde heute von L., der als Gastwirt vieler Menschen Rede hört, bestätigt. „Es ist zum Verwundern — sagte der für seine Person Indifferente —, vor der Schlacht waren meine Gäste alle sächsisch, jetzt sind sie wie auf den Kopf gestellt, und die meisten

würden morgen schon preußisch.“ „Erfolganbeter.“ Und das ist die „Volksseele“ unsers demokratischen Hofrats. Die Gartenlaube darf wieder erscheinen. So ists recht. Bismarck selbst ist, wie Keil mir sagt, für sie eingeschritten.

Dienstag, 10. Juli. Früh brachte Günther ein paar allerliebste Kriegsgeschichten aus dem Lazarett in der Turnhalle mit. Einer der dort liegenden Preußen, ich glaube ein Husar, bekommt bei Königgrätz einen Hieb über den Kopf, von dem er bewußtlos niedersinkt. Als er sich nach einiger Zeit erholt und sich das Blut aus den Augen wischt, ist alles still um ihn, und nur Tote liegen in seiner Nähe. Brennender Durst quält ihn, und er sieht sich eben nach Wasser um, als sich neben ihm ein Österreicher erhebt und dem Kameraden einen guten Abend bietet. Der Preuße klagt ihm seine Not, und der Weißrock steht ganz auf, geht weg und kommt nach einer Weile mit einer Mütze voll Wasser wieder. Gestärkt dankt der Preuße für die Wohlthat und fragt dann, wo der gute Kamerad verwundet sei. „Verwundet? I bin holt goar nit verwundet. I docht, als d Gschicht losging, was sollst di totschießen lossen? Und so fiel i holt hin und blieb liegen, bis der Gspoaß vorbei war. Jtzt oaber bin i dein Gfangner.“ Und richtig führte der verwundete Preuße den gesunden Österreicher als Gefangnen ab.

Ein Musketier ferner hatte erzählt: „Als unser Regiment die Kaiserlichen angreifen sollte, zeigte sichs, daß der Feind zu stark war, und der Oberst kommandierte: Zurück. Wir aber schreien: Die Brandenburger gehn nicht zurück. Hurra! und drauf gehts, und wir brechen durch, schmeißen die Mützen in die Höhe und rufen Viktoria.“ Wäre die Geschichte wahr und ich König Wilhelm, so wüßte ich, was ich thäte. Ritte zu ihnen hin. „Habts brav gemacht, Leute,“ sagte ich. „Aber Disziplin muß sein. Dahero horcht. Wenn wir heimkommen, so wird das Regiment auf eine Viertelstunde in Arrest marschieren, von wegen Insubordination, aber mit der Fahne. Und wenn ihr wieder herauskommt, so werde ich vor der Thür stehen und jedem von euch das Eiserne Kreuz anheften. Verstanden? Adieu!“

Unter den Österreichern in der Turnhalle sind auch Leute, die nach Büchern verlangen. So ein Wiener Kind, und so ein andrer, der um ein tschechisches Buch gebeten hat. Gegen siebzig sind heute

als Gefangne und nur Leichtverwundete abgeführt worden, es heißt, nach Magdeburg. Man fährt fort, für die Zurückbleibenden zu sammeln und zu sorgen, und sie haben jetzt reichlich, was sie bedürfen.

Heute ist das zwanzigste Landwehrbataillon in drei Zügen, man sagt, von Magdeburg kommend, hier durch und nach Böhmen gegangen. Von draußen weitere gute Nachrichten. Die schwarze Wolke der Paris-Wiener Intrigue steht noch am Horizont, wird aber nur von Ängstlichen noch mit großer Besorgnis betrachtet. Sie ist wenigstens nicht bedrohlicher geworden, und Cialdini ist wirklich über den Po. Die Preußen, achttausend Mann stark, in Prag eingetroffen und in Brünn erwartet. Im Westen die Pickelhauben wieder in Wetzlar, die Bayern im Nebel verschwunden. Das nassauisch-darmhessisch-kurhessisch-badisch-schwäbisch-österreichische Kuddelmuddel quirlt unschlüssig hin und her. Die Frankfurter Juden- und Demokratenschaft in tausend Ängsten. Von Schleswigs Bürgerschaft, von Flensburg sogar dem König Wilhelm zur Schlacht bei Königgrätz gratuliert. Desgleichen — Wunder über Wunder! — von den Kielern. Was wird „Luerfritz" dazu sagen?

Mittwoch, 11. Juli. Das Kriegsgerücht braut fort im Volke, vorzüglich auf dem Lande. Die Leute sind rein wie die Kinder. Wie Knaben, was sie gern gethan sähen, Dichtungen für wirklich eingetreten halten und als wirklich eingetreten weiter erzählen, unbekümmert um Möglichkeit und Unmöglichkeit, so auch der kleine Mann in unsern Dörfern draußen vor der Stadt. „Na, wissen Sie schon?" so hörte ich diesen Vormittag den Kohlgärtner Fritsche zu dem Kellner von den „Mohren" sagen, der ihm zum Frühstück die gewohnte Flasche Wernesgrüner brachte. „Neue Schlacht gewest, unten in Böhmen. Die Preußen Keile gekriegt. Die Sachsen habens hauptsächlich gemacht. Acht Stunden haben sie sich herumgehauen, und der Preuße steht jetzt wieder auf dem Flecke, wo er vor der Geschichte bei Königgrätz stand. Benedek und drei andre Generale sind in Wien erschossen worden, und die Kaiserlichen werden jetzt von einem sächsischen Generale kommandiert." Der Kellner, ein vorsichtiger und nur in betreff der Trinkgelder phantasievoller Charakter, erwiderte nur: „Na, das wäre." — „Ja, und wissen Sie schon, den Koburger, den haben sie aus allen

Wirtschaften nausgeschmissen — ich meine sein Bild —, will der ein Volksmann sein und geht mit Bismarcken." — „Hm — versetzte der Kellner, indem er im Entkorken und Ausschenken der Flasche innehielt —, soll der denn etwa mit dem katholischen Österreicher gehen?" — „Na, das gerade nicht, aber" — hier stockte die Weisheit unsers Dorfbürgers und steckte den Kopf in den Korb mit grünem Gemüse, den sie vollzupacken beschäftigt war, aus dem sie aber nichts weiter hervorbrachte, als: „Sie sind mir auch so einer." Der Kellner schwieg, schenkte seine Flasche aus und ging. Er schien zuzugeben, daß er auch so einer wäre.

Die Preußen sind noch einmal in Pegau und Umgegend gewesen und haben noch mehr Stroh und Hafer abgefaßt. Das Volk will wissen, der hiesige Kommandant hätte die, die die preußischen Vorräte angegeben hatten, zur Belohnung auf eine preußische Festung geschickt. „Seid ihr so schlecht, eure Regierung zu verraten — hätte er gesagt —, so haben wir uns desselben von euch zu versehen; also marsch mit euch nach Spandau." Vermutlich Mythe, die darin ausgesprochne moralische Anschauung aber nicht übel.

In Dresden herrscht nach dem Berichte K.s, der gestern dort gewesen, namentlich in Beamtenkreisen tiefe Entmutigung. Alles glaubt, wir werden preußisch. Viele beklagen das Schicksal der königlichen Familie. Noch mehr aber betrübt und ängstigt man sich mit dem Gedanken, selbst seine bisherige Position zu verlieren. „Jeder Kalkulator erwartet — wie K. meint — seine Entlassung aus Amt und Brot, wenn Sachsen zu Preußen kommt."

Viele sollen sich mit Napoleon trösten. „Der läßts nicht zu, daß Sachsen preußisch wird," sagt das Volk. Napoleon Schiedsrichter, Retter! O seliges deutsches Turnfest von 1863, und o seliges Schlachtjubiläum desselben Datums, wo seid ihr hin mit euern Gefühlen und Gelübden! — „Ja ja, Sie könnens glauben, der Kaiser hat vor zwei Jahren in Paris zum Prinzen Georg gesagt, er wisse wohl, daß seinem Großvater (soll heißen Großoheim) um seiner Liebe zu Frankreich willen schweres Unrecht geschehen ist, aber er würde es schon wieder gut machen; darauf könnte er sich verlassen." Diese Anekdote geht hier, von Dresden importiert, als tröstendes Gespenst um und wird von allen geglaubt, die Trost

bedürfen. Wie sich die braven Kannegießer die Sphinx in Paris vorstellen mögen!

Abends. Nicht alle Bauern denken wie unser Fritsche. Heute nachmittag kehrte ich nach einem Spaziergang durch die Nonne und über die lange Linie zu Connewitz ein. Vier Leute vom Lande saßen in der einen Ecke der Schenke und politisierten. Sie wußten auch von der neuen Schlacht, in der die Preußen geschlagen worden seien, und ferner, daß dabei Prinz Albert in Gefangenschaft geraten, aber von Prinz Georg mit viertausend ungarischen Husaren wieder herausgehauen worden wäre. Mit ihrem sächsischen Patriotismus aber wars schwächlich bestellt. „Wißt ihr was — sagte der eine —, mir ists recht, wenn der Preuße unten in Böhmen gewinnt; da kriegen wir den Spektakel und die Last nicht hierher." — „Na, mir auch — erwiderte ein andrer —, was geht uns Österreich an und der Augustenburger? Wir wollen in Frieden leben. Und ob ich Preuße werde, ist mir ganz einerlei. Ich werde meinetwegen Türke, wenns sein muß." — „Und warum wir uns für den König totschlagen lassen sollen, sehe ich auch nicht ein. Was haben wir von ihm?" fügte der dritte hinzu. — „Na, aber, dann wird ja unser Militär preußisch," mischte sich der Wirt hinein, indem er einen Blick auf mich warf, da er in mir einen Horcher der Regierungspartei vermuten mochte. — „Na, so laß es preußisch werden," antwortete der erste. „Dann braucht nicht bloß der arme Teufel zu dienen, der Ministersohn muß dann auch daran" — ein Raisonnement, das zeigt, daß unsre Bauern gar nicht so einfältig sind als manche aussehen.

Das Manifest Franz Josephs an seine Völker, über das gestern ein Telegramm eingelaufen ist, schmückt sich wieder mit dem Namen Gottes und ruht auf dem guten Rechte Österreichs. Er will Frieden machen, wenn man von ihm nicht Zugeständnisse verlangt, die die Macht des Reiches erschüttern. Von den Bundesgenossen „im Reiche draußen" scheint nicht die Rede zu sein, was nicht angenehm für diese, aber recht sehr angenehm für uns wäre. Und ob die Macht Habsburg wohl erschüttert, ob sie nicht vielmehr in die rechte Bahn gebracht wird, wenn sie sich aus dem Verbande mit Deutschland löst? Wir im Norden wissen die Antwort darauf. Aber in Wien — wir werden sehen. Gut ist an

dem Aktenstücke, soweit wirs kennen, nur das eine, daß K. K. Majestät in betreff Allerhöchst ihrer Truppen nicht auf die Südarmee, sondern nur auf Rekruten und Freiwillige rechnen zu können scheint.

Inzwischen sind die Preußen nicht müßig geblieben, und die Nadeln mit den blauen Glasköpfen sind auf den Karten in der Börsenhalle seit gestern wieder um ein erkleckliches Stück weiter nach Süden vorgerückt. Auf dem östlichen Kriegstheater bis über Zwittau hinaus, und weiter südöstlich schon bis Weißkirchen; Gelbköpfige im Norden nur noch an fünf einzelnen Punkten, den Festungen Königstein, Leitmeritz, Josephstadt, Königgrätz und Pilsen, und in Venetien Cialdini schon östlich vom Festungsviereck in Montagnana — eine Schnelligkeit, die Bedenken erregt, da die Kaiserlichen zu schwach gewesen sein müssen, den General anzugreifen und aufzuhalten, was auf bereits erfolgten Abmarsch eines großen Teils der Südarmee nach Norden schließen ließe. Die schwarze Sturmwolke in Paris sieht gleichfalls wieder bedenklicher aus. Napoleon mache Ernst, wolle keine Schwächung Österreichs, Frossard sei ins preußische Hauptquartier gesandt, bewaffnete Vermittlung Frankreichs anzukündigen, meldet ein Telegramm aus Wien. — Aus Wien — ähnliches schon dagewesen und Erfindung gewesen. Napoleon ist schwerlich so rasch entschlossen; warten wir den Moniteur ab.

Später neues Telegramm angeheftet. Gablenz wieder mit Waffenstillstandsanträgen im preußischen Hauptquartier erschienen und wieder abgewiesen. In London hätte das Pariser Vermittlungsprojekt einen übeln Eindruck gemacht. Hm, will wohl nicht viel bedeuten. Man hat sich bis auf weiteres abgewöhnt, Englands guten oder bösen Willen in deutschen Dingen als Faktor zu betrachten, mit dem zu rechnen wäre. Wichtiger erscheint die Proklamation des preußischen Oberkommandos an die Böhmen. Was? Förderung der nationalen Bestrebungen der Tschechen, Andeutung, daß deren Wünsche nach Selbständigkeit und Verbindung mit Mähren erfüllt werden sollen, wie die der Ungarn. Das sieht ja aus, als ob Preußen über seine Eroberungen bereits zu disponieren Miene machte. Sch. hat schon lange prophezeit, König Johann bekommt die Wenzelskrone und tritt dafür die sächsische an Preußen ab. Ein guter Tausch für die Böhmen und für uns und für das Haus Wettin und darum, dünkt mich, keine illoyale Prophezeiung. Im übrigen

etwa maßvolle und anmutige Mischung der Prinzipien von Bundesstaat und Annexion. Was bundestreu nördlich vom Main, annektiert, mindestens Südhannover, Kurhessen, Nassau und das nördliche Darmhessen — Schleswig-Holstein selbstverständlich, vielleicht die fränkischen Stammländer Brandenburgs und Meiningen noch. Der Rest bundesstaatlich mit Preußen verbunden. Die Südwestdeutschen ihrem Nachdenken überlassen. Das wäre ungefähr, was man in unsern Kreisen wünscht und jetzt nicht mehr für ganz unmöglich halten will.

In Chemnitz Tumult gewesen, Pöbel natürlich, und infolgedessen ein gelinder Belagerungszustand erklärt. Recht so. Ordnung muß sein, und Ruhe ist vorläufig die erste Bürgerpflicht für die Sachsen.

Donnerstag, 12. Juli. Alle Tage fast bildet die erregte öffentliche Meinung, besonders im niedern Volke, schauerliche und komische Mythen, und beinahe allenthalben hört man in diesen Kreisen mit viel Behagen und wenig Verstand und Überlegung politisieren. Ein paar hübsche Beispiele davon. „Wissen Sie, warum der Glyczinski*) von Limburgern weggezogen ist?" fragt gestern ein biedrer Philister den andern bei Kitzing am Biertische. — „Nein." — „Sehen Sie, er hats zu arg gemacht. Verlangt der zwei ganze Etagen, zwei Equipagen und alle Tage Tafel mit sechs Gedecken." — „Ei, das wäre!" — „Ja, aber Limburger wußte sich Rat. Exzellenz, sagte er, wie viel Gemeine gehen auf den General?" — Fünfzehn. — „Nun, dann bitte ich um die fünfzehn Gemeinen. Sprichts und dreht ihm den Rücken." — „Höllisch fixer Kerl, und was für Courage. Ja, so muß es kommen." So meine Philister. In Wirklichkeit ist, wie ich erfahre, der Quartierwechsel des Kommandanten aus ganz andern Gründen erfolgt. Herr Limburger bot dem General die dritte Etage seines Hauses zur Wohnung an, und das wurde artig abgelehnt, da es zu hoch und weil die vielen auf der Kommandantur verkehrenden Soldaten dem Hauswirt die mit Teppichen belegten Treppen der untern Stockwerke ruinieren würden.

Gleich neben der Mythe vom Kommandanten saß ein andrer

*) General und preußischer Kommandant von Leipzig seit Beginn der Okkupation.

weiser Thebaner, der einem Tischgenossen die italienische Frage erläuterte, und dabei hörte ich folgende Äußerungen: „Der Italiener muß Venedig kriegen. Das ist richtig. Aber das Festungsviereck, das muß der Österreicher behalten; denn das brauchen wir für Deutschland.“

Die France will wissen, das Berliner Kabinett wolle auf folgenden Grundlagen über den Frieden verhandeln: Österreich aus dem Bunde getreten, die ganze Land- und Seemacht Deutschlands in Preußens Hände gelegt, desgleichen die diplomatische Vertretung, endlich Annexion eines Teiles der okkupierten Staaten, worunter nach andrer Nachricht, außer Schleswig-Holstein meerumschlungen, Hannover, Kurhessen, das österreichische Schlesien und Sachsen verstanden wären. Auch die Waffenstillstandsbedingungen sind von dem Bewußtsein der Stärke Preußens und der Unzuverlässigkeit der Hofburg formuliert: Einräumung der Festungen zwischen der preußischen Grenze und Mähren, Übergabe der böhmischen Eisenbahnen, Verpflegung der preußischen Armee in Böhmen auf Österreichs Kosten, keine Rekrutierung desselben während des Waffenstillstandes, Verbleiben des kaiserlichen Nordheeres in seiner jetzigen Stellung und des Südheeres auf halbem Wege zwischen Wien und dem Festungsviereck — das klingt gut, und Napoleon wird dagegen nicht viel geltend machen können.

Auch sonst melden die Telegraphen nur Erfreuliches. Im Südosten glückliches Reitergefecht, im Westen Manteuffel über die fränkische Saale und jetzt in Kissingen. Aus dem Norden Abmarsch der Kontingente Mecklenburgs und Oldenburgs nach dem Kriegsschauplatze in Hessen, Reichsarmee mit der schwarzrotgelben Binde sich noch im Nebel tummelnd. Roggenbach einen grimmbrennenden Brief an Bismarck geschrieben, der den badischen Staatsmann ganz zu den Unsern stellt und alles von der Einheitspartei mit sich fortreißen wird, was bisher noch an die Halbheiten des Nationalvereins glaubte. In der That, man kann mit seiner Zeit wohl zufrieden sein. Ich meine, die Mainlinie bekommen wir aus dem gröbsten, und die Süddeutschen werden auch nicht ewig die Narren bleiben, die sie — abgesehen von Leuten wie unser Mathy — jetzt sind.

Fünfte Woche

Freitag, 13. Juli. Unsre Köchin ist wieder glücklich und versalzt uns nicht mehr die Suppe. Ihr Granatkanonier, mit König Johanns Macht gezogen in die böhmische Schlacht, hatte bisher nicht geschrieben, ob er gesund geblieben. Heute früh Brief von ihm, etwas schmutzig zwar, wie alles aus Krieg und Lager, mit Bleistift, vielleicht auf einem Protzkasten, so unleserlich wie möglich zusammengekritzelt und sehr dürftig an Detail, „da wir hier nichts weiter schreiben dürfen," aber doch Sonnenschein in ein verdüstertes Lenorengemüt; denn „Dein innigst geliebder Wilhelm" war am 5. Juli noch „gesunt und am Leben." Wo, durfte er vermutlich auch nicht genau sagen. „Aus Böhmen" mußte genügen. Heute würde er den Brief aus Mähren datiert haben. Wilhelm war zweimal mit im Feuer gewesen. Er erzählte: „Am 27. Junie wurde unsre Batterie zuerst ins Gefegd gezogen, und wir standen zwei Stunden in demselben, als wir aufmarschierten, feuerten die Feinde weiter nichts wie Kranaden auf uns, doch keine draf. Das 2. mal war den 3ten Julie, es war aber kein Gefegd, sondern eine fermliche Schlacht, wo über siebenhundert Kanonen gegen einander schossen. Wie mancher brave Sachse hat hier sein Leben laßen gemußt. Die Gebrüder Z. waren auch mit dabei, Robert und August sint gesund. Ernst aber ist so wie ich von Kameraden seiner Kompagnie gehörd habe, in Arm geschossen. Wenn ich wieder zu Hause komme, werde ich dir als erzählen, wie es war."

Auch die bluttriefende Nachricht der Milchfrau vom 22. Juni ist durch Briefe „aus Böhmen" zu nichts geworden. Andern freilich geht es nicht so wohl. Die Sachsen scheinen namentlich bei Sadowa, wo sie die letzten auf dem Schlachtfelde waren und durch stramme Haltung den geschlagnen Österreichern einen leidlich geordneten Rückzug ermöglichten, starke Verluste erlitten zu haben. Unter anderm zeigte gestern der Sprecher der hiesigen Burschenschaft Germania an, daß ein Verbindungsbruder, Kratz, dort gefallen sei.

Für gewiß verlautet, daß Leipzig demnächst mehr Einquartierung bekommen wird, und daß auch die Dörfer der Umgegend damit belegt werden sollen. Man zieht, wie es heißt, hier ein

Reservekorps zusammen, dem die kleinern norddeutschen Kontingente angereiht werden sollen, und zu dessen Kommandeur der Großherzog von Mecklenburg bestimmt ist. Für diesen ist das Hotel de Prusse gemietet.

Draußen auf den verschiednen Kriegsschauplätzen immer noch fast alles nach Wunsche. Preußisches Hauptquartier wiederum weiter nach Süden verlegt und in diesem Augenblick sicher schon in der Hauptstadt Mährens. Die drei Armeen der Preußen haben sich von neuem getrennt: die eine nimmt die Richtung auf Olmütz, die andre geht nach Brünn, die dritte nach Iglau. Im Westen sollen die Zündnadeln Kissingen wieder geräumt haben, was auf Übermacht der Bayern deuten würde. Bei Frankfurt immer noch seltsames Hinundherfahren der Reichsarmee in Nebel und Wolken. Was noch fehlen mag zum Angriff der angeblichen Achtzigtausend? Einigkeit? Oder sind die schwarzrotgelben Armbinden noch nicht fertig? Cialdini steht bei Padua, die österreichische Südarmee scheint Venetien nur zum Teil geräumt zu haben. Die französische Trikolore weht noch nicht, wie gestern verlautete, in Verona. Eben so wenig ist Prinz Napoleon nach Venedig und die kaiserliche Mittelmeerflotte nach der Adria abgegangen. Dem Empereur sollen die preußischen Ideen in betreff des Friedens nicht gefallen, er soll sogar geäußert haben, sie seien nicht diskutierbar. Woher die Kölnische das wissen mag? Ein Trost, daß Bismarck den Wahlspruch des alten Blücher angenommen hat. Vorwärts! Je mehr man erobert, desto weniger wird man schließlich bei Regulierung der Rechnung von seinen Eroberungen aufzugeben haben. Die österreichische Südarmee könnte, wie Sachverständige behaupten, vor Ablauf von drei Wochen nicht wohl an der Donau sein, und dann wird Preußen den dreimalhunderttausend Kaiserlichen bei Wien eine gleiche Anzahl von Königlichen entgegenstellen. Gegen den „Sieger von Custozza" aber wird der Sieger von Königgrätz Rat wissen, und das übrige wird Herr Dreyse besorgen.

Sonnabend, 14. Juli. Früh hörte ich wieder die laute Stimme unsers Fritsche im Hofe und beeilte mich, von seiner Unterhaltung mit dem Nachbar Kohlgärtner zu profitieren. „Ja, diese Nacht sind sie gekommen, auf zwei Parten. Es sollen Lübecker sein und Hamburger, lauter alte Kerls, und was für Mützen! Mit

Schirmen wie die Kohlenschaufeln, und Gott, König und Vaterland darauf. Der Preuße muß jetzt schon das letzte zusammenkratzen, seit er neulich wieder ne Schlacht verloren hat." — „Welche denn?" — „Nun, die bei Kissingen, wo ihn die Bayern zurückgejagt haben." — „So, wissen Sie das so gewiß?" — „Steht in der Zeitung, und Beust ist auch in Paris und hat lange mit Napoleon zusammengesteckt. Ein paar schlaue Trabanten, nun kriegt der Preuße Sachsen gewiß nicht." — „So so, na na." — „Ja, und hast du schon die Nachrichten gelesen, die Geschichte von dem sächsischen Gardereiter, der jetzt in Dresden liegt? Das ist ein Kerl! Kommen da fünf preußische Dragoner auf ihn los. Reißt aber nicht aus, sondern haut und sticht um sich wie der Teufel, und das Pferd macht mit, beißt und schmeißt aus. Soll sich ergeben, thuts aber nicht. Kuchen! sagt er und haut und sticht weiter, und wie der Säbel entzwei geht, mit dem Karabiner, bis ein preußischer Kürassieroffizier kommt. Da ergiebt er sich. Der aber greift in die Tasche: Bist ein braver Soldat, hier hast du nen Thaler, trink einmal dafür." Die Geschichte wird vermutlich nicht ganz so gewesen sein, wie mein phantasievoller Morgenbote sie erzählt, aber man freut sich doch zu hören, daß unsre Leute sich wacker schlagen, und nur das verdrießt, daß es für keine bessere Sache geschieht. Nicht erfreulich klingen Berichte von dem Betragen sächsischer Jäger in Teplitz. Sie sollen sich dort höchst übermütig und händelsüchtig aufgeführt haben, und selbst Fritsche meinte: „Lieber hundertmal Preußen als Einquartierung wie unsre Völker, wenn sie jetzt zurück kämen, oder gar Bayern, die alles zerbrechen und zerschlagen."

Die „Lübecker und Hamburger" von heute morgen waren, als ich mir sie am Nachmittag näher betrachtete, preußische Landwehr mit roten Achselkappen, auf denen eine Zwölf, Leute aus der Gegend von Frankfurt an der Oder. Die Kohlenschaufeln an den Mützen vermochte ich nicht zu entdecken. Fritsche wird eine Vision gehabt haben. Gegen Abend rückte eine Abteilung mecklenburgischer Dragoner ein, tüchtige Leute und Pferde, die ganz danach aussehen, als ob sie ihre Schuldigkeit thun würden. Diese Nacht sollen in drei Zügen noch drei Bataillone großherzogliche Infanterie eintreffen. Bisher war die Einquartierung mehr eine Zierde der Stadt. Wenn diese Mecklenburger kommen und da bleiben, wird sie von vielen

als eine Last empfunden werden. Wir würden dann sieben Bataillone Infanterie hier haben, und schon jetzt sieht es auf manchen Straßen so bunt wie in Potsdam aus. Mir sollen sie keine Last sein. Wer nicht mitkämpfen kann für Preußens Panier, der soll sich freuen, wenigstens dafür steuern zu dürfen.

Auch sonst zeigt der Krieg der Stadt täglich ein ernsteres Gesicht. Weitere Transporte von Verwundeten, darunter heute abend einer von fast lauter Schwerblessierten. Drei Österreicher dabei, die in Betten gehüllt waren, fahl wie Leichen aussahen und wohl nicht wieder aufkommen werden. Einer, der einen furchtbaren Säbelhieb quer über den Kopf hatte, stöhnte laut, wenn der Wagen der Packträger, die ihn fortschafften, an ein Hindernis stieß. Einem andern, der wie tot auf dem Rücken lag, stand rötlicher Schaum vor den Lippen. Was mögen die Unglücklichen auf der langen Fahrt gelitten haben!

Auswärtige Angelegenheiten noch immer befriedigend. Brief von S. aus Berlin: man will und wird annektieren. Die Zurückwerfung der Preußen Mythengebilde gewesen, die Bayern überall zurückgetrieben, wenn auch nach respektabler Gegenwehr. Die Frankfurter Reichsarmee denkt nicht mehr an Vorgehen nach Norden, nur noch an Verteidigung der Mainlinie. Starker Exodus des Volkes Gottes aus der Bundesstadt nach der Schweiz und Frankreich. Deutet nicht auf besondres Vertrauen der Börse zu dem Genie des Prinzen Alexander und zu der Widerstandsfähigkeit des militärischen Mischmaschs, den er befehligt. Unser Heer im Osten dem Feinde immer noch dicht auf den Fersen. Preußen über Brünn hinaus, Spitzen der westlichen Kolonne, schweifende Husaren, vermutlich schon in Znaym, zehn oder zwölf Meilen nördlich von der Stadt mit der Hofburg. Selbst der alte Fritz ist niemals so tief nach Süden vorgedrungen, und schon zittert Wien vor einem Sturm unsrer Blauen auf seine Schanzen. Manifest Kaiserlich-Königlicher Majestät an die Ungarn, etwas kleinlaut, wie mich dünkt. Sollen sich der Väter erinnern, Moriamur pro rege nostro rufen. Schweigen aber bis jetzt fein stille und lassen die Geschicke sich erfüllen. Auch Napoleon macht im Moniteur eine freundliche Miene und läßt seine Franzosen wissen, daß „sein Verhältnis zum Preußenkönig immer das allerbeste gewesen sei.“ Geht das so fort,

so hat Preußen in sieben Wochen mehr erobert als 1763 nach sieben Jahren, und wir feiern dann wohl auch hier ein fröhliches Annexionsfest. Herrn von Beust aber wäre dann das Verdienst zuzuerkennen, durch seine Ränke einer der besten Verbündeten der unitarischen Idee gewesen zu sein, und wir hängen dann sein Bildnis an das eines gewissen koburg-gothaischen Geheimrats unmittelbar unter das des Grafen Bismarck, aber, um nicht zu Mißververständnissen Anlaß zu geben, verkehrt.

Sonntag, 15. Juli. Ander Wetter in Fritsches Ideenkreis. Woher, nicht zu erraten. „Lassen Sie uns nur erst Preußen werden — so hörte ich ihn diesen Vormittag unten mit seiner Trompeterstimme predigen —, Sie sollen sehen, alles wird dann gut. Zuerst werden sie uns freilich ein bischen mit den Militärgeschichten quälen. Aber Steuern kriegen wir nicht so viel, denn der Preuße weiß, daß wir jetzt nicht viel gehabt haben, und er darf uns den Unterschied nicht merken lassen.“ Ohne Zweifel ist Fritschens Robert, der fleißig in den Schenken der östlichen Dörfer verkehrt, als Barometer für die dort herrschende Stimmung anzusehen.

Die meisten Ortschaften vor dem Zeitzer Thore sind nach derselben Quelle jetzt mit mecklenburgischem Militär besetzt. Stötteritz hätte tausend Mann, was sicher übertrieben ist. „Lauter junge Kerle, hübsche, artige Leutchen; haben die ganze Nacht guten Jamaikarum getrunken und Karten gespielt“ — was dem Berichterstatter offenbar imponiert hatte.

Mittag kommt Vetter Schwarze aus Wurzen. „Nun, große Dinge inzwischen passiert, nicht?“ sage ich. — „Ja, das muß wahr sein, und mit den Kaiserlichen ists nichts, und mit unserm Alten wirds wohl aus sein. Mir ists recht, wenn wir preußisch werden, aber“ — „Was aber?“ — „Aber die Beamten — bei uns heißts überall, alles würde abgesetzt, wenn der Preuße das Land kriegte.“ Er dachte dabei an seinen Ältesten auf dem Gerichte. Ich berichtigte seine Vorstellungen und bat ihn, die Berichtigung zu Hause weiter zu geben, was er versprach.

Abends brachte ich den Vetter auf den Bahnhof, wo alles schwarz von Menschen war. Als ich auf dem Rückwege über den Plauenschen Platz ging, kam ein weiteres Bataillon vom zwölften Landwehrregiment von der Berliner Bahn die Gerbergasse herauf

getrommelt und gepfiffen. Ein ganz eigner altertümlich kriegerischer Klang, diese schrillen Pickelflöten, bei dem ich, Gott weiß, warum, immer an Spartaner denken muß, und bei dem das Wetterleuchten der Läufe und Bajonette über der dunkelblauen Kriegswolke doppelt grimmig flimmert. Auf der Magdeburger Bahn war den drei mecklenburgischen Infanteriebataillonen von gestern abend und voriger Nacht Artillerie gefolgt, die aber gleich den Dragonern nicht in die Stadt, sondern auf die Dörfer im Südwesten gelegt worden ist, sodaß wir in Leipzig selbst bis jetzt nur Preußen und nicht sieben, sondern nur fünf Bataillone sowie etwas Kavallerie, im ganzen ungefähr viertausend Mann Einquartierung haben.

Die Zahl der Verwundeten in unsern Spitälern ist ebenfalls gestiegen, es sollen deren gegen dreizehnhundert hier liegen. Als ich an den Bahnhöfen war, wurden mehrere Schwerblessierte in Siechkörben von Soldaten und Packträgern über die Promenade getragen. Einer hat, als er aus dem Waggon gehoben wurde, die Umstehenden flehentlich gebeten, ihm ein paar Eimer kaltes Wasser über den furchtbar geschwollnen Schenkel zu gießen, was auch — vielleicht nicht zu seinem Heil — geschehen ist. Einen andern haben sie als Leiche im Coupé gefunden. Immer düsterer zeigt auch uns Friedensmenschen der alte Kriegsgott sein Gesicht. Noch hat die Stadt seine Stimme nicht gehört. Werden auch wir sie noch vernehmen? Ich glaube nicht. Bei Wien und Frankfurt ists, wo die Geschicke Deutschlands entschieden werden.

Abends. Wieder ein größerer Sieg der Preußen, vielleicht ein entscheidender, telegraphiert, diesmal im Südwesten. Aschaffenburg genommen, Bayern, wie es scheint, vereinigt mit Österreichern und Darmstädtern zurückgetrieben, Bundestag mit Gänsefüßchen auf und davon gewatschelt nach Augsburg. Schwarzrotgelber Talisman also wirklich nichts gegen die Zündnadeln geholfen, und Reichsarmee wirklich die alte Reißausarmee. Sollte mich nicht wundern, wenn sie nun bald die Flinte ins Korn würfe.

Wie hat man sich zu hüten, nicht übermütig zu werden und den Tag vor dem Abende zu loben! Nur bei Trautenau, Auschwitz und Langensalza ein paar geringfügige, bald wieder gut gemachte Schlappen. Sonst Sieger und Sieger und immer wieder Sieger — in der That, unser Befreiungsheer scheint unwiderstehlich,

und selbst eine Niederlage an der Donau würde ihm schwerlich viel von der durch eine solche beispiellose Reihenfolge von glücklich geführten Schlägen geweckten Zuversicht nehmen können. Mit einer derartigen Niederlage ists aber wohl noch in weitem Felde. Das k. k. Kriegsministerium packt, um nach Pest, die Preßleitung packt, um nach Graz, andre Behörden packen, um nach andern Orten überzusiedeln, läßt sich die Augsburgerin von einem ihrer Preßjüdchen aus Wien schreiben, und wenn dieser kluge Politikus sich in seiner Angst unter anderm damit tröstet, daß Befehl gegeben sei, die im Wiener Arsenale lagernden Gewehre unverzüglich in Hinterladerbüchsen zu verwandeln, so weiß man wirklich nicht, was man mehr belächeln soll, den Wunderglauben an die Langmut der Preußen, die darauf warten müßten, oder die Vorstellung, daß ein k. k. Befehl das Mirakel zu stande bringen könnte, die Kuhfüße im Arsenal im Handumdrehen zu Schießzeug zu machen, das dem preußischen ebenbürtig wäre. Indes darf man dergleichen den Wienern nicht zu hoch anrechnen. Ists doch das Volk der Stadt Groß-Abdera, aus der vor ein paar Jahren das ebenso erhabne als erheiternde Wort erklang: „Ich finde, das Defizit hat aufzuhören."

Montag, 16. Juli. Hans brachte heute das Gerücht mit aus der Stadt, daß die ganze Reichsarmee bei Aschaffenburg geschlagen worden und in eiliger Flucht nach Schwaben hinauf begriffen sei. Verlust an Menschen und Kanonen ungeheuer. Aschaffenburg niedergebrannt. Wohl Übertreibung.

Nachmittags marschierte unser Gardebataillon die Straße nach Dresden hinaus. Man sagt, nach Taucha, und um Platz zu machen für noch ein Bataillon Landwehr. Ich bin überzeugt, daß ihnen kein Tadel oder Vorwurf folgt, und daß viele den scheidenden Kriegern eine freundliche Erinnerung bewahren werden.

Unter der Landwehr vom zwölften Regiment sind Propheten. Einer der Leute — er war aus Ortrand — weissagte heute meinem Cigarrenmanne. „Sechse für zwei Silbergroschen. Wollte sagen, Neugroschen. Schadet aber nichts; denn in ein paar Monaten heißts hier in Sachsen auch Silbergroschen." — „Da werden Sie Recht haben," erwiderte der Kaufmann. „Wenigstens haben andre von Ihrem Regiment in ähnlichen Dingen die Wahrheit prophezeit. Es sind Tuchmacher aus Lübben — fuhr er, zu mir gewandt, fort —

die bei mir zur Messe wohnen. Letzte Ostern sagten sie, geben Sie acht, Herr Schuhmann, diesen Sommer noch kommen wir wieder nach Leipzig, aber in zweierlei Tuch mit blanken Knöpfen, und richtig, da sind sie jetzt in der blauen Jacke mit rotem Kragen.“

Bezeichnender Unterschied zwischen der preußischen und der österreichischen Armee. Wie hier Soldaten als alte Bekannte kamen, so neulich in Stettin oder Küstin ein paar kaiserliche Weißröcke. Die Differenz war nur, daß sich jene als Eroberer, diese als Gefangne präsentierten, und daß jene eigentlich ehrbare Tuchweber, diese — die Geschichte unserm Sch. von seinem Bruder geschrieben — ihrem bürgerlichen Berufe nach fahrende Leute, Bärenführer waren.

Das in diesen Tagen verbreitete Gerücht, die Preußen bereiteten eine Beschießung des Königsteins vor, bestätigt sich nicht — glücklicherweise! Das Grüne Gewölbe fort, und nun auch noch die Festung in Ruinen geschossen, das wäre zu viel Herzeleid für unsre Spießbürger zwischen Feldschlößchen und Kammerdieners. Es fehlte dann nur noch, daß man das große Vogelschießen verböte.

Abends durch Zeitungsfenster in die Welt hinausgesehen, und überall im Westen und Südosten die Sterne Preußens hellleuchtend und in günstiger Konstellation. In Mähren die blauen Musketiere, Husaren und Kanonen in raschem Vordringen, ein Trupp schon im Oberösterreichischen. Die Kaiserin von einem Bittgang zu den Ungarn unverrichteter Sache nach Wien zurück. Wills noch einmal versuchen, vermutlich à la Maria Theresia mit den Kinderchen an der Hand. Die gehoffte Insurrektion der getreuen Magyaren soll Görgey kommandieren. Wie weit es doch mit dem alten stolzen Hause Habsburg gekommen ist seit Olmütz, seit dem Fürstentage von Dreiundsechzig! Hochgebietend, hochstrebend dem Ziele nahe, dann widerwillig von Bismarck ins Schlepptau genommen und gelöst von altherkömmlicher Verbindung, gebückt in den Bund zurückgekehrt und mit ihm niedergeworfen. Zuletzt bitten gegangen bei Napoleon, bei den mißhandelten Ungarn, bei Görgey, dem Rebellengeneral, und alles nichts geholfen. Der große Beust in Paris ohne Erfolg abgefahren. Die Italiener setzen den Krieg fort. Der eine Flügel der Reichsarmee zersprengt, jedenfalls gründlich geschlagen. Fürwahr, selbst der Ungenügsamste könnte vom Schicksale nicht mehr verlangen. Ich wage es aber auf alle Gefahr hin und

wünsche, daß das preußische Volk den festen Willen und Entschluß kundgebe, was es mit seinem Blut erobert hat, wenigstens soweit es nördlich vom Main gelegen ist, zu behalten. Mit dem alten Nationalvereinsprogramm ist uns nicht gedient, und die Führer des Vereins sind unzweifelhaft charmante Volksversammlungspräsidenten, scheinen aber nicht zu begreifen, daß die Dinge nach einem Kriege anders angesehen sein wollen, als vor einem solchen. Oder stellen sich die Herren von der ewigen und unausbleiblichen Resolution etwa vor, daß die Helden von Nachod und Trautenau, Gitschin und Königgrätz gestorben sein sollen für ihre juristische Fiktion, für den halbschürigen Bundesstaat, wo die faule Welfenwirtschaft, der ganze Haß gegen die wahre deutsche Einheit und das ganze Ränkespiel von Beust und Genossen gegen Preußen konserviert wäre? Es giebt keinen „berechtigten Partikularismus,“ und die preußischen Zeitungen sollten es sich beizeiten angelegen sein lassen, dieser Täuschung wie andern Hirngespinsten unsrer liberalen Doktrinäre ein Ende zu machen und der Regierung, wenn sie, wie zu erwarten ist, bis zur Grenze des Möglichen annektieren will, aus dem Volke ein lautes millionenstimmiges „So sei es!“ zu schaffen.

Dienstag, 17. Juli. Gestern wieder eine Anzahl Leicht- und Schwerverwundete angekommen, aber nur, um auf der Bahn nach Weißenfels weiter zu gehn. Die Stadt wimmelt von Uniformen, namentlich auch von mecklenburgischen, von Gardisten, Jägern, Artilleristen und Dragonern. Auch die Vorstädte haben jetzt großenteils Einquartierung, und in Reudnitz ist preußische Garde eingerückt. Das Volk häufiger mit den Mecklenburgern im Verkehr und Gespräch gesehen als mit den Preußen — sicher nicht bloß, weil sie was Neues sind.

Draußen wieder ein glückliches Gefecht der Pickelhauben mit den Kaiserlichen und den Sachsen bei Olmütz und sechzehn Geschütze erbeutet. Wie uns die letzten Tage verwöhnt haben, daß wir darin nichts Besondres sehen! Die Österreicher setzen ihre Retirade in Mähren fort, sie sollen nach Preßburg wollen. Wenn das so weiter geht, haben wir sie in acht Tagen in Peterwardein unten und vor Ende des Monats in der Türkei. Endlich hat sich Prinz Alexander Amalgam wirklich bei unsern Leuten Schläge geholt und

sogar zweimal: bei Laufach der Angriff von seiten der darmhessischen Division und die Hiebe von der Brigade Wrangel, bei Aschaffenburg ein österreichisch-kurhessisch-bayrisches Trifolium von den Zündnadeln zerstört, fünfzehnhundert Weißröcke gefangen, ein kaiserlicher General, der dies durch sein Genie dem rasch vordringenden Vogel v. Falckenstein ermöglicht hat. Die Königliche Hoheit von Darmstadt nach München echappiert, natürlich die Schatulle in der Kutsche. Was das läuft! Nächstens wird auch der nassauische Großrittergutsbesitzer von unsern Blauen depossediert sein, und morgen hoffe ich die Freude zu erleben, daß Frankfurt preußische Garnison zu begrüßen hat. In der That, unsre Sache schreitet mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, soviel Tage, soviel Siege! Ceterum censeo: es muß soviel als irgend möglich annektiert werden.

Mittwoch, 18. Juli. Früh einen Gang nach Connewitz gemacht, wo eine mecklenburgische Batterie exerzierte. Prächtige Pferde vor den Geschützen, die Kanoniere wie die ganze Infanterie in Mützen ausgerückt, die Trainsoldaten tragen wollene Blusen, alles sehr praktisch und solid. Es heißt, wenn unser Reservekorps, zu dem gestern noch zwei Bataillone Garde gestoßen sein sollen, wozu heute noch eins erwartet wird, vollzählig wäre, so würde es nach Süden aufbrechen, um über Hof einen Stoß ins Herz von Franken zu thun, wohin sich schon von Hildburghausen aus preußische Truppen in Bewegung zu setzen anfingen. Wie traurig bist du zerstoben, hellblaues Bayernphantom unsrer Volksmythe!

Telegraph heute nur das eine von Interesse gebracht, daß die k. k. Südarmee mit einem ihrer Korps im Anzuge auf Wien, daß aber Cialdini eifrig dabei sei, dem Reste den Weg zu verlegen. Zu der Nachricht, daß Frankfurt von den Preußen besetzt worden ist, sagt man jetzt nur noch: Gesegnete Mahlzeit!

Sechste Woche

Donnerstag, 19. Juli. Die neu eingetroffnen Pommern vom 9. Linienregiment sind wieder zur größern Hälfte Leute von auffallend langer und kräftiger Statur. Ob solchen Riesen immer eine besonders gutartige und sanfte Gemütsart innewohnt, weiß ich

nicht zu sagen. Nach diesen zu urteilen, müßte es die Regel sein. Wie dankbar und wie bescheiden und anspruchslos betrugen sich die beiden hochgewachsenen Zündnadelmänner, die wir gestern als Einquartierung erhielten, für jede Aufmerksamkeit, die ihnen erwiesen wurde, und welche manierliche, fast möchte ich sagen, vornehme Haltung zeigten sie den Hausgenossen gegenüber, obwohl der eine nur ein Schuhmacher aus einer Kleinstadt, der andre ein Bauerssohn war, und dasselbe Lob hörte ich auch von andern Quartiergebern den ihnen Zugeteilten geben. Nirgends scheinen ungebührliche Zumutungen, Dreistigkeiten, Aufschneidereien und Windbeuteleien vorgekommen zu sein, wie sie der Volksglaube sich bis auf den Krieg mit dem Auftreten jedes Preußen gegen Nichtpreußen ewig und unteilbar verbunden vorstellte. Wir tranken selbstverständlich mit ihnen ein rechtschaffnes Glas Wein auf die siegreiche Armee und ihren König.

Am Vormittag drunten im Hofe wieder das Kriegsgerücht bei der Arbeit. Der Brotmann erzählte dem Sandmann: Die Preußen sind von den Österreichern und Sachsen geschlagen und in eiliger Flucht nach Prag. Dem Prinzen Friedrich Karl haben sie den Arm abgeschossen — natürlich war der gute Zieler ein sächsischer Kanonier. Ein dritter Mann aus dem Volke kommt dazu und bestätigt die Sache, als ob er dabei zugesehen hätte. Gestern hätte auf dem Königstein den ganzen Tag eine große weiß und grüne Flagge geweht, auch hätte es in der Zeitung gestanden. Ich bin überzeugt, daß derartige Fabeln zum guten Teile von Dresden her und von hiesigen Anhängern der alten Wirtschaft absichtlich erfunden und unter die Menge gestreut sind, um deren Bewundrung des preußischen Siegeslaufes zu schwächen und die damit verbundne Einkehr in vernünftiges politisches Denken möglichst zu hindern.

Nachmittags der Augustusplatz ein recht buntes und vielbewegtes militärisches Bild. Um alle Ecken kommt es getrommelt und gepfiffen: Landwehr in Käppis, Linie in Pickelhauben, Mecklenburger in Mützen. Aus der Grimmischen Straße bewegt sich ein neu eingetroffnes pommersches Bataillon nach der Post hin, vom Roßplatze her bringen Landwehrleute einen Transport geheilter Verwundeter von den Kaiserlichen als Gefangne nach der Eisenbahn, überall auf den Gassen blaues, rotes und weißes Tuch, allenthalben

hört man in der Ferne dumpfes Trommeln, und wo man es nicht hört, glaubt man es zu hören.

Zeitungsnachrichten auch heute gut. Die Preußen in Lundenburg und Stockerau. In der Hofburg ist das Barometer so weit herunter, daß man von Volksbewaffnung spricht — ein Plan, zu dessen Ausführung die Apostolische Majestät Herrn Kolb von der Neuen Frankfurterin kommen lassen könnte, der seit Jahren darauf gedrungen hat, und der jetzt von den Preußen unfreiwilligen Urlaub erhalten haben wird. Von den Badnern ist es ganz still geworden, von der Streitmacht des Königs am Nesenbach verlautet auch nichts mehr, von den Nassauern nur, daß ihr Herzog sich wie der Darmstädter rechtzeitig ins Trockne gebracht hat, man sagt, vorläufig nach Mannheim. Wenn wir Friedrich von Schleswig-Holstein mitrechnen dürften, so hätten wir schon ein halbes Dutzend unsrer angestammten Landesväter durch den Krieg eingebüßt, und wenn Wittelsbach und Schwaben sich nicht sputen, Frieden zu machen, so werden sie ebenfalls ans Einpacken ihrer Koffer denken müssen. Ihre Hoffnung in Paris läßt sie gegen das Sprichwort zu Schanden werden. Der Moniteur sagt jetzt mit dürren Worten, der Kaiser hätte weder je an bewaffnete Vermittlung im Streite zwischen Österreich und Preußen, noch daran gedacht, Italien zum Abschlusse eines Waffenstillstands ohne Preußens Einwilligung zu nötigen, und der Staatsanzeiger bringt jetzt den Paragraphen des Vertrags zwischen dem Berliner und dem Florentiner Kabinett, worin sich die beiden Regierungen verpflichten, einseitig weder einen Waffenstillstand noch Frieden zu schließen. Das Unifikationswerk wird also fortgehen, es wäre denn, daß sich die österreichische Landwehr, die sie jetzt in Wien zu bilden im Sinne haben, dazwischen stellte. Dann wirds bedenklich.

Freitag, 20. Juli. Früh zwischen vier und fünf Uhr großes Trommeln und Blasen auf den Straßen. Unsre Einquartierung geht fort, desgleichen ein beträchtlicher Teil der übrigen hier liegenden Truppen. Das 9. pommersche Regiment marschierte zuerst aus, dann folgten lange Züge andrer Preußen und ein Bataillon Mecklenburger. Auch von den Orten der Umgegend soll heute das Militär aufgebrochen sein. Alles hätte, wie Hans versichert, die Helme zurückgelassen und wäre nur in Mützen aus-

gerückt. Die Truppen, die ich bei uns vorüberziehen sah, waren durchgehends in bester Stimmung. Die Garde sang das Preußenlied, andre Bataillone andre patriotische Gesänge. Sie zogen sämtlich auf den Thonberg zu, wohin weiter, war früh nicht mit Sicherheit zu erfahren, unsre Einquartierung wollte wissen, nach Glogau, andre behaupteten nach Grimma, ein Hauptmann hatte verlauten lassen, nach Hof, was mir das glaublichste zu sein scheint, obwohl der nächste Weg dahin nicht die Chaussee nach Grimma, sondern die Bayrische Eisenbahn ist.

Die Stimmung im hiesigen Volke, ein stetes Auf und Nieder, scheint wieder einmal stark herunter zu sein. Das Bayerngespenst ist jetzt wohl zu weit unter den südlichen Horizont verscheucht, um selbst unsern Visionären noch sichtbar zu sein. Der große Sieg der Sachsen und Österreicher über die Preußen, der gestern zum drittenmale seit Königgrätz hatte trösten sollen, ist auch spurlos verraucht. „Mein Sohn schreibt mir," sagt Schuhmacher Brehme soeben, „daß er schon dreimal mit dabei gewesen ist, und allemal hätten sie verlieren müssen. Es wäre Zeit, daß man sie heimgehen ließe." Die Köchin aber ist jetzt zu der Ansicht gelangt, daß ihr Granatkanonier am besten versorgt wäre, wenn er gefangen genommen würde — eine Meinung, die unser guter altmodischer Hausdoktor, vor drei Wochen ziemlich loyal, wenn auch mit Phlegma, jetzt stark preußisch, auf die gesamte sächsische Arme ausdehnen möchte.

Abends erfahren, daß gestern noch verschiedne Bataillone, darunter ein altenburgisches, von Erfurt hier angekommen und durchgerückt, und daß sie ebenso wie die heute morgen abmarschierten Truppen zunächst nach Zwickau, dann nach Hof oder Eger bestimmt sind.

Im Süden ist nun spätestens in kommender Woche eine neue große Schlacht zu erwarten. Wenn unsre Preußen siegen, wird sie die letzte dieses Krieges sein. Der neue Oberbefehlshaber der Österreicher und ihres sächsischen Appendixes, Erzherzog Albrecht, hat einen Tagesbefehl an das alliierte Heer erlassen, der nichts gelernt und nur die Logik vergessen hat. Die Soldaten sollen „mit heißem Verlangen, ein unverdientes Mißgeschick zu rächen, sich nach der Gelegenheit sehnen, dem Übermute des Feindes ein

Ende zu machen.“ Phrasen! Die Preußen sind eher alles andre als übermütig, und die Sehnsucht der Armee, sicherlich die der sächsischen, geht schwerlich auf Rache, sondern aller Wahrscheinlichkeit zufolge nach Hause. „Laßt uns unerschütterlich vertrauen auf Gott, der die gerechte Sache beschützt.“ Wie herkömmlich. „Auf unsre Monarchen, die von uns die Wahrung der Wohlfahrt ihrer Völker erwarten.“ Wirklich nichts weiter? Und was heißt hier Wohlfahrt? „Laßt uns vertrauen auf die eigne Kraft, die sich mit jeder neuen Aufgabe neu belebt.“ Dachte sich die Kaiserliche Hoheit hierbei wirklich etwas? Uns Laien in der Ferne scheint, Vertrauen auf die Florisdorfer Schanzen wäre solider, als Vertrauen auf die Kraft, die sich hinter Nachod bei Skalitz, hinter Trautenau bei Königinhof, hinter Podol bei Münchengrätz, hinter Münchengrätz bei Gitschin und nach allen diesen Niederlagen noch einmal bei Königgrätz neu belebte, aber immer nur, um sofort wieder in Ohnmacht zu fallen. Zum Schlusse sollen die Truppen „getrost zum Entscheidungskampfe schreiten mit dem alten Ruf: Es lebe der Kaiser!“ Das ist doch einmal Farbe bekannt nach so vielen Phrasen. Daß Franz Joseph der Kaiser von heute bleibt, der unter der Hand Deutschland beherrscht und benutzt, dafür kämpft auch ihr Sachsen in der Meinung der Österreicher. Weiter hat es keinen Zweck. Wir hier in Leipzig danken für gütige Belehrung, nur war sie für uns eigentlich nicht vonnöten.

Sonnabend, 21. Juli. Man bereitet für nächsten Dienstag ein großartiges Konzert im Schützenhause vor, bei dem Theaterkapelle und Gewandhausorchester mitwirken werden, um die Kasse zu füllen, die in den Schoß der Verwaltung der internationalen Lazarette Leipzigs geleert werden soll. Andre Musikchöre haben sich schon anderwärts für ähnliche Zwecke hören lassen. Lobenswert von ihnen. Aber daß schon solche Zugmittel nötig sind! Wie weit haben wir Deutschen noch bis zu den Amerikanern? Auch das zeigt den Unterschied zwischen Großstaat und Kleinstaat. Das Gewaltigste geschieht hier wie dort, aber die Aufopferung geht dort auf Flügeln, hier auf Krücken ans Werk. Kleinstädtisch bedarf der Mensch im Kleinstaat, gewöhnt, alles kleinlich aufzufassen, nach wenigen Wochen schon Unterstützung seiner Freigebigkeit durch Gemütlichkeiten, die mit dem großen Leben nichts zu schaffen haben,

durch Konzerte, Kegelschubkassen, Sammlungen bei den letzten Gläsern fröhlicher Kindtaufschmäuse u. dergl.

Man sammelt auch für die Familien unsrer sächsischen Einberufnen, und wir könnten uns freuen, daß hier ziemlich reiche Spenden einlaufen, wenn nur bei den Aufrufen und Rechenschaftsberichten dem Sammler nicht bisweilen das lange Ohr des spezifisch sächsischen Patriotismus aus dem Mantel der Mildthätigkeit herausführe.

In den Zeitungen diesen Nachmittag nichts Neues von ungewöhnlichem Interesse, als daß der linke Flügel der Preußen vor Wien am Ufer der March auf Preßburg hin operiert, daß Herwarth von Bittenfeld, selbst Wiener Nachrichten zufolge, hart an der Donau bei Tuln steht, und daß von der Mülbe mit einem starken Korps über Budweis auf Linz marschiert. Der Kampf an der Donau würde demzufolge ungefähr auf ebenso weitgestreckter Linie entbrennen wie vor drei Wochen die ersten Kriegsfeuer in Böhmen.

Das sächsische Hilfskorps der Hofburg ist seit einigen Tagen in Wien und lagert teils auf der Schmelz, teils im Prater. Nach der Augsburgerin wären die Leute in „einer fast übermütigen Laune“ angekommen. Das Papier ist darüber nicht rot geworden, und so wird es wohl wahr sein. Dann aber war es ohne Zweifel der ungewohnte österreichische Wein, der den Übermut zu wege brachte. Ein kleines Heer, das binnen sechs Tagen bei aller Tapferkeit sechsmal geschlagen worden und in einem Feldzuge von nicht ganz sechs Wochen von achtundzwanzigtausend auf zwanzigtausend Mann herunter gekommen ist, pflegt nüchternen Mutes nicht an maßlos guter Laune zu leiden.

Italien bleibt treu, aber langsam und, wie mir vorkommt, recht schwächlich. Nutzte uns mit seiner großen Armee bis jetzt kaum mehr als den Kaiserlichen der Soldatenlärm des Bundesrumpfs im Südwesten. Vielleicht wirds nun besser. Die Landarmee scheint sich teilweise an die Belagerung Mantuas zu machen, teilweise den Siegern von Custozza den Abmarsch nach den nördlichern Provinzen des Hauses Habsburg versperren zu wollen. Auch die Flotte ist endlich in Bewegung gekommen, und zwar ist es auf die Besitznahme der Insel Lissa abgesehen, was auf einen Plan zur Landung von Truppen in Dalmatien oder Kroatien schließen läßt.

Abends spät noch neue Friedensnachrichten. Es wäre gut, wenn man auch von unserm Standpunkte sagen könnte: Friedenshoffnungen. Nach dem Moniteur hat die österreichische Regierung in Paris angezeigt, daß sie den Vorschlag Preußens, sich fünf Tage lang jeder Feindseligkeit zu enthalten, annehme, und daß sie in dieser Zeit die Gutheißung oder Verwerfung der Friedenspräliminarien von ihrer Seite mitteilen werde. Hier scheint die Depesche sich nicht genau auszudrücken. Waffenstillstand ohne vorläufige Zustimmung zu den Hauptforderungen des Siegers galt bisher für unmöglich. Übrigens Annehmen oder Ablehnen — für beide Fälle ist, meine ich, gesorgt. Wird angenommen, so dürfen wir uns hier in Sachsen damit trösten, daß die preußische Diplomatie, die dann den Frieden zu vollenden hat, nicht in den Händen eines Hardenberg, sondern in denen eines Bismarck liegt, der gewiß nicht zu wenig fordern und zu viel nachlassen wird. Wird abgelehnt, so werden das gute Auge Moltkes und die Erfindung Dreyses weiter ihre Schuldigkeit gegen den zweiköpfigen Adler an der Wiener Vogelstange thun, und wir Unitarirer werden dann noch viel weniger zu fürchten haben, daß unsre Hoffnungen nur zur kleinern Hälfte erfüllt werden.

Sonntag, 22. Juli. Nachmittags in der Stadt. Es waren für heute wieder Truppen angesagt, und man sprach von dreitausend Mann. Gegen vier Uhr war davon in den südlichen Teilen Leipzigs nichts zu sehen, man traf überhaupt nur auf wenig Soldaten, die meist dem zweiten Landwehr- und dem zwölften Infanterieregiment angehörten. Dagegen war der ganze Plauensche Platz blau von preußischen Uniformen und metallen von Helm- und Bajonettspitzen. Es waren etwa tausend Mann vom sechsundzwanzigsten Regiment, und das siebenundzwanzigste sowie das sechsundsechzigste sind ebenfalls schon angelangt. Ich höre von einem Unteroffizier, daß sie auf eine Depesche warten, die entscheiden soll, ob sie vorläufig bleiben oder sofort nach Dresden weitergehn. Später sehe ich, daß sie geblieben sind, und so hätten wir denn heute wieder fünf Bataillone Infanterie, vier Zündnadel- und ein Miniébataillon, als Garnison.

Auf der Börsenhalle Depesche aus Paris, von gestern und „aus sicherster Quelle." Österreich willigt ein, aus dem Deutschen

Bunde zu scheiden und eine Neubildung des Bundes ohne seine Teilnahme anzuerkennen. Nun das wäre doch etwas; es muß aber besser kommen, wenn es uns gefallen soll. Mit der Neubildung des Bundes können wir warten, auch mit dem Parlament eilt es wenigstens mir nicht. Vorher, dünkt mich, muß mit gewissen Trümmern aufgeräumt, die Landkarte neu geordnet werden, worein das Parlament nichts zu reden hat. Oder soll sich die dumme Phrase vom Selbstbestimmungsrechte des Volkes auch hier wieder breit machen dürfen? Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, fast ganz Darmhessen, desgleichen Nassau, Frankfurt, Meiningen und ein Stück von Nordbayern, endlich das Königreich Sachsen sind in dem gerechtesten aller Kriege von Preußen erobert worden. Werden Bismarck und König Wilhelm alles das oder auch nur einen erheblichen Teil davon aus Gründen des Gefühls, aus Großmut, aus Hochachtung vor den Bürgermeisterperücken, die jetzt vom Schlachtensturm in den Staub der Straße geweht sind, aus Respekt vor der Bundesstaatsdoktrin des Nationalvereins, oder um die immer wieder annoncierte Ware der moralischen Eroberungen dafür einzutauschen, wieder herausgeben? Freiwillig? Der große Friedrich würde sich im Grabe umdrehen. Nur gezwungen also, mit Hilfe Napoleons gezwungen. Aber Napoleon hat schwerlich Interesse daran, den norddeutschen Mittelstaaten das Leben zu erhalten, und hätte er eins, so ginge ihm sicher nichts über gutes Einvernehmen mit Preußen. Daher erneutes Ceterum censeo: annektieren, was in Nord- und Mitteldeutschland sich „bundestreu“ erwiesen hat. Kann man Nassau, das nördliche Darmhessen und Frankfurt sowie Ansbach und Baireuth, die alten hohenzollernschen Lande, dazu haben,*) desto besser. Preußen hat lange genug gesät, es muß einmal ernten, um wieder säen zu können.

Was ich mir als erste Maßregel der Sieger in Frankfurt erwartete, ist eingetreten. Sechs plus fünfundzwanzig Millionen Gulden Beisteuer zum Kriege der Stadt auferlegt, das Wörtchen „frei“ vor ihr bis auf weiteres kassiert. Vae victis! sagte Herr

*) Aus den vorhergehenden Teilen dieses Werks ist bekannt, daß Bismarck an diese, sowie überhaupt an Teilungen niemals gedacht, vielmehr davon abgeraten hat.

von Varnbüler. Hätte nur gemeint, zehn plus zwanzig Millionen wären eine rundere Summe. Sonst finde ich die Kontribution in Anbetracht des vielen Fettes, das Frankfurt sich in dem bisherigen Bundessumpf angemästet hat, nicht unbillig. Die preußische Mainarmee schon zum größern Teil südlich von dort — ohne Ruhe und Rast frißt und arbeitet sich das Verderben tiefer hinunter in das Land der „Krischer“ an Mittelrhein und Neckar, und die „Weinknochen“ halten es nicht auf. Reichsarmee von neuem ins Ungewisse verschwunden. Ruht vermutlich irgendwo in einem idyllischen Thale von ihren Thaten aus. Daß man doch mit dieser südwestlichen Ecke und ihrem wahnwitzigen Dünkel nicht eher Frieden schlösse, als bis sie all ihr Schießzeug, Kanonen, Musketen und Pistolen nach Berlin abgeliefert habe, und die Fahnen und Standarten gleichermaßen. Nur eine sehr eindringliche Lektion wird hier wirken, nur ein Teufel treibt den andern aus. Die Franken sind wackre Leute, die Kurhessen nur durch Mißgeschick in schlechte Gesellschaft geraten, die meisten Nassauer sähen ihren Herzog lieber bei dem preußischen Heere und vermutlich noch lieber auf einer preußischen Festung, auch die Badner sollten — „um etlicher Gerechten willen“ — nach Möglichkeit geschont werden. Die übrigen, vorzüglich die „Deutschesten der Deutschen“ im Schwabenlande, dahin, wohin sie gehören, sub jugum, eine mächtige Geldstrafe wegen Mißbrauchs von Schießgewehr und unbefugter Ausübung von Regierungshandlungen in Hohenzollern, Quos ego und dann ihrem Nachdenken überlassen.

(Spätere Randglosse. Ei ei, was für hitzige und grobe Phantasien! Der politisch Denkende ist nicht rachsüchtig. Er straft nicht, sondern betreibt seinen Vorteil, und der besteht hier nicht darin, daß man Deutsche durch Deutsche mißhandeln und schänden läßt.)

Die Herren Italiener gefallen mir als Soldaten immer weniger. Sie scheinen nur da zu sein, um sich von den Kaiserlichen schlagen zu lassen, um durch ihre Niederlagen unsre Siege wenigstens in ihren moralischen Wirkungen zu schwächen. Es kommt aus Wien, wenn ein Telegramm meldet, daß die italienische Flotte bei Lissa von der schwächern österreichischen geschlagen und verjagt worden sei, und wenn es sich offiziell nennt, so brauchte es deshalb doch nicht wahr zu sein, wenn es nicht so viele Details enthielte. Es

wird daher im wesentlichen richtig sein, und wir sind um eine Illusion ärmer. Wir dachten bis jetzt, unsre Alliierten leisteten wenigstens zur See mehr als ihre Gegner. Ärgerlich, aber um so glorreicher, wenn Preußen so den Kampf mit Österreich und ganz Süddeutschland fast so gut wie allein bestanden haben wird.

Montag, 23. Juli. In Ermangelung von Lust zu besserm vergegenwärtigte ich mir heute morgen durch Zeichnung einer Karte die Gestalt, die Preußen im Frieden gewinnen sollte und wahrscheinlich gewinnen wird, wenn es seine militärischen Eroberungen diplomatisch gut verteidigt. Es ist nicht allzuviel, und die Taille bleibt an einigen Stellen, z. B. zwischen dem Striche, wo Preußen an das südliche Mecklenburg grenzt, und der Grenze bei Zeitz und Naumburg, dünn genug. Aber es ist doch ein schöner Fortschritt, und namentlich thut dem Auge die stattliche Breite zwischen der Königsau und dem untern Maine wohl, wo ich mir die Grenzlinie von Mainz über Frankfurt (mit Annexion beider Städte) gezogen und dann etwas südlich über Hanau, darauf von Fulda, zuletzt von Meiningen auf Suhl zu strebend denke. Wie ein nach Mehr ausgestreckter Arm ungefähr sieht Baireuth und Ansbach aus, das sich schmal an das sächsisch gewesene Vogtland anschließt und fast bis nach Heilbronn und Ingolstadt hinabreicht. Die vielen und zum Teil nicht kleinen Enklaven im Norden stören etwas und lassen volles Behagen nicht aufkommen, müssen aber ehrlich und im Bewußtsein ihrer Unschädlichkeit ertragen werden.

Hm, da hielt ich meine Karte schon für ein Bild der Wirklichkeit. Wie doch auch in ruhigen Gemütern der deutsche Sanguiniker und Träumer steckt, und wie herb oft sein Erwachen ist, wenn er am schönsten geträumt hat! Ich war kaum fertig mit meiner Zeichnung, als Sch. hereinkam, augenscheinlich aufgeregt, verdrießlich, entrüstet. „Da schlag eins doch ein Rad!" begann er. „Nichts sollen sie haben für all das Blut und all den Sieg als das langweilige Schleswig-Holstein oben, das sie schon besitzen, und eine Verbindung zwischen ihren östlichen und westlichen Landesteilen, etwa das Göttingische und ein Stück Hessen. Von allem übrigen nicht die Rede, am wenigsten von Sachsen. Sie, liebster Freund, kriegen die ganze alte Wirtschaft wieder, daneben eine Art von norddeutschem Bundesstaat mit großem Redeübungsverein, der sich

Parlament nennen wird. Die Italiener, die etwa so viel wie nichts geleistet, die nichts als zwei Niederlagen erlitten haben, bekommen, was sie begehren, wir (Fritz Sch. ist geborner Preuße) nicht den vierten Teil dessen, was wir brauchen und sauer verdient haben. Es ist zum Auswachsen."

Ich tröstete den betrübten Mann, obschon mir selber nicht wohl zu Mute war. Woher er das alles wisse? — „Soll in der Provinzialkorrespondenz stehen." — Das wäre schlimm genug, doch könnte ichs noch nicht recht glauben, es wäre doch fast undenkbar nach alledem, was vorgegangen ist.

Da kam ein Packträger, der uns eine neue Extrabeilage der Brockhausischen anbot, und das erste, worauf meine Augen fallen, ist die Pariser Depesche: „Ein Anschlag an der Börse besagt, Österreich hat die Friedenspräliminarien angenommen." Jetzt begann auch ich zu glauben, was Sch. so sehr verstimmt hatte. Es scheint aus zu sein mit einem großen Teil unsrer Hoffnungen, wenn nicht noch eine günstigere Wendung eintritt. Das einzige Erfreuliche an der ganzen Extrabeilage war eine Nachricht aus Leer: „In den bedeutendern Städten und den meisten Landbezirken Ostfrieslands werden Adressen für Vereinigung mit Preußen vorbereitet." Wenn das weiter um sich griffe! Bei uns in Sachsen ist leider daran nicht wohl zu denken.

Ein Stück aus der Ehre des sächsischen Volkes!

Dienstag, 24. Juli. Früh bringt der Doktor die Nachricht: in Chemnitz großer Aufstand der Arbeiter und Abmarsch eines Teils der Leipziger Garnison dahin. Denke, es wird nicht so schlimm sein, und man wird die aufsässige Masse bald zu Paaren treiben und gehörig abstrafen.

Um zwei Uhr ging ein Zug mit grünen Anhaltinern, die während der Fahrt „Vivat Preußen" gerufen haben sollen, von der Magdeburger oder Berliner über die Verbindungsbahn nach der Bayrischen und bald darauf nach Süden ab. Schon vorige Nacht sollen, wie es heißt, tausend Mann davon durchpassiert sein. Glückliche Leute, wenn es in Bayern noch zu kämpfen gilt! Denn schon gestern wurde gemeldet, daß die südstaatlichen Minister sich in München zusammengesetzt hätten, sehr wahrscheinlich, um zu beraten, wie auf anständige Weise und mit möglichst wenig Schaden und Einbuße von Preußen Frieden zu erlangen sei. Morgenstern von Bamberg, wo bist du hin versunken?

Abends erfuhr man, daß in Chemnitz allerdings Unruhen stattgefunden haben, aber nicht aus politischen Gründen. Militär wäre keins dahin abgegangen, dagegen das vorgestern hier eingetroffne Bataillon der Sechsundzwanziger nach Dresden.

Sehr erfreut wird namentlich unsre Kaufleute die Aufhebung der von militärischer Seite angeordneten Beschränkung des Postverkehrs haben, die heute bekannt wird. Wir können die Wiener und Frankfurter Zeitungen wieder haben, die letztern freilich nur soweit sie noch existieren, und die bisherige obligatorische dreitägige Lagerungsfrist aller nach Feindesland, insbesondre nach Österreich gerichteten Briefe ist beseitigt. Auch die Sperrung gewisser Routen für den Postbetrieb wird nun wohl bald ein Ende nehmen, und so alles allgemach in das alte bequeme Geleis zurückkehren. Alles? Ich meine den Postverkehr. Daß das andre nicht dahin zurückkehrt, wird — ich war gestern wohl kleinmütiger als zu rechtfertigen — der Himmel verhüten und der Graf Bismarck.

Zuletzt noch die angenehme Notiz, daß unser Reservekorps in Hof angelangt ist und dort etwa sechzig Bayern gefangen genommen hat. Werden sich beim Seidel verspätet haben. Ein guter Anfang, und bald mehr davon.

Mittwoch, 25. Juli. Expellas furca, tamen usque recurret! Treibs mit dem Bajonett hinaus, trotzdem kommts wieder dir ins Haus. Ich meine, die Treffen in Franken wären hinreichend gewesen, unserm Dorfvolke das Bayerngespenst aus dem Kopfe zu verscheuchen. Aber wie man sich täuschen kann! Die Leute haben nun einmal ihr Herz an den blauen Popanz gehängt. Ein dunkles Gefühl, daß Bayern der einzige Mittelstaat sei, der wie eine Macht aussieht, mag dahin wirken, und richtig, heute morgen ruft Kohlgärtner Fritsches Stentorstimme unten dem vorübergehenden Scherenschleifer und Siebmacher zu: „Heda, wissen Sies schon: Preußen ordentliche Dresche gekriegt“ — er scheint also wieder einmal umgeschlagen zu sein. „Die Bayern habens ihnen gegeben, wie es riecht und schmeckt, ihr ganzes Brot weggenommen. Dreitausend Mecklenburger auf der Stelle übergegangen. In Chemnitz haben sie den Kanonendonner deutlich gehört.“ — Ich mußte an mich halten, um ihm nicht hinabzurufen: „Nun lassen Sie vernünftige Christenmenschen mit Ihrem verwünschten Bieresel endlich in

Frieden!" Als ich nachmittags die Zeitung bekam, war nicht das Mindeste darin, was sich als Kern des Gerüchts hätte deuten lassen, im Gegenteil, die angenehme Nachricht, daß Herr von der Pfordten mit seinen Bemühungen um einen Waffenstillstand bei den Preußen abgefahren ist. Also doch Marsch nach München und Stuttgart und gründliche Abstrafung der „Bundestreue," vielleicht Reunion Ansbachs und Baireuths?

Gestern hats große Versammlung unsrer Leisen und Halben vom Nationalverein, trockne Pelzwäsche und Zurechtmachung des Bundesstaatsideals gegeben. Herr Professor Biedermann natürlich Vorsitzender und Hauptstimmführer, es geht gar nicht anders. Muß durchaus mit dabei sein, „wirken," die Weltgeschichte käme sonst nicht vom Flecke. Es ist überaus komisch, großen Menschen und Dingen diese eiteln, immer geschäftigen Resolutionsdrechsler zwischen den Beinen durchlaufen und der Welt ihre Philisterpolitik anbieten zu sehen, wo die Kanonen noch nicht einmal ausgeredet haben. Daß diese Partei noch immer nicht ahnt, wie ihr doktrinärer Schnack durch den Krieg ins alte Eisen gelegt worden ist, und daß man sich beim Frieden um alles andre eher als um ihre tugendhaften Wünsche kümmern wird, ist freilich nicht zu verwundern. Verblendung aus übergroßem Selbstgefühl ist ja immer ein Grundzug dieser aus superklugem Professorentum und aufgeblasenem höherm Spießbürgertum zusammengeflossenen Gesellschaft gewesen.

Siebente Woche

Donnerstag, 26. Juli. Heute kam O. von Dresden zum Besuch. Dort sind jetzt nicht mehr als etwa fünftausend Preußen. Die Schanzen auf der Altstädter Seite sind fertig. Sie bilden einen Halbkreis nach Südosten, Süden und Südwesten und sind fünf an Zahl, jede für zehn bis zwölf Geschütze eingerichtet. Eine liegt beim Lämmchen am Wege nach Blasewitz, eine zweite nördlich vom Großen Garten, links von der Straße nach Pirna, eine dritte am Ende des Großen Gartens, eine vierte bei Räcknitz, die fünfte und letzte endlich in der Gegend des Schusterhauses. Ein eignes Leben soll an dem Tage, wo Herwarth von Bittenfelds Hauptarmee

Dresden verließ, um über Hohnstein und Neustadt nach Böhmen zu gehen, in der Prager Vorstadt geherrscht haben. O. erzählt, daß die zurückgebliebnen Preußen mit aller Bestimmtheit einen Angriff der Sachsen und Österreicher auf Dresden erwartet, und daß sie Befehl gehabt haben, die Position auf Tod und Leben zu verteidigen. Ein Hauptpunkt wäre dabei das Taubstummeninstitut vor dem Falkenschlage gewesen. Hier hätte der Direktor, wie er O. selbst berichtet, die Offiziere des Hauptquartiers ihre Testamente machen sehen. Drei katholische Geistliche wären einen ganzen Tag beschäftigt gewesen, die Beichte der Soldaten zu hören. Der Direktor habe ein ganzes Kästchen voll Ringe gehabt, die ihm Offiziere und Gemeine für den Fall, daß sie den Kampf nicht überlebten, zur Besorgung an die Adressen übergeben, die auf daran befestigten Zettelchen gestanden hätten. Jeden Augenblick wäre das ganze Institut bereit gewesen, in den Keller zu flüchten. Diese Thermopylenstimmung hatte volle vierundzwanzig Stunden die Leute in Spannung erhalten. Dann erst hatte man Gewißheit bekommen, daß die Feinde nicht daran dachten, nach Norden vorzudringen.

Österreich hat, wie der Moniteur meldet, die Friedensgrundlagen, die seinen Austritt aus dem Bunde einschließen, nun endgiltig angenommen, und bei Wien herrscht Waffenruhe, deren Eintritt leider einen neuen Sieg der Preußen bei Preßburg, die Besetzung dieser Stadt und die Gefangennahme einer österreichischen Brigade mitten in glücklicher Entwicklung abgebrochen hat. Dagegen haben die Italiener noch Zeit gehabt, endlich eine kleine hübsche Viktorie zu gewinnen. Medici mit einem Teile der Garibaldischen Freiwilligen hat die Kaiserlichen bei Borgo im Valsugano geschlagen und marschiert auf Trient. Auch der preußische Siegeszug im Südwesten hat seinen flotten Fortgang. Die Schwarzrotgelben von Manteuffel bei Bischofsheim und Werbach geklopft, Mainarmee bereits auf badischem Boden, Frankfurt weiter gezüchtigt nach Verdienst, Souveränität bis auf weiteres — hoffentlich für alle Zeit — ausgestrichen, hoher Senat zu einfachem städtischem Magistrat, hoher gesetzgebender Körper zu gewöhnlicher Stadtverordnetenversammlung degradiert, der republikanische Kram mit herzoglich nassauischem und großherzoglich darmhessischem in einen Topf geworfen. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Auch bei uns scheint man etwas energischer auftreten zu wollen. Wenigstens meldet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, wegen Renitenz eines Teiles der Beamten und Hartnäckigkeit des Kommandanten auf dem Königstein sei in der Regelung der sächsischen Verhältnisse eine durchgreifende Änderung zu erwarten. Geht wohl vorzüglich auf die Landeskommission, mit der man sich preußischerseits von Anfang an gar nicht hätte einlassen sollen.

Freitag, 27. Juli. Diesen Morgen mit M. gesprochen, der das Hauptquartier der zweiten Reservearmee nach Hof begleitet hat. In Reichenbach nette kleine Geschichte passiert. Die reußische hohe Frau hatte sich, als sie Preußens ernste Ungnade merkte (das Ländchen ist jetzt von Altenburgern besetzt), ohne Verzug möglichst klein gemacht, ihre Armee desarmiert, ihr die Röcke ausgezogen und sie nach Hause geschickt — kurz: ungefähr Vogel Strauß mit dem Kopf im Busch gespielt. Dennoch mußte die gute Dame erleben, daß man sie nach Kriegsrecht behandelte und ihr wenigstens einen Gefangnen abnahm. Das ging aber so zu. Ein wißbegieriger Feldwebel vom reußischen Bataillon wünscht die Mecklenburger nach Bayern gehn zu sehen und begiebt sich zu diesem Zwecke auf den Reichenbacher Bahnhof. Sein böser Genius rät ihm, dort in Uniform zu erscheinen. Als der Zug mit dem Großherzog und seinem Stabe ankommt, bemerkt ein Adjutant den ihm unbekannten Rock, fragt und wird belehrt: „Ein reußischer Feldwebel.“ — „Hm — denkt er —, dächte, mit der Macht wären wir im Kriege,“ und meldet die Sache der Königlichen Hoheit. Diese läßt den Mann kommen, und nach einigem Hin- und Herreden wird er benachrichtigt, daß er Gefangner sei und in dem Zuge mit weiter müsse. So dampft er wirklich mit bis Hof, wo man ihn endlich entläßt und mit einem der nächsten Züge wieder nach Reichenbach zurückbringt. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Auf dem Reichenbacher Bahnhof hatte sich das an unserm Feldwebel bewährt, und so bat er, ihn weiter bis nach Werdau mitzunehmen, wo er sich bei Nacht heim begeben wolle, was ihm dann auch zugestanden wurde.

Nachmittags Telegramm aus Paris: Am 26. Juli Friedenspräliminarien in Nikolsburg unterzeichnet, Waffenruhe in Waffenstillstand verwandelt, Preußen bleibt bis zum Frieden in Böhmen und Mähren stehen. Österreich, so heißt es, ebenfalls aus Paris,

hält an zwei Punkten fest: ungeschmälerter Bestand des Reiches und Rückkehr des Königs von Sachsen in seine Staaten. Ich meine, über das Letzte wird es mit sich reden lassen. Ein gutes Stück des Königreichs wird, denke ich, den Preußen verbleiben. Mindestens Leipzig mit Umgebung, ohnehin, wie die Dresdner sagen, ein unechter Stein in der Krone des Hauses Wettin, und wahrscheinlich die Lausitz.

Aus Süddeutschland die Nachricht, daß Edelsheim seine Entlassung hat — ob genommen oder bekommen, ist nicht gesagt, auch im Grunde nicht von weltgeschichtlicher Bedeutung. In München hält, wie ein Telegramm mit wichtiger Miene meldet, Herr v. d. Pfordten unerschütterlich an der alten bayrischen Maxime fest, daß Bayern keinem Bunde angehören kann, dem nur eine der beiden Großmächte angehört. So so, na na. Wenn Exzellenz nicht mag, so wird sie ja wohl nicht mögen. Und unerschütterlich. Es könnte einem Angst werden. Aber in München, Herr Minister, sprechen wir uns über die Sache noch einmal. Inzwischen, verehrte, unerschütterliche Exzellenz, haben Sie die Gefälligkeit, sich die guten Freunde in Frankfurt zu betrachten und an ihnen zu erkennen, daß auch heutzutage noch manchmal Hochmut vor dem Falle kommt.

Sonnabend, 28. Juli. Die Stadt leert sich allmählich wieder von Soldaten, und viel seltner schon als in den letzten acht Tagen begegnet man noch auf den Straßen der zweierlei Tuch mit Metallknöpfen tragenden Menschheit. Gestern haben uns die Sechsundsechziger auf der Dresdner Bahn verlassen, und heute morgen sind ihnen die Siebenundzwanziger in derselben Richtung, wie man hört, zu Fuße gefolgt. Das bisher in Privatquartieren untergebrachte Bataillon des zwölften Landwehrregiments hat nun in die Militärkaserne in der Pleißenburg verlegt werden können.

Man begegnet jetzt ziemlich häufig aus preußischer Gefangenschaft zurückgekehrten sächsischen Soldaten. Ruhm und starkes Selbstgefühl bringen sie nicht mit, vielleicht aber haben sie sich während des Feldzugs einen Begriff davon erworben, was es heißt, dem Hause Habsburg zu dienen. Nach den Verlustlisten, die jetzt veröffentlicht sind, hat die sächsische Armee im ganzen an Toten 13 Offiziere und 132 Unteroffiziere und Gemeine, an Verwundeten 39 Offiziere und 979 Mann von den beiden andern Klassen, endlich an

Vermißten (größtenteils wohl Gefangnen) 2 Offiziere und 1225 andre Soldaten eingebüßt — eine starke Hekatombe für die Hausgötter der Dynastie Habsburg, die aber auch — mag es sich so oder anders gestalten — aller Wahrscheinlichkeit nach die letzte sein wird. Aus Wien schreibt man der Augsburgerin, daß zwischen der sächsischen und österreichischen Mannschaft durchaus kein kameradschaftliches Verhältnis bestehe — was bei der halbbarbarischen Natur und dem Sprachenbabel der letzten nicht verwundert —, und daß die Offiziere der einen die der andern nicht mehr salutieren. Wie? Hätte man sächsischerseits etwa die durch den Krieg und die nähere Bekanntschaft mit den Schattenseiten der k. k. Soldateska gewonnene Ansicht dieser, die einer unsrer Offiziere in diesen Tagen in einem Brief an seine Familie mit Worten stärkster Abneigung ausdrückte, nicht ganz verbergen können? Oder hätte man österreichischerseits die Sachsen zu deutlich merken lassen, daß man sie als sich untergeordnet betrachte? Ich vermute, beides wird der Fall gewesen sein, und wie angenehm muß das Schicksal sein, sich monatelang — denn auf baldige Rückkehr der Leute in die Heimat ist gar nicht zu rechnen — geringschätzig von Alliierten begegnen zu lassen, die man selbst geringschätzt!

Im Südwesten alles nach Wunsch. Mecklenburg und Manteuffel rücken wacker vor. Dieser hat den Bayern wieder ein paar für die Preußen günstige Gefechte geliefert. Der Hof am Nesenbach bringt schon sein Silberzeug nach der Schweiz in Sicherheit. Garstiges Fersengeld geben diese süddeutschen Großsprecher, die, Bayern und Reichsarmee zusammengezählt, mindestens mit hunderttausend Mann an sich gewiß ganz tüchtiger Truppen den zwei- bis fünfundvierzigtausend Preußen Manteuffels und ihren kleinen Hilfsheeren aus Oldenburg u. s. w. gegenüberstehen. In einem der vorhergehenden Treffen ist der Hauptmann Königer von den Darmstädtern gefallen. Als patriotisch denkender und ziemlich stark preußisch gesinnter Militärschriftsteller wird er von hiesigen Politikern von der Farbe des Nationalvereins als tragisches Opfer des Konflikts zwischen Fahneneid und politischem Gewissen betrachtet und lebhaft beklagt, und ich habe nichts gegen die Lehre, die man daraus ziehen hört.

Sonntag, 29. Juli. Das spezifisch sächsische patriotische

Kriegsgerücht lebt und arbeitet noch immer mit allen Kräften. Gestern berichtete es: Die Preußen von den Sachsen bei Wien geschlagen, ihr Kronprinz gefangen, sein Herr Vater hat ihn reklamiert, im Weigerungsfalle mit einem Bombardement Dresdens gedroht und von König Johann die Antwort erhalten: Dann schießen wir ihn tot. Heute sind die Mecklenburger, wie Fritsches Kohlgärtner sich erzählen, von den Bayern schreckbar in die Pfanne gehauen worden, von der preußischen Kompagnie, die in Anger einquartiert war, sind nur noch vier Mann am Leben. Wo die Katastrophe die Unglücklichen ereilt hat, weiß Berichterstatter nicht, „aber wahr ists, Vollbedingen sein Landwehrmann hats geschrieben.“ Die Zeitung und der Telegraph melden uns nichts davon — „die Preußen lassen sies nicht sagen,“ meint das Volk —, sie berichten, wie wirs nachgerade gewohnt sind, nur Erfreuliches: der Großherzog von Mecklenburg mit den Truppen des zweiten Armeekorps wohlbehalten in Baireuth eingerückt, Manteuffel von der andern Seite vor Würzburg erschienen, das von seinen Batterien beherrscht wird und zu kapitulieren begehrt, vorher wieder ein paar nette kleine Siege der Zündnadeln bei Helmstedt und Üttingen, wobei der Prinz Ludwig einen Denkzettel bekommen hat. Meiningen zur Erkenntnis gekommen und nun auch aus dem Bunde getreten.

In Nikolsburg also am 16. die Friedensbasis von den österreichischen Unterhändlern — vermutlich mit saurer Miene — wirklich unterzeichnet. Das Habsburgische Nationenkonglomerat scheidet aus Deutschland aus, belästigt und bedroht es nicht mehr mit seinem Egoismus, knüpft es nicht mehr an seine Geschicke, stört nicht mehr die nun rasch wachsende Einheit des Nordens, tritt seine Rechte an Schleswig-Holstein an König Wilhelm ab und zahlt einen Teil der Kosten des Krieges, der die Hofburg gedemütigt und dahin geschoben hat, wohin sie gehört. Sehr erquickend, dieser Abschluß des Streites! Ebenfalls recht wohlthuend, daß der Flügeladjutant, den der nun betteln gehende welfische Hochmut nach Nikolsburg zu Unterhandlungen geschickt hat, kurz und rund abgewiesen worden ist.

Abends die Welt draußen revidiert und unsre Sache bei guter Gesundheit und gedeihlichem Fortschritt gefunden wie nun seit Wochen. In Baden großer und hocherfreulicher Umschwung: Edelsheim die Thür gewiesen, Mathy, rein preußisch, nichts von Nationalvereins-

halbheiten, energisch, feurige Seele unter ruhiger Äußerlichkeit, fast fanatisch und despotisch, ganz der Mann, um gründlich aufzuräumen und Ordnung zu stiften, Premierminister des aufatmenden Großherzogs, Jolly Inneres, das klingt nach etwas und läßt viel vergessen, viel erwarten. Wenn man nur damit auch das Volk mit seinen schwarzen Schleichern und seinen roten Schreiern umgestalten könnte! Varnbüler und Dalwigk Bittgang nach dem preußischen Hauptquartier angetreten, wo Kollega Pfordten sich Waffenstillstand vom 2. August an ausgewirkt hat. Haben sich den Prinzen Wilhelm von Württemberg mitgenommen, wie ich annehme, um hofmäßiger behandelt zu werden, als diese Afterstaatsmänner nach ihrem Auftreten gegen Preußen und die unitarische Idee von Rechts wegen verdienten. Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen soll in Paris unter den Fittichen des kaiserlichen Adlers Schutz für sein bedrohtes kurhessisches Erbrecht suchen. Stünde ihm gut zu Gesicht und ist nicht unwahrscheinlich. That desgleichen, wenn mir recht ist, schon in der Frage der Elbherzogtümer. Aber der Adler wird mit kühnem Lächeln vor dem petitionierenden Sperlinge die Achseln zucken und höflich bedauern, für diesmal nicht helfen zu können.

Im Südosten hat die Garnison von Theresienstadt am 29., also drei Tage nach dem Waffenstillstande, die dortige Strombrücke gesprengt — unverständlich, wozu noch der Lärm, das Stück hat ausgespielt. Sonst nichts Bemerkenswertes von da, als Belagerungszustand in Wien, vor dem die Ostdeutsche Post ihre patriotische Orgel stillstehen läßt, und schroffer Bescheid des übelgelaunten Kaisers auf eine liberal gefärbte Adresse des Wiener Gemeinderats.

Im Südwesten Mecklenburger und unsre letzte preußische Einquartierung ein muntres Gefecht mit den Himmelblauen König Ludwigs bestanden, ein Bataillon seines Leibregiments zersprengt, ein paar hundert Gefangne gemacht. Ihr fürstlicher Führer hat von dem Regierungsbezirk Oberfranken im Namen des Königs von Preußen „Besitz genommen,“ ein Ausdruck, der, wenn ich mich recht erinnere, bisher bei Okkupationen nicht Stil war und vielleicht wieder in München zu denken geben wird. Manteuffel beschießt die Citadelle von Würzburg, die — was in Bayern ungefähr selbstverständlich ist — nicht in verteidigungsmäßigem Zustande ist.

Dienstag, 31. Juli. Diesen Morgen Besuch von R. aus

Dresden gehabt, der eine nette Anekdote von da mitbrachte. Er hatte auf der Terrasse einen entlassenen Verwundeten von der sächsischen Armee getroffen, der sehr übel auf die österreichischen Kameraden zu sprechen war. Die Verpflegung in Böhmen hätte sie hungern lassen, und statt Quartiere zu bekommen, hätten sie, auch wo es solche gegeben hätte, in Nacht und Nebel unter freiem Himmel kampieren müssen. Bei Königgrätz blessiert, wäre er mit andern zu Wagen nach einer österreichischen Ambulanz gebracht worden, und dabei hätten ihm die guten Freunde aus Böhmen seinen Tornister wegpraktiziert. Nirgends wäre Ordnung und Ehrlichkeit gewesen. „Da machtens Ihnen die Preußen, von denen wir hernachens gefangen wurden, ganz anders. Wenn einer seinen Tornister abgab, da klebten sie ihm eine Nummer drauf, und ebenso eine bekam der Mann, und wenn er dann seine Sachen wiederhaben wollte, brauchte er bloß seinen Zettel mit der Nummer vorzuweisen. Mausen aber, wie die Böhmaken — nein, das kommt bei den Preußen nicht vor." Ein Weißundgrüner hatte eingeworfen, so schlimm könnte es doch bei den Kaiserlichen nicht stehn, Erzähler sähe ja ganz voll und munter aus. Er war aber von diesem mit dem Bescheid abgefertigt worden, das müsse er besser wissen, und was sein gutes Aussehen beträfe, so hätte er das der preußischen Gefangenschaft zu verdanken.

Auch hier wird über die Österreicher geklagt. „Es waren unter den Verwundeten ordentliche Leute — erzählte Dr. N. —, aber noch mehr unordentliche. Früh schon verlangten sie Spirituosen, und ihre Begriffe von Mein und Dein befanden sich in bedauerlicher Gärung. Namentlich trat das ihnen gelieferte Bettzeug Wanderungen an, die es auf unrechte Wege, z. B. vor die Thür und in die Hände dienstfertiger Dritter brachten, die dafür die Flasche füllten." N. hatte das aus eigner Beobachtung und von Kollegen. Von einem Preußen das zu denken, wäre kaum möglich, von einem dieser Tschechen und Hannaken findet mans natürlich. Wie der Herr, so das Geschirr, d. h.: „Wer je in einen Zweig der k. k. Militärverwaltung hineingeblickt hat — schrieb uns vor einiger Zeit ein ehemaliger österreichischer Offizier —, der weiß, was da auch manchen vornehmen Leuten an den Fingern hängen bleibt," und „Wien ist ein abfaulender Düngerhaufen," sagte einmal sehr unhöflich, aber vermutlich sehr wahr der Feldmarschallleutnant von Welden.

Auch unter den sächsischen Patrioten der höhern Stände lebt der Aberglaube an das Bayerngespenst und läßt es große Dinge verrichten. Bei Roßbrunn hat es, wie einem hiesigen Buchhändler geschrieben wird, den Preußen übel mitgespielt und ihnen nicht weniger als sechzehn Kanonen abgenommen, was alte Herren in der Harmonie sehr erbaut.

Wie der kurhessische Prinz in Paris, so hätte der Welfenkönig in London Schutz und Hilfe nachgesucht, von Her Majestys Ministern aber den Bescheid erhalten, daß sie froh wären, die hannoversche Streitigkeit endlich einmal im Begriff zu sehen, begraben zu werden. Denke, die Antwort wird artiger lauten, aber ungefähr auf dasselbe hinauslaufen, was das Gerücht sie so kurz angebunden sagen läßt.

Am 5. August wird König Wilhelm in Berlin den Landtag eröffnen. Es wird gut aussehen, wenn die greise Majestät mit dem Lorbeer des Sieges im heiligen Kriege vor die Elihu Burrits der Fortschrittspartei tritt, die sich ihrer jämmerlichen Friedenspredigten vom Mai jetzt doch wohl schämen werden. Sieg ihm und seinem großen Minister auch hier — Sieg und Versöhnung!

Heute abend wieder große Versammlung unsrer gelind und sachte Preußischen. Wollen sich zu einer Partei zusammenthun, Programme, Resolutionen und dergleichen hübsche Sächelchen leisten, sich in der aufgehenden Sonne des Parlaments guten Morgen sagen. Was Ordentliches, eine Erklärung, die Hand und Fuß hat, wird dabei nicht herauskommen. Dazu fehlt den Führern der Glaube und der Mut. Schal und fahl, und viel Geschrei und wenig Wolle.

Ergötzlich zu hören ist, wie sich die Stimmung unter unsern Politikern vom Patriotischen Verein erhitzt. „Eher die Republik als preußische Hegemonie!" ließ sich gestern der Kapellmeister vernehmen, der dieses Orchester dirigiert. Der Herr Doktor war bisher ebenso stramm als Royalist wie als Partikularist.

Achte Woche

Mittwoch, 1. August. Der Krieg schläft allmählich auf seinen Grabhügeln und Trophäen ein, und der Friede wagt sich

wieder hervor. Der Strom aufregender Nachrichten, der in den letztverflossenen sieben ungeheuern Wochen vor unsern Augen vorüberrauschte, ist zum schmalen Bächlein geworden, und bald wird es nur noch tröpfeln. Mittlerweile ist es interessant, wenn auch nicht immer erfreulich, zu sehen, wie sich die Friedenssaaten, die der Fuß des Kriegsgottes niedergetreten hatte, zugleich mit dem Unkraut zwischen ihren Halmen langsam wieder aufrichten. Die Durchmärsche sind seltner geworden. Schon kehren Landwehren in die Heimat zurück, um statt der Muskete die Sense zu schultern. Die Lazarette fangen an, sich zu leeren, von der fünften Bürgerschule und ebenso von der Turnhalle ist die weiße Fahne mit dem roten Kreuze verschwunden, und die Stadt verpflegt und heilt nur noch etwa sechshundert Verwundete. Der Fabrikant denkt wieder ans Arbeiten, der Kaufmann spekuliert wieder, die Aktien steigen, und der Philister freut sich der bevorstehenden Bekanntmachung, wonach die Ziehungen der königlich sächsischen Landeslotterie demnächst wieder aufgenommen werden sollen. Der Partikularismus, ziemlich geduckt bisher, macht sich gerade und tritt auf die Zehen, um zu spähen.

Auch der Buchhandel wagt sich wieder ans Geschäft, zunächst, wie es scheint, nur an Ausbeutung des Krieges durch Sichtung und Verarbeitung dessen, was die Zeitungen im Sommer dieses Wendejahres von den Preußenzügen nach der Donau und dem Main berichtet haben. Eine ganze Reihe solcher Kompilationen sind schon in den ersten Lieferungen erschienen, andre angekündigt. Die Nachfrage nach diesen Produkten einer Zeit, wo die Quellen noch dürftig und trübe fließen, die Leidenschaften noch verblenden, soll bei einigen ganz außerordentlich lebhaft sein. In den letzten Wochen stand es auch auf diesem Gebiete der Gewerbthätigkeit unsrer Stadt übel. Die Bestellungen der Sortimenter wurden schwächer und blieben zuletzt fast ganz aus, die Berge von Bücherballen, die in den Packräumen der Kommissionäre an den Hauptversandtagen abgeladen werden, waren nicht mehr zu sehen. Die zweirädrigen Handkarren, mit denen die Markthelfer sie ausfuhren, standen still in den Winkeln; denn was noch verlangt wurde, konnte man auf den Armen fortbringen. Beinahe nur Kriegskarten wurden noch verlangt, wobei auch Veraltetes, z. B. Blätter, auf

denen Mailand noch österreichisch war, auf den Markt kam und unbesehen Käufer fand. Als Preußen gesiegt hatte, ließen lyrische Zwitscherlinge ihre Emotionen gedruckt vom Stapel laufen. Es war aber kein Arndt und kein Körner darunter, und eben so wenig hat die Musik, die gleichermaßen „nicht umhin konnte," etwas Besondres geleistet.

Donnerstag, 2. August. Heute also Waffenstillstand und wahrscheinlich Ende des Kriegs auch am Main. Möge ihm hier ein besserer Friede folgen, als er uns werden zu sollen scheint. Die Braunschweiger, die heute die Stadt passiert haben sollen, um den Preußen und Oldenburgern in Franken den bayrischen Löwen zähmen zu helfen, hätten sich nicht mehr zu bemühen brauchen. Es hat sich ohne sie gemacht, daß der Löwe zum Krebse wurde. Wenn man zurückblickt! Wie das dunkelblau hinunter wimmelte vom Thüringer Walde an die Werra und hinüber über die Rhön an die fränkische Saale und wieder über Gebirge, vorwärts, vorwärts, unaufhaltsam mit der schwarzweißen Fahne gegen die buntscheckige Übermacht, nach rechts hin gestoßen, nach links hin geschlagen, verdrängt, zersprengt — Hurra, ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben! Was sie liefen bei Laufach die Darmstädter vor den Zündnadeln, was sie schafften, daß sie fortkamen von Aschaffenburg die kaiserlichen Weißröcke mit der italienischen Zunge und der deutschen (jetzt deutschgewesenen) Armbinde! Was sie zitterten in Frankfurt, als das Gericht über sie kam, und wie sie wieder liefen und ihr Schießzeug wegwarfen, die Schwaben bei Tauberbischofsheim! „Eins, zwei, drei," sangen unsre Pickelhauben beim Einzug in die Bundesstadt am Main, „wir sind die Fünfundfünfziger, wir schießen mit Blei." Sie haben mit Blei geschossen und das Schwarze getroffen, die wackern Jungen Vogels von Falckenstein. Künftig aber Feuerspritzen statt der Kanonen und Musketen gegen die Generale der Prahler aus diesen Ecken.

(Spätere Randglosse. Übermut und Unbilligkeit! Die Deutschen sind überall gleich tapfer. Das Material war auch dort tüchtig, nur die rechte Form und gute Führung fehlten. Sie kamen hinzu, und die Geschlagnen vom Main und der Tauber wurden an der Maas und der Marne zu Siegern.)

Freitag, 3. August. Nichts als erfreuliche Kunde von

draußen, aus Südwesten wie aus Südosten. In Baden Mannheim und Heidelberg von preußischer Landwehr besetzt, und Markgraf Wilhelm mit seinen Truppen aus dem Taubergebiet nach Hause marschiert. Dagegen hätte Württemberg noch nicht nachgeben wollen. Zweifle daran. Ists wahr, so stärke ihm der Gott, der Pharao verblendete, seinen Mut und steife ihm den Nacken. Hochmut und Hartnäckigkeit waren bisher die besten Mitarbeiter am Bau der deutschen Einheit.

Die Nachricht, daß Rabenhorst der Armee im Exil österreichische Käppis aufsetzen wollte, ist wohl Erfindung, wenn auch bei dem Charakter des Herrn Kriegsministers nicht undenkbar.

In Augsburg ists, wie man liest, recht still um den grünen Tisch geworden, an dem man in den letzten Wochen das rein komische Nachspiel zu der Tragikomödie des deutschen Bundestags aufführte. Unter Vortritt des Repräsentanten Englands haben alle fremden Gesandten ihre Zuschauerloge verlassen, nur der russische ist geblieben, vermutlich, damit es nicht an einem Totengräber fehle, wenn das Lebenslämpchen endlich ganz ausgeht.

Abends vom kleinen F. die Notiz bekommen, daß gestern auf dem hiesigen Hauptsteueramte sämtliche Funktionäre unter preußische Oberleitung gestellt worden sind, und daß in Dresden das Gleiche stattgefunden hat. Auch die Salzverwaltung hat preußische Oberaufsicht erhalten.

In unsern Lazaretten soll es jetzt nicht recht erfreulich aussehen. Von den Soldaten hier starben in jeder der letzten drei Wochen durchschnittlich acht, und viele der Verwundeten sind nach dem dreizehnten Tage, dem „Wendetage," wie Doktor Günther sagt, trotz bester Versorgung und Abwartung in bedenklichem Zustande, weil sie nicht zu rechter Zeit in die rechten Hände gekommen sind. Die große Mehrzahl allerdings wird binnen kurzem den als geheilt Entlassenen folgen; aber nicht wenige sind, die kaum Hoffnung darauf haben. Als ich diesen Nachmittag an der Johanniskirche vorbei nach der innern Stadt ging, wurde wieder ein Österreicher nach dem Friedhofe gebracht. Er war, wie ich hörte, an Arm und Fuß zugleich blessiert gewesen, und man hatte ihn vor zehn Tagen noch im Garten des Waisenhauses in einem Handwagen herumfahren sehen. Gegen achtzig Kameraden, an Stöcken und Krücken

hinter dem Sarge herhinkend, meist Weißröcke, auch einige Preußen, gaben ihm das letzte Geleit — ein recht wehmütig stimmender Anblick.

Sonnabend, 4. August. Sollte mans für möglich halten! Zwei Tage schon Waffenstillstand bei Würzburg und Nürnberg, und noch immer tanzt vor dem Dresdner Thor in hartnäckiger Bauernphantasie das bayrische Irrlicht und treibt grausamen Unfug. „Der Preuße geschlagen, wissen Sies schon, und tüchtig. Der Mecklenburger auch. Ganze Kompagnien glatt weggeschossen, nur vier Mann übrig geblieben. Hauptkerle diese Bayern, Mordskerle!“ Es scheint die hübsche kleine Affaire zwischen Baireuth und Nürnberg zu sein, wo die Mecklenburger Dragoner ein Bataillon des bayrischen Leibregiments zersprengten und ihm seine Fahne entführten. Dabei mögen vier der Angreifer geblieben sein, und das wird sich in Ohr und Mund der Dorfmythe in „nur vier übrig geblieben“ verwandelt haben. Ganz natürlicher Prozeß. Es bleibt aber doch immer eine eigne Beobachtung, daß die guten Leute sich vor allem in der Monomanie von den siegreichen Bayern erfreuen und erbauen.

Die Kölnische Zeitung will wissen, daß auch uns in Sachsen eine starke Kriegskontribution auferlegt werden soll. Ein passender Beitrag zu den Kosten der Befreiung Deutschlands von Österreich wäre nicht unbillig; daß wir uns aber damit gewissermaßen von der Einverleibung in Preußen lösen und die Wiederkehr der alten Wirtschaft erkaufen sollen, ist bitter.

In Hannover partikularistische Agitation gegen die Parlamentswahlen und gegen die Annexion. Wird aufhören, sobald den Leuten deutlich gemacht ist, daß es schon zwölf geschlagen hat. Rußland scheint im stillen auf einen Kongreß hinzuarbeiten, der Preußen die Früchte seines Siegs verkümmern soll. Bismarck soll abgelehnt haben, sich vor Vollzug der Territorialveränderungen und Errichtung des norddeutschen Bundesstaates auf Verhandlungen über einen Kongreß einzulassen, und er hätte dabei England und Frankreich auf seiner Seite. Fürst Gortschakow wird sich also beruhigen müssen, falls er wirklich Unruhe über Preußens Wachstum empfunden und geäußert hat.

Morgen erwarten die Bekannten in der preußischen Thronrede

Erklärungen über die Annexionen und sonstigen politischen Neugestaltungen im deutschen Norden. Erlaube mir daran zu zweifeln, da die Sache von einem Genius ausgeht, der zwar immer mit dem Aplomb des Eingeweihten und Wohlunterrichteten auftritt, bisher aber schlecht informiert war. Auch ist ja der Friede noch nicht so weit gediehn, daß seine Resultate schon vom Throne herab verkündigt werden könnten. Im Gegenteil, ich meine, Graf Bismarcks Arbeit fängt jetzt erst recht an, und ich denke, er wird uns bessere Tage verschaffen, als wir sie jetzt erwarten.

Sonntag, 5. August. Berliner Thronrede von gutem Klange, sehr versöhnlich in der innern Frage, Bedeutung von Paragraph 99 anerkannt, Indemnitätsgesuch in Aussicht gestellt, sonst farblos. Nichts von bestimmten Annexionen. Die Grenzen des Staates sollen erweitert werden. Das ist alles, und wir hier zu Lande stehen noch immer vor dem Vorhange.

Inzwischen war hier etwas im Werke. Entschieden Preußischgesinnte dachten an eine Adresse an König Wilhelm, die in kurzen, aber deutlichen und rücksichtslosen Sätzen die Einverleibung Sachsens in Preußen für das beste Ende der gegenwärtigen Wirren erklären und darum bitten sollte. Einer unsrer ersten Kaufleute, desgleichen andre angesehene Bürger und Einwohner wollten sich an die Spitze stellen. Jetzt aber scheint die Absicht aufgegeben zu sein, da man nicht auf genug Namen rechnen kann. Die Mehrzahl der Preußischen schwört noch auf die Doktrin des Nationalvereins, und wenn es auch nicht an solchen fehlt, die eine kurze, glatte, runde Annexion einem langsamen, kostspieligen und von allerlei Widerwärtigkeiten begleiteten Absorbiertwerden vorziehn, wie es die Bundesstaatsidee in Gestalt der Februarforderungen von 1865 herbeiführen würde, so mangelt der Majorität die Entschlossenheit, ihre Überzeugung offen und ungescheut zu bekennen.

Montag, 16. August. Gestern ist Graf Hohenthal, der vor einiger Zeit nach Schönbrunn berufen worden war, um (da Beust natürlich unmöglich geworden ist) Instruktionen zu Unterhandlungen wegen eines Vertrags zwischen Sachsen und Preußen in betreff der Stellung Sachsens zu einem norddeutschen Bunde zu empfangen, von dort wieder hier durch und über Dresden nach Berlin gereist. Die Tour nach Österreich war für ihn nicht ohne Beschwerde und

selbst nicht ohne Gefahren, da er den Weg durch das Land der wilden Bajuvaren gewählt hatte. In der Richtung auf Regensburg eine Strecke über Hof hinausgekommen, wurde er — so erzählt Sch. „aus allerbester Quelle“ — von Kriegern dieses Stammes nach seiner Legitimation gefragt. Die von ihm gegebne Aufklärung über seine Person und seinen Auftrag genügte nicht; denn die Frager waren auf dem Kriegspfade, also nach bajuvarischer Sitte betrunken. Man bringt ihn vor den Häuptling, der aber gleichfalls auf dem Kriegspfade, folglich gleichfalls betrunken ist. Ein andrer Anführer wird herbeigeholt, vergebens; denn er befindet sich ebenfalls in dem Zustande, wo man mehr Alkohol als Verstand im Kopfe hat. Umsonst versucht der Graf noch einmal, sich mit den Wilden zu verständigen. Er sei bereit, seine Papiere zu zeigen und sich als Gesandten auszuweisen. — Ja, wer das glauben könnte; viel wahrscheinlicher, daß er ein preußischer Spion sei. — Er wolle seine Koffer öffnen und seine Uniform anlegen. — Auch kein Beweis, daß er kein Kundschafter sei; man wisse, die sächsischen Farben seien weiß und schwarz, die aber könne jeder anlegen. — Kurz und gut: der Graf wird als Spion behandelt, hat von Glück zu sagen, daß man ihn nicht mit Stricken bindet, und wird als Gefangner per Bahn weiter transportiert, wobei ihn grimmige Zivilbajuvaren zu zerreißen drohen, sodaß der ihn begleitende Häuptling gegen sie — die selbstverständlich gleichermaßen bezecht sind — den Tomahawk schwingen muß. Erst in Regensburg klärt sich die Sache auf, indem hier ein Oberst, mit dem Grafen von früher bekannt, und zwar auch auf dem Kriegspfade, aber gegen die Volkssitte unbenebelt, Verstand dazu mitbringt.

Wie viele solche Historien mögen sich im Laufe des Krieges im Bajuvarenlande zugetragen haben, und wie anmutig klangen die Geschichten aus Schleusingen, wo die Wilden mit dem Krug in der Hand auf Biertonnen Schildwach saßen, und aus Kaltennordheim, wo sie den „ketzerischen“ Bauern Tische und Bänke zerschlugen und ihnen ihre Lutherbilder besudelten!

Dienstag, 7. August. Bekanntmachung im Tageblatt: Die Lotterie wird wirklich wieder fortgesetzt, und schon in diesem Monate sollen sich die Lose wieder drehen. Hätten wir eine Spielbank im Lande, so wäre sie vermutlich auch schon wieder im Gange. Bereits

ist Professor Biedermann auf die Polizei zitiert und „bedeutet“ oder gar bestraft worden, weil er eine Versammlung unsrer sanftgehenden Preußenfreunde in der Zentralhalle veranstaltet hat, ohne sich genau an die hinsichtlich solcher Zusammenkünfte bestehenden Vorschriften zu halten. Erbaulicheres ist ohne Zweifel im Anzuge.

Der Augustenburger, der, so lange geschossen wurde, in irgend einer Coulisse verschwunden war, ist jetzt auf einen Augenblick wieder sichtbar geworden und hat durch seinen Minister Samwer bei dem Augsburger „Bundestage,“ der immer noch atmet, gegen die Einverleibung Schleswig-Holsteins nochmals kräftig Einsprache gethan. Zäh und konsequent wie immer. Aber wie sich die Exzellenzen, die den Protest in Empfang nahmen, bei dieser Haupt- und Staatsaktion angesehen haben mögen!

Preußen hat erklärt, daß es das Verhalten Italiens während der letzten Monate als ein sehr würdiges betrachten müsse und die Verbindungen mit ihm auch im Frieden fortbestehen zu sehen wünsche. Ganz in der Ordnung, Österreich und wohl auch einer andern zweifelhaften Macht gegenüber. Unsre Interessen und die italienischen kollidieren nirgends, und wenn auf die militärische Unterstützung von seiten des guten Freundes im Süden gegenwärtig nicht viel zu rechnen ist, so wird sich das in Zukunft besser gestalten, und in den nächsten Jahren giebt es schwerlich andre Feldzüge als auf diplomatischem Felde.

Mittwoch, 8. August. Draußen vor dem Fenster in der großen Welt nichts Neues von Bedeutung. Dagegen im Hause Treitschkes Schrift: „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten,“ eine rechte Fortsetzung des Kriegs gegen die Feinde unsers Glaubens, scharf und glänzend wie ein Schwert, wuchtig und warm von edler Flamme. Ganz andrer Ton und ganz andre Farbe als die unsrer liberalen Hektiker. Nichts von dem „Dürfte“ und „Möchte“ dieser Seelen aus blauer Milch und Blümchenkaffee. Ganz anders als deren Singsang klingt es an unser Herz und unsern Verstand, wenn er sagt:

„Diese drei Dynastien sind reif, überreif für die verwirkte Vernichtung, ihre Wiedereinsetzung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutschen Bundes, eine Versündigung an der Sittlichkeit der Nation. Die drei Länder sind erobert in gerechtem Kriege; denn niemals ward langmütige Macht von prahlerischer Ohnmacht

verachtender herausgefordert." — „Mit der Beseitigung der kleinen Kronen vollzieht sich nur ein Akt der historischen Notwendigkeit. Wer aus der Vergangenheit aller Nationen Europas noch immer nicht gelernt hat, daß die Kleinstaaterei in gereiften Kulturvölkern keine Stätte hat, und daß der Zug der Geschichte auf das Zusammenballen großer nationaler Massen weist, dem müssen sich nach den Erfahrungen dieser reichen Wochen endlich die Augen öffnen. Die Hülle heuchlerischer Phrasen, womit man so lange die Geheimnisse des mittelstaatlichen Lebens verdeckte, ist durch das Schwert hinweggerissen, und darunter tritt zu Tage — eitel Fäulnis und Moder." — „Die Mittelstaaten sind wohl im stande, ein gewisses schläfriges Behagen im Volke zu erregen, doch nicht eine wagende Hingebung, opferfreudige Staatsgesinnung." — Vortrefflich ist folgende Stelle: „Die Einverleibung in den preußischen Staat wird für alle gesunden arbeitenden Klassen des Volkes ein reiner Gewinn sein. Darunter leiden werden nur die unmittelbaren Umgebungen der kleinen Höfe, der kleinere unfähige Teil des Beamtentums, der arme Adel, der in den zahlreichen Sinekuren der Kleinstaaten willkommne Versorgung für seine unbrauchbaren Söhne fand, endlich — last, not least — die Eitelkeit und Rechthaberei des Professorentums. Es ist ein Jammer, welcher armselige Dünkel an den kleinstaatlichen Universitäten aufgewuchert ist, wie diese Hochschulen, berufen, dem ganzen Vaterlande hochsinnig zu dienen, zu Brutstätten des erbärmlichsten Partikularismus geworden sind. Dem echten Leipziger Professor ist der Gedanke unfaßbar, daß er aufhören soll, eine Perle im sächsischen Rautenkranze zu sein. Unbemerkt rauschen die brutalen Thatsachen der Geschichte an dem geschlossenen Auge des Doktrinärs vorüber; wenn sie ihm grausam seine Zirkel stören, so wird er verdrießlich und fühlt sich persönlich beleidigt." — „Sachsen ist ein Staat, Preußen ist ein Staat, folglich müssen sie zusammen einen Bundesstaat bilden. Erst wenn gewisse unwiderlegliche staatsrechtliche Paragraphen ein Gemeingut aller Deutschen geworden sind, wird sich auf friedlichem Wege, durch rechtlich-sittliche Mittel Deutschlands Verfassung neu gestalten. — Nein, schauet sie mit hellen Augen an, die wundervolle Wirklichkeit, wie sie strahlt in jugendlicher Lebenskraft, und laßt euch nicht bethören durch die Afterweisheit der Doktrinäre."

Auch Treitschke hat durch dieses Hetzen gegen sein sächsisches Vaterland bei allen objektiv Denkenden an Achtung eingebüßt.

In der That, goldne Worte überall und ein hochsinniger feuriger Geist. Und wie wird er wirken auf unsre Gebildeten? Die einen werden sich der schönen, aus voller Brust kommenden Sprache freuen und sie mit Pathos genießen, wie man einen edeln Wein genießt. Die andern werden ein säuerliches Lob für ihn haben, es ihm aber still und laut übel nehmen, daß er die Wahrheit gesagt hat. Thun wird von den Herren kaum einer etwas, man müßte denn fleißiges „Wirken" für die eigne Erwählung in das Parlament Thun nennen, das jetzt einigen von unsern zünftigen Politikern die ganze Existenz in Anspruch zu nehmen scheint.

Neunte Woche

Donnerstag, 9. August. Der Himmel draußen wieder wolkiger. Italien scheint sich mit Rücksicht auf die Freischaren, die außer heroischen Attituden nichts geleistet haben, und auf die Stimmung der Armee, die sich auch keiner großen Erfolge zu rühmen hat, mit Venetien nicht zufrieden geben zu wollen und auf die Abtretung auch Welschtirols zu bestehen. Österreich wieder soll nun Venetien nur gegen eine Geldentschädigung herausgeben wollen. Drei kaiserliche Armeekorps und ein halbes stünden schon wieder in Tirol und weiter südlich. Auch Preußen gegenüber wäre die Hoffnung noch nicht zu dem rechten Grade von Überlegung und Selbsterkenntnis gelangt, einzusehen, daß sie wohlfeilen Kaufs aus einem bedenklichen Handel entkommen ist.

Inzwischen hat die Beschlagnahme des Rugeschen „Manifestes an die deutsche Nation" zur Folge gehabt, daß man die Ansprache des ewigen Jünglings wenigstens liest, was vorher von vielen nicht gerade für unbedingt zum Heile der Seele erforderlich gehalten wurde. Noch besser hat, wie es scheint, auf den verständigen Teil unsers Publikums die Verfolgung der Broschüre Treitschkes gewirkt, die offenbar von Dresden her angeregt worden und mißlungen ist, und ich höre, daß es im Werke ist, sich darüber bei unsrer Kommandantur zu beschweren. Ob das zustande kommen wird, ist freilich die Frage, und ob es etwas helfen würde, muß ich bezweifeln. Wunderlich genug aber sind Zustände, wo unter den Augen einer

preußischen Regierung und Besatzung Beamte einer preußenfeindlichen Macht preußenfreundlichen Sympathien als „hochverräterischen" den Mund zuzuhalten wagen dürfen.

Auch in Dresden hebt, wie man von verschiednen Seiten her vernimmt, der Partikularismus keck wieder den Kopf und freut sich schon schwarz auf weiß, nun bald die unbehaglichen Preußen los zu werden. Nur die verzweifelnde Stimmung der guten Freunde in Wien und die häßlichen Schanzen, die das schöne Elbflorenz nun auch auf der Neustädter Seite umgürten, stören die wieder aufgetaute Gemütlichkeit. Diese Stimmung malen sogar halbamtliche Blätter zum großen Erstaunen der Lesewelt mit den schwärzesten Farben. Die Schanzen aber, die vorläufig der beste Trost für uns Preisgegebne sind, sollen sie, meine ich, „lassen stahn und keinen Dank dazu haben." Sie werden vorderhand eine genügende Garantie dafür sein, daß unser Herrgott auch fürderhin nicht gesonnen ist, die Bäume in den Himmel wachsen zu lassen.

Sehr erfreulich lautet die Notiz aus Berlin, daß Graf Münster, der Mann mit dem für preußische Ohren fatalen Namen, seinen Auftrag, die verräterischen Welfen wieder auf den Thron hinaufzubitten, unvollzogen im Koffer hat mit heimnehmen müssen. Nicht einmal vor sich gelassen hat ihn der König. Auch die partikularistischen Agitationen im Philisterium an der Leine beginnt man endlich zu hemmen. Sobald die Einverleibung erfolgt ist, wird das stiller werden. Nur die Ungewißheit macht es, daß die Leute noch so laut lamentieren. Zur Not kann man mit Vogel von Falckenstein als Gouverneur nachhelfen, der die widerborstigen Jütenbärte so glatt und nachgiebig zu machen verstanden hat. In Mecklenburg sollens die Ritter mißbilligen, daß ihr Großherzog in Bayern gegen das, „was wir lieben," zu Felde zieht. Das Parlament wird dieser Gesellschaft und ihrer Liebhaberei für das Mittelalter wohl Schweigen auferlegen.

Trotz der Wolken in Italien und an der Donau wird der Himmel im ganzen täglich heiterer. Heute noch einige Durchmärsche, von Osten nach Westen und von Norden nach Süden. Sonst alles friedlich, namentlich auf dem Gebiete von Handel und Wandel. Laut der neusten Bekanntmachung des hiesigen Oberpostamts unterliegt die Korrespondenz fast nach keiner Richtung der Windrose mehr

einer Beschränkung, und auch die bayrische Bahn südlich von Hof ist wieder in Betrieb gesetzt, vielen Leipzigern gewiß eine besonders willkommne Nachricht, nicht so sehr wegen der geistigen Schätze, die uns die Bahn näher rückte, als wegen der Getränke, die man in Kulmbach, Nürnberg und München braut und bei Papa Kitzing, bei Baarmann und bei dem Türken im Kaffeebaum verzapft.

Freitag, 10. August. Es ist Zeit, sich endlich aus dem Zustande gelassener Verzweiflung und träger, nur zum Spott aufgelegter Verdrossenheit, in den uns die Wendung der sächsischen Angelegenheit versenkte, herauszuheben, den Divan des Mißmuts zu verlassen und wieder ordentlich auf die Füße zu treten. Mit Gram und Neid, wie berechtigt sie sind, mit thatlosem Hassen wird nichts geändert, und das bloße Hoffen auf Gewalten außer uns oder gar auf den Zufall ziert nicht und nützt nicht. Sehen wir uns die gegenwärtige Sachlage einmal statt mit dem Rücken lieber ernsthaft mit den Augen an, und prüfen wir, wie mit der Halbheit, in die wir gegen unsern Wunsch und Willen hier zu geraten im Begriffe sind, bis auf weiteres auszukommen sein könnte. Vielleicht sieht die Sache doch nicht so verzweifelt aus, als sie zuerst erschien.

Nach den jetzt vorliegenden Grundzügen des Friedens wird nichts vom Königreiche Sachsen preußisch. Dagegen verzichtet Österreich auf alle Einrede in die Forderungen, die Preußen an den König Johann in betreff der nunmehrigen Einordnung seines Landes in den Norddeutschen Bund und in betreff der Zahlung eines Teils der Kriegskosten zu stellen belieben wird. Über diese Punkte wird schon verhandelt. Man wird sächsischerseits möglichst wenig zugestehn wollen, Preußen dagegen wird von der Notwendigkeit getrieben werden, viel zu verlangen und darunter sehr Unbequemes.

Was sollte Berlin fordern? Zunächst alles, was es von den Gliedern des Bundes beansprucht, die den Bundesverfassungsentwurf vom 10. Juni angenommen haben. Das wäre erstens Unterordnung unter die Leitung und Aufsicht der Bundesgewalt — d. h. zu Deutsch Preußens, des Staates, der nach seiner Vergrößerung durch Hannover, Hessen, Frankfurt und Schleswig-Holstein etwa fünfmal so mächtig als die Gesamtheit der übrigen den Bund bildenden Staaten Nord- und Mitteldeutschlands sein und auch im Parlament die ent-

schiedenste Majorität haben wird — hinsichtlich aller Dinge, die zur Zoll- und Handelsgesetzgebung und zu den Fragen über Maß, Gewicht und Münze, Papiergeld, Banken, Erfindungspatente, Schutz des geistigen Eigentums, Freizügigkeit, Gewerbebetrieb und Auswanderung gehören. Ferner Zentralisation des Konsularwesens, Oberaufsicht Preußens über Eisenbahnen, Telegraphen und Postanstalten, Einheit der Zivilprozeßordnung und des Konkursverfahrens. Endlich oberste Leitung der Diplomatie, Oberbefehl über das Heer des Bundes und das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen.

König Johann hat diese Forderungen in der elften Stunde der alten Zeit abgelehnt. Er kann nicht erwarten, daß man sie in der elften Stunde der neuen einfach wiederholen, sich mit ihnen begnügen wird. Man wird ihm jetzt wahrscheinlich weniger bequeme und von seiner Machtvollkommenheit weniger übrig lassende Bedingungen stellen.

Sonnabend, 11. August. Es rührt sich doch etwas mehr, als ich voraussetzte, wenigstens in Leipzig, und unsre Halben und Sanften sind doch ein wenig ganzer und derber, als mir scheinen wollte. Gestern war ich in einer ihrer Versammlungen, die diesmal nicht vertraulich war, da die Polizeidirektion sich erlaubt hatte, einen ihrer Horcher in den Saal zu postieren. Trotzdem sprach man ziemlich von der Leber weg und ließ noch bessere Gedanken und Absichten im Hintergrunde merken.

Einer der Faiseurs zwar, Mitglied des Nationalvereinsvorstandes, schien durch den Krieg wenig gelernt zu haben und noch ganz in dem Gerede der Zeit vor der großen Flut befangen, sodaß man vor ihm der Norddeutschen Allgemeinen Recht geben mußte, die noch mehr Klärung der Begriffe verlangte, bevor man an Einberufung des Parlaments denken könnte. Aber es nahm sich doch recht erfreulich aus, als dieser Redner wiederholt von einer Reichsgewalt sprach, der Sachsen sich in militärischer und diplomatischer Beziehung unterzuordnen habe, und sofort andre Mitglieder der Versammlung unter lautem Beifall und späterer einstimmiger Gutheißung der übrigen diesen Nebelbegriff mit dem klarern, solidern und realern Namen „Preußen" vertauscht wissen wollten. Es wurde ferner der übliche Mißbrauch mit dem Worte Volk getrieben, wonach

sich hundert oder ein paar hundert politisierende Herren schlankweg gebärden, als ob sie die Nation zu vertreten beauftragt wären. Doch fehlte es auch hier nicht an Widerspruch und Warnung.

In der Hauptsache war es ein recht hübscher Redeübungsklub mit den üblichen Requisiten und wohl noch was mehr: die Gesichter würdevoll, wie es sich für Mitarbeiter am Werke der Einigung deutscher Nation ziemt, die Reden fließend und meist klar, wenn auch nicht besonders tief, manche der vorgebrachten Gedanken verständig und praktisch, womit ich den von obigem Nationalvereinsmanne angekündigten Vorsatz, demnächst in Glauchau eine „Landesversammlung" (sollte heißen: Versammlung der Reste des Nationalvereins und der sächsischen Fortschrittspartei) ohne vorher festgestelltes Programm anzustiften, nicht gemeint haben will. Sehr praktisch dagegen war die von einem andern Mitgliede der Versammlung ausgehende Hinweisung darauf, daß durch geeignete Flugschriften für Aufklärung der Masse gesorgt werden müsse, und die daran geknüpfte Anzeige, daß unbekannte Wohlthäter einen Preis von zweihundert Thalern auf eine populäre Broschüre ausgesetzt hätten, die im Anschluß an die Frage des Eintritts Sachsens in die norddeutsche Union die unausbleiblichen Folgen des mit einer Verweigerung dieses Eintritts unzweifelhaft verbundnen Ausschlusses des Königreiches aus dem Zollverein darstelle. Prüfung der eingehenden Arbeiten und Verteilung des Preises sollte der Ausschuß der Versammlung übernehmen. Eine solche Schrift, die mit guter Kenntnis der Thatsachen das Geschick, diese passend und schlagend zu gruppieren, und die Gabe, faßlich zu reden, verbände, könnte viel wirken. Aber Eile thut dabei not; denn das Volk versinkt täglich wieder mehr in die alte Stumpfheit.

Sonntag, 12. August. Während es im Süden wieder hell wird, die italienische Kriegswolke sich verzieht, ballt sich im Westen von neuem Gewölk. Napoleon, so meldet nicht bloß Reuter, hätte sich besonnen, er müßte, wenn Preußen sich erheblich vergrößerte, seiner Länge auch eine Elle zusetzen und zwar von den Rheinlanden. Wirklich Gewölk? Vermutlich nur Meilerrauch, Ziegelhütte, Dampfwagen oder sonst ein passageres Wölkchen. Napoleon ist natürlich nicht der edle Uneigennützige, den sich manche von unsern guten Freunden aus der Schreckgestalt des Dezembermanns zurecht

gemacht haben. Welcher Politiker wäre das! Aber sein Eigennutz ist unüberlegsam. Er ist alt geworden und liebt die Glücksspiele, die großen Wagnisse nicht mehr; er hält es mit dem Erreichbaren und läßt sich von seinem Verstande sagen, daß von preußischem Gebiete ohne das größte Wagnis für ihn kaum etwas zu haben ist. Er kann sondiert haben, wird aber seine Anträge kaum in Forderungen verwandeln. Ich meine daher, daß man die Entrüstung, die man über französische Einmischung in unser norddeutsches Einigungs- und Annexionswerk loszuschießen hätte, vorderhand noch im Rohre behalten kann. Für unsre sächsischen Patrioten allerdings sind die Rothosen schon auf dem Marsche, und daß sie unwiderstehlich sind, leidet ihnen trotz der Lehre von Sadowa keinen Zweifel. „Die Österreicher, ja, aber die Franzosen, das ist doch ganz was andres.“ Wir andern aber wollen uns bis auf weiteres mit der Erinnerung begnügen, daß die Siege von Roßbach und Leuthen fast als Zwillinge geboren wurden.

Aus Dresden die Nachricht, daß der preußische Zivilkommissar das Verbot der Treitschkeschen Flugschrift aufzuheben gedenkt. Meldung des Dresdner Journals, das es wissen kann. Wird gute Wirkung thun, die Schwachen ermutigen und die Böswilligen inne werden lassen, wer dermalen noch Herr im Lande ist. Mittlerweile wird die prächtige Broschüre aus Eisen und Gold viel gelesen, wie ich sehe, auch von Kleinbürgern, und nur von unsern Leisetretern als zu schroff nicht recht goutiert. Mehr von solchen Simsonsfüchsen in die Saaten Beusts gejagt, die erst zu Asche werden müssen, bevor man den Boden neu besäen und auf eine befriedigende Ernte hoffen kann. Mit dem Parlament können wir noch warten und wird in Berlin ohne Zweifel gewartet werden. Das „Volk“ unsrer „Volkspolitiker“ hat zu der großen militärischen Revolution Graf Bismarcks nur indirekt mitgewirkt, das Volk in den Mittelstaaten gar nicht. Jetzt möchten die Herren ernten, wo sie nicht gesät haben, die nationalen Errungenschaften für ihre liberale Krähwinkelei ausbeuten, der Wirklichkeit wieder ihre Phantasien beimengen, den engen Zusammenschluß, die straffe Unterordnung unter ein Oberhaupt wieder durch Einschmuggelung von Nationalvereinsvorschlägen gelind partikularistischen Charakters lockern und illusorisch machen. Diese Gefahr wäre nächst gewissen legitimistischen Intriguen,

die auf Schonung und wenigstens halbe Rehabilitierung der verjagten Potentaten abzielen und sich, wie man erfährt, der Protektion sehr hochstehender Damen zu erfreuen haben, die größte für uns, aber man darf wohl hoffen, daß man ihr wie der auf der Berliner Wilhelmstraße zu begegnen wissen wird. Nichts von Parlament, bevor nicht annektiert ist. Was von Selfgovernment zu wünschen ist, kann später vereinbart und gewährt werden. Was der Liberalismus mit Recht beanspruchen kann, wird ihm nicht vorenthalten bleiben. So lange es noch der Erreichung möglichst dichter und fester Gruppierung der Norddeutschen um ihr Berliner Zentrum gilt, hat der Liberale mit seinem Begehren zu schweigen. Ein rein parlamentarisches Regiment eignet sich nicht für einen Staat, der im Interesse der Nation Militärstaat sein, zu weiterm Erobern gerüstet sein muß. Was die moralischen Eroberungen, die man so eifrig empfahl, bedeuten, haben wir gesehen: Entstehen des Nationalvereins, fünfundzwanzigtausend Köpfe voll Phrasen für ein Deutschland mit preußischer Spitze, dann, als die Spitze den Herren nicht zu Willen war, sich nicht das Selbstbestimmungsrecht, das heißt den Partikularismus, als Windfahne annageln lassen wollte, allmähliches Lockerwerden jener Phrasen, hierauf rapiderer Zerfall des Phantasiebaues, Weichen aus allen Fugen, Wanken und Schwanken, zuletzt ein kläglicher Trümmerfall. In der That, man sollte davon etwas gelernt haben, man sollte bescheidner geworden sein.

Montag, 13. August. Gestern nachmittag und heute Ausflug aufs Land und durch einige kleine Städte und Flecken, nach Grimma, Trebsen, Mutzschen, Wermsdorf und Dahlen. Zweck, einmal andre Luft zu schmecken als die der hiesigen Kreise, wirkliches Volk zu hören, zu rekognoszieren, sich zu informieren. Resultat nicht günstig für Parlamentswahlen. Die große Masse auf dem Lande völlig indifferent und ganz in der Hand der Beamten und Pastoren, die zum Teil wirklich von romantischer Anhänglichkeit an die Dynastie, zum Teil von der Furcht vor dem strammen, viel Arbeit fordernden, die bisherige schläfrige Gemütlichkeit in der Führung der Geschäfte bedrohenden Preußentum, zum Teil auch von der Angst, anzustoßen, sich zu kompromittieren und der lauernden Reaktion ins Garn zu geraten, bestimmt werden. In den kleinen Städten ebenfalls die alte Apathie und dazwischen einige

demokratische Fanatiker voll Aberglauben und Unverstand, in den Mythen lebend, die die fruchtbare Erfindungsgabe unsrer Preußenfeinde in den letzten Wochen zur Paralysierung der Wirkung der preußischen Erfolge in die Welt gesetzt hat, voll Hoffnung auf unveränderte Wiederkehr der alten Zustände, daneben ein paar, sagen wir ein halb Dutzend Klügere, die entweder schon früher, meist aus materiellen Gründen, für Preußischwerden waren oder durch die Okkupation belehrt worden sind, daß es kein Unglück sein würde. Einige Energie legen nur die Gegner Preußens an den Tag, vorzüglich durch Renommieren und Schimpfen. Die Preußischgesinnten, sofern sie es erst neuerdings geworden sind, sind meist durch die Entdeckung bekehrt, daß die Preußen „solche hübsche gebildete Leutchen sind," also auf echt sächsischem gemütlichen Wege. Vorher scheint man die Nachbarn aus dem Norden für eine Art Menschenfresser gehalten zu haben oder doch für schlimme Räuber. Auf der kurzen Tour stieß ich auf mehrere Beispiele, wo nach dieser düstern Vorstellung verfahren worden war: in einem Dorfe bei Grimma hatten die Bauern auf die Nachricht vom Einmarsche der Pickelhauben in Wurzen ihr sämtliches Vieh in den Wald geschafft, in einem andern hatte man sein Geld und seine Wertsachen vergraben u. dergl.

Gar nicht erfreulich ist der Ton der kleinen Blätter, die fast ohne Ausnahme in den Händen der Beustschen Politik waren, die jetzt voll von schlechtverhaltnem spezifischen Sachsentum sind, und deren Borniertheit von nicht geringem Einfluß auf die Volksstimmung sein wird, wenn die Wahlen zum Parlament kommen. Alles, was den Durchbruch zu verständiger Betrachtung der Sachlage erschwert, wird hier abgedruckt, die Einmischung Frankreichs, die partikularistische Agitation im Hannoverschen, der abgeschmackte Brief des Herrn von Westphalen müssen zum besten dienen. Gedichte von Dorfpastoren, Schulmeistern oder kleinen Beamten, die über das Exil des guten Königs klagen und dessen baldige Wiederkehr ersehnen, thun, indem sie sich an das Herz des Lesers wenden, ein übriges. Hier müßte Wandel geschafft werden, wenn es in den untern Schichten der Bevölkerung tagen soll. Die kleine Presse ist für allgemeine Volkswahlen, wie sie Graf Bismarck ins Auge gefaßt hat, unendlich viel wichtiger als die große. Macht man hier nicht Ordnung,

so werden alle Bemühungen um die Aufklärung und Aufrüttlung der von Beust und seinen Helfershelfern systematisch verdorbnen Meinung dieser Kreise wahrscheinlich nur sehr mäßige Ergebnisse liefern.

Mit Volksversammlungen kommen wir hier nicht zum Ziele. Sie sind eine Erfindung der großen Städte, die sich in der Provinz, schon der großen Entfernungen wegen, die die meisten von dem Orte der Zusammenkunft trennen, wohl niemals recht einbürgern wird, und sie laufen überhaupt zum guten Teil auf Schein und Spiel hinaus. Die beabsichtigte Landesversammlung in Glauchau wird schwerlich viel besseres leisten. Eine Anzahl Wohlgesinnter aus dieser Stadt, aus Meerane und Crimmitschau, aus Chemnitz und Leipzig werden sich zusammenfinden. Auch die Dresdner Freundchen werden ein paar Vertreter dorthin senden, nicht zur Verbesserung der Qualität des Ganzen. Es wird die alte Bühne mit ein paar neuen Akteurs, das alte Stück mit einigen neuen Stellen sein. Man wird ein Dutzend mehr oder minder wohlgesetzter Reden genießen, im Stil des Nationalvereins und nach dem Grundsatze multi, non multum verwässernde Kompromisse schließen, eine Reihe weiser und wohlabgewogner Resolutionen fassen und sich dann mit dem Bewußtsein nach Hause begeben, daß die gute Sache und das sächsische Vaterland nun gerettet wären. Die Hauptrolle werden vermutlich strebsame Advokaten und etliche andre immer redefertige Herren mit großen Phrasenbackentaschen spielen, die sich mit dem Parlament nicht gedulden können, und denen jede fünf Schock um sie versammelte Zuhörer „das Volk“ sind. „Das sächsische Volk will“ — „das deutsche Volk bedarf.“ Nicht doch: Hauptzweck, ihr Herren, ist euch oder der Mehrzahl von euch, daß ihr euer Licht wieder einmal leuchten, euer Lager von Redensarten wieder einmal an den Mann bringen könnt, wie früher bei Turner- und Sängerfesten, die ihr wie Jahrmärkte bezogt. Die Stimme des sächsischen, des deutschen Volkes wird man dort nicht hören, nur eine große Täuschung über sie wird zustande gebracht werden.

Komisch ist die unter diesen „Volkspolitikern“ jetzt häufig zu hörende Vorstellung, die Wiedereinführung des 1850 von der Reaktion aufgehobnen sächsischen Wahlgesetzes aus dem Jahre 1848 werde die Lage wesentlich ändern. Nur doktrinärer Aberglaube

und vollständige Unbekanntschaft mit dem Leben kann das erwarten. Ich habe nicht das mindeste gegen die juristische Berechtigung zu dem Verlangen nach Remedur in dieser Angelegenheit. Aber mit diesem Gaule zieht man die Sachsen gewiß nicht aus dem Sumpfe, worin sichs die Mehrzahl bis jetzt wohl sein ließ. Das Resultat jenes Wahlgesetzes war ein „Unverstandslandtag“ mit demokratischen Schnelldenkern und Schwärmern ohne politische Kenntnis und Erfahrung, mit „Jäkel im blauen Rock“ und Schulmeistern, die sich zu dem stolzen Grundsatze bekannten: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, mißbillige sie aber,“ und das Ergebnis einer Rehabilitierung des Gesetzes würde, wie die Dinge jetzt liegen, kaum etwas andres sein als wieder ein Unverstandslandtag. Einer der Faiseurs der in Leipzig sich regenden Partei giebt schon Äußerungen zu hören, die diese Befürchtung bestärken: er sagt ganz ungescheut, daß die Parteidoktrin allem andern voranzustehen hat, und daß die Geschichte sich ihr fügen, nach ihr gemacht werden muß, und es werden Ansichten von ihm berichtet, die sich ungefähr dahin präzisieren lassen: „Ich kenne die Gründe der Annexionisten, nach denen sie die Einverleibung der eroberten norddeutschen Länder in Preußen wünschen, zwar durchaus nicht, mag sie auch gar nicht wissen, mißbillige sie aber, weil — je nun, weil der Nationalverein die Annexion nicht auf seinem Programme hat, und ich in dessen Vorstand zu sitzen die Ehre habe.“

Immer muß wiederholt werden: was das Volk zunächst braucht, ist Belehrung über seine Vergangenheit seit 1815 und namentlich seit 1848 und über die ihm drohende Zukunft, kurze, faßliche, immer wiederholte und variierte Belehrung durch Flugschriften, durch Zeitungen und vor allen Dingen durch die kleinen Lokalblätter, die in die Masse dringen, und denen man nicht aus dem Wege gehen kann; dann als Bestätigung und Druckmittel hinter solchem Unterrichte — es ist ein wenig beschämend, das sagen zu müssen, aber nun einmal nicht zu verschweigen — gelinde, nach Befinden kräftigere Drohung mit dem Ausschluß aus dem Zollvereine. Für das eine haben wir zu sorgen, für das andre die Berliner Politik. Alles, was unsrerseits sonst vorgenommen wird, ist mehr oder minder Komödie, wie pathetisch und wie würdevoll man sich dabei auch ausdrücken und gebärden mag.

Je eher und je deutlicher man von Preußen her merken läßt, daß der Renitenz des Partikularismus die Daumenschraube schon geschmiedet ist, je eher man der Trägheit der Gleichgiltigen zeigt, daß sie sich regen muß, und zwar auf der richtigen Seite regen muß, wenn ihr nicht der Brotkorb höher gehängt werden soll, desto eher kann man auf eine zahlreich besuchte und verständige Landesversammlung und einen gefügigen Landtag hoffen. Ohne dieses Mittel werden die verehrten Herren in Glauchau nichts als die Zusammenkunft einiger bekannter, weil sehr rühriger Advokaten und Stadtverordneten sein, der hohe Landtag — gleichviel, ob nach dem jetzigen oder dem frühern Wahlgesetze zusammengetreten — nur die alte selbstgefällige Krähwinkelei und die alte politische Dekrepidität repräsentieren.

Dienstag, 14. August. Die Wolkenschicht im Westen — Saarlouis, Saarbrücken und das Land zwischen Saar und Lauter, also mehr bayrisches als preußisches Gebiet, sollten, wie es zuletzt hieß, von Napoleon beansprucht worden seien — scheint wirklich nur Meilerrauch gewesen zu sein. Hat man das Verlangen gestellt, so hat man sich bei der selbstverständlichen Ablehnung der Sache beruhigt. Die guten Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich sind nicht gestört. Angenehm! Das Verbot der Treitschkischen Schrift ist von Herrn von Wurmb in der That aufgehoben worden, die Leipziger Behörde aber hat die bezügliche Anordnung noch nicht auszuführen beliebt. Eine Ermunterung dazu würde auch angenehm sein.

Die Beunruhigung, die vorgestern jenseits des Rheins aufstieg, hat übrigens unsern Preußenfeinden den Kamm gewaltig wieder schwellen lassen, und sie wird hier nachwirken, bis eine neue Illusion sie ablöst. Jede Enttäuschung wird ohne Verzug durch eine andre möglichst thörichte Hoffnung ersetzt werden, bis endlich Thatsachen eintreten, die nicht mißzuverstehen sind, und um die man mit keiner Wendung herumkommt. Gestern brachte die Eisenbahn zwei Batterien, ich glaube eine vier- und eine sechspfündige, und gleich hieß es: „Die gehen an den Rhein, der Franzose ist eingebrochen." Um dieselbe Zeit ungefähr trafen schwarze Husaren aus Schneidemühl ein, und natürlich waren sie ebenfalls gegen Napoleons Zuaven und Chasseurs bestimmt. Sollte mich wundern, wenn nun nicht schon

morgen das wackre alte Bayerngespenst wieder auflebte und mit den Rothosen Arm in Arm vor den Augen unsrer patriotischen Visionäre herumgaukelte.

Abends. Richtig prophezeit, nur dichtet das Volk rascher, als ich dachte. Bayernspuk wieder auf den Beinen. Unser Mythenbriefträger Fritsche weiß es ganz gewiß. Die Nachricht, daß der Zug, der diese Nacht auf der Bayrischen Bahn hier eingetroffen ist, bei Neumark ein Unglück gehabt hat, und daß dabei ein Mann und vier Pferde das Leben eingebüßt haben, ist wahr, nur ist die Erklärung, dies sei dadurch veranlaßt worden, daß der Zug in der Dunkelheit auf einen andern gestoßen sei, dahin zu berichtigen, daß die Bayern den Schaden herbeigeführt haben, indem sie die Wagen mit Kanonen beschossen.

„Aber, Herr Fritsche, es ist ja Waffenstillstand."

„Ach, was Waffenstillstand! Der Franzose kommt, und da gehts bei uns wieder in die Bataille."

Das ist das „Volk," und das ungefähr wäre die sächsische Armee ohne Einverleibung in die preußische.

Mittwoch, 15. August. Treitschke von unsern Behörden noch immer aus den Schaufenstern der Buchläden und den Lesezimmern der Klubs und Ressourcen verbannt, und es wird, wie behauptet wird, sogar Klage gegen ihn vorbereitet; in der nächsten Biedermannschen Parteiversammlung sicherlich wieder säuberliche Überwachung durch die Polizei, daneben die Stadt voll preußischer Husaren, Musketiere und Kanonen, in Dresden desgleichen und überdies acht oder neun respekteinflößende Schanzen — wie lange soll dieses Stück aus der verkehrten Welt spielen, wie lange sich die Ohnmacht als Macht gebärden dürfen und alles im Schwanken verbleiben? Von Glauchau schon eine Loyalitätsadresse nach Schönbrunn abgegangen, die erste Frucht dieser Rücksichten und dieser Unsicherheit. Nicht lange wirds währen, so thun unsre „Patriotischen" hier und anderwärts desgleichen, und die antipreußische Agitation steht unter den Augen des preußischen Zivilkommissars und des preußischen Heeres in ganz Sachsen wieder in voller Blüte.

Er seufzt nach der Polizei, könnte man sagen, wenn man dies läse. Nicht doch, er wünscht sie möglichst weit hinweg, er verlangt nur, daß die sächsische Polizei veranlaßt werde, beide Parteien mit

gleichem Maße zu messen, beiden freie Rede zu gestatten. Unsre Gründe sind zu gut, als daß wir Widerlegung zu fürchten hätten. Aber Wind und Sonne müssen gleich verteilt sein. Das ist sicherlich ein bescheidnes Verlangen, an das kein verständiger Liberaler sich stoßen sollte. Wir wünschen nicht, daß man uns von Preußen aus ermutige, nur, daß man uns nicht entmutige durch Duldung gegen die, die uns keine Duldung gewähren. Die Broschüre, die der Biedermannsche Verein vorbereitet, wird es nicht allein thun, wie überzeugend sie ausfallen mag. Andre Flugschriften müßten ihr folgen dürfen und würden ihr folgen, wenn erst die Luft rein wäre. Die Gegner möchten dann versuchen, unsre Beweise zu entkräften. Gleiches müßte in der kleinen Presse, den Lokalblättern geschehen, die das meiste zur Versumpfung Sachsens beigetragen haben, die das beste zu seiner Drainierung leisten können, und die von Dresden her angeregt werden sollten, wie sie ihren Acker bisher mit dem Beustschen Apparat bearbeiten ließen, nun die Gegenpartei ans Werk zu lassen, auch hier wieder so, daß denen, die gegen uns etwas von Belang vorzubringen hätten, kein Pflock vorgesteckt wäre.

* * *

Hier endigt das Tagebuch; denn bald darauf verließ ich Leipzig, um in Hannover sich vollziehen zu sehen, was ich in Sachsen gehofft hatte, und dabei — ich denke, nicht ohne einigen Nutzen — mit dem was ich hatte und konnte, vergnügt mitzuarbeiten.

Sach- und Namenregister — Parallelstellen der „Gedanken und Erinnerungen“

Sachregister

A

C

D

E

G

H

J

N

O

Q

R

T

U

Parallelstellen

der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto v. Bismarck

(Einige im Text falsch gedruckte Zahlen wolle man hiernach berichtigen)

G. u. E.	Busch	G. u. E.	Busch	G. u. E.	Busch
I, V	III, 305	I, 215/6	II, 419	I, 363	II, 479
I, 1 f.	III, 251	I, 226 f.	I, 79	II, 1 f.	I, 137
I, 25 f.	I, 417	I, 237/8	I, 138	II, 8/9	I, 187
I, 37	II, 419	I, 239	II, 413	II, 28 f.	I, 143
I, 40 f.	I, 450	I, 239	II, 419	II, 31	III, 312
I, 45	I, 138	I, 246	II, 413	II, 32	I, 62
I, 48	III, 164	I, 246/7	II, 419	II, 32	III, 312
I, 59	I, 138	I, 251 f.	I, 137	II, 33/5	II, 467
I, 60	I, 138	I, 268	I, 419	II, 35 f.	I, 62
I, 60	I, 177	I, 271 f.	III, 307	II, 36/7	I, 408
I, 60	II, 331	I, 281 f.	II, 413	II, 39 f.	II, 466
I, 62	I, 138	I, 281 f.	II, 419	II, 42	II, 145
I, 64/5	I, 137	I, 281/2	III, 61	II, 43	II, 467
I, 66 f.	I, 415	I, 283	I, 137	II, 45 f.	II, 466
I, 68	I, 138	I, 283	I, 391	II, 43	I, 568
I, 76	I, 138	I, 312 f.	I, 137	II, 48	I, 182
I, 81	I, 391	I. 314	III, 188	II, 52/3	II, 87
I, 83	III, 279	I, 319	III, 265	II, 53	I, 103
I, 85/6	III, 140	I, 321	II, 419	II, 75	II, 353
I, 92	II, 421	I, 321	III, 94	II, 77	I, 177
I, 92 f.	II, 480	I, 322	III, 265	II, 77	II, 570
I, 93 f.	I, 137	I, 324	III, 265	II, 78 f.	I, 30
I, 93 f.	III, 231	I, 326	II, 86	II, 80	I, 54
I, 93/4	I, 391	I, 328	II, 86	II. 80	I, 411
I, 95	I, 138	I, 329	II, 86	II, 81	III, 331
I, 112	III, 164	I, 330	II, 86	II, 84	I, 546
I, 112/3	III, 80	I, 331/2	I, 232	II, 85 f.	I, 547
I, 115	II, 419	I, 332	I, 491	II, 86 f.	I, 258
I, 121 f.	II, 419	I, 337	II, 413	II, 86 f.	II, 419
I, 123	II, 413	I, 337	III, 61	II, 92/3	I, 103
I, 125 f.	II, 419	I, 339 f.	I, 188	II, 92/3	II, 87
I, 126	II, 350	I, 347	III, 140	II, 94	I, 62
I, 153	I, 29	I, 348	II, 419	II, 94	I, 350
I, 155	I, 570	I, 351 f.	I, 553	II, 94 f.	I, 408
I, 198	III, 248	I, 352	II, 47	II, 94 f.	I, 421
I, 203 f.	I, 323	I, 353 f.	I, 436	II, 94 f.	I, 533
I, 211	II, 419	I, 354	II, 115	II, 97	III, 80
I, 212 f.	II, 456	I, 355	I, 476	II, 98 ff.	I, 109

G. u. E.	Busch	G. u. E.	Busch	G. u. E.	Busch
II, 98	I, 328	II, 130	II, 588	II, 198 f.	I, 399
II, 98	I, 404	II, 131	II, 534	II, 198 f.	II, 413
II, 98	I, 408	II, 131	II, 560	II, 198	II, 417
II, 100	I, 340	II, 134	II, 578	II, 198 f.	II, 420
II, 103	I, 92	II, 137	II, 466	II, 198 f.	II, 443
II, 103/4	I, 46	II, 139	II, 455	II, 199 f.	II, 421
II, 104	I, 395	II, 142 f.	II, 314	II, 202	II, 421
II, 104 f.	I, 399	II, 142	II, 322	II, 219	II, 554
II, 104/5	I, 410	II, 142 f.	III, 12	II, 220	II, 561
II, 104 f.	I, 476	II, 147	I, 137	II, 227	II, 413
II, 104	I, 200	II, 147	I, 391	II, 229	I, 190
II, 105	I, 111	II, 148	II, 303	II, 229 f.	I, 192
II, 105	II, 554	II, 149	II, 337	II, 229 f.	II, 562
II, 105 f.	II, 552	II, 153	II, 421	II, 230	II, 87
II, 108 f.	I, 111	II, 158 f.	II, 422	II, 230	I, 103
II, 109	I, 328	II, 158 f.	II, 549	II, 231/2	II, 50
II, 109	I, 350	II, 161	II, 413	II, 231	I, 459
II, 110/5	I, 404	II, 161	II, 419	II, 231	II, 591
II, 111	I, 398	II, 161	II, 421	II, 236	III, 346
II, 111	I, 441	II, 161	II, 534	II, 236	II, 565
II, 112	I, 473	II, 162 f.	II, 405	II, 237 f.	II, 567
II, 112 f.	I, 493	II, 163	II, 361	II, 238 f.	III, 350
II, 112/3	I, 440	II, 163	II, 394	II, 238 f.	II, 562
II, 112	II, 42	II, 166 f.	I, 391	II, 238 f.	II, 567
II, 113 f.	I, 416	II, 168 f.	II, 304	II, 244 f.	III, 350
II, 113	I, 504	II, 168	II, 421	II, 246 f.	II, 567
II, 113/4	I, 441	II, 170 f.	II, 413	II, 247 f.	II, 568
II, 115 f.	I, 514	II, 174	II, 553	II, 247 f.	III, 352
II, 115	III, 252	II, 178	I, 103	II, 251 f.	II, 568
II, 116	III, 245	II, 178	II, 87	II, 257 f.	III, 213
II, 117 f.	I, 436	II, 180 f.	II, 422	II, 268	II, 421
II, 118 f.	I, 469	II, 180 f.	II, 549	II, 282 f.	II, 410
II, 118	II, 476	II, 180 f.	III, 12	II, 282 f.	II, 413
II, 119 f.	II, 38	II, 188 f.	II, 413	II, 282 f.	II, 419
II, 120	II, 60	II, 188	II, 419	II, 284	II, 442
II, 121/2	II, 61	II, 188	II, 578	II, 286	I, 404
II, 123	II, 367	II, 195	II, 561	II, 288	III, 313
II, 125 f.	II, 227	II, 196	II, 421	II, 290	II, 419
II, 127 f.	II, 314	II, 196/7	II, 413	II, 295	II, 463
II, 127 f.	II, 334	II, 196/7	II, 419	II, 300	III, 294
II, 127 f.	II, 421	II, 196/7	II, 561	II, 305	III, 230
II, 128 f.	II, 419	II, 196/7	II, 578	II, 305	III, 236

Namenregister

(Die fast auf jeder Seite vorkommenden Namen Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks sind im Register nicht aufgeführt.)

A

E

H

J

P

Q

R

S

[1] statt Schweinitz Schleinitz zu lesen.

T

Y

Z

Zeitungen und Zeitschriften

Druck von Carl Marquart in Leipzig

265

Preis des Werkes in Leinwand gebunden 25 Mark,
in Halbfranzbänden 28 Mark

Busch, Moritz,

Tagebuchblätter

Bd.: 3

1899